



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

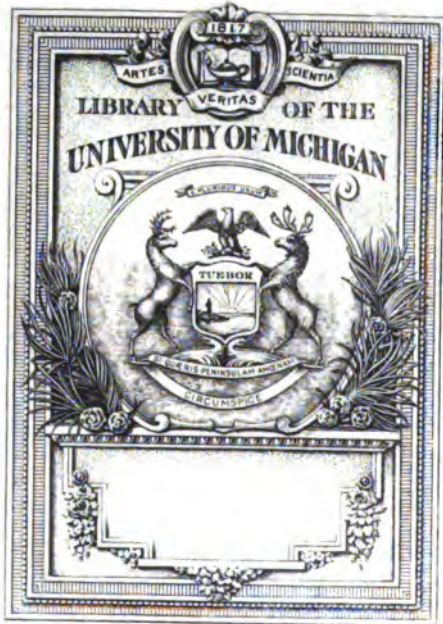
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

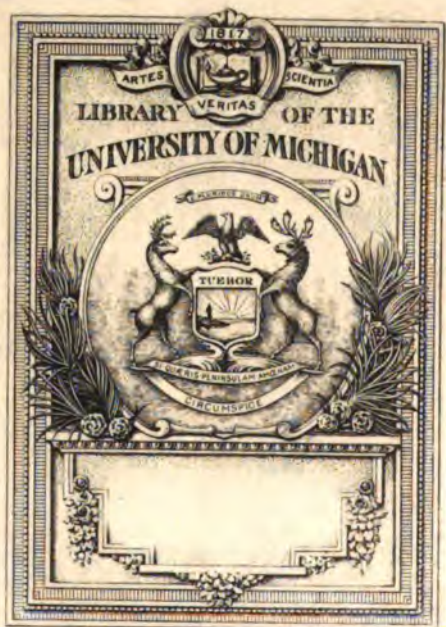
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



830.6

294



830.6

294









F. v. Lenbach pinx.

*[Handwritten signature]*

---

Handen.

Zweiter Band.

---

Berlin.  
Verlag von W. Hering.

1895.



10

*William*

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



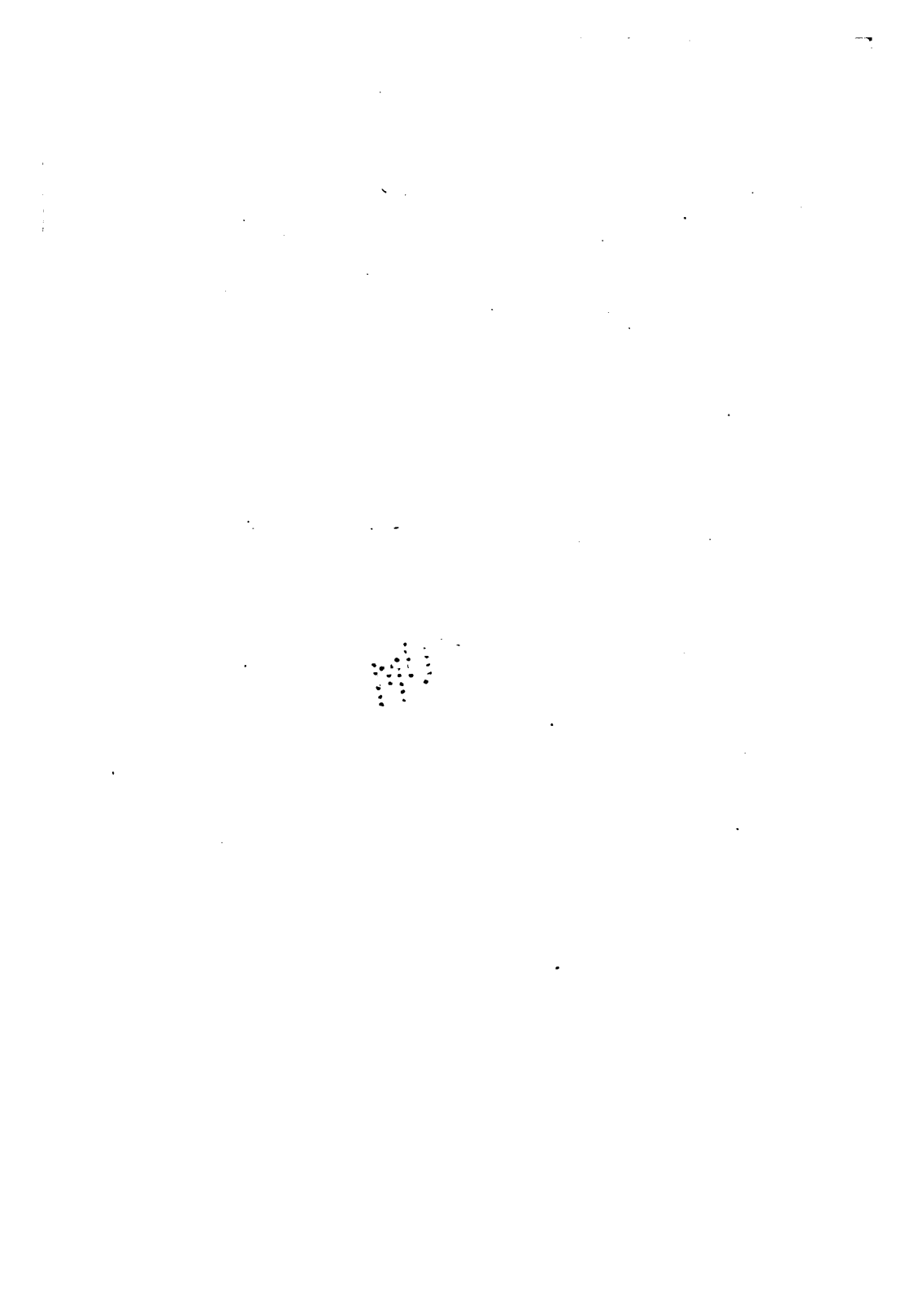
Dreizehnter Band.

---

Berlin.

Verlag von O. Häring.

1895.



Das Wort  
 Karawane  
 4-23-31  
 23211

## Inhalt.

1896 . . . . .	577	Flußhäfen, deutsche . . . . .	476
Am Tage von Hubertusstock . . . . .	153	(Vgl. hierzu: Häfen, unsere 12, 616.)	
Arbeiterversicherung . . . . .	393	Frage, die, des Geldwertes . . . . .	199
Arbeitervertretung in England . . . . .	557	Fräulein, das, mit der goldenen Krage . . . . .	267
Arbeitslosigkeit, die, in der Ge- schichte . . . . .	312	Freund, mein, der Doktor phil. . . . .	510
— — f. a. Mittel gegen Arbeit- losigkeit.		Frigi, Gräfin . . . . .	94
Aufgabe, die soziale, des Offiziers . . . . .	272	Gemeinderathswahlen, die wiener . . . . .	117
Aufgaben, die sozialen, der Rechts- wissenschaft. . . . .	257	Genossenschaft, eine sozialistische . . . . .	514
Aus dem Kampf um die Währung . . . . .	351	Gips im gewerblichen Rechtsschutz . . . . .	230
Aus dem Tagebuch eines Beamten . . . . .	481	Goldaktien f. Turbanwerthe. Graphologie, f. Photogramm, das, der Seele.	
Autoritäten . . . . .	42	Heinrich, Bruder, auf Reisen. Gedicht . . . . .	90
Bankgeschäfte mit Südamerika . . . . .	91	Heraklit . . . . .	24
Barbey f. Dichter, der, des Weibmysteriums.		Hubertusstock f. Am Tage v. H. Judic, die . . . . .	521
Berlin-Paris-Petersburg . . . . .	569	Jüdin, die, von Toledo . . . . .	429
Blick, ein, auf Europa . . . . .	597	Konjunktivus Praesentis, der . . . . .	370
Börsenkrisis f. Lehren. Börsenruhe . . . . .	518	Krach f. Nach dem Krach. Kuba . . . . .	84
Brief, ein pariser (vom Fürsten Bismarck) . . . . .	11	Lehren der letzten Börsenkrisis . . . . .	403
Brot, freies . . . . .	490, 538	Leiden, pariser . . . . .	426
Bücherliste . . . . .	576	Liebermann, Max . . . . .	234
Buddha, Genosse . . . . .	337	Mädchenlektüre . . . . .	572
Chicago f. Porcopolis. Chlodowech . . . . .	241	Mann und Weib in Amerika . . . . .	226
Crispi und Cavallotti . . . . .	181	Martyrologium . . . . .	433
Deutschamerikaner, die . . . . .	375	Mélie . . . . .	607
Dichter, der, des Weibmysteriums Einsamkeit . . . . .	219 308	Menschheitsreligion . . . . .	445
Engels, Friedrich . . . . .	34	Menzel, Adolf . . . . .	441
— — und der Marxismus . . . . .	59	Mittel gegen Arbeitslosigkeit . . . . .	342
— — und die soziale Bewegung . . . . .	122	— — f. a. Arbeitslosig- keit, die, in der Geschichte.	
Fiskus, der . . . . .	185	Mittelalter, altes und neues . . . . .	73
		Mittellandkanal, der . . . . .	20

Modemediziner . . . . .	188	Skandinavien f. Rußland und Skandinavien.	
Mütter, die . . . . .	45	Soll die Religion erhalten werden? . . . . .	612
Nach dem Krach . . . . .	378	Staatsministerium, das, und die „Zukunft“ . . . . .	97
Nießsches Lehrjahre . . . . .	603	Stimmungswechsel . . . . .	142
Notizbuch . . . . .	334, 479	Stoedter . . . . .	49
Ophir-Aktien . . . . .	289	Sybel, Heinrich von . . . . .	162
Panik, die . . . . .	330	Tenzonen. Gedichte . . . . .	279
Partei, die konservative . . . . .	385	Tessenborff, Ober-Reichsanwalt	549
Parteitag, der, der Sozialdemo- kratie . . . . .	299	Theater . . . . .	381
Pastoren, die geächteten . . . . .	249	Theaterbrief, ein . . . . .	281
Pasteur als Chemiker . . . . .	583	Theaterreinerbildung . . . . .	81
Photogramm, das, der Seele . . . . .	414	Turbanwerthe und Goldaktien . . . . .	276
Porcopolis . . . . .	459	Ueberlastung, die, der Richter . . . . .	504
Preßpranger . . . . .	190	Umsturzvorlage, eine . . . . .	16
Proletarierfibel, die . . . . .	564	Unschuld, die verfolgte . . . . .	145
Prozeß, ein . . . . .	616	Versehen, das . . . . .	318, 363
Puck in der Orgel . . . . .	410	Verzumpfung . . . . .	238
Rassenhygiene . . . . .	498	Währung f. Aus dem Kampfe um die Währung.	
Rechtsbewußtsein und Gesetzes- recht . . . . .	327	Wie der Lenzel Feierabend ge- halten hat . . . . .	176
Rentengüter, die, in Preußen . . . . .	465	Wien in der Hauffe . . . . .	471
Rückkehr, die, zu Jesus . . . . .	529	Wilhelm, der alte . . . . .	1
Rußland und Skandinavien . . . . .	193		
Sante, Elise . . . . .	619		
Shakespeares Caesar . . . . .	135		



Berlin, den 5. Oktober 1895.

## Der alte Wilhelm.

Das Jubelquartal liegt hinter uns. Nach dem Erntetage von Sedan wich die Hochsommerhitze, die so rasch den deutschen Waffen die Siege gereift und gehäuft hatte, und ein neues Ringen begann in der herbstlichen Landschaft, dessen Preis schwerer noch und nach längerem Harren erst zu erraffen war. Wohl war das bonapartistische Kaiserthum mit dem Glück, das allein es ein Vierteljahrhundert stützte, zusammengebrochen; mit ungestümer Leidenschaft aber rief Gambetta, der erste Ritter der romanischen Demokratie, nun das Volk zu verzweifelter Wehr und von allen Seiten wälzten in dichten Rotten sich neue Heere heran, Trümmer der alten, versprengten Armeen, die eilig bewaffnete Schaar der französischen Jugend und wüstes Gefindel, um der gefährdeten Hauptstadt rechtzeitig Entsatz zu bringen. Den in der Geschichte beispiellosen Versuch, eine mit fanatischem Muth vertheidigte Millionenstadt zu belagern, sollte ein Massenkrieg hemmen, wie ihn, in dieser wahnwitzig siedenden Wuth, die moderne Welt vorher nicht gesehen hatte. Straßburg fiel, Orleans wurde erstürmt, Soissons kapitulierte und die Mauern von Metz öffneten sich den deutschen Truppen; doch Paris hielt noch Stand, und ob von Sieg und Uebergabe auch oft genug frohe Kunde kam: alle Blicke wandten sich nach Paris und jedes Ohr horchte, hoffend oder angstvoll, auf die Minute, die den Kanonendonner an der Seine zum Schweigen bringen und das Schicksal zweier Herrenvölker entscheiden würde. Während dieser bangen Pause regte sich im Hauptquartier des Preußenkönigs geschäftiges Leben. Von Nothschild's Schloß Ferrières war der Kriegsherr in das versailer Präfekturgebäude übersiedelt und



harrte hier in geduldiger Ruhe, bis die starke Hand des treuen Berathers, der nun wieder in den Vordergrund der Geschichte trat, seine Fäden vorsichtig zu einem festen Netz verknüpft hatte, das künftig die deutschen Stämme mit dauerhaftem Gesträhn sicher umspannen konnte. Langsam, leise und klug wurde um die Wende des Jahres 1870 das Werk der Einheit bereitet, Vorurtheile und Bedenken, alter Groll und erwachende Furcht wurden mit milder Gemächlichkeit überwunden und endlich brach der Tag an, wo in dem Prunkschloß des Sonnenkönigs, das in goldenen Niesenlettern einst à toutes les gloires de la France geweiht worden war, ein Deutscher Kaiser die Krone aufs greisende Haupt setzen durfte. Der Gefrönte hatte als neunjähriger Knabe die schmählige Erniedrigung Preußens erlebt; an sein kindlich helles Gehör war wohl die Kunde gedrungen, der Uebermuth des siegreich vormärts stürmenden Korpsen wolle ein Deutsches Reich nicht mehr anerkennen und Franz der Zweite habe, fünf Tage nach Napoleons drohender Verkündung, auf die Würde der römisch-deutschen Kaiser verzichtet. Jetzt hatte der Dreiundsiebenzigjährige einen anderen Napoleon niedergeworfen und Preußen, dem in zwei schweren Kriegen die Hegemonie in Deutschland gesichert war, zum steilsten Gipfel des Ruhmes geführt. Er durfte stolz sein und blieb bescheiden; er durfte sich laut seines Vollbringens rühmen und barg sich freiwillig ins Dunkel. Dem Hofprediger Rogge, der berufen war, den feierlichen Akt der Krönung mit einer Weiherede einzuleiten, schärfte er nachdrücklich ein: „Rühmen Sie mich nicht in Ihrer Rede, denn ich bin nur ein Werkzeug gewesen in Gottes Hand.“

Das Jubelquartal liegt hinter uns, der laute Lärm der Siegesfeste verhallt und selbst die eifrigsten Feierredner werden der Begeisterung und dem Pathos bis zum achtzehnten Januar nun keinen Gegenstand finden. Das ist gut, denn durch reichliche Wiederholung gewinnt das zuerst zündende Wort nicht an Kraft, der mahnende Ruf nicht an Wirkung. Der Deutsche, der aufmerksam dem Werden der Stimmungen lauscht, darf sich nicht verhehlen, daß die Stärkung des Nationalgefühles, die das frohe Geräusch dieses Sommers uns bringen sollte, bis jetzt leider ausgeblieben ist und daß für flüchtige Stunden nur die rechte Freudigkeit sich einstellen will. Gleichgiltig oder in dumpfem Groll hält die Menge sich fern, der an unseren Kulturgenüssen ein allzu geringer Antheil beschieden ist, die für den kärglichsten Lohn die größte Arbeit zu thun hat und die deshalb an einer Kultur, der sie

nur als Dünger dient, sich nicht begeistern mag; der Handarbeiter, dem ein mit leichtem Herzen verkündetes Dogma den Anbruch des tausendjährigen Reiches auf Erden verheißt, will nichts davon wissen, daß auch er dem Deutschen Reich und dem großen Krieg, der es schuf, Etwas verdankt, und er gedenkt in den Feierstunden nur der gerechten Beschwerde, die er seit manchem Jahr mit sich herumträgt und die ihm mit hartem Wort immer wieder verwiesen wird. Wie Freiligrath nach einer flammenden Patriotenrede von einem alten, verhärmten Arbeiter die Frage hinnehmen mußte, ob er den armen Leuten auch Brot schaffen könne, so wird die festliche Luft jetzt von dem anschwellenden Murren des Proletariates gedämpft, das in erhitztem Tafelgerede den Hinweis auf einen Weg zu besseren Lebensbedingungen vermißt. Die besitzende Bürgerklasse ist durch Interessengegensätze zerklüftet, Landmann und Städter, Produzent und Händler messen, ängstlich wägend und zitternd nur wägend, die Kräfte, die sie in dem geschichtlichen Kampf des Kapitals mit der Arbeit so gern doch vereinen möchten, und sie werden des Jubeljahres nicht froh, weil sie empfinden, daß ihnen die feste Führung fehlt und daß sie von großen Erinnerungen allein in Behagen nicht leben können. Vielleicht wurde bei den glanzvollen Veranstaltungen der letzten Monate der Ton nicht getroffen, der in starker Schwingung Vergangenheit und Zukunft verbinden konnte; vielleicht drang die prologische Begeisterung nicht bis an die tiefste Wurzel des Glückes, dem ihr lautes Lobpreisen galt. Der stilleren Feier, die an dem Walten sittlicher Kräfte, nicht an dem Glanz blanker Waffen sich freut, ist die Pause zwischen den Schlachtfesten günstig und wir können sie nicht besser nützen als durch ein Verweilen vor dem Bilde des Mannes, der den sittlichen Kräften der aufsteigenden Volkheit Körper und Ausdruck gab. Aus der hangen Verworrenheit einer trübsällig unfruchtbaren Zeit, von den eken Skandalen, die mit widrigem Gezeter unser allzu öffentliches Leben erfüllen, sehnt der Blick sich in hellere Luft und wendet gern sich dem Bilde des ehrfürchtig von prunkloser Zärtlichkeit geliebten Herrschers zu, der Preußen aus schwerer Verirrung einst in die Klarheit führte. In seinen Zügen, die uns die holde Erinnerung wecken, wie es war, wie es wurde und werden konnte, finden wir vielleicht auch die Antwort auf die quälende Frage, was uns fehlt und was uns zu unserem Heil nothwendig ist.

Franz von Lenbach hat ihn uns gemalt; nicht den Heros, den später Lied und Legende ins epische Miesenmaß recken werden, nicht die

herrliche Heldengestalt, vor der jetzt schon, im Ueberschwang familiärer Dankbarkeit, der Enkel sich neigt, — nein: den gütigen Greis, nicht Wilhelm den Siegreichen, sondern den alten Wilhelm. Der große Seelendeuter, der aus den Hüllen höfischen und militärischen Pompes die feinste Menschlichkeit zu befreien und mit kräftigem Griff vor den Betrachter zu rücken vermag, hat den neunzigjährigen Kaiser nicht verschönt und nicht verfälscht; er hat ihn lange liebevoll angeschaut und ihn dann, ohne die Runzeln und die Wundmale des Alters zu unterschlagen, mit dem sicheren Muth des Genies der Natur nachgeschaffen. So, in der etwas ermüdeten und doch immer noch straffen Haltung, mit dem leise getrüben und doch vorichtig prüfenden Blick, lebt er in unserm Empfinden; so, mit einem Hauch matter, ergebener Wehmuth, der die ursprüngliche Heiterkeit der Soldatennatur doch nicht verdüstern konnte, sahen ihn Hunderttausende an dem Fenster seines einfachen Hauses, wenn die Wache aufzog und der freundliche Ernst seines Auges der jubelnden Menge zu sagen schien: solchen strammen Jungen dankt Ihr das Reich und die Hauptstadt des Reiches; sorgt, daß ihnen der Nachwuchs nie fehle, und vergesset nicht, nach lachender Erben arger Sitte, welche Opfer unserer Größe gebracht werden mußten. Auch die Aelteren kannten ihn kaum anders; hat die jähe Hitze der Jugend ihn niemals gepackt oder ist selbst in Anekdoten von seiner Jugendlichkeit keine Spur aufbewahrt? Alt und weise blickt er uns an: ein Mann, der ruhig harret, bis die Zeit einst erfüllt ist, und sich in Bereitschaft hält, auf daß die Schicksalsstunde ihn gerüstet finde. Das ist nicht ganz großer Männer Art. Große Männer meistern die Zeit, sie stemmen die starke Persönlichkeit gegen das Rad der Geschichte, sie zerreißen, für kurze Zeit freilich nur, die Kette der Entwicklung und führen herrlich, auf selbstgefundenen Pfaden, zum guten oder zum schlimmen Ziel. Große Männer werden das Glück oder das schwarze Verhängniß der Völker, die sie in das Gesetz ihrer Individualität zwingen, und kein Fühlender kommt ohne die Regung leidenschaftlicher Liebe oder heißen Hasses an ihrem Bilde vorbei. Vom Stamm solcher großen Männer war unser alter Kaiser nicht; ihm huldigt man in sanfter Zärtlichkeit, wie einem Vater, und wer ihn hassen will, muß sich seine adelige Gestalt erst ins Gemeine verzerren; Herr Auer sogar, der menschenverständlichste Führer der norddeutschen Sozialdemokratie, hat ihn in einer zu viel geschmähten und zu wenig beachteten Rede neulich einen einfachen, stillen, sparsamen,

friedliebenden Herrn genannt. Wenn die Geschichte das Bürgerjahrhundert durchsiebt, wird sie unter den Politikern wohl nur Zwei mit dem Namen des Großen schmücken: Bonaparte und Bismarck, den bösen und den guten Exponenten der Revolution, den schwärmenden Größerer und den nüchternen Staatenbildner. Die Größe läßt sich nicht dekretiren; mag in offiziellen Aktenstücken noch so oft von Wilhelm dem Großen die Rede sein: die Bezeichnung klingt zu stolz, klingt nicht innig genug, als daß sie jemals volksthümlich werden könnte. Groß scheint Der uns nur, neben dem kein Größerer aufträgt, — und der alte Kaiser hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er sich als den dankbaren Schuldner eines Größeren fühlte. Mögen Lied und Legende, die nach einem Jahrhundert jetzt schon an der Gestalt des alternden Spötters von Sanssouci ihre Tüncherarbeit gethan haben, ihn einst in die Sagenreihe der germanischen Heerkönige erhöhen: uns lebt er, wie Lenbachs Künstlerauge ihn sah und wie er, dem Nestor gleich, herrlich vollendet starb. Wilhelm der Große: es klingt gar so feierlich, nach Ceremonien und Gepränge, so furchtbar historisch, als läge schon eine Welt zwischen ihm und uns, denen er doch, wie ein lieber Schatten, zu jeder Stunde noch gegenwärtig ist. Wir ziehen den traulicheren Namen vor, den, in gerührtem und rührendem Erinnern, Bismarck ihm gern giebt, und nennen ihn mit kindhafter Anhänglichkeit den alten Wilhelm. Der Name bringt ihn in die Gesellschaft des alten Fritzgen und des alten Blüchers und da wird er sich wohler fühlen als bei Alexander und Bonaparte.

Es wäre sehr thöricht, ihn deshalb für klein, für unbedeutend zu halten. Als Hamlet den Fortinbras gesehen hat, erkennt er, daß wahrhafte Größe nur darin besteht: nicht ohne großen Gegenstand sich zu regen, doch einen Strohalm selber groß zu verfechten, wenn Ehre es befiehlt. Nach diesem Wort hat Wilhelm der Erste sein Leben lang gehandelt und es ist nicht eine Frage des Maaßes, sondern des Gefühls, ob man ihn den Großen nennen will. Auch der ausrichtige Mann, der sechshundert Jahre vor ihm zum Deutschen Kaiser erkürt wurde, auch Rudolf von Habsburg trägt in der Geschichte nicht den Titel des Großen und doch hat auch er Großes vollbracht und lebt als der typische Vertreter eines Zeitalters, im Gedächtniß der Menschen fort. Rudolf gehörte nicht mehr dem Kreis der Heiligen und Heroen an, den die Ottonen und die Salier bevölkert hatten, er war auch kein froher staufischer Ritter mehr, kein Mann des lustigen Dreinschlagens

und fröhlicher Neckenkämpfe; er war ein kluger und kühler Rechner, der beste Hausvater in seinem Lande, schlicht, sparsam, mäßig, im Ausdruck jeder Empfindung von äußerster Vorsicht und im Innersten doch von bauernschlauer Herzensheiterkeit. Als er in Todesahnung nach Speier zu Grabe ritt, soll, nach einer dichterisch verkürzten Ueberlieferung, von allen Seiten das Volk herbeigeströmt sein, um noch einmal das Antlitz des Theuren zu schauen. Das wäre nicht von einem Menschen nur, Das wäre von einer Epoche der Abschied gewesen und solches wehe Scheiden haben auch wir im Frühling des Jahres 1888 erlebt und erlitten. Die dicht gedrängten Schaaren, die damals, wie ein verschrecktes Hühnervolk, um das Denkmal des alten Frigen standen und mit ängstlich verhaltenem Athem der Nachricht vom alten Wilhelm harrten, empfanden ganz deutlich: da entschwindet uns eine Zeit, da kommt das Neue, das Unbekannte herauf. Nicht alle Wünsche hatte die scheidende Zeit erfüllt und an das Neue heftete sich manche Hoffnung; aber die Ruhe zerrann, die sichere Stetigkeit der Entwicklung schien gefährdet und bange Sorge mischte sich in die menschliche Trauer. Der alte Kaiser war die Gewähr der Ruhe gewesen; bei ihm gab es keine Ueberraschungen, keine hastigen Entschlüsse und keine plötzlich vorbrechende Laune. Er war, wie Rudolf, ein kluger und vorsichtiger Rechner, aber er war von der derberen, härteren und zugleich doch wärmeren Art der besten Hohenzollern; ein echter Sohn der Zeit des kantischen Pflichtgebotes, aber auch der Sohn der milden Mutter Luise. Friedrich hatte vom voltairischen Geist, von der pikanten Kost der Rationalisten und Encyclopädisten, zu viel genascht; er höhnte Gott, der ihm an der Spitze der stärksten Schwadronen leichte Arbeit zu haben schien, und die Welt und verließ sich darauf, daß er aus allen Fährlichkeiten, in die Ehrgeiz und Medisance ihn je bringen könnten, sich tapfer mit seinen Hackers herauschlagen würde; das Preußenvolk und den deutschen Stamm, die seinem Ideal nicht entsprachen und deren tiefstes Empfinden er nicht verstand, verachtete er und an die werdende Zeit knüpfte ihn kein festes, haltbares Band; er war die große, blühend und funkelnd geniale Persönlichkeit, aber seiner Schöpfung fehlte die Bürgschaft dauerhaften Bestehens, weil sie nicht auf die zum Licht drängenden Kräfte der Zeit gegründet war. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein Kind der Dämmerung, ein lichtscheuer Mann, der im Dunkel Großes plante und blinzeln und zagend dann vor der Tageshelle

stand; er war zu geistreich, um sicher zu sein, er sah die Dinge von zu vielen Seiten, um festen Fußes vorwärts schreiten zu können; das Romantikerhängniß ereilte ihn und er brach, nach prachtvollen Anläufen, morsch und müde zusammen, ein nutzloser Mann. In seinem Bruder mischten die Elemente sich glücklicher. Der König und Kaiser Wilhelm war kein heibischer Sonnensohn, kein Spötter, kein Schwärmer. Ihm war die heilsame Begrenztheit geworden, die allein erst die Festigkeit des Willens verleiht; nichts Menschliches war ihm fremd, er liebte die leichte Kurzweil, das bunte Tanzspiel und die Schönheit schlanker Frauen, und in seinem Bild darf der Zug der Geistes-einfalt so wenig fehlen wie die Freude an galantem Getändel. Sein Bild braucht die täuschende Metouche nicht, denn er hat Alles, was allzu menschlich in ihm war, weise immer zurückgedrängt: seine persönliche Neigung vermochte nichts über den Herrscher, — und so kann man den Menschen lieben, dessen Individualität feste Grenzen gesetzt waren, und den Monarchen bewundern, der die Entpersönlichung weiter als vor ihm irgend ein Anderer trieb und sein hohes Amt nach bestem Gewissen betreute, ohne Lust und Laune willkürlich schalten zu lassen. Friedrich hatte sich, schmunzelnd vielleicht, den ersten Diener des Staates genannt und Friedrich Wilhelm hatte, gewiß ganz ehrlich, gefürchtet, schon ein Blatt Papier könne zwischen ihm und seinem Volk die innige Gemeinschaft lockern; dennoch blieben Beide dem Volksempfinden fremde und ferne Herren, die man im Glück umwedelt und im Unglück verwünscht. Wilhelm, der Soldatenprinz, der Sproß starrer Feudalität, wurde der erste König der festländischen Demokratie, — nicht ein Bourgeoiskönig wie Louis Philippe, nicht ein Geschäftsmann und Spekulant wie der belgische Leopold, sondern ein Bürger, der König blieb, der von der Liebe des Volkes getragene, von der Verantwortlichkeit seines Berufes erfüllte Vertrauensmann der Nation. Er hat einen neuen Monarchentypus geschaffen, den Typus des Monarchen in einer veränderten Zeit. Der Mann, dem solches Schaffen gelang, kann nicht unbedeutend gewesen sein.

Wie es ihm gelang? Man müßte ein Jahrhundert preussischer Geschichte schreiben, um diese glückliche Fügung ausreichend zu erklären. Prinz Wilhelm von Preußen hat dieses Jahrhundert erlebt und er hat aus ihm gelernt, unermüdlich, bis zum letzten Wank ein bescheidener Schüler der Geschichte. Er hatte Jammer und Schmach erlebt und daraus gelernt, daß man auch für die schwarzen Tage vorsorgen und im Glück

einen Schatz von Vertrauen und Liebe ansammeln muß, der im Unglück dann die Hungernden stillt. Wie ein schwaches Regiment die Führung des Volkes verliert, hatte er gesehen, und wie ein unruhiges Irriüchtliren Verwirrung schafft, — und die Lehre gefunden: daß man aufsteigende Kräfte, wohlthätige und schädliche, früh erkennen und rechtzeitig lenken muß, damit sie nicht später Den, der sie leiten sollte, in demüthigende Willfährigkeit zwingen. Der Applaus und das Trugbild rascher Popularität lockte ihn nicht, der Jahre lang in geduldigem Schweigen den Thorenhaß der rothen Motten von damals getragen hatte; er that, auf welchen Posten er immer gestellt sein mochte, furchtlos und treu seine Pflicht, hoffte auf künftige Gerechtigkeit, nicht auf lärmende Gunst der Menge, und merkte früh, wie sänstiglich oft sich bald Das selbst fügt, was so wild und wüßt erst begonnen hatte. Er hatte sich eingeschärft, daß es gefährlich ist, in die Flamme zu blasen, und daß ein im Rang hochgestellter Mann sich nie zu den kleinen Leidenschaften der Stunde erniedern darf. Als Soldat war er an Gehorsam gewöhnt — und wer gut gehorcht, wird auch gut befohlen —, aber auch an schnellen Entschluß, an sichere Führung und unbeirrte Erfüllung der Pflicht. Er pflegte später zu sagen, um Staatsfachen habe er sich bis in sein reifes Mannesalter wenig bekümmert, sondern eigentlich nur gelernt, eine Infanteriedivision richtig zu führen. Es sollte sich zeigen, daß diese rein militärische Drillung ihm die beste Grundlage für eine Monarchenerziehung gab, eine sehr viel bessere als etwa ein dilettantisches Maschen von allen Schüsseln. Er war selbständig geworden in dieser Schule, kein jubelndes oder schmähendes Gebrüll focht ihn an, aber er hatte auch gelernt, daß man im Glied den Widerspruch unterdrücken und ohne Murren dem Kommando folgen muß. Die Ständeversammlung, der Gang nach Osmütz, Preußens Haltung im Krimkrieg und manches Andere war nicht nach seinem Sinn und die Kamarilla, die Gruppe der Ober-, Unter- und Flügelteuffel nebst dem gerlachijchen Anhang, mochte ihm nicht behagen. Aber er beugte sich dem Befehl, zwang die Bedenken nieder und stellte die Entscheidung Gott anheim. Denn er war von Herzen fromm, ein guter Christ und ein rechter Protestant; mit seinem Glauben, der ihm das Heiligste war, prunkte er nie, er war kein Mucker, kein Prahler, und der Gang zur Propaganda war in ihm nie stark; das Verhältniß zu Gott war ihm eine allerpersönlichste Angelegenheit, in die kein Fremder hineinschauen durfte; aber dieses

Gottvertrauen war das tägliche Brot seines Lebens, es gab ihm zum Vorgehen den Muth, die Kraft zur Entfagung und die Möglichkeit, seinem Wahlspruch zu folgen: Alles vergeben und nichts vergessen. Als er, wahrlich nicht leichten Herzens, die Regentschaft antrat, war eine seiner ersten Amtspflichten, ein Patent zu zeichnen, das dem Literaten Linden-berg einen Posten im Posen'schen verlieh; der verrufene Mann hatte gegen den Prinzen von Preußen als ein gehässiger Verleumder gewählt, aber der Regent kannte kein Zögern und unterschrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, die Bestallung. Als später tödtliche Mörder ihm nach dem Leben strebten, vernahm man aus seinem Munde kein hartes, kein zornig verdammandes Wort: er war nur ein Werkzeug in Gottes Hand, Gottes Hand würde ihn weislich hüten und führen. Dabei war ihm jeder Fatalismus ganz fremd. Es ist ein Irrthum, zu wähnen, er sei beinahe widerwillig zum Ruhm geschleppt worden. Die Heeresreform, ohne die Preußens Größe nicht zu denken ist, war sein eigenstes Werk; und daß er die nationale Aufgabe früh erkannte, beweist der Brief, den er im Frühjahr 1849 an den General Nagmer schrieb und in dem wir die Sätze finden: „Wer Deutschland regiren will, muß es sich erobern; à la Gagner geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein. Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte — aber das Wann und das Wie? Darauf kommt es an.“ Als über das Wann und das Wie dann die Entscheidung gefallen war, stand er bereit und gerüstet. Der praktische Sinn für das Richtige hatte ihn sicher geleitet, die nüchterne Ruhe, die auch vor bitterer Wahrheit nicht erschreckt, hatte ihm schlimme Enttäuschung erspart und das wichtigste Herrschertalent, die Fähigkeit, Menschen zu unterscheiden, hatte ihm die besten Berather gewonnen. Der Mann, der mit sechzig Jahren, mit einer lückenhaften Bildung, zur Herrschaft gelangt war, hatte gut gehört, unermüdet gearbeitet und Vieles gelernt; er folgte nur seiner gewissenhaft erwogenen Ueberzeugung, aber er scheute selbst als Greis die Belehrung nicht und sein ganzes Mühen war darauf gerichtet, so viel Verständniß zu erwerben, daß er der Belehrung zugänglich war und sie an der rechten Quelle zu schöpfen wußte. Ihm, dem keine Spur von Olympierbewußtsein anhaftete, ward es leicht, vor bewährter Tüchtigkeit sich zu bescheiden, und Dankbarkeit war ihm ein Herzensbedürfniß. Er hat gewiß empfunden, daß



die besten Diener, die stärksten, nicht die bequemsten sind, aber er nahm die Unbequemlichkeiten und Reibungen gern in den Kauf, denn der Beste war ihm für das Wohl des Ganzen, das er verwalten sollte, gerade gut genug und er hätte sich nie verziehen, wenn er in empfindlicher Laune auf erprobte und treue Hilfe verzichtet hätte. So wurde er der providentielle Mann, der König, der für das gewandelte Preußenland nach trüber Gährung nöthig war, — so konnte er Deutscher Kaiser werden.

Seine historische Bedeutung ragt weit über die deutschen Grenzen hinaus. Er hat, nach Thierings Wort, in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr der Monarchie entfremdete, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, die nicht blos die Kronenträger, nein, auch die Völker ringsum für immer zu seinen Schuldnern macht. Er hat gezeigt, daß man stark sein und doch still bleiben, fest im Ererbten beharren und der wechselnden Zeit sich doch anpassen kann, daß ein Herrscher, ohne zum Schattenkönig hinabzusenken, niemals persönlich hervorzutreten, nie für Unbeträchtliches sein Ansehen einzusetzen braucht. In der harten Schule des Unglückes und straffer soldatischer Zucht hat er erfahren, daß auch von dem Höchsten das Volksbewußtsein, das man nicht mit öffentlichen Meinungen verwechseln darf, Achtung und Beachtung heischt und daß Vertrauen nicht durch lockende Worte, wie ein verliebtes Mädchen vom hitzigen Knaben, erworben wird. Drei große Kriege hat er zu siegreichem Ende geführt; aber er wäre, als das Volk ihn und er das Volk erst erkannt hatte, auch an der Spitze eines geschlagenen Heeres der geliebte König geblieben. In der Verworrenheit einer trübsällig unfruchtbaren Zeit kann das Bild des leisen und doch so mächtigen Werbers für den köstlichsten Lebensinhalt der Monarchie Völker und Fürsten mahnend daran erinnern, daß ihrem Glück die Bürgschaft der Dauer fehlt, wenn sie nicht sicher sind, ohne gerechten Vorwurf fürchten zu müssen, ein dräuendes Unglück aufrecht zu bestehen



## Ein pariser Brief.\*)

Frankfurt, 29. April 1857.

Ev. Excellenz

wollen geneigtest verzeihen, daß ich nicht schon einige Tage früher geschrieben habe; ich bin seit meiner Rückkehr hierher an den Folgen einer Erkältung krank gewesen, habe zwei Tage zu Bett liegen müssen und schreibe auch jetzt noch unter dem Druck verschiedener Körperleiden.

Von französischer Seite bin ich mit einer großen Zuvorkommenheit behandelt worden; mit Graf Walenski habe ich mehre längere Unterredungen gehabt, deren Inhalt ich übergehe, weil der Kaiser mir das Selbe bestimmter und unumwundener sagte, in Betreff Dänemarks sowohl wie der allgemeinen Politik. Letzter berief mich zu einer Audienz, noch ehe meine amtliche Meldung durch Hatzfeldt stattgefunden hatte. Er sieht sehr wohl aus und ist nicht unbeträchtlich stärker geworden seit 1855, einen Umstand, den ich mit den Krankheiten, die das Gerücht ihm zuzuschreiben pflegt, für unvereinbar halte. Ich bin kein Arzt, aber wie ich ihn gesehen habe, glaube ich nicht mehr an diese Krankheitserüchte. Er begann damit, von Neuenburg zu sprechen; er thue, was in seinen Kräften stehe, um Sr. Majestät gefällig zu sein, aber insoweit, als der Widerstand der Schweiz von England unterstützt werde, habe er keine diplomatischen Mittel, ihn zu brechen; es sei ihm sehr peinlich, wenn er unsere Bedingungen nicht in allen Punkten durchsetzen könne, aber wenn das Resultat der Konferenz, so gut es sich Englands wegen machen lasse, bei uns keine Annahme fände, so sei er mit seinem Latein zu Ende, hoffe aber, daß der König ihm keine Schuld beimessen, daß vielmehr unter allen Umständen dar bleibende Vortheil freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Monarchen aus dieser Angelegenheit hervorgehen werde; er wenigstens lege sowohl aus Gründen der Politik, wie aus persönlicher Neigung (dis-

\*) Als Herr von Bismarck, Preußens Gesandter am Bundestag, aus Paris zurückgekehrt war, entwarf er einen Bericht, der den Minister von Mantouffel über die Eindrücke des Gesandten orientiren sollte. Der — bisher nicht veröffentlichte — Bericht scheint unvollendet geblieben und nicht abgeschickt worden zu sein. Er wird vollständig im zweiten Bande des von Horst Kohl herausgegebenen Bismarck-Jahrbuches abgedruckt werden. Hier wird nur der wichtigste Abschnitt mitgetheilt, der die pariser Stimmung von damals klar und scharf beleuchtet und durch mancherlei Parallelen und Gegenätze in der Zeit der Russenfreundschaft und Deutschenfeindschaft besonders interessant erscheint.

position) den höchsten Werth auf diese Beziehungen und werde thun, was er könne, um sie zu erhalten und auszubilden; in der Richtung seiner Politik liege nichts, was uns trennen (désunir) könne, und nachgrade werde sich auch wohl le parti du Kreis-Zeitung (sic!) überzeugt haben, daß er nicht die Wege des ersten Kaiserreichs gehe, daß seine Politik nicht erobernd, sondern erhaltend und gemäßigt sei. Ich könnte noch viele Wendungen anführen, in denen er seinen Wunsch guten Einvernehmens mit uns formulirte; er fragte Vieles über innere Verfassung, Landrätthe, Gemeinwesen, mit Rücksicht auf die Gefahren der Centralisation, besonders aber über die Landwehrverfassung, wobei wiederholt der Wunsch zu Tage kam, unsere Armee zu sehen. Er fragte dann nach meiner Meinung in Betreff der dänischen Frage; ich werde mir erlauben, hierüber zur Vervollständigung der Akten in separato zu berichten\*), und erwähne hier nur im Allgemeinen, daß er die Nothwendigkeit von Konzessionen auf Seiten Dänemarks anerkannte und dahin wirken wollte, dieselben auf friedlichem Wege zu erlangen; so lange es bei Unterhandlungen bliebe, habe er kein Bedürfniß, sich weiter hineinzumischen, als es uns und dem Bunde zur Verhütung von Friedensstörungen (troubles européens) wünschenswerth erschiene; komme es aber zu bewaffnetem Einschreiten, so könne keiner europäischen Macht verwehrt werden, sich vermöge der für die dänische Monarchie übernommenen Garantie oder nach ihren sonstigen Interessen um die Sache zu kümmern. Wenn sie vor den Bund komme, und dieser wolle einen Kommissar nach Kopenhagen senden, um wegen Abstellung der Beschwerden zu verhandeln, so werde derselbe jede im Interesse von Ruhe und Frieden nützliche Unterstützung von Seiten Frankreichs haben; offiziell, oder auch vertraulich, wenn wir Werth darauf legten, daß dem Bunde allein die Ehre des Erfolges bliebe. Eine vollständige Heilung des Schadens sei übrigens auf diesem Wege und jetzt eben so wenig in Dänemark wie an andern kranken Stellen Europas herbeizuführen; „mais il faut en attendant mieux y mettre un cataplasme“.

Die Audienz dauerte über eine Stunde und der Kaiser sprach über viele Personen und Zustände mit einer überraschenden Rückhaltlosigkeit, nicht minder bei einer späteren, einige Tage vor meiner Abreise. Bei der ersteren wurde er abgerufen, entließ mich aber nicht, sondern bat mich, seine Rückkehr im Kabinet abzuwarten, so daß ich einige Minuten allein blieb. Da alle möglichen Dinge schon besprochen und die Audienz auch lang genug gewesen war, so schloß ich daraus, daß er noch Etwas sagen wolle, worauf er besonderen Werth lege, und war aufmerksam auf ein etwaiges neues, vor der Pause noch nicht von ihm berührtes Thema. Es schien mir, als wenn ein

\*) Bericht vom 1. Mai 1857, Poschinger III 94 ff. Nr. 55.

nochmaliges Zurückkommen auf unsere inneren Zustände, Verfassung, Composition des Herrenhauses, ganz besonders aber die Heereseinrichtungen, und der schärfer hervortretende Wunsch, Preußen und einen Theil der Armee zu sehen, der Grund gewesen waren, mich noch nicht zu verabschieden. Die Großherzogin Stephanie hat mir unumwundener von dem Gedanken gesprochen, eine Zusammenkunft Sr. Majestät des Königs mit dem Kaiser herbeizuführen und letzterem Gelegenheit zu einem Besuche bei uns zu geben. Da mir die allerhöchsten Intentionen über diesen Punkt aber nicht bekannt waren, so habe ich nur mit Phrasen mich darauf eingelassen. Nach Dem aber, was die Großherzogin mir gesagt hat, und nach der ganzen Haltung, die sie zu mir genommen hat, kann ich mit ihr sehr leicht auf das Thema zurückkommen, wenn ich sie im Sommer gelegentlich in Mannheim oder Baden sehe. Einige Tage nach der ersten Audienz wurde ich zu einem Dinner in den Tuileries geladen, bei dem an Fremden außer mir noch der General Tottleben und der Fürst Ligne, außerdem etwa vierzig französische Herren und Damen waren; ich saß neben der Kaiserin, die eine sehr lebhaft und heitere Konversation hat und über äußere und innere Politik, Pferde und Toiletten, die Krim und die Attentate sich unbefangen und witzig unterhielt, so daß ich nicht mehr essen konnte als sie selbst, was leider sehr wenig war. Sie ist eine große Freundin der Engländer, mehr als er, wie mir schien; sie hatte ihm nach dem Essen erzählt, wovon wir gesprochen, und er setzte sich beim Thee mit mir allein und knüpfte an diese Themata seinerseits eine längere Konversation. Von den letzten Attentaten habe ich hier in Frankfurt viel erzählen hören; in Paris glaubte außerhalb der unteren Volksklassen und gobe-mouches Niemand ein Wort davon, auch sehr verbitterte Legitimisten nicht, mit denen ich in Beziehung gekommen bin. Die Details, mit welchen die Vorgänge hier erzählt werden, waren zugleich örtlich unmöglich, namentlich in Betreff eines auf angebliche Besuche des Kaisers bei einer Dame begründeten Attentats-Gerüchtes. Diese Dame (Castiglione) habe ich auf dem Dinner und eines Abends in Gesellschaft des Kaisers gesehen; sie ist sehr schön, aber ihr Verhalten war so, als ob entweder noch nichts oder nichts mehr zwischen ihr und dem Kaiser vorgehe, denn sie bemühte sich sichtlich, die Aufmerksamkeit des Letzteren auf sich zu ziehen, was sie nicht nöthig gehabt hätte, vor den Leuten zu thun, wenn Gelegenheit unter vier Augen wäre.

Ich wurde am Hofe und vom Kaiser selbst wiederholt gefragt, ob ich die Sendung des Prinzen Napoleon nach Berlin für nützlich zur Förderung unserer gegenseitigen Relationen hielte; da man mir sagte, daß Sr. Maj. Sich über das Willkommen dieses Besuches bereits ausgesprochen hätten, so konnte ich nicht nein sagen, obschon ich besorge, daß der Prinz in Berlin

nicht überall gefallen wird, und bei seiner lebhaften Art und Weise giebt er uns vielleicht durch unzüchtige Zumuthungen Veranlassung, unsere bundes-treue Keuschheit zu Gunsten Oesterreichs mit einem Korbe zu bewahren, und ein Vorgang der Art würde nachtheilig auf die pariser Stimmungen zurückwirken, ohne daß man ihn uns in Wien dankte. Der Prinz Napoleon hat drei sehr lange Unterredungen mit mir veranstaltet und gab mir ein großes dîner von lauter Ministern und Marschällen, bei dem ich den Ehrenplatz bekam; Aehnliches geschah mir bei der Großherzogin Stephanie und dem alten Jérôme von Westphalen. Ich habe dabei so ziemlich die ganze offizielle und Hof-Welt von Paris kennen gelernt und könnte einen dicken Band über die politischen Gespräche schreiben, welche die verschiedenen Leute mit mir geführt haben. Doch damit würde ich Hafsfeld ins Handwerk fallen, und ich beschränke mich darauf, einen Totaleindruck zu resumiren, den ich als persönliche Ansicht, nicht als Bericht gebe, und da ich dort nicht als offizieller Berichterstatter aufgetreten bin, so glaube ich auch meine Gewährsmänner für Einzelheiten, die mit mir als einer Privatperson gesprochen haben, nicht genauer nennen zu dürfen.

Daß ein Bündniß von Frankreich und Rußland nicht schon weiter ausgebildet ist, hängt nur an dem Willen des Ersteren, die Russen halten noch fortwährend beide Arme weit offen und Frankreich kann hineinfallen, sobald es ihm gut scheint, natürlich aber auf Kosten der jetzigen guten Beziehungen zu England. Letztere abzubrechen, ist eine ernste Sache, denn man sagt sich mit Recht in Paris, daß man mit England entweder alliiert oder im Kriege sein muß, weil bei übelwollenden Beziehungen ohne Krieg das Bestehen der französischen Regierung gefährdeter ist als nach erklärtem Kriege, der die Franzosen für eine nationale Ehrensache kompromittiren würde. Also man fürchtet Erkältung mit England, weil man schnellen Uebergang zum vollen Bruch darin sieht, und hat doch keinen rechten Glauben an lange Dauer des westlichen Bündnisses; „l'Anglais est mauvais coucheur, il tire toute la couverture à lui“, und man fürchtet steigende Anmaßung der englischen Regierung, die von dem Gefühl gespornt wird, durch Frankreich in zweite Linie gedrängt zu sein. Ohne einen Bruch mit England zu wollen, sagt man sich doch, daß er wahrscheinlich früher oder später eintritt; man zählt die Marinen, die für solchen Fall verbündet sein könnten, und würde die Entwicklung sekundärer, insbesondere auch der unserigen oder einer skandinavischen, gern sehen; die der französischen scheint ganz oder doch sehr überwiegend auf das Mittelmeer geworfen werden zu sollen, um der bisherigen Zertheilung der Flotte, mit dem Wege von Brest bis Toulon dazwischen, ein Ende zu machen. Im Zusammenhang mit diesem System scheint eine etwaige Expansivtendenz mehr auf Italien als auf den Rhein

gerichtet zu sein. An das Zusammenhalten des Deutschen Bundes, sobald Rußlands Bündniß mit uns und Oesterreich nicht den Kitt dazu gäbe, ist kein Glaube vorhanden; ob man von deutschen Staaten Anerbietungen hat, ist natürlich nicht zu wissen, offenbar aber nimmt man an, daß die Einheit der Bundesarmee das Mobilmachungstadium nicht lange überdauern würde. ~~In uns sieht man das kräftigste der Elemente, in die man Deutschland zerlegt, und wünscht uns deshalb lieber zum Bundesgenossen als die Mittelstaaten oder Oesterreich, die Politik des Letzteren nach außen und nach innen gilt in Paris für schlecht geleitet; wenn die Urtheile über wiener Zustände auf Bourqueney's Berichten beruhen, so kann dessen gerühmte Freundschaft für Buol nicht weit her sein, oder macht ihn wenigstens nicht blind. Ich habe gerade keinen Haß gegen Oesterreich gefunden, aber keinen Glauben; man sieht die wiener Politik an, wie man etwa einem Reiter zusehen würde, indem man den Moment abwartet, wo er abfallen wird. Man hält die germanisirende Centralisationspolitik nicht für durchführbar; daß ein so kluger Mann wie Bach die selben Zustände, welche man als das größte Unglück Frankreichs betrachtet, in Oesterreich einzuführen bemüht sei, sieht man als Beweis an, daß der bornirtere Buol ein Uebergewicht durch den Willen des Kaisers habe. Man begriff nicht, auf welchen Reistand Oesterreich im Fall der Noth rasche, wenn nicht auf den unferren, bei den übrigen deutschen Höfen sei das Mißtrauen gegen Wien offenkundig und nicht minder die Erbitterung über die Annahmen von Graf Buol; nach gesandtschaftlichen Berichten hatte Letzteren einer der deutschen Monarchen einen chenapan, der andere einen impertinent fastueux genannt, und dieses Urtheil, sagte mir mein Gewährsmann, scheine in Deutschland widerspruchslos verbreitet zu sein. Dem Gesandten eines deutschen Königreichs habe Buol vor zwei Jahren vor Zeugen gesagt: „Ich werde auf die kleinen Küstern drücken, bis ihnen der Athem zum Widersprechen ausgeht“, und einem anderen: „Gewöhnen Sie sich ein für alle Mal daran, daß es in Deutschland keine Politik giebt außer der von Oesterreich.“ Es ist merkwürdig, wie alle dergleichen cancan's nach Paris gelangen, aber gewiß, daß sie dort nicht den Eindruck von deutscher Einheit machen. Interessant war mir, daß die Depesche, mit welcher der Kaiser von Oesterreich dem von Frankreich auf die Tatarenbotschaft über die Einnahme Sebastopols gratulirte, den Zusatz erhielt: „Je m'associe à toutes les conséquences de vos succès.“~~

v. Bismarck.



## Eine Umsturzvorlage.

Sehr geehrter Herr Harden,

Als Sie vor einiger Zeit ersuchten, meine Ansicht über die Umsturzvorlage auszusprechen, mußte ich die Antwort verweigern. Theils hinderten mich dringende Arbeiten, meine Ansichten so zu begründen, wie es der Gegenstand verlangte, theils hielt ich es für zwecklos, dem Hingange eines Sterbenden noch mein „Ruhe sanft!“ nachzurufen. Als aber dieser Hingang Thatsache war, da war in jedem Blatte, mochte es dem Gesetzesentwurf sym- oder antipathisch gegenüberstehen, zu lesen: „Was nun?“ Jeder hatte das Gefühl, daß es mit der Verwerfung einer nicht glücklichen Vorlage, die durch ihre Pfleger, die Mehrheit der Reichstagskommission, zum Konsens umgestaltet worden war, nicht abgethan sein könne; denn alle Gründe, welche die Vorlage veranlaßt hatten, dauerten fort, und war auch der letzte Anstoß, die Ermordung Carnots, in dem kurzen Gedächtniß des sogenannten Publikums bereits wieder in den Hintergrund getreten, so blieb doch immer noch das Gefühl übrig, daß die menschliche Gesellschaft nicht Denen preisgegeben bleiben könne, die sie durch Verbrechen reformiren wollen.

Dieses „Was nun?“ gewinnt an Bedeutung, je mehr die parlamentarische Ruhezeit abläuft und der Wiedertzusammentritt des Deutschen Reichstages herannaht. Nicht also zu einem retrospektiven Urtheil über die gewesene Umsturzvorlage möchte ich das Wort ergreifen, sondern zur Vorbereitung einer künftigen.

Um an eine neue Vorlage dieser Art zu denken, wäre es vor Allem nothwendig, einige Schlagwörter zu beseitigen, die bis jetzt der deutschen öffentlichen Meinung gegenüber noch nie ihre Wirkung versagt haben, mochten sie auch noch so gedankenlos in die Menge geschleudert sein.

Das wirksamste dieser Schlagwörter war stets, man wolle kein Ausnahmegesetz. Die Reichsregierung kam der öffentlichen Meinung entgegen und redigirte die Vorlage so, daß Niemand, der nicht der Tagesgeschichte gefolgt war, die anarchistischen Bestrebungen als Objekt des Gesetzes auch nur angedeutet fand. Nun endlich, als dem deutschen Fortschrittsphilister die Vorlage schwarz auf weiß vor Augen lag, wurde ihm klar, daß, wenn man die gefährlichsten Bestrebungen durch das sogenannte gemeine Recht treffen wollte, wie dieses Recht bis dahin verstanden wurde, eine Elastizität der gesetzlichen Begriffe und eine Weite des Strafrahmens die Folge sein würde, welche die Möglichkeit zuließen, daß die ungefährlichsten Handlungen mit drakonischer Härte, die gefährlichsten allzu milde bestraft würden. Diese Entdeckung, die jeder logisch Denkende nicht erst zu machen brauchte, hatte eine

allgemeine Panik zur Folge, die heftigste Opposition gegen die soeben erst verlangte Vorlage. Die Gefahr wäre nicht besonders groß gewesen; denn auch der deutsche Richter, mag er auch manche Delikte allzu mild beurtheilen, weiß zwischen der thörichten Aeußerung eines Betrunknen über Monarchie, Religion, Ehe oder Eigenthum und den mit bewußter und wohlwollter Herabwürdigung der Grundlagen unserer Gesellschaft gehaltenen Reden des Agitators zu unterscheiden. Nur die Gefahr lag nahe, daß in manchen Fällen der Agitator von dem für den Betrunknen bestimmten Strafmaß Nutzen gehabt hätte und daß in Zeiten politischer Erregung, wie nach den Attentaten auf unseren Kaiser Wilhelm den Ersten, thörichtes Geschwätz oder gehässige Denunziationen allzu strenge Strafen nach sich gezogen hätten.

Wäre jene Furcht vor Ausnahmegesetzen nicht so wirksam gewesen und wäre in Folge Dessen der Gesetzgeber in der glücklichen Lage gewesen, das Kind beim rechten Namen zu nennen, so würde die Furcht, es könnten auch einen ganz loyalen Mann die strengen Strafmaße treffen, keinen solchen Umschlag in der öffentlichen Meinung hervorgerufen haben. Allein auch Ausdrücke wie „anarchistische Bestrebungen“ und ähnliche sind allzu unbestimmt für den juridischen Gebrauch und Niemand wird die Garantie übernehmen wollen, daß das Gespenst „Ausnahmegesetz“ nicht nochmals die gleiche Wirkung hervorruft wie damals. Deshalb ist die Frage einer Untersuchung werth, ob die Umsturzvorlage ein Ausnahmegesetz sein würde, wenn sie die anarchistischen Bestrebungen mit klaren Worten als den Gegenstand des Gesetzes bezeichnete. Ich glaube, die Frage auf das Entschiedenste verneinen zu müssen.

Die Umsturzvorlage bezweckte, dem Strafrichter erweiterte Mittel an die Hand zu geben gegen Unterwühlung aller sittlichen und rechtlichen Grundlagen der bestehenden, im Staate organisirten menschlichen Gesellschaft, insbesondere gegen die Anpreisung des Verbrechens als eines erlaubten Mittels, die Verhältnisse im Staate in der den anarchistischen Agitatoren als erwünscht erscheinenden Weise umzugestalten. Diesem Zweck dienen auch jetzt eine Reihe strafgesetlicher Bestimmungen, theils direkt, theils indirekt durch den Schutz der Rechte Einzelner. Die Bestimmungen gegen Diebstahl, Betrug u. s. w. haben nicht blos den Zweck, die Rechte des Eigenthümers zu wahren, sondern auch den, das Eigenthum prinzipiell zu schützen. Wollte man die Umsturzvorlage in ihrer konkreten Gestaltung als Ausnahmegesetz bezeichnen, so müßte man jedes Strafgesetz für ein Ausnahmegesetz erklären; denn jedes solche Gesetz soll ausnahmsweise Denjenigen treffen, der sich mit dem Willen der Allgemeinheit in Widerspruch setzt. Dies würde auch Der gethan haben, der sich gegen die Umsturzvorlage, wäre sie Gesetz geworden, verkehrt haben würde.

Eine andere Frage natürlich ist es, ob die einzelnen Bestimmungen des Entwurfes genügend bestimmt und klar gefaßt waren. Dies konnte mit Recht



bei vielen verneint werden. Daraus erwuchs aber dem Reichstage nur die Pflicht, eine bessere Fassung zu finden; es rechtfertigte aber nicht die Umgestaltung des Entwurfes aus einem Kampfmittel gegen anarchische Bestrebungen zu einem solchen für ultramontane Herrschgelläste. Ob eine bessere, die gerechten Beanstandungen des Entwurfes ausschließende Fassung möglich war, darauf wird später zurückzukommen sein. Schon das Gesagte dürfte aber genügen, um darzuthun, daß ein Ausnahmegesetz nicht in Rede war. Immerhin ist aber auch die Frage von Interesse, ob denn ein Ausnahmegesetz mit Recht als etwas Verwerfliches bezeichnet wurde. Unserer Gesetzgebung sind Ausnahmegesetze nicht fremd. Ohne Zweifel ist z. B. das Gesetz über den Belagerungszustand ein Ausnahmegesetz und bestimmt, der Staatsregierung außergewöhnliche Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu gewähren, wenn diese durch äußere oder innere Feinde in abnormer Weise bedroht wird. In gewissem Sinne ist das Sprengstoffgesetz ein Ausnahmegesetz, weil es die durch gewisse Sprengmittel drohenden Gefahren in der Art bekämpfen soll, daß sogar der civilrechtlich nicht zu beanstandende, mit rechtswidrigen Absichten nicht verknüpfte Besitz dieser Sprengmittel mit Strafe bedroht ist. In Wirklichkeit ist auch dieses Gesetz ein gegen Umsturzbestrebungen gerichtetes Ausnahmegesetz, das freilich die eigenthümliche Wirkung hatte, daß es zahlreiche ahnungslose Staatsbürger in Strafe gebracht hat, noch nie aber gegen den verbrecherischen Gebrauch zur Anwendung kam, den das Gesetz unterdrücken sollte.

Kein Vernünftiger wird Etwas dagegen einzuwenden haben, daß außerordentliche Zustände oder außerordentliche Gefahren durch außerordentliche Mittel bekämpft werden. Der Zustand aber, daß ein Theil der Staatsbürger nicht nur die bestehenden Zustände als gänzlich verfehlt, als moralisch unhaltbar, als von der Mehrheit der Minderheit gewaltsam und rechtswidrig auferlegt, theoretisch darstellt, sondern dieser Minderheit sogar das Recht beilegt, gewaltsam ihre Utopien zu bestehenden Zuständen zu machen, der Mehrheit also Gesetze aufzuerlegen; daß diese Minderheit sich nicht scheut, Zerstörung am Leben und Eigenthum Anderer als erlaubte Mittel gewaltsamer Propaganda und des Protestes gegen rechtlos Bestehendes zu rechtfertigen, sind Ausnahmезustände, deren Bekämpfung durch Ausnahmegesetze ausschließen zu wollen, sich nur durch eine Art von Begriffsverwirrung erklären läßt. Wie würde man Den bezeichnen, der einem Staate, der von einem anderen mit Krieg überzogen wird, empfehlen würde, keine Ausnahmезustände eintreten zu lassen, sondern dem Angreifer nur mit den regelmäßigen Mitteln friedlicher Zustände entgegenzutreten? Das, was die Sozialdemokratie neuerdings mit Bezug auf die Feier der Großthaten des Jahres 1870 gepredigt hat, läuft zwar auf etwas Aehnliches hinaus. Allein selbst die Sozialdemokratie muß dabei der Vernunft das Zugeständniß machen, ihre Haltung durch Geschichtsfälschung

zu rechtfertigen und Deutschland als den Angreifer hinzustellen, der durch eine Depeschenfälschung den Vorwand gefunden haben soll, über das friedliche Frankreich herzufallen. Sozialdemokratie und Anarchismus sind die Angreifer in dem Krieg gegen die bestehenden Zustände. Tennen aber, die auf dem Boden dieser Zustände stehen und sie zu verteidigen berufen sind, sollen nur friedliche Mittel gestattet sein; sie sollen ruhig zusehen, wenn die Gegner ihre Angriffe vorbereiten und die Vertheidigungswerke des Bestehenden unterminiren. Sie sollen denjenigen Parteien, welche die Grundlagen des bestehenden Staates negiren, alle Rechte zugestehen, welche die auf dem Boden des Gesetzes stehenden Parteien genießen, vor Allem die Rechte freier Diskussion, der freien Propaganda für ihre Ideen. Man begegnet ja heutzutage oft der naiven Zumuthung, im Parteikampfe sich anschießen zu lassen, ohne auch wieder zurückzuschießen. Man hat dieses Verlangen aber nie für vernünftig ausgegeben und nirgends hat es noch solchen Erfolg gehabt wie im Kampfe gegen Sozialdemokratie und Anarchismus.

Eng verwandt mit diesem Schlagwort: „Keine Ausnahmegesetze!“ ist die Regel: man solle geistige Angriffe nur mit geistigen Mitteln bekämpfen. Zur größten Verwunderung findet sich diese schöne Regel auch in den Aufsehen erregenden Brochuren des Herrn von Massow, eines ehrlichen Konfervativen. Es dürfte zwar kaum fraglich sein, ob die Mittel, welche die Sozialdemokratie bei Strikes und Boykottirung anwendet, um den Willen der Führer anders Denkenden aufzuzwingen, unter die geistigen Kampfmittel einzureihen seien. Um dagegen Kampf mit gleichen Waffen zu predigen, müßte doch erst nachgewiesen sein, daß gleiche Waffen zu Gebot stehen. Wo ist Das aber der Fall, wenn auf der einen Seite nicht geistige Mittel gebraucht werden, sondern Mittel der Phrasen, der Leidenschaft, der Lüge, die auf die Begehrlichkeit und andere schlimme Triebe, nicht aber auf das Verständniß einer ungebildeten, für geistige Waffen wenig zugänglichen Masse wirken? Wo ist eine Gleichheit im Kampfe begründet, wenn der Propaganda auf der einen Seite Agitatoren in jeder Werkstätte, in jeder Kneipe zu Gebot stehen, während Derjenige, der es unternimmt, diese Massen aufzuklären, nicht nur deren Mißtrauen begegnet, sondern in den Versammlungen niedergeschrien und in einer Weise verunglimpft wird, daß die Anwendung geistiger Waffen zwar auf dem Papiere sich sehr leicht anempfehlen, in Wirklichkeit aber nicht durchführen läßt.

Man kann darüber streiten, ob das zu seinen Vätern dahingegangene Sozialistengesetz das Richtige getroffen hatte. Will man es aber deshalb verwerfen, weil unter seiner Herrschaft die sozialistische Partei groß geworden ist, so wäre man den Beweis schuldig, was sie ohne das Sozialistengesetz geworden wäre, und man muß ihm jedenfalls das Eine zugestehen, daß unter seiner Herrschaft die Ideen des Sozialismus und des Anarchismus nicht als die

Ideen von Parteien gepredigt werden konnten, die mit denen der staatsertaltenden Parteien gleiche Berechtigung haben. Vor Allem aber ist es unlogisch, deshalb, weil ein Ausnahmefesetz nicht das Richtige traf, Ausnahmefesetze im Prinzip zu verwerfen.

Geradezu demoralisirend muß es wirken, wenn es gestattet ist, alle Grundlagen, auf denen der heutige Staat beruht, anzugreifen, sie als rechtswidrige Vergewaltigungen des einzig berechtigten Standes der Arbeiter hinzustellen und Das, was uns heute als Verbrechen gilt, als geeignete oder doch wenigstens als zu entschuldigende Mittel dargestellt zu sehen, um zur allgemeinen und wahren Glückseligkeit zu gelangen. Das muß selbst auf Stände und Bevölkerungstheile wirken, die sich bis jetzt den direkten Einflüssen des Umsturzes entzogen haben; denn wann hätten auf den minder Gebildeten volltönende Versprechungen nicht gewirkt? Dazu kommt, daß die bestehende Gesetzgebung nicht genügt, den ruhigen, vernünftigen Arbeiter vor den Vergewaltigungen strifelustiger Genossen oder auch nur gegen die Besteuerung zu Parteizwecken zu schützen. Dem aufmerksamen Beobachter kann es auch nicht entgehen, daß sozialistische und anarchistische Ideen unbewußt schon in Bevölkerungsschichten eingedrungen sind, die Dies selbst sicher nicht zugeben möchten, und daß ein großer Theil der mit jenen Parteien Stimmenden noch nicht zur Partei gehört, sondern nur durch die Abstimmung bei Wahlen der Unzufriedenheit Ausdruck geben will, aber sicher mit der Zeit der Partei verfällt, wenn nicht Einhalt geboten wird. Es wird auch nicht fehlen, daß Anlässe sich wiederholen, wie jene, die zur ersten Umsturzvorlage den Anstoß gaben. Daß jeder unreife Bursche den Revolver in der Tasche führen zu müssen glaubt, um davon bei Kaufhändeln oder auch gegen ein ihn verschmähendes Mädchen Gebrauch zu machen; daß täglich entlassene Beamte oder Arbeiter durch Mord der Vorgesetzten das ihnen angeblich geschehene Unrecht rächen u. s. w., — Das läßt sich nicht unmittelbar auf den Anarchismus zurückführen, aber es zeigt eine moralische Verwilderung, die sicher auf anarchistische Beispiele und Lehren zurückgeführt werden muß. Dies in Verbindung mit der ohne Zweifel eintretenden Wiederholung direkt anarchistischer Verbrechen wird sicher in kürzester Zeit das Verlangen nach kräftigerer Abwehr erneuern und zu einer neuen Umsturzvorlage führen, ohne daß hiermit die gesetzlichen Abwehrmittel als erschöpft angesehen werden können. Wir haben es aber zunächst nicht damit zu thun, was möglicher Weise gegen den Umsturz geschehen kann, sondern nur damit, wie eine erneute Umsturzvorlage nach dem Typus der vorigen zu beurtheilen sei, d. h. ein Strafgesetz, das die Möglichkeit bietet, anarchistischen Bestrebungen mit energischeren Strafen entgegenzutreten als auf Grund der bestehenden Gesetze.

Es muß zugegeben werden, daß ein solches Gesetz nicht die anarchistischen Bestrebungen als strafrechtlichen Begriff bezeichnen dürfte; denn dieser

Begriff ist, selbst in den Köpfen der gebildetesten Anarchisten, wie Reclus, viel zu wenig abgegrenzt, um hierzu tauglich zu sein. Es muß ferner zugegeben werden, daß auch die in der letzten Vorlage verwendeten Begriffe zu elastischer Natur waren, um der juridischen Technik zu genügen, und daß sie die Möglichkeit frei ließen, loyale wissenschaftliche Erörterungen oder harmlose Äußerungen unter Strafbestimmungen zu bringen, die hierfür nicht bestimmt waren. Es muß endlich zugegeben werden, daß es keine leichte Aufgabe ist, Gesetze zu redigiren, die jenen negativen Anforderungen genügen und dennoch dem Zweck entsprechen. Unlösbar ist die Aufgabe nicht. Merkwürdiger Weise hat man bis jetzt die Unterscheidungsmerkmale stets nur auf objektivem Boden zu finden gesucht, während man doch subjektive Bestrebungen treffen wollte und das Harmlose und Unverfängliche oder doch minder Gefährliche sich nur subjektiv von dem Gefährlichen unterscheidet. Die selbe Rede, die im Munde eines Betrunknen im Wirthshaus unschädlich verhallen wird oder höchstens die Entrüstung der Zuhörer hervorruft und in etwas rapider Entfernung des Redenden vom Schauplatz die genügende Sühne finden würde, die selbe Rede, die, als energischer Ausdruck des wissenschaftlichen oder des Glaubenseifers am entsprechenden Orte gebraucht, kaum eine Rüge verdient, kann an anderen Orten und in anderem Munde zum vergiftenden Schlagwort werden. Wie kann man dafür objektive Merkmale finden, die äußerlich das Gefährliche und das Ungefährliche unterscheiden lassen? Das Gefährliche ist die Tendenz, der die Worte dienen, und die entsprechend gewählte Gelegenheit, sie auszusprechen. Deshalb lege man die Unterscheidung in die subjektive Seite der Handlung. Täglich hat der Strafrichter die Absicht des Thäters festzustellen und demnach das entsprechende Strafgesetz zu finden oder die Gesetze überhaupt unangewendet zu lassen. Ist der Strafrichter nicht mehr fähig, die inneren Vorgänge des Thäters zu ergründen, so ist er überhaupt unfähig, seines Amtes zu walten. Es kann natürlich nicht Aufgabe einer Erörterung, wie dieser, sein, den Entwurf eines Umsturzgesetzes aufzustellen. Ein — wirklichen Vorkommnissen entnommenes — Beispiel möge aber das Gesagte erläutern.

Ein Pastor sprach aus Anlaß einer katholischen Prozession von dem „gebakenen Herrgott“, der umher getragen worden sei. Der Ausgang der gegen ihn eingeleiteten kriminellen Verfolgung thut hier nichts zur Sache. Man kann nicht verkennen, daß in dem Ausdrucke ein derber Spott gegen eine katholische Glaubenslehre und gegen die Einrichtung der katholischen Kirche liegt, eine geweihte Hostie in der Monstranz bei Prozessionen zur allgemeinen Verehrung umherzutragen. Dennoch kann in dem Ausdrucke keine strafbare Handlung gefunden werden, wenn er gebraucht wird von einem andersgläubigen Geistlichen in einem religiösen Vortrag vor seiner nuthmäßig gleichgesinnten Gemeinde als derber Ausdruck der Mißbilligung des

katholischen Glaubens oder der katholischen Einrichtung. Man kann darüber streiten, ob auch unter solchen Umständen der Ausdruck passend oder geschmackvoll sei; allein mit Takt und Geschmack hat es das Strafrecht nicht zu thun. Dagegen kann man die konfessionelle Polemik innerhalb gewisser Schranken nicht verbieten wollen, und wenn auch Fälle vorgekommen sind, in denen katholische Blätter die Bestrafung einer derartigen Polemik, obgleich sie nur in den kirchlichen Schranken vorgekommen war, verlangten, so üben Blätter dieser Richtung doch selbst eine solche in nicht zu billigem Umfang. Man denke nur an die Verunglimpfungen Luthers.

Anderß liegen die Verhältnisse, wenn derartige Ausdrücke öffentlich in Schrift oder Wort gebraucht würden, also nicht beschränkt auf kirchliche Zwecke und auf das Gehör gleich denkender Glaubensgenossen; denn Jeder ist den religiösen Gefühlen Anderer Achtung schuldig. Hierauf könnte ohne Rechtsirrtum § 266 Str.-G.-B. angewendet werden (Wer öffentlich die Einrichtungen oder Gebräuche einer der christlichen Kirchen beschimpft . . .); denn man kann in jenem Ausdrucke sehr wohl eine Beschimpfung erblicken. Die Schwäche jener Gesetzesstelle beruht darauf, daß auch § 266 zu wenig Rücksicht auf die subjektive Seite nimmt, und darauf, daß der Begriff der Öffentlichkeit auch auf den öffentlichen Gottesdienst paßt. Auf dem Boden des geltenden Rechtes ist also das Verlangen einigermaßen gerechtfertigt, Geistliche zu strafen, die innerhalb der konfessionellen Schranken Glaubenssätze anderer Konfessionen oder Einrichtungen anderer Kirchen mit einer gewissen Energie, die sich als Beschimpfung bezeichnen läßt, angreifen. Noch einen anderen Charakter gewinnt aber der gleiche Ausdruck, wenn er gebraucht wird, um durch Angriffe auf die gesammte Transsubstantionlehre und deren gottesdienstliche Konsequenzen die christliche Religion überhaupt herabzuwürdigen, den religiösen Sinn seiner Hörer oder Leser zu untergraben. Allerdings trifft auch hierauf § 166 Str.-G.-B. zu, wenn die Äußerung, wie in dem gebrauchten Beispiele, als beschimpfend bezeichnet werden kann; allein man ist voll berechtigt, wenn man findet, daß unter Umständen schon das Erforderniß der Beschimpfung eine zu enge Schranke ziehe und daß die Strafandrohung von Gefängniß bis zu drei Jahren, also von einem Tage an, zumal bei den milden Gewohnheiten unserer Richter bei der Strafzumessung, keinen genügenden Schutz für die religiösen Grundlagen des Staates bilde. Eine Umsturzworlage neuen Datums könnte also wohl in der Lage sein, die Strafbestimmung des § 266 Str.-G.-B. dahin umzugestalten:

„Wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche, um den religiösen Sinn Anderer zu untergraben oder zu vernichten, beschimpft oder herabwürdigt, wird . . .“

Man wird nicht zu besorgen haben, daß eine solche Fassung des Ge-

feszes auf eine konfessionelle Polemik oder auf eine wissenschaftliche Kritik Anwendung finde, man kann daneben die Bestimmung des § 266 Str.-G.-B. für geringere Fälle fortbestehen lassen, wenn auch eine gewisse Verbesserung wünschenswerth erscheint; man schafft endlich damit gemeines Recht im landläufigen Sinn und trifft doch nur Das, was die Umsturzvorlage treffen wollte. Die Ausdehnung des einen Beispiels auf alle jene Grundlagen der heutigen menschlichen Gesellschaft, die des Schutzes bedürfen und denen der Gesetzgeber diesen Schutz zubilligen will, ergibt sich von selbst, ohne daß eine breitere Auseinandersetzung erforderlich erscheint.

Ob freilich eine derartige Umgestaltung des Gesetzes den Richtungen genügt, die den ansehbaren Entwurf vor ein paar Monaten zu einem Monstrum machten, das endlich seinen eigenen Urhebern Besorgniß einflößte, Das ist kaum fraglich. Den ultramontanen Herrschgelüsten wird diese Reduktion des Gesetzes auf den beabsichtigten Zweck nicht entsprechen, zumal das Gesetz in dieser Form die Agitation einer Partei schwächt, gegen die der Ultramontanismus zwar der einzig ebenbürtige Gegner sein will, ohne Das aber je bewiesen zu haben und ohne die Allianz mit diesen Gegnern zu Wahlzwecken je zu scheuen. Aber vom Centrum werden Manche abbröckeln, wenn eine dem Zwecke entsprechende Vorlage eingebracht wird, das Centrum allein hat nicht die Majorität im Reichstage und kann auch bei der Gestaltung eines Gesetzes nach seinen speziellen Wünschen nicht auf die Hilfstruppen des Freisinnes, der Volkspartei und des Sozialismus rechnen. Endlich aber wird sich doch vielleicht auch bei dem hochorthodoxen Flügel des protestantischen Konservatismus die Einsicht Bahn brechen, daß man die Geschäfte des Gegners besorgt, wenn man dem Centrum Beihilfe leistet; daß die katholische *ecclesia militans* überhaupt mit Religion nichts zu thun hat, sondern die organisirte politische Partei der katholisch-hierarchischen Universalmonarchie ist, deren erste Arbeit, sobald sie zur Herrschaft gelangt wäre, es sein würde, den Protestantismus mit allen Mitteln der Propaganda und Inquisition zu erwürgen. Hat sich bis jetzt auch ein bleibendes Kartell bei Wahlen zur Verhütung sozialistischer Wahlen als nicht haltbar erwiesen, so sollte man doch glauben, daß eine Allianz aller staatserkhaltenden Parteien zum Zwecke des Zustandekommens einer geeigneten Umsturzvorlage und die Bildung einer Majorität für diesen Zweck auch ohne das Centrum möglich wäre.

Ihr ergebener

Leipzig.

Dr. Melchior Stenglein.



## Heraclit.\*)

**N**itten auf die mystische Nacht, in die Anaximanders Problem vom Werden gehüllt war, trat Heraclit aus Ephesus zu und erleuchtete sie durch einen göttlichen Blitzschlag. „Das Werden schaue ich an“, ruft er und Niemand hat so aufmerksam diesem ewigen Wellenschlage und Rhythmus der Dinge zugesehen. „Und was schaute ich? Gesetzmäßigkeiten, unfehlbare Sicherheiten, immer gleiche Bahnen des Rechtes, hinter allen Ueberschreitungen der Gesetze richtende Erinnyen, die ganze Welt das Schauspiel einer waltenden Gerechtigkeit und dämonisch allgegenwärtiger, ihrem Dienste untergebener Naturkräfte. Nicht die Bestrafung des Gewordenen schaute ich, sondern die Rechtfertigung des Werdens. Wann hat sich der Frevel, der Abfall, in unverbrüchlichen Formen, in heilig geachteten Gesetzen offenbart? Wo die Ungerechtigkeit waltet, da ist Willkür, Unordnung, Regellosigkeit, Widerspruch; wo aber das Gesetz und die Tochter des Zeus, die Dike, allein regirt, wie in dieser Welt, wie sollte da die Sphäre der Schuld, der Buße, der Verurtheilung und gleichsam die Nichtstätte aller Verdammten sein?“

Aus dieser Intuition entnahm Heraclit zwei zusammenhängende Verneinungen, die erst durch die Vergleichung mit den Lehrsäßen seines Vorgängers in das helle Licht gerückt werden. Einmal leugnete er die Zweiheit ganz diverser Welten, zu deren Annahme Anaximander gedrängt worden war; er schied nicht mehr eine physische Welt von einer metaphysischen, ein Reich der bestimmten Qualitäten von einem Reich der undefinirbaren Unbestimmtheit ab. Jetzt, nach diesem ersten Schritte, konnte er auch nicht mehr von einer weit größeren Kühnheit des Verneinens zurückgehalten werden: er leugnete überhaupt das Sein. Deyn diese eine Welt, die er übrig behielt — umschirmt von ewigen ungeschriebenen Gesetzen, auf- und niederfluthend im ehernen Schlage des Rhythmus —, zeigt nirgends ein Verharren, eine Unzerstörbarkeit, ein Bollwerk im Strome. Lauter als Anaximander rief Heraclit es aus: „Ich sehe nichts als Werden. Laßt Euch nicht täuschen! In Eurem kurzen Blick liegt es, nicht im Wesen der Dinge, wenn Ihr irgendwo festes Land im Meere des Werdens und Vergehens zu sehen glaubt. Ihr gebraucht Namen der Dinge, als ob sie eine starre Dauer hätten: aber selbst der Strom, in den Ihr zum zweiten Male steigt, ist nicht der selbe als bei dem ersten Male.“

\*) Diese Darstellung der Philosophie Heraclits ist ein Abschnitt aus der „Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ (S. „Zukunft“ 9, 201), die im zehnten Bande der Gesamtausgabe der Werke Nietzsche veröffentlicht werden wird.

Heraklit hat als sein königliches Besizthum die höchste Kraft der intuitiven Vorstellung; während er gegen die andere Vorstellungart, die in Begriffen und logischen Kombinationen vollzogen wird, also gegen die Vernunft, sich kühl, unempfindlich, ja feindlich zeigt und ein Vergnügen zu empfinden scheint, wenn er ihr mit einer intuitiv gewonnenen Wahrheit widersprechen kann: und Dies thut er in Sätzen wie „Alles hat jederzeit das Entgegengesetzte an sich“ so ungeschont, daß Aristoteles ihn des höchsten Verbrechens vor dem Tribunale der Vernunft zeihet, gegen den Satz vom Widerspruch gesündigt zu haben. Die intuitive Vorstellung aber umfaßt Zweierlei: einmal die gegenwärtige, in allen Erfahrungen an uns heran sich drängende bunte und wechselnde Welt, sodann die Bedingungen, durch die jede Erfahrung von dieser Welt erst möglich wird, Zeit und Raum. Denn diese können, wenn sie auch ohne bestimmten Inhalt sind, unabhängig von jeder Erfahrung und rein an sich intuitiv perzipirt, also angeschaut werden. Wenn nun Heraklit in dieser Weise die Zeit, losgelöst von allen Erfahrungen, betrachtet, so hatte er an ihr das belehrendste Monogramm alles Dessen, was überhaupt in den Bereich der intuitiven Vorstellung fällt. So wie er die Zeit erkannte, erkannte sie zum Beispiel auch Schopenhauer, als welcher von ihr wiederholt ausfragt: daß in ihr jeder Augenblick nur ist, sofern er den vorhergehenden, seinen Vater, vertilgt hat, um selbst eben so schnell wieder vertilgt zu werden; daß Vergangenheit und Zukunft so nichtig als irgend ein Traum sind, Gegenwart aber nur die ausdehnungs- und bestandlose Grenze zwischen Beiden sei; daß aber, wie die Zeit, so der Raum, und wie dieser, so auch Alles, was in ihm und der Zeit zugleich ist, nur ein relatives Dasein hat, nur durch und für ein Anderes, ihm Gleichartiges, Das heißt wieder eben so Bestehendes, sei. Dies ist eine Wahrheit von der höchsten unmittelbaren, Jedermann zugänglichen Anschaulichkeit und eben darum begrifflich und vernünftig sehr schwer zu erreichen. Wer sie vor Augen hat, muß aber auch sofort zu der heraklitischen Konsequenz weitergehen und sagen, daß das ganze Wesen der Wirklichkeit eben nur Wirken ist und daß es für sie keine andere Art Sein giebt; wie Dies ebenfalls Schopenhauer dargestellt hat (Welt als Wille und Vorstellung Band I, erstes Buch § 4): „Nur als wirkend füllt sie den Raum, füllt sie die Zeit: ihre Einwirkung auf das unmittelbare Objekt bedingt die Anschauung, in der sie allein existirt: die Folge der Einwirkung jedes anderen materiellen Objektes auf ein anderes wird nur erkannt, sofern das letztere jetzt anders als zuvor auf das unmittelbare Objekt einwirkt, besteht nur darin. Ursache und Wirkung ist also das ganze Wesen der Materie: ihr Sein ist ihr Wirken. Höchst treffend ist deshalb im Deutschen der Zubegriff alles Materiellen ‚Wirklichkeit‘ genannt, welches Wort viel bezeichnender ist als Realität. Das, worauf sie wirkt, ist allemal wieder Materie: ihr ganzes



Sein und Wesen besteht also nur in der gesetzmäßigen Veränderung, die ein Theil derselben im anderen hervorbringt, ist folglich gänzlich relativ, nach einer nur innerhalb ihrer Grenzen geltenden Relation, also eben wie die Zeit, eben wie der Raum.“

Das ewige und alleinige Werden, die gänzliche Unbeständigkeit alles Wirklichen, das fortwährend nur wirkt und wird und nicht ist, wie Dies Heraklit lehrt, ist eine furchtbare und betäubende Vorstellung und in ihrem Einflusse am Nächsten der Empfindung verwandt, mit der Jemand, bei einem Erdbeben, das Zutrauen zu der festgegründeten Erde verliert. Es gehörte eine erstaunliche Kraft dazu, diese Wirkung in das Entgegengesetzte, in das Erhabene und das beglückte Erstaunen zu übertragen. Dies erreichte Heraklit durch eine Beobachtung über den eigentlichen Hergang jedes Werdens und Vergehens, welchen er unter der Form der Polarität begriff, als das Auseinander-treten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Thätigkeiten. Fortwährend entzweit sich eine Qualität mit sich selbst und scheidet sich in ihre Gegensätze: fortwährend streben diese Gegensätze wieder zu einander hin. Das Volk meint zwar, etwas Starres, Fertiges, Beharrendes zu erkennen: in Wahrheit ist in jedem Augenblick Licht und Dunkel, Bitter und Süß bei einander und an einander geheftet, wie zwei Ringende, von denen bald der Eine, bald der Andere die Obmacht bekommt. Der Honig ist, nach Heraklit, zugleich bitter und süß, und die Welt selbst ist ein Mischkrug, der beständig ungerührt werden muß. Aus dem Krieg des Entgegengesetzten entsteht alles Werden: die bestimmten, als andauernd uns erscheinenden Qualitäten drücken nur das momentane Uebergewicht des einen Kämpfers aus, aber der Krieg ist damit nicht zu Ende, das Ringen dauert in Ewigkeit fort. Alles geschieht gemäß diesem Streite, und gerade dieser Streit offenbart die ewige Gerechtigkeit. Es ist eine wundervolle, aus dem reinsten Borne des Hellenischen geschöpfte Vorstellung, welche den Streit als das fortwährende Walten einer einheitlichen, strengen, an ewige Gesetze gebundenen Gerechtigkeit betrachtet. Nur ein Grieche war im Stande, diese Vorstellung als Fundament einer Kosmologie zu finden; es ist die gute Kris Hesiods, zum Weltprinzip verklärt, es ist der Wettkampfgedanke der einzelnen Griechen und des griechischen Staates, aus den Gymnasien und Palästen, aus den künstlerischen Agonen, aus dem Ringen der politischen Parteien und der Städte mit einander, ins Allgemeinste übertragen, so daß jetzt das Räderwerk des Kosmos in ihm sich dreht. Wie jeder Grieche kämpft, als ob er allein im Recht sei, und wie ein unendlich sicheres Maß des richterlichen Urtheils in jedem Augenblick bestimmt, wohin der Sieg sich neigt, so ringen die Qualitäten mit einander, nach unverbrüchlichen, dem Kampfe immanenten Gesetzen und Maßen. Die

Dinge selbst, an deren Feststehen und Standhalten der enge Menschen- und Thierkopf glaubt, haben gar keine eigentliche Existenz, sie sind das Erblichen und der Funkenschlag gezückter Schwerter, sie sind das Aufglänzen des Sieges, im Kampfe der entgegengesetzten Qualitäten.

Jenen Kampf, der allem Werden eigenthümlich ist, jenen ewigen Wechsel des Sieges, schildert wiederum Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung Band I, zweites Buch § 27): „Beständig muß die beharrende Materie die Form wechseln, indem, am Leitfaden der Kausalität, mechanische, physische, chemische, organische Erscheinungen, sich gierig zum Hervortreten drängend, einander die Materie entreißen, da jede ihre Idee offenbaren will. Durch die gesammte Natur läßt sich dieser Streit verfolgen, ja, sie besteht eben wieder nur durch ihn.“ Die folgenden Seiten geben die merkwürdigsten Illustrationen dieses Streites: nur daß der Grundton dieser Schilderungen immer ein anderer bleibt als bei Heraklit, sofern der Kampf für Schopenhauer ein Beweis von der Selbst-Entzweigung des Willens zum Leben, ein An-sich-selber-Zehren dieses finsternen dumpfen Triebes ist, als ein durchweg entseglisches, keineswegs beglückendes Phänomen. Der Tummelplatz und der Gegenstand dieses Kampfes ist die Materie, welche die Naturkräfte wechselseitig einander zu entreißen suchen, wie auch Raum und Zeit, deren Vereinigung durch die Kausalität eben die Materie ist.

Während die Imagination Heraklits das rastlos bewegte Weltall, die „Wirklichkeit“, mit dem Auge des beglückten Zuschauers maß, der zahllose Paare im freudigen Kampfspreise, unter der Obhut strenger Kampfrichter, ringen sieht, überkam ihn eine noch höhere Ahnung: er konnte die ringenden Paare und die Richter nicht mehr getrennt von einander betrachten, die Richter selbst schienen zu kämpfen, die Kämpfer selbst schienen sich zu richten — ja, da er im Grunde nur die ewig waltende eine Gerechtigkeit wahrnahm, so wagte er auszurufen: „Der Streit des Vielen selbst ist die eine Gerechtigkeit! Und überhaupt: das Eine ist das Viele. Denn was sind alle jene Qualitäten dem Wesen nach? Sind sie unsterbliche Götter? Sind sie getrennte, von Anfang und ohne Ende für sich wirkende Wesen? Und wenn die Welt, die wir sehen, nur Werden und Vergehen, aber kein Beharren kennt, sollten vielleicht gar jene Qualitäten eine anders geartete metaphysische Welt konstituieren, zwar keine Welt der Einheit, wie sie Anaximander hinter dem flatternden Schleier der Vielheit suchte, aber eine Welt ewiger und wesenhafter Vielheiten?“ — Ist Heraklit, auf einem Umwege, vielleicht doch wieder in die doppelte Weltordnung, so heftig er sie verneinte, hineingerathen, mit einem Olymp zahlreicher unsterblicher Götter und Dämonen — nämlich vieler Realitäten — und mit einer Menschenwelt, die nur das Staubgewölk des olympischen Kampfes und das Aufglänzen gött-

licher Speere — Das heißt nur ein Werden — sieht? Anaximander hatte sich gerade vor den bestimmten Qualitäten in den Schooß des metaphysischen „Unbestimmten“ geflüchtet; weil diese wurden und vergingen, hatte er ihnen das wahre und kernhafte Dasein abgesprochen; sollte es jetzt aber nicht scheinen, als ob das Werden nur das Sichtbarwerden eines Kampfes ewiger Qualitäten ist? Sollte es nicht auf die eigenthümliche Schwäche der menschlichen Erkenntniß zurückgehen, wenn wir vom Werden reden — während es im Wesen der Dinge vielleicht gar kein Werden giebt, sondern nur ein Nebeneinander vieler wahrer, ungewordener, unzerstörbarer Realitäten?

Dies sind unheraklitische Auswege und Irrspfade: er ruft noch einmal: „Das Eine ist das Viele.“ Die vielen wahrnehmbaren Qualitäten sind weder ewige Wesenheiten noch Phantasmata unserer Sinne (als jene denkt sie sich später Anaxagoras, als diese Parmenides), sie sind weder starres, selbstherrliches Sein noch flüchtiger, in Menschenköpfen wandelnder Schein. Die dritte, für Heraklit allein zurückbleibende Möglichkeit wird Niemand mit dialektischem Spürsinn und gleichsam rechnend errathen können: denn was er hier erfand, ist eine Seltenheit selbst im Bereiche mythischer Unglaublichkeiten und unerwarteter kosmischer Metaphern. Die Welt ist das Spiel des Zeus, oder, physikalischer ausgedrückt, des Feuers mit sich selbst, das Eine ist nur in diesem Sinne zugleich das Viele.

Um zunächst die Einführung des Feuers als einer weltbildenden Kraft zu erläutern, erinnere ich daran, in welcher Weise Anaximander die Theorie vom Wasser als dem Ursprung der Dinge weitergebildet hatte. Im Wesentlichen darin Thales Vertrauen schenkend und seine Beobachtungen stärkend und vermehrend, war Anaximander doch nicht zu überzeugen, daß es vor dem Wasser und gleichsam hinter dem Wasser keine weitere Qualitätsstufe gäbe: sondern aus Warm und Kalt schien ihm das Feuchte selbst sich zu bilden und Warm und Kalt sollten daher die Vorstufen des Wassers, die noch ursprünglicheren Qualitäten sein. Mit ihrer Ausscheidung aus dem Ursein des „Unbestimmten“ beginnt das Werden. Heraklit, der als Physiker sich der Bedeutung Anaximanders unterordnete, deutet sich dieses anaximandrische Warme um als den Hauch, den warmen Athem, die trockenen Dünste, kurz, als das Feurige: von diesem Feuer sagt er nun das Selbe aus, was Thales und Anaximander vom Wasser ausgesagt hatten, es durchlaufe nun in zahllosen Verwandlungen die Bahn des Werdens, vor Allem in den drei Hauptzuständen, als Warmes, Feuchtes, Festes. Denn das Wasser geht theils im Niedersteigen zur Erde, im Aufsteigen zum Feuer über; oder, wie sich Heraklit genauer ausgedrückt zu haben scheint: aus dem Meere steigen nur die reinen Dünste auf, welche dem himmlischen Feuer der Gestirne zur Nahrung dienen, aus der Erde nur die dunklen, nebeligen, aus denen das

Feuchte seine Nahrung zieht. Die reinen Dünste sind der Uebergang des Meeres zum Feuer, die unreinen der Uebergang der Erde zum Wasser. So laufen fortwährend die beiden Verwandlungsbahnen des Feuers, aufwärts und abwärts, hin und zurück, neben einander her, vom Feuer zum Wasser, von da zur Erde, von der Erde wieder zurück zum Wasser, vom Wasser zum Feuer. Während Heraclit in den wichtigsten dieser Vorstellungen, zum Beispiel darin, daß das Feuer durch die Ausdünstungen unterhalten wird, oder darin, daß aus dem Wasser theils Erde, theils Feuer sich absondert, Anhänger des Anaximander ist, so ist er darin selbständig und im Widerspruch mit jenem, daß er das Kalte aus dem physikalischen Prozeß ausschließt, während Anaximander es als gleichberechtigt neben das Warme gestellt hatte, um aus Beiden das Feuchte entstehen zu lassen. Dies zu thun, war freilich für Heraclit eine Nothwendigkeit: denn wenn Alles Feuer sein soll, so kann, bei allen Möglichkeiten seiner Umwandlung, es doch nichts geben, was sein absoluter Gegensatz wäre; er wird also Das, was man das Kalte nennt, nur als Grad des Warmen gedeutet haben und konnte diese Deutung ohne Schwierigkeiten rechtfertigen. Viel wichtiger aber als diese Abweichung von der Lehre Anaximanders ist eine weitere Uebereinstimmung: er glaubt wie jener an einen periodisch sich wiederholenden Weltuntergang und an ein immer erneutes Hervorsteigen einer anderen Welt aus dem Alles vernichtenden Weltbrande. Die Periode, in der die Welt jenem Weltbrande und der Auflösung in das reine Feuer entgegenseilt, wird von ihm höchst auffallender Weise als ein Begehren und Bedürfen charakterisirt, das volle Verschlungensein im Feuer als die Satttheit; und es bleibt uns die Frage übrig, wie er den neuen erwachenden Trieb der Weltbildung, das Sich-Ausgießen in die Formen der Vielheit, verstanden und benannt hat. Das griechische Sprichwort scheint uns mit dem Gedanken zu Hilfe zu kommen, daß „Satttheit den Frevel (die Hybris) gebiert“; und in der That kann man sich einen Augenblick fragen, ob Heraclit vielleicht jene Rückkehr zur Vielheit aus der Hybris hergeleitet hat. Man nehme diesen Gedanken einmal ernst: in seiner Beleuchtung verwandelt sich, vor unseren Blicken, das Gesicht Heraclits, das stolze Leuchten seiner Augen erlischt, es scheint, daß wir wissen, warum das spätere Alterthum ihn den „weinenen Philosophen“ nannte. Ist jetzt nicht der ganze Weltprozeß ein Bestrafungsgakt der Hybris? Die Vielheit das Resultat eines Frevels? Die Verwandlung des Reinen in das Unreine Folge der Ungerechtigkeit? Wird jetzt nicht die Schuld in den Kern der Dinge verlegt, und somit zwar die Welt des Werdens und der Individuen von ihr entlastet, aber zugleich ihre Folgen zu tragen immer von Neuem wieder verurtheilt?

Jenes gefährliche Wort, Hybris, ist in der That der Prüffstein für

jeden Herakliteer; hier mag er zeigen, ob er seinen Meister verstanden oder verkannt hat. Gibt es Schuld, Ungerechtigkeit, Widerspruch, Leid in dieser Welt?

Ja, ruft Heraklit, aber nur für den beschränkten Menschen, der auseinander und nicht zusammen schaut, nicht für den kontuitiven Gott: für ihn läuft alles Widerstrebende in eine Harmonie zusammen, unsichtbar zwar für das gewöhnliche Menschaugen, doch Dem verständlich, der, wie Heraklit, dem beschaulichen Gotte ähnlich ist. Vor seinem Feuerblick bleibt kein Tropfen von Ungerechtigkeit in der um ihn ausgegossenen Welt zurück; und selbst jener cardinale Anstoß, wie das reine Feuer in so unreine Formen einziehen könne, wird von ihm durch ein erhabenes Gleichniß überwunden. Ein Werden und Vergehen, ein Bauen und Zerstören, ohne jede moralische Zurechnung, in ewig gleicher Unschuld, hat in dieser Welt allein das Spiel des Künstlers und des Kindes. Und so, wie das Kind und der Künstler spielt, spielt das ewig lebendige Feuer, baut auf und zerstört, in Unschuld, — und dieses Spiel spielt der Neon mit sich. Sich ver wandelnd in Wasser und Erde, thürmt er wie ein Kind Sandhaufen am Meere, thürmt auf und zertrümmert; von Zeit zu Zeit fängt er das Spiel von Neuem an. Ein Augenblick der Sättigung: dann ergreift ihn von Neuem das Bedürfniß, wie den Künstler zum Schaffen das Bedürfniß zwingt. Nicht Frevelmuth, sondern der immer neu erwachende Spieltrieb ruft andere Welten ins Leben. Das Kind wirft einmal das Spielzeug weg: bald aber fängt es wieder an, in unschuldiger Laune. Sobald es aber baut, knüpft, fügt und formt es gesetzmäßig und nach inneren Ordnungen.

So schaut nur der ästhetische Mensch die Welt an, der an dem Künstler und an dem Entstehen des Kunstwerkes erfahren hat, wie der Streit der Vielheit doch in sich Gesetz und Recht tragen kann, wie der Künstler beschaulich über und wirkend in dem Kunstwerk steht, wie Nothwendigkeit und Spiel, Widerstreit und Harmonie sich zur Zeugung des Kunstwerkes paaren müssen.

Wer wird nun von einer solchen Philosophie noch eine Ethik mit den nöthigen Imperativen „Du sollst“ verlangen oder gar einen solchen Mangel dem Heraklit zum Vorwurf machen! Der Mensch ist bis in seine letzte Faser hinein Nothwendigkeit und ganz und gar „unfrei“, — wenn man unter Freiheit den närrischen Anspruch, seine essentia nach Willkür wie ein Kleid wechseln zu können, versteht, einen Anspruch, den jede ernste Philosophie bisher mit dem gebührenden Hohne zurückgewiesen hat. Daß so wenig Menschen mit Bewußtsein in dem Logos und in Gemäßheit des Alles überschauenden Künstlerauges leben, Das rührt daher, daß ihre Seelen naß sind und daß des Menschen Auge und Ohr, überhaupt ihr Intellekt, ein schlechter Zeuge ist, wenn „feuchter Schlamme ihre Seelen einnimmt.“

Warum Das so ist, wird nicht gefragt, eben so wenig, warum Feuer zu Wasser und Erde wird. Heraklit hat ja keinen Grund, nachweisen zu müssen (wie ihn Leibniz hatte), daß diese Welt sogar die allerbeste sei, es genügt ihm, daß sie das schöne, unschuldige Spiel des Neon ist. Der Mensch gilt ihm sogar im Allgemeinen als ein unvernünftiges Wesen: womit nicht streitet, daß sich in Allem seinen Wesen das Gesetz der allwaltenden Vernunft erfüllt. Er nimmt gar nicht eine besonders bevorzugte Stellung in der Natur ein, deren höchste Erscheinung das Feuer, zum Beispiel als Gestirn, ist, aber nicht der einfältige Mensch. Hat dieser am Feuer einen Antheil durch die Nothwendigkeit erhalten, so ist er etwas vernünftiger; soweit er aus Wasser und Erde besteht, steht es schlimm mit seiner Vernunft. Eine Verpflichtung, daß er den Logos erkennen müsse, weil er Mensch sei, existirt nicht. Warum giebt es aber Wasser, warum giebt es Erde? Dies ist für Heraklit ein viel ernsteres Problem, als zu fragen, warum die Menschen so dumm und schlecht seien. In dem höchsten und in dem verkehrtesten Menschen offenbart sich die gleiche immanente Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit. Wenn man aber Heraklit die Frage vorrücken wollte: warum ist das Feuer nicht immer Feuer, warum ist es jetzt Wasser, jetzt Erde? so würde er eben nur antworten: „Es ist ein Spiel, nehmts nicht zu pathetisch, und vor Allem nicht moralisch!“ Heraklit beschreibt nur die vorhandene Welt und hat an ihr das beschauliche Wohlgefallen, mit dem der Künstler auf sein werdendes Werk schaut. Düster, schwermüthig, thräneereich, finster, schwarzgallig, pessimistisch und überhaupt hassenswürdig finden ihn nur Die, welche mit seiner Naturbeschreibung des Menschen nicht zufrieden zu sein Ursache haben. Diese aber würde er, sammt ihren Antipathien und Sympathien, ihrem Haß und ihrer Liebe, für gleichgiltig halten und ihnen etwa mit solchen Belehrungen dienen: „Die Hunde bellen Jeden an, den sie nicht kennen“ oder „Dem Esel ist Spreu lieber als Gold.“

Von solchen Unzufriedenen rühren auch die zahlreichen Klagen über die Dunkelheit des heraklitischen Stiles her: wahrscheinlich hat nie ein Mensch heller und leuchtender geschrieben. Freilich sehr kurz und deshalb allerdings für die lesenden Schnellläufer dunkel. Wie aber ein Philosoph undeutlich, mit Absicht, schreiben sollte — was man Heraklit nachzusagen pflegt —, ist völlig unerklärlich: falls er nicht Grund hat, Gedanken zu verbergen, oder Schelm genug ist, seine Gedankenlosigkeit unter Worten zu verstecken. Muß man doch sogar, wie Schopenhauer sagt, in Angelegenheiten des gewöhnlichen praktischen Lebens sorgfältig, durch Deutlichkeit, möglichen Mißverständnissen vorbeugen; wie denn sollte man im schwierigsten, abstrusesten, kaum erreichbaren Gegenstande des Denkens, den Aufgaben der Philosophie, sich unbestimmt, ja räthselhaft ausdrücken dürfen? Was aber die Kürze anbetrifft, so

giebt Jean Paul eine gute Lehre. „Im Ganzen ist es recht, wenn alles Große — von vielem Sinn für einen seltenen Sinn — nur kurz und (daher) dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre, als in seinen Leer Sinn übersehe. Denn die gemeinen Geister haben eine häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten und reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigene alltägliche Meinung.“ Uebrigens und trotzdem ist Heraklit den „kahlen Geistern“ nicht entgangen; bereits die Stoiker haben ihn ins Flache umgedeutet und seine ästhetische Grundperzeption vom Spiel der Welt zu der gemeinen Rücksicht auf Zweckmäßigkeiten der Welt, und zwar für die Vortheile der Menschen, herabgezogen: so daß aus seiner Physik, in jenen Sköpfen, ein cruder Optimismus, mit der fortwährenden Aufforderung an Hinz und Kunz zum *plaudite amici*, geworden ist.

Heraklit war stolz; und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann giebt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum“, auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehen, gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenugsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn Alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere; und doch kann Niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit ausgebreiteten Fittigen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur. Er hat die Wahrheit: mag das Rad der Zeit rollen, wohin es will, nie wird es der Wahrheit entfliehen können. Es ist wichtig, von solchen Menschen zu erfahren, daß sie einmal gelebt haben. Nie würde man sich zum Beispiel den Stolz des Heraklit, als eine müßige Möglichkeit, imaginiren können. An sich scheint jedes Streben nach Erkenntniß, seinem Wesen nach, ewig unbefriedigt und unbefriedigend. Deshalb wird Niemand, wenn er nicht durch die Historie belehrt ist, an eine so königliche Selbstachtung und Ueberzeugtheit, der einzige beglückte Freier der Wahrheit zu sein, glauben mögen. Solche Menschen leben in ihrem eignen Sonnensystem; darin muß man sie aufsuchen. Auch ein Pythagoras, ein Empedokles behandelten sich selbst mit einer übermenschlichen Schätzung, ja, mit fast religiöser Scheu; aber das Band des Mitleidens, an die große Ueberzeugung von der Seelenwanderung und der Einheit alles Lebendigen geknüpft, führte sie wieder zu den anderen Menschen, zu deren Heil und Errettung, hin. Von dem Gefühl der Einsamkeit aber, das den

epheſiſchen Einſiedler des Artemis-Tempels durchdrang, kann man nur in der wildeſten Gebirgsöde erſtarrend Etwas ahnen. Kein übermächtiges Gefühl mitleidiger Erregungen, kein Begehren, helfen, heilen und retten zu wollen, ſtrömt von ihm aus. Er iſt ein Geſtirn ohne Atmosphäre. Sein Auge, lodernnd nach innen gerichtet, blickt erſtorben und eiſig, wie zum Scheine nur, nach außen. Rings um ihn, unmittelbar an die Feſte ſeines Stolzes, ſchlagen die Wellen des Wahns und der Verkehrtheit: mit Efel wendet er ſich davon ab. Aber auch die Menſchen mit fühlender Bruſt weichen einer ſolchen wie aus Erz gegoffenen Larve aus; in einem abgelegenen Heiligthum, unter Götterbildern, neben kalter, ruhig-erhabener Architektur mag ſo ein Weſen begreiflicher erſcheinen. Unter Menſchen war Heraklit, als Menſch, unglaublich; und wenn er wohl geſehen wurde, wie er auf das Spiel lärmender Kinder Acht gab, ſo hat er jedenfalls dabei bedacht, was nie ein Menſch bei ſolcher Gelegenheit bedacht hat: das Spiel des großen Weltenkinds Zeus. Er brauchte die Menſchen nicht, auch nicht für ſeine Erkenntniſſe; an Allen, was man etwa von ihnen erfragen konnte und was die anderen Weiſen vor ihm zu erfragen bemüht geweſen waren, lag ihm nichts. Er ſprach mit Geringschätzung von ſolchen fragenden, ſammelnden, kurz, „hiſtoriſchen“ Menſchen. „Mich ſelbſt ſuchte und erforschte ich“, ſagte er von ſich, mit einem Worte, durch das man das Erforschen eines Orakels bezeichnet: als ob er der wahre Erfüller und Vollender der delphiſchen Saſung „Erkenne Dich ſelbſt“ ſei, und Niemand ſonſt.

Was er aber aus dieſem Orakel heraushörte, Das hielt er für unſterbliche und ewig deutenswerthe Weiſheit, von unbegrenzter Wirkung in die Ferne, nach dem Vorbild der prophetiſchen Reden der Sibylle. Es iſt genug für die ſpäteſte Menſchheit: mag ſie es nur wie Orakelſprüche ſich deuten laſſen, was er wie der delphiſche Gott „weder ausſagt noch verbirgt“. Ob es gleich von ihm „ohne Lächeln, Puß und Salbenduft“, vielmehr wie mit „ſchäumendem Munde“ verkündet wird, es muß zu den tauſenden Jahren der Zukunft dringen. Denn die Welt braucht ewig die Wahrheit, alſo braucht ſie ewig Heraklit: obſchon er ihrer nicht bedarf. Was geht ihn ſein Ruhm an? Der Ruhm bei „immerfort fließenden Sterblichen“! wie er höhniſch ausruft. Sein Ruhm geht die Menſchen Etwas an, nicht ihn, die Unſterblichkeit der Menſchheit braucht ihn, nicht er die Unſterblichkeit des Menſchen Heraklit. Das, was er ſchaute, die Lehre vom Geſetz im Werden und vom Spiel in der Nothwendigkeit, muß von jetzt ab ewig geſchaut werden: er hat von dieſem größten Schauſpiel den Vorhang aufgezo-gen.

Friedrich Nietzsche.





## Friedrich Engels.

Es ist ein untrügliches Zeichen für die Einheit und Einmüthigkeit eines Volkes, wenn es in allen seinen Schichten die selben Feste feiert und die selben Helden verehrt. Ein Volksheld, den eine ganze, ungetheilte Nation vergöttert hat, war noch einmal Garibaldi: an seinem Grabe hat Italien geweint. Seit seinem Tode will es fast scheinen, als ob es nur noch Klassenfeste und Klassenhelden gäbe, als ob die eine Klasse weder mit dem Geiste noch mit dem Herzen mehr an den Festfreunden und an der Heldenverehrung der anderen Klasse sollte Antheil haben.

Unlängst ist in London ein Mann gestorben, der für Millionen und aber Millionen ein geliebter, ein angebeteter Führer und Vater, ein Held war: Friedrich Engels, — und in bürgerlichen Kreisen ist nicht einmal sein Name Jedermann geläufig, sehr Wenige aber in diesen Kreisen wußten mehr von ihm, als daß er ein revolutionärer Sozialistenführer war. Und Das war ein Mann, dessen Popularität in den großen Massen des niederen Volkes nicht Seinesgleichen kannte, ein Mann, der Triumphe des Erfolges gefeiert hat, wie nur wenige Sterbliche sie haben erleben dürfen, ein Mann, der im Beginne seiner Laufbahn nur einen einzigen Gesinnungsgenossen hatte, zu dem in seinem Alter Millionen als zu ihrem Führer aufschauten, auf dessen Stimme und Rath sie lauschten, als ob ein gottgesandter Religionsstifter göttliche Weisheit offenbarte. Und Friedrich Engels ist nicht gestorben als Sektenstifter. Er ist gestorben als der anerkannte Mentor des gesammten Proletariates, wo dieses Klassenbewußt, organisiert ist. Auch die englischen Arbeiter, denen man so gern eine Sonderstellung in der großen proletarischen Armee anweisen will, haben Friedrich Engels als einen der Ihrigen betrauert, mochten sie oft auch, zumal in früheren Jahren, ihre eigenen Wege gewandelt sein; unter all den unzähligen Trauerkundgebungen, die bei dem Tode von Engels laut geworden sind, ist mir keine so bedeutsam erschienen wie der einstimmige Beschluß des eben tagenden internationalen Textilarbeiterkongresses: der Familie und den Freunden des Toten, der in die Welt die große und mächtige Aufforderung des Zusammenhaltes, die Worte: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ gerufen habe, die Theilnahme des Kongresses auszusprechen. Im Namen der englischen Delegirten beantragte Ashton die Absendung einer Kondolenzdepesche. Ashton ist einer der Führer der Gewerkschaftsbewegung in Lancashire, und Lancashire ist eine der Hochburgen des sogenannten „alten“ Trade-Unionismus, der ehemals antisozialistischen Nur-Gewerkschaftler.

Sicherlich werden viele und sehr gebildete Leser fragen: „Wer war dieser Friedrich Engels?“ Wenn ich es, der Aufforderung des Herausgebers folgend, hier unternehme, eine leidlich verständliche Antwort auf diese Frage zu geben, so thue

ich es nicht leichten Herzens. Dem jüngst Verstorbenen gebührt ein Nachruf, und einen Nachruf an Friedrich Engels kann ich nicht schreiben. Dazu bedarf es der Unmittelbarkeit der persönlichen Beziehung, um den Worten jene Wärme des Tones, jene Ursprünglichkeit des Empfindens zu verleihen, die wir von einer literarischen Totenmesse heischen, persönlicher Freundschaftsbände, die allenfalls durch die Intimität der politischen Parteigemeinschaft ersetzt werden können. Ich aber habe Engels weder im Leben persönlich gekannt, noch bin ich ein Anhänger seiner Partei; ich kann deshalb nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopfe über ihn schreiben. Und solches Schriftwerk kann wohl hell, aber es kann nicht warm sein. Ein Urtheil ist herzlos; es ist kritisch: es muß auch tadeln, verurtheilen, wo es am Platze scheint.

Hier zunächst die Daten für den äußeren Verlauf seines Lebens, wie er sie selbst für das Handwörterbuch der Staatswissenschaften zusammengestellt hat:

„Friedrich Engels wurde zu Barmen am achtundzwanzigsten November 1820 geboren. Er widmete sich dem Kaufmannsstande und war von 1837 bis 1841 als Handelslehrling thätig, erst in Barmen, von 1838 an in Bremen. Nachdem er 1841 bis 1842 als Einjährig-Freiwilliger gedient hatte, trat er 1843 in das Geschäft seines Vaters in Manchester ein, wo er bis 1844 blieb. Von 1845 bis 1848 lebte er in Brüssel (mit Karl Marx) und abwechselnd in Paris; von 1848 bis Mai 1849 arbeitete er an der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in Köln. Im Juni und Juli dieses Jahres theilte er sich an dem süddeutschen Aufstande als Adjutant des Willrichschen Freicorps. Dann begab er sich wieder auf kurze Zeit nach London, trat 1850 von Neuem in das väterliche Geschäft in Manchester ein, anfangs als Kommis, von 1864 an als Associé; im Jahre 1869 zog er sich dauernd von dieser Beschäftigung zurück. Er lebte seit Sommer 1870 in London.“ — Hier ist er am Abend des sechsten August gestorben.

Die Welt weiß noch wenig von seinem privaten Leben. Es wäre dankenswerth, wenn einer seiner näheren Freunde sich zu Mittheilungen darüber entschloesse. Hier wollen wir versuchen, uns ein Bild davon zu machen, was Friedrich Engels als Gelehrter und als einer der anerkanntesten Führer der sozialen Bewegung bedeutete.

Zur Erleichterung für den Leser sende ich eine Uebersicht über die wichtigsten wissenschaftlichen und populären Arbeiten, die wir von Engels besitzen, voraus:

1. Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie (in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern, herausgegeben von Ruge und Marx. Paris 1844 [1. und 2. Lieferung] wieder abgedruckt in der „Neuen Zeit“. 1890, 91, 1. Band).
2. Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Leipzig 1845. 2. Auflage 1892.
3. (Mit Karl Marx, anonym) Manifest der Kommunistischen Partei. London 1848. Diefeters neugedruckt.
4. Zur Wohnungsfrage. Drei Hefte. 2. Auflage 1887.

5. Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. 1. Auflage 1878. 3. Auflage 1894. Daraus separat: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In acht Sprachen übersetzt und öfters aufgelegt.

6. Der Ursprung der Familie, des Privateigentumes und des Staates. Zürich 1884. 3. Auflage 1889.

7. Ludwig Feuerbach und der Ausgang der deutschen klassischen Philosophie. Stuttgart 1888.

Außerdem hat Engels, neben vielen kleinen Schriften, das zweite und dritte Buch des „Kapitals“ aus dem Nachlasse von Karl Marx herausgegeben.

Was auch immer von Friedrich Engels man darzustellen und zu schildern beginnt, ob seine Bedeutung für die Ausbildung der sozialistischen Theorie, ob seine Teilnahme an der sozialen Bewegung unserer Zeit: alsbald wird sich uns die Beobachtung aufdrängen, daß das Leben dieses Mannes unverständlich bleibt, wenn wir es nicht im Zusammenhange mit dem Leben und Wirken seines geistigen Bruders betrachten: des Karl Marx. Es ist eine in weiteren als Gelehrten- und Parteikreisen bekannte Tatsache, daß Karl Marx und Friedrich Engels seit ihrer Jünglingszeit — sie zählten fünfundzwanzig und dreiundzwanzig Jahre, als sie sich kennen lernten — im engsten Freundschaft- und Geistesbunde mit einander gelebt, daß sie in eminentem Sinne zusammen gedacht, gefühlt und gehandelt haben und daß, was des Einen Werk ist, vom Anderen nicht getrennt werden kann — Gedachtes wie Vollbrachtes —, also daß wir von einem Marx-Engelschen Lebenswerke] zu sprechen gewöhnt worden sind. So sehr wir nun aber auch überzeugt sein mögen, daß der „Arbeitsbeitrag“ des Einen oder Anderen sich nicht wird feststellen lassen, daß, um mit Marx zu sprechen: ihr Werk als das Produkt des „Gesamtarbeiters“ eines auf „höherer Stufenleiter“ produzierenden arbeitsteilig-kooperativen Betriebes erscheint, so drängt es uns doch immer und immer wieder, den Leistungen, dem Eigentümlichen des Einzelnen nachzuspüren, an irgend welchen Kennzeichen die Individualität des Einen oder des Anderen in diesem oder jenem Werk zu entdecken. Es ist das unverwüßliche Recht, das die lebendige Persönlichkeit geltend macht, als solche, d. h. als Individualität anerkannt und beachtet zu werden; zumal, wenn es sich darum handelt, von Einem der beiden Männer zu berichten, wie ich es hier vorhabe.

Wollen wir der Versuchung nachgeben und Antwort auf die Frage heischen: was gehört Engels am „Marxismus“, so stehen uns zwei Auskunftstellen offen: die Schriften der beiden Männer und ihre Auslassungen über ihr Zusammenarbeiten. Wird erst einmal der Briefwechsel zwischen Marx und Engels aus den Jahren 1850 und 1870 veröffentlicht sein, der Zeit, wo Marx in London, Engels in Manchester lebte und die Freunde „fast täglich“ über politische und wissenschaftliche Fragen brieflich ihre Meinungen austauschten, dann wird man viel tiefere Einblicke in die geistige Werkstatt

der Beiden thun können, als es jetzt möglich ist. Aussprüche über ihre gemeinsame Thätigkeit besitzen wir naturgemäß mehr von Engels als von Marx: erst nach dem Tode von Marx (1883) hat sich häufiger Gelegenheit geboten, jene Frage nach dem Antheil des Einen oder des Anderen am gemeinsamen Werk aufzuwerfen und zu beantworten: sie drängte sich auf, als Engels es unternahm, den literarischen Nachlaß von Marx zu ordnen und herauszugeben.

Sehr humorvoll, wie es dem Verstorbenen eigen war — er hatte Humor, wo Marx wigig war —, hat er in einem Briefe an einen Parteigenossen seine Stellung zu Marx, wie folgt, geschildert: „Ich habe mein Leben lang zweite Violine gespielt und glaube, es zu einiger Virtuosität darin gebracht zu haben, und ich war verdammt froh, daß ich dabei eine so gute erste Violine hatte wie Marx. Jetzt aber, wo ich in Vertretung der Theorie selbst erste Violine spielen soll, muß ich mich sehr in Acht nehmen, daß ich mich nicht blamire.“ Und über seinen Antheil speziell an der grundlegenden Theorie des marxistischen Systems, der „materialistischen Geschichtsauffassung“, spricht sich Engels so aus: „Daß ich vor und während meinem vierzigjährigen Zusammenwirken mit Marx sowohl an der Begründung wie namentlich an der Ausarbeitung der Theorie einen gewissen selbständigen Antheil hatte, kann ich nicht leugnen. Aber der größte Theil der leitenden Grundgedanken, besonders auf ökonomischen und geschichtlichem Gebiet, und speziell ihre schließliche scharfe Fassung, gehört Marx. Was ich beigetragen, Das konnte — allenfalls ein paar Spezialfächer ausgenommen — Marx auch wohl ohne mich fertig bringen. Was Marx geleistet, hätte ich nicht fertig gebracht. Marx stand höher, sah weiter, überblickte mehr und rascher als wir anderen Alle. Ohne ihn wäre die Theorie heute nicht Das, was sie ist. Sie trägt daher auch mit Recht seinen Namen.“

Es springt in die Augen, daß hier eine rührende Freundschaft die Urtheile beeinflusst hat, daß sie es wenigstens hat mit bilden helfen. Gleichwohl scheint mir im Wesen wenigstens, qualitativ, wenn ich mich so ausdrücken darf, Engels seine Stellung zu Marx richtig gekennzeichnet zu haben. Zumal so weit diese durch die Charaktere mitbestimmt wurde. Und es darf nie vergessen werden, daß ein Verhältniß wie das zwischen Marx und Engels mindestens so sehr von der Charaktereigenthümlichkeit der Beiden wie von ihrer Geistesveranlagung abhängig ist. Nun war aber Engels ganz gewiß die liebenswürdigere, die weichere, die anpassungsfähigere Natur von den Beiden. Marx war herber, schroffer, herrischer, härter. Man hat gesagt: das Verhältniß zwischen Marx und Engels sei das der semitischen zur arischen Rasse überhaupt gewesen. Das scheint mir ein schiefes Vergleich zu sein; vor Allem, weil doch beim besten Willen die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Semiten und Ariern schwer nachzuweisen sein dürften. Jeder der-

artige Vergleich hat kein Bedenkliches. Sonst möchte ich eher sagen: Engels war die Frau in der geistigen Ehe zwischen ihm und Marx.

Wie aber verhält es sich mit dem Wissen und Können? Hat hier Engels in den mitgetheilten Aussprüchen ebenfalls Alles gesagt, was sich schon heute sagen läßt über das Verhältniß von Engels zu Marx?

Ich deutete schon an, wo anders noch wir uns Rath holen können: bei den Schriften der Beiden. Zwei größere Arbeiten von Engels stammen, wie wir wissen, aus der Zeit, da sich ein marxischer Einfluß noch nicht fühlbar machen konnte: die „Umriffe zu einer Kritik der Nationalökonomie“, publizirt in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ (1844), und „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, in Leipzig 1845 erschienen, jedoch bereits 1843/44 in England konzipirt, 1844 in Barmen niedergeschrieben. Diese beiden Schriften waren für ihre Zeit eine hochbedeutende Leistung, rein vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet. Die Fachgenossen wissen, daß kein Geringerer als Bruno Hildebrand, einer der Begründer der deutschen „historischen Schule“ der Nationalökonomie, die Arbeiten des vierundzwanzigjährigen Engels für werth hielt, um mit ihrer Widerlegung fast die Hälfte seines bekannten Buches „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“ (1848) zu füllen. Engels wird von Hildebrand als „ohne Zweifel der begabteste und kenntnißreichste unter allen deutschen Sozialschriftstellern“ bezeichnet, während Hildebrand weder von der „Heiligen Familie“ (1845) noch von der „Misère de la Philosophie“ 1846/47 geschrieben, 1847 veröffentlicht, den beiden marxischen Schriften aus jener Zeit — die „Heilige Familie“ führt zwar die Namen Engels und Marx auf dem Titel als Verfasser auf, doch ist das Buch fast ausschließlich von Marx geschrieben, da von den dreihundertfünfundzwanzig Seiten nur vierundzwanzig, und gar nicht bedeutenden Inhaltes, aus der Feder von Engels stammen — überhaupt auch nur Kenntniß zu haben scheint. Unzweifelhaft war denn auch Engels bis zum Erscheinen der „Misère“ der an Marx Gebende auf dem Gebiete der theoretischen Nationalökonomie. In der „Heiligen Familie“ zeigt sich Marx nationalökonomisch noch völlig unselbständig und steht noch so gut wie ganz auf dem Boden der „Umriffe.“ Wenn dann später Marx auch gerade die theoretische Nationalökonomie zu seinem Spezialstudium machte, so sollten wir doch nicht vergessen, daß er eingeführt in dieses Studium von Engels ist. Die „Lage der arbeitenden Klasse“ hat die große Bedeutung für Marx gehabt, daß sie ihm die Anregung und im Wesentlichen auch die Methode gab zum eigenen Studium der englischen Arbeiterverhältnisse, dessen Ergebnisse er später im „Kapital“ niederlegte. Er verzichtet hier ausdrücklich darauf, die Geschichte des englischen Proletariates bis 1845 darzustellen, und verweist für diese auf die engelsche Schrift.

Was ist mit diesen beiden Jugenarbeiten von Engels? Die „Umriffe zu einer Kritik der Nationalökonomie“ sind, an und für sich betrachtet, entschieden ein reichlich konfuse Werklein. Der Verfasser ringt um die Grundanschauungen, um den Standpunkt. Dieser ist im Wesentlichen noch der der ethischen Würdigung des Wirtschaftslebens, also der der ersten nachklassischen nationalökonomischen Kritik. Es kommt dem Verfasser vor Allem darauf an, zu zeigen, daß „die neue Ökonomie . . . sich als die selbe Heuchelei, Inkonsistenz und Unsittlichkeit erweist, die jetzt auf allen Gebieten der freien Menschlichkeit gegenübersteht“. Seinen eigenen Standpunkt deutet er als den „rein menschlich allgemeinen“ an. Was sich im Leben als unsittlich oder unökonomisch erweist, erscheint als logischer Widerspruch in der Theorie. Diese naive Identifizierung von Erscheinungen des Seins mit Vorgängen des Denkens spielt übrigens auch in späteren Perioden der Engels-Marx'schen Theorie noch eine Rolle. Trotz Alledem sind die „Umriffe“ für die Geschichte der Nationalökonomie bedeutungsvoll. Sie enthalten die Keime zu der theoretisch-historischen Betrachtungsweise, die den wissenschaftlichen Sozialismus auszeichnet, zu jenem theoretischen Historismus, wenn ich diese Bezeichnung wagen darf, der eine streng theoretisch-abstrakte Behandlung der wirtschaftlichen Phänomene bei voller Würdigung ihrer historischen Relativität anstrebt. Engels sieht, daß die „Kategorien“ Arbeitlohn, Handel, Werth, Preis, Geld u. „historische“, keine „absoluten“ sind, d. h. Begleitererscheinungen einer auf dem Privateigenthum basirten Wirtschaftsordnung; sie sind ihm selbst nichts Anderes als Gestaltungen des Privateigenthumes, also selbst einer historisch gewordenen und vielleicht vergänglichen Rechtsinstitution. Weil er aber die historische Relativität dieser „Kategorie“ einsieht, schließt er nicht, daß nun ihre theoretische Konstruktion unmöglich oder überflüssig sei. Daneben enthalten die „Umriffe“ schon Ansätze zu zahlreichen Grundlehren des ökonomischen Marxismus: der Krisentheorie, der Theorie der industriellen Reservearmee, der Akkumulationstheorie u. s. w.

Aber so wichtig auch die „Umriffe“ uns erscheinen mögen: im Ganzen sind sie doch nur der Beweis, daß auf dem in ihnen beschrittenen Gebiete die spezifische Befähigung des Verfassers entschieden nicht lag; sie zeigen, ganz abgesehen von ihrer Unfertigkeit, einen deutlichen Mangel an Begabung für das abstrakt, besonders mathematisch gerichtete Denken, das Marx auszeichnete. Eine Werthdefinition wie die: „der Werth ist das Verhältniß der Produktionskosten zur Brauchbarkeit“ hätte auch der vierundzwanzigjährige Marx nicht aufgestellt.

Die hervorragende und eigenartige Begabung von Engels trat erst in seiner zweiten größeren Arbeit, der „Lage der arbeitenden Klasse in England“, 1845 in die Erscheinung. Dieses berühmte Buch ist nicht, wie von sozialdemokratischer Seite gewohnheitmäßig berichtet und von Anderen gedankenlos nachgesprochen wird, das erste Werk auf dem Gebiete der deskriptiven National-

ökonomie, dem es angehört. Ihm waren vielmehr in England und namentlich in Frankreich zahlreiche andere deskriptive Arbeiten vorausgegangen. Um nur einige dieser fahrenden Nationalökonomien zu nennen, die ein Menschenalter später in Deutschland ihre Wiederaufstehung feierten, so bezieht sich Engels selbst auf die Engländer Kay (1832), Gaskell (1833), und in Frankreich hatten Fregier (1839), Buret und Villermé (1840) u. A. ganz ähnlich sich die Schilderung der Arbeiterzustände zur Aufgabe gemacht, wie es Engels 1843/44 that. Trotzdem die „Lage“ also keineswegs ein erster Schritt auf dem Gebiete der deskriptiven Nationalökonomie war, so darf sie doch als ein Epoche machendes Werk ihrer Gattung bezeichnet werden. Und zwar deshalb, weil sie in den Stoff der Thatfachen den Geist der theoretischen Deutung brachte. Engels' Buch ist darum so vorzüglich, mögen sich Das alle „Empiriker“ und „Historiker“ in unserer Wissenschaft gesagt sein lassen, weil der Verfasser eine hinreichend theoretische Veranlagung und Schulung mitbrachte, um zu wissen, was er wollte. Ohne Zweifel spielte der parteipolitische Standpunkt ebenfalls eine Rolle. Er verhalf dem jugendlichen Verfasser zu einer Vereinfachung und raschen Anordnung der Thatfachen, die, wie man es zu nennen pflegt, einer „tendenziösen“ Zurechtstufung oft recht ähnlich sieht. Man mag also, Das ist gewiß sehr nützlich, ein Buch schreiben, wie es Hilbrand unternahm, um nachzuweisen, daß man die Dinge auch noch durch eine andere Brille ansehen kann, als es Engels that: so viel mußte sich und muß sich noch immer aus der „Lage“ zur Evidenz ergeben, daß die Bedeutung des Buches in der theoretischen Verarbeitung des Stoffes lag, in den Gesichtspunkten der Betrachtung, unter die das — nebenbei bemerkt: auch recht sorgfältig zusammengetragene Material — gebracht worden war. Und hier nun sollte sich die eigenthümliche Veranlagung und Befähigung des Verfassers erweisen.

Diese, so scheint mir, bestand vor Allem in der — ich gebrauche zunächst ein Schlagwort — historischen Auffassung wirtschaftlicher und sozialer Erscheinungen. Was uns heutzutage das tägliche Brot ist, war damals etwas Bedeutsames: die Dinge im Fluß der geschichtlichen Entwicklung zu sehen. Denn Das verstehe ich unter „historischer Auffassung“. Nicht, als sei Engels Das gewesen, was man einen „historischen Skopf“ zu nennen pflegt. Ganz gewiß nicht. Er war eher das Gegentheil davon. Denn der „historische Skopf“, Das zeichnet ihn aus, hat einen Abscheu vor jeder Verallgemeinerung, vor jedem Versuch, Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit in der Geschichte zu entdecken: er liebt das Individuelle, das Konkrete, das Persönliche, das Absonderliche; er lebt von der Ausnahme; er ist immer Pragmatiker. Von Alledem finden wir bei Engels nichts. Engels liebt die Verallgemeinerung; was er sucht und was er vielleicht allzu rasch zu finden wähnt, sind Gesetze, Entwicklungstendenzen. Und er hat entschieden die Befähigung,

ihnen auf die Spur zu kommen: den Blick für das historisch Eigenartige eines Zustandes, die Gabe, das charakteristische Moment in einer Erscheinung herauszufinden und die historische Verursachung klarzulegen, die Reckheit, Nebenumstände zu übersehen, Unwesentliches rücksichtslos über Bord zu werfen. Und er weiß, was er will, Das bleibt die Hauptsache. Er will die Zustände oder, wie sie ihm erscheinen, die Mißstände, die er beobachtet, als Ausfluß einer ganz bestimmten wirthschaftlichen Organisation, des kapitalistischen Wirthschaftssystems, nachweisen und so dessen Verderbtheit der Welt vor Augen führen, damit sie sie gleichsam mit Händen greifen könne. Aber er appellirt nicht etwa an den guten Willen der Menschenfreunde: sie möchten an einer Reform der bestehenden Ordnung theilnehmen. Er sieht vielmehr den Sturz, und zwar den nahen Sturz dieser Ordnung als unvermeidliches Ergebniß der aus dem Kapitalismus selbst hervorgewachsenen Arbeiterbewegung an. Daß hierin einer der Grundgedanken des späteren marxistischen Systems angedeutet ist, werden wir noch sehen. Aber auch nur angedeutet. Ich kann in der „Lage“ von der Theorie einer Entwicklung zum Sozialismus, d. h. von dem positiven Theil der marxistisch-engelschen Evolutionstheorie nicht mehr als das Gesagte finden. Engels schildert im Wesentlichen noch in der „Lage“ das Elend, wie es rührt, wie es empört und wie es zu revolutionären Thaten entflammt und dadurch Geschichte macht. Noch nicht sehe ich, daß er in ihm schon „die Keime einer höheren Gesellschaftsform“ entdeckte, wie es später geschah.

Ich habe ausführlicher bei diesen Jugendwerken von Engels verweilt, weil sie uns am Besten Aufschluß geben über Das, was Selbsteigenes an Engels war, was er gleichsam an Sondergut in die spätere Ehe mit Marx einbrachte. Mag auch schon nach mancher Richtung hin, zumal bei der zweiten Schrift, der Umgang mit dem älteren Freunde Einfluß ausgeübt haben: im großen Ganzen stehen wir doch vor engelschen Werke. Das hört nun auf. Schon die nächste Kundgebung, das Kommunistische Manifest, ist das gemeinsame Werk von Marx und Engels, und tritt als solches auch äußerlich auf. Von hier an, seit dem Jahre 1847, datirt also die Entstehung des „Marxismus“, als die Kollektivleistung von Marx und Engels. Wollen wir auch dann den Versuch machen, den engelschen Spuren in dem gemeinsamen Werke nachzugehen: immer müssen wir erst dieses, als ein Ganzes, als Einheit, unserem Verständniß näher gebracht haben, sonst ist jedes Wort verloren. Die einmal übernommene Verpflichtung zwingt mich also, hier eine Skizzirung des Marxismus zu unternehmen, d. h. eine knappe Darlegung der leitenden Grundgedanken Dessen, was wir den „wissenschaftlichen Sozialismus“ zu nennen pflegen. Das soll in einem folgenden Artikel geschehen.

Breslau.

Professor Dr. Werner Sombart.





## Autoritäten.

**N**ach in der Geschäftswelt bedarf man der Autoritäten und man holt sie mit Vorliebe natürlich aus den Kreisen der Wissenschaft. Wünscht eine große Fabrik etwa eine elektrische Anlage, so wendet sie sich an einen hervorragenden Professor. Dieser zeichnet dann wohl in den ihm übersandten Plan des Etablissements mit rother Tinte die Linien jener Anlage hinein und man zahlt ihm dafür unbedenklich, wenn er verlangt, fünftausend Mark. Vergebens spotten die unteren Beamten, daß sie die wenigen Striche auch billiger gezogen hätten; es wird ihnen erwidert, daß die Kunst gerade darin bestehe, auf einem so unscheinbaren Blättchen so Kostbares zu leisten. Und die Fabrikherren haben Recht, denn es ist keine Kleinigkeit, den Aktionären sagen zu können: nicht wir haben das Verfehlte verschuldet, sondern die Autorität K. J. Allein auch K. J. hat für solche Fälle seine Erklärungen. Er sagt einfach: die ganze Sache fiel in eine Zeit, wo eine Erfindung die andere drängte; ich nahm also nicht das beste System an, das ja doch morgen wieder zum alten Eisen gehören kann, sondern das billigste, dessen Amortisation möglichst rasch von Statten geht. Fürstliche Einnahmen werden auf diesem Wege erworben; mitunter werden die Honorare auch in Villen bezahlt. Man darf dabei nicht übersehen, daß mächtige Gesellschaften sehr oft Gutachten über ihre Lieferungsanträge verlangen, um diese Gutachten dann einer Staats- oder Kommunalbehörde vorzulegen. Das Wort des Herrn Professors ist für das große Geschäft entscheidend, Das weiß er selbst nur zu gut.

Ein bedeutender Geologe sollte eine Mine jenseits des Ozeans ansehen und er bedang sich, einerlei, ob sein Gutachten günstig oder ungünstig ausfallen würde, 50000 Mark Honorar, das Reisegeld und eine Versicherungspolice über 100000 Mark. Als Das gewährt worden war, schrieb der also Dotirte schon während der Ueberfahrt seine äußerst scharfsinnige Denkschrift nieder, die nach der Befichtigung in keinem Punkt zu ändern war. Sein Urtheil ging nämlich dahin, daß keines der gegenwärtigen Verfahren ausreichte, um die Erze ertragreich zu machen. Heute, wo eine ungeheure Spekulation immer neuer Anstöße bedarf, beruft man freilich Autoritäten erst, wenn man bereits weiß, daß die Minen wirklich glänzend sind. Die Namen von Hamilton Smith oder Schmeißer sind nur noch die weithinleuchtenden Platininschriften. Da man übrigens selbst wenig glaubt, dagegen die Anderen recht viel glauben sollen, so ziehen die Unternehmer einen preußischen Bergrath vor. Es ist die selbe Mode wie mit unseren Unteroffizieren, die jetzt alle exotischen Truppen drillen sollen.

Im Bankwesen, wo Irrthümer so leicht sind, giebt es keine Autoritäten. An deren Stelle tritt dann der Autokrat, der „größter angelegte“ Direktor, dessen neue Gedanken seine Kollegen zunächst nicht verstehen, die sie aber angesichts früherer Erfolge doch gutheißten. Aus dieser Werthschätzung entsteht oft eine Tyrannei, die dem ganzen Kreis Schaden auf Schaden bringt, und wenn dann der Allgewaltige mit dem Tode abgeht, so flüstern die Geschäftsfreunde: er ist gerade noch zur rechten Zeit gestorben. Ueberhaupt ist die disziplinierte Höflichkeit

innerhalb der Anleihe-Syndikate zu Hause; man folgt stramm der führenden Partei und scheut oft die wichtigsten Warnungen, in der Furcht, damit irgend ein eingefrorenes Selbstgefühl zu kränken.

Die Bankiers haben auch die beratenden Ingenieure erfunden. Die brauchen nicht immer ehemalige Leiter großer Werke zu sein, denen eines Tages, weil sie unbequem waren, ihr Gehalt für mehrere Jahre auf einem Brett ausbezahlt wurde und die nun in bedeutenden Industriezentren sich als Autoritäten niederlassen; zuweilen sind es nur tüchtige Techniker, die ein Bankhaus zur Prüfung etwa von Brauereien braucht. Ist die dritte Brauerei besichtigt und begutachtet, so gilt der Erwählte wohl als ein Spezialist für das Biergewerbe, bis er eines Tages vielleicht auch eine Maschinenfabrik zu beurtheilen hat. Nach Möglichkeit schützen sich die Unternehmer gegen zwei Gutachten über den selben Gegenstand. Oft sagt X das Gegentheil von Y; aber falls man nun gar noch Z zu hören wünscht, befreunden sich X und Y rasch etwa zu dem Einwande, daß Z mindestens ein halbes Jahr an Ort und Stelle beobachten müsse, u. s. w. Das ist auch der Grund, weshalb in der Industrie von je her einem Einzelnen fast ungemessenes Millionenvertrauen geschenkt wurde; man scheute die Gegenrede der anderen Autorität. Wo der Bankier seiner eigenen Geschicklichkeit zutraute, auch solche Dinge zu beherrschen, für deren Erkennen ihn die schulmäßigen Vorbereitungen fehlen, da giebt es gewöhnlich ein Unglück; man kann nicht mißtrauisch genug sein, wenn man einen Börsengroßen Stunden lang mit der Miene des Eingeweichten über technische Fragen reden hört.

Im Waarenhandel giebt es schon eher Autoritäten; denn hier spielt bereits ein Gefühl von Hochachtung für den Handel an sich mit. Wenn ein Provinziale in der Residenz das Lager eines ersten Großhists besucht, passiert es wohl, daß der Commis dem Fremden nichts verkaufen kann. Zufällig geht aber der Chef durch die Räume; ein Blick auf den Herrn aus Kyritz, — und der Gebieter greift aufs Gerathewohl ein Tuchmuster heraus: „Dies kann ich Ihnen besonders empfehlen.“ Der also Begnadete ist von der plötzlichen Anrede des berühmten Kaufmannes überwältigt und der Chef prahlt dann später mit seinem Verkaufertalent. Der Erfolg macht eben sehr viel. Welche Autorität war nicht z. B. einst Herr Henry Billard. Und heute? Es giebt kein geringschätzendes Wort der deutschen Sprache, das seine Freunde und Geldgeber von ehemals nicht für ihn in Bereitschaft hätten. Ganz ähnlich ergeht es Herrn Mannesmann, dem greisen Erfinder der Röhren gleichen Namens. Er galt als ein erster Techniker, die ernstesten Fabrikanten glaubten an ihn, die umsichtigsten Geldleute vertrauten ihm bis zu dreißig Millionen an. Verschwunden ist der Glanz; man spricht so respektlos von ihm wie von einer Romanfigur des seligen Ohnet.

Trotz Alledem ist Deutschlands Vorherrschaft, z. B. auf dem Gebiete der Chemie und Elektrotechnik, nur durch die enge Verquickung von Theorie und Praxis zu ermögliehen gewesen. Daß dabei auf beiden Seiten der Erwerbsfissn sich mächtig regte, darüber darf man sich in der Zeit der Jagd nach dem Gelde nicht wundern. Sicher ist, daß man, um als eine Autorität zu gelten, auch an sich glauben muß, daß Bescheidenheit hier selbst die größten Fähigkeiten nicht in das richtige Licht setzt. Fast ist es so weit gekommen, daß allein schon die Forderung eines Riesenhonoraars genügt, um den Fordernden in den Ruf eines

unschätzbaren Gelehrten zu bringen. Falls einmal eine Liste solcher üppig bezahlten Autoritäten zusammengestellt werden könnte — ich spreche hier nur von den Technikern und noch gar nicht von den Operateuren —, so würde man sich über den Reichthum der Kollektion wundern. Natürlich ist dabei die Spezialisirung möglichst auf die Spitze getrieben; sieht man sich aber sehr schwere Gebiete, wie Tiefbau, Häfen, Kanalbau u. s. w., an, so finden sich da nur wenige Persönlichkeiten, deren Meinungen ausschlaggebend sind und denen man vor Allem die Ausführungen zu übertragen wagt. Aus dieser Thatsache ist auch jenes eigenhümliche Verhältniß entstanden, daß keine Stadt ihre Beamten von Ruf ganz allein für sich haben kann. Solche technische Berühmtheiten haben in ihrem Vertrage Urlaubsbewilligungen wie die gesuchtesten Opernsänger und von Manchester bis Tiflis und noch weiter reichen ihre kostbaren Aufträge. Gar manche Stadt wünscht Das zu ändern; aber das Wesen der Aktiengesellschaften mit ihren Höchstgeboten hat die engen Thätigkeitsgrenzen der einzelnen Tüchtigen längst aufgehoben.

Im Uebrigen gab und giebt es auch Autoritäten, die ab und zu Kopfschütteln hervorgerufen. So hat eine Deputation des Berliner Magistrates jetzt die schönen Sommertage dazu benutzt, auf einer Studienreise die Verkehrsmittel der verschiedenen europäischen Großstädte zu ergründen. Als Fachmann war kein Geringerer als Hobrecht beigegeben; dennoch entstand eine allgemeine Enttäuschung, als der Bericht erschien. Man hatte natürlich erwartet, daß die Herren die einzelnen Verkehrsarten da studiren würden, wo sie seit Jahren mit Erfolg betrieben werden. So z. B. betreffs des Akkumulatorenbetriebes etwa Städte wie Haag-Scheveningen, Paris u. s. w. Diese Betriebe werden aber mit wenigen Worten abgemacht, während Versuchen, wie denen in Hagen, der zehnfache Raum gewidmet ist, obwohl das Waddl-Eng-System von der selben Akkumulatorenfabrik nach neunmonatlichem Probiren wieder aufgegeben werden mußte. Der Bericht des Herrn von Miller über dieses System an den Magistrat von Nürnberg ist lange erschienen; in technischen Kreisen wundert man sich daher nicht wenig, daß dieser Bericht eines der bekanntesten Elektrotechniker den berliner Herren nicht bekannt gewesen sein sollte. Verwunderung erregt auch das einfache Citat aus einem Bericht jener Fabrik, nach dessen Behauptung „die Petriebskosten mit Akkumulatoren sich nicht höher stellen als diejenigen mit oberirdischer Zuleitung“. Man braucht nun, wie behauptet wird, keine Reise auf Stadtkosten zu machen, um zu wissen, daß die Akkumulatoren immer beträchtlich theurer als jeder andere Betrieb zu stehen kommen. Daß zweimal zwei fünf ist, braucht man höchstens doch den Fürsten zu glauben, nicht aber den Autoritäten. Es scheint aber, daß auch die Autoritäten, selbst die höchstbezahlten und berühmtesten, nach Menschenart mitunter irren können. Warum auch nicht? Zuweilen schläft auch der alte Homer, der doch gewiß eine Autorität ist, und die größten Operateure haben manchmal schon, ohne daß es gerade unbedingt nöthig war, dem Patienten ein Bein abgegeschnitten. Pluto.



## Die Mütter.

Dem Doktor Faust, der, um ein gekröntes Haupt für kurze Stunden zu amüsiren, die schönsten Schatten der Griechenwelt aus der Tiefe beschwören möchte, giebt Mephistopheles den Rath, zu den Müttern niederzusteigen, zu den unfaßbaren Schöpferinnen des idealen Lebens, wie ein fleißig kommentirender Wagner sie nennt. Ueber die Griechenheit hat nämlich dieser Teufel, der eine Erfindung der Christenwelt ist, der ewig verneinende Reichsfeind im Lande Jesu, keine Gewalt, die Hellenen findet er nicht im Himmel und nicht in der Hölle und deshalb scheint es ihm unvernünftig, ihr Erscheinen beim Maskensput leichtsinnig zu versprechen. Er müht sich, Angst und Schrecken in Faustens Gebein zu jagen, und hat eine höllische Freude, da den Hörer schon beim mystischen Namen der Mütter der Schauer packt. Den Doktor aber läßt die Philologenlust nicht ruhen, am längst nicht mehr Vorhandenen sich zu ergötzen, er fühlt im Schaudern der Menschheit bestes Theil und wagt sich, ob auch der Schandgeselle ihn höhnt, ins Unbetretene und Grenzenlose hinab, wo, von Raum und Zeit durch die Debe geschieden, ewig einsame Göttinnen des Lebens leblos gewordene Bilder behüten. Und das Wagniß gelingt: zum ersten Male vermag der Mann allein wieder Etwas, der sich dem Teufel verschrieben hat, zum ersten Male empfindet er wieder die Macht seines Willens. Sein Wille trogt den Schrecken der Ewigkeit, sein Wille entreizt die ersehnte Griechin der Unterwelt. Faust war im Willen krank, ein Forscher und Gräbler, dem in der Zimmerluft eines aesthetischen Lebens nichts Nützliches mehr gelang. Das Werben um Helena wurde der erste Schritt zu seiner Heilung: die helle Griechin weckte ihm die entschlummerte Thatkraft, und als der holbe Traum zerflattert war, regte in dem von der Liebe Verlassenen sich der frische Muth zu wirkendem Dasein und er fand in der Arbeit Trost und Erlösung, im Dienst einer schaffenden Menschheit. Er hatte im Reich der Mütter das Ewige geschaut und erkannte nun, daß ein kleiner Mensch sich nicht zur Göttergröße aufrecken darf, sondern sich damit bescheiden muß, der Gattung das Lebensgebiet zu erweitern.

Von der alten Kaiserpfalz, deren verbleichende Pracht Mephistos Papiergeldbregen bald auffrischen wird, ist ein weiter Weg nach dem neuen Berlin, in das vielsködige Arbeiterhaus der Skaligerstraße. Ein armer, kränkelder Junge sitzt da, der aus der erstickenden Enge einer großbourgeoisen Judenfamilie sich nach Schönheit, nach einem Bischofen Griechenland, gesehnt hatte und der nun einsam ist, ausgestoßen aus der weich gepolsterten Welt seiner Kindheit und von der wüthenden Angst gewürgt, der kommende Tag könne ihn völlig ins Proletariat hinabstürzen lassen. Er hat ein Liebchen gefunden, ein starkes und treues Geschöpf, das ihn mit Mutterforge umhätzelt und ihm, wie ein Händchen, die zornig geballten Hände leckt. Seiner Marie ist er Alles und

er sucht, da ihm nichts weiter blieb, sich einzubilden, daß auch sie ihm alles Andere erflegt. Zwischen dem gebildeten und verwöhnten Bürgersohn und der dumpfsinnigen Arbeiterin, die um kargen Lohn vom dämmernden Tag bis in die sinkende Nacht sich plagen muß, thut sich grausam aber der Klassengegensatz auf: Marie versteht ihren Robert nicht, sie ist ein Fremdling im Bereich seiner Kultur und hat an den Schätzen, deren Oberfläche sein gieriger Finger berühren durfte, keinen Theil. Sie ist eine Wilde, mit der ungebundenen, in Liebe und Haß fast noch animalischen Ursprünglichkeit der Frau und dem trotzigen Stolz der selbständigen Proletarierin; sie kann für den Liebsten arbeiten, den halbflüggen Späßen füttern, den ein rauher Griff aus dem Nest warf, aber sie kann ihm nicht die Gefährtin sein, nicht sein reicheres Leben in ihrem Empfinden mitleben. So entgleiten sie mählich einander. Der verstößene Judenknabe, der ein Komponist werden wollte, ein wagnerischer natürlich, und der mit zerrütteten Nerven nun vor Droschkenkutschern und Dirnen an dem Klavier eines Kneipenwirthes die kaum mehr verhaltene Wuth austobt, fühlt nur noch die Qual solcher ecken Umgebung, die üblen Dünste des stockigen Hinterhauses belästigen ihn und aus dem Arm der Geliebten scheucht ihn der Geruch des Seifenwassers, das die Aermste gebraucht hat, um für die Silberwaarenfabrik die Messer zu puken. Die Leidenschaft, mit der einst der Verlassene sich selbst betrog, ist lange entflohen, auch die Sinne schweigen und der Jüngling steht mit dem drückenden Gefühl eines Schuldners vor dem Mädchen, das ihn, den Unthätigen, seit zwei Jahren ernährt, das ihm Alles willig giebt, was es an zäher Kraft und an wärrender Liebe besitzt, und dem er nichts, nicht das Geringste, zurückgiebt. In diese Stimmung fällt der Besuch eines Boten aus der helleren Heimath, der endlich den Delzweig bringt: der harte Vater ist tot, die Mutter im Innersten zur Versöhnung geneigt. Draußen winkt Schönheit, winkt Griechenland, — und doch zaudert Robert, weil er fühlt, daß der Schritt in das Elternhaus ihn von seinem Mädchen scheidet, und er folgt dann erst der Lockung, als ihn der Friedensbote daran erinnert, daß die Mutter das Ewige in der Zeitlichkeit ist und daß die Mütter das ältere Recht, das Urrecht der Natur, haben, wenn sie uns rufen.

Während der Pause, die im Deutschen Theater die überraschend gute Aufführung des Schauspielers „Die Mütter“ zerschneidet, dachte ich: dieser Robert geht Faustens Weg, er wird bei den Müttern die Kraft zu thätigem Dasein erwerben und den rostigen Willen stählen und leiten lernen. Zwei Lösungen, die beide in höherem Sinn befriedigend wären, schienen mir möglich: der Knabe konnte dem Mädchen entsagen, an das ein zwingendes Gefühl ihn nicht bindet, und als ein rüstiger Kämpfer in die Reihe der Männer treten, die ihre Lebensaufgabe darin finden, die Kluft zwischen den geschiedenen Schichten der Volksgenossen zu überbrücken; oder er konnte das Mädchen, das er zur Mutter gemacht hat, fest an sich pressen und so, zwischen zwei Müttern, im

kleinen Kreis die Bereiter einer besseren Zeit auferziehen. Auf beiden Wegen war das Ziel des faustischen Erdenwallens zu zeigen: wie, unter dem spornenden Einfluß verneinender Geister und idealer Vorbilder, ein nur betrachtender und empfindender Sinn zu nützlich wirkender Manneskraft heranwächst und aus der Verwirrung in die Klarheit geführt wird. Herr Georg Hirschfeld, der blutjunge Dichter des neuen Schauspiels, hat keinen der beiden Wege betreten und ich weiß nun nicht, obs am Ende nicht ein ganz müßiges Unterfangen war, Faust und Helena aus dem Schattenreich herzubemühen. Der Titel lockt in die Irre. Vielleicht hatte Herr Hirschfeld an Faustens Mütter gar nicht gedacht, vielleicht sah er seinen traurigen Helben nie als Einen an, der zu nützlichem Wirken jemals erwachen könnte. Diefem Robert ist die Trennung von seinem Mädchen kein ernstes Weh, nur eine angenehm prickelnde Sensation; er gleicht Nicolais läppischem Werther, der zum Selbstmord eine mit Hühnerblut geladene Pistole benützt und einen schmutzigen Spektakel, aber kein Unheil schafft; er führt, als er wieder im Warmen sitzt, noch die selben abständigen Geniephrasen im Munde, mit denen er uns in Marias Zimmer bewirtheht hat, und der beiden Mütter mahnender Zuruf, fleißig zu sein und Etwas zu leisten, geht verhallend an seinem Dünkel vorüber. Er ist von Denen, die immer nur durch widrige Umstände verhindert sind, große Männer werden: heute durch Mangel und morgen durch Ueberfluß. Dumm ist er nicht, nicht einmal naiv; er weiß genau, daß er nur ein rechter Kerl zu sein brauchte, um auch in der Skalitzerstraße gute Musik zu machen, aber sein Wille, der schreckliche Wille, mit dem er früher so gern prahlte, ist krank und wird sich auch bei Mama in Grünau nicht erholen. Für ihn giebt es zu den Müttern keinen Weg und ihn würde im Grenzenlosen statt des großen, wohlthätigen Schauderns höchstens ein zages Schlottern befallen.

Den Dichter darf es nicht bekümmern, ob irgend ein vorwitziger Zuschauer irgend Etwas denkt oder erwartet; er kann seinen Stoff frei gestalten, aus eigenem Recht. Aber der Dichter schädigt sich selbst, wenn er falsche Erwartungen nährt und vor einem Höhepunkt plötzlich den bequemeren Thalpfad einschlägt. Herr Hirschfeld steckt, wie es die Art dichtender Jugend ist, noch in literarischen Erinnerungen, die bei ihm von Goethe und Kleist bis zu Ibsen und Fontane reichen; den Sinn für das Wesentliche, den die Hauptmannschaft höhnend zum alten Eisen wirft, hat er erst zu erlernen, damit er zwischen Wichtigem und Zer splitterndem Klug unterscheiden kann. In der Innigkeit des Empfindens aber und in der frühreifen Kunst, mitleidig in Seelen hinabzuleuchten, verkündet sich ein starker und ehrlicher Dichter, der sich muthig nur ganz auf sich selbst zu stellen braucht, um sofort auch selbständig zu erscheinen. Der zweiundzwanzigjährige Anfänger kann Menschen lebendig machen, er findet ihrem Fühlen das richtige, knapp und klar charakterisirende Wort und die Leidenschaft seiner

kleinen Menschheit weiß er in passende Töne zu lösen. Ob er ein Dramatiker ist? Das Ziel des Dramatikers, die Wandlung der Menschen im Kampf mit den umgebenden Mächten zu zeigen, hat er diesmal nicht erreicht. Auf dem Weg zu den Müttern lag eine Handlung, die eine Seelenwandlung bringen konnte. Was wir jetzt sehen, ist die dialogisirte Geschichte von Zuständen und Stimmungen, nicht ein erlebtes Drama. Zwei Frauen, Mutter und Tochter, die ein tyrannischer Hausherr mit der gallig verbissenen Wuth des jüdischen Geschäftsmannes niederhielt, um draußen erlittene Demüthigung daheim zu rächen, sind nach dem Tode des Peinigers frei geworden und haben den Willen zu frohem Leben gefunden. Der Sohn und Bruder, den der Vater hart aus dem Hause wies, weil er nicht gut thun, nicht Fabrikant werden und Geld verdienen wollte, kehrt ihnen zurück und das Mädchen, das ihn so lange in starken Armen hielt, will, auf daß Robert in Ruhe studiren und arbeiten kann, jedem Anspruch entsagen, obwohl die Familie jetzt bereit ist, die Proletarierin als Verwandte anzuerkennen. Mutter und Schwester wollen ihr bürgerliches Vorurtheil opfern, die Geliebte will auf ihr armes Bißchen Lebensglück verzichten, — für wen? Für einen selbstsüchtigen Schwächling, der jedes Opfer als die feinem Genie gebührende Huldigung hinnimmt und sich für einen Künstler hält, weil ihm ein Gott gab, zu sagen, was er nicht leidet. Das könnte eine bittere Komödie sein; aber auch in der Komödie wollen wir das Werden und Wechseln menschlicher Gefühle sehen und wir ermüden bald, wenn vorher Gewordenes nur in satirischer Beleuchtung uns vorgeführt wird.

Ermüdet schien mir auch die spärliche Schaar, die dem Schauspiel zusah, so ermüdet, daß sie die furchtbare Anklage gar nicht empfand, die am Schluß des Gedichtes sich drohend erhebt. Zwei Menschen, die in heißer Umklammerung ein Kind gezeugt haben, können nicht beisammen bleiben, weil sie zu zwei fremden Welten gehören; sie könntens nicht, auch wenn dieser Robert stärker und männlicher wäre. Sie leben in einem Staat, sprechen eine Sprache und nähren sich von dem Brot, das in einem gemeinsamen Vaterlande wächst. Dennoch sind ihre Geister einander fremd. Robert könnte eine Kaufmannstochter aus Sydney, Marie einen Handarbeiter aus Rio verstehen; Robert und Marie verstehen einander nicht. Der Klassengegensatz ist stärker als die nationale Verwandtschaft, — Gewohnheit, Erziehung und Lebensindrücke ersticken das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Der Bestand alter Staatengebilde hängt davon ab, daß dieser unchristliche und unmenschliche Gegensatz gemildert wird, und der Weg zu den Müttern wäre nicht zu weit, die Schrecken einsamer Ewigkeit wären nicht zu entsetzlich, wenn es mutthigen Männern, die in faustischer Kraft ihnen trosen, gelingen könnte, zwischen den Kindern eines Landes die Möglichkeit der Verständigung zu finden. M. S.



Berlin, den 12. Oktober 1895.

## X Stoecker.

Vor zwanzig Jahren ging durch die Reihen der Andächtigen, die im alten Dom an der Spree sich festtägliche Erbauung suchten, ein unruhiges Staunen. Sie waren an eine feierliche Kanzelberedsamkeit gewöhnt, an den strengen Pomp und die getragene Würde eines kunstvollen Theologenpathos, in dessen schwingenden Orgelton kein profaner Laut schrill hineinklingen durfte; sie hatten, wenn hinter ihnen die gepolsterten Thüren sich schlossen, den Lärm und das Hasten des Alltages vergessen und bis zum Ende des Gottesdienstes nur in dem reinen Reich gelebt, das nicht von dieser Welt ist. Nun erklang eine fremde Weise, nun wurde mit derbem Griff die Schranke weggerückt, die so lange die Weisheitssphäre der Gottesverkündung von der gemeinen Wirklichkeit geschieden hatte. Der neue Hofprediger, dessen untersekte Gestalt im Talar straffer und höher erschien, sprach nicht nur von der Heiligen Schrift, von der Paradieseseligkeit und der göttlichen Hilfe, er sprach auch von den Freuden und Leiden des täglichen Lebens, den kleinen und kleinsten, sprach davon wie ein geprüfter Mann, der sie selbst erlebt und erlitten hat, mit einer volksthümlichen Kraft und Eindringlichkeit, die rasch und sicher den Weg in enge Intelligenzen fand. Wüchern und Ahlfeld schienen in der Hofkirche wieder lebendig geworden zu sein; aber ein besonderer Reiz ging noch von dem Redner aus: die Macht eines starken Temperamentes. Wenn dieser ausdrucksvolle Kopf, den leider kein gutes Auge freundlich erhellte, in heftiger Erregung zuckte, dann zündeten die Blitze gleich auch in den Hörermassen und ein inbrünstiger Fanatismus wirbelte auf, daß man sich nicht mehr in der nüchternen



Nicolaitenstadt glaubte, sondern bei den fränkischen Kreuzfahrern, die einst zu der helbischen Heilthat der Aue entflammte: Gott will es! Und einen Kreuzzug schien der neue Hofprediger wirklich zu sinnen, den Kreuzzug gegen die sündige Hauptstadt, die sein flackernder Blick wohl wie das babylonische Weib aus der Offenbarung Johannis sah. Herr Christian Adolf Stoecker war kein weltfremder Diener am Wort; er hatte von Europa ein stattliches Stück kennen gelernt, hatte die Schweiz und Italien bereist, den Norden und den Süden des deutschen Landes durchstreift, war in Kurland Hauslehrer und in Metz Soldatenpfarrer gewesen und mit neununddreißig Jahren als Hofprediger nach Berlin berufen worden. Die Hauptstadt des neuen Reiches mochte er sich anders vorgestellt haben, als er sie fand, und der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, der die Dichter weckt, hat hier vielleicht aus der Gelassenheit des Geistlichen den Agitator aufgerüttelt. Es war die Zeit des Kraches. Ein schwärzliches Gewimmel von Bankdieben bedeckte weithin die Strecke, den überlebenden Spekulanten war der Schrecken ins schlotternde Gebein gefahren und die Allgemeinstimmung, wie es so hübsch immer in den Börsenberichten heißt, war recht fagenjämmerlich. Aber die Kapitalistenmoral, die den Darwin sich ins bequeme Bankenvolapük übersetzt hat, lebte noch munter fort, Freihandel, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit schienen das letzte Wort wirtschaftlicher Weisheit und die Goldwährung sollte den internationalen Schlittenpartien des mobilen Kapitals leise die Wege ebnen. In der Politik gab Herr Bamberger den Ton an, in der Literatur Herr Lindau, die Presse lenkte sacht in die Bahnen des Börsencouriers ein. Jeder Gebildete, der auf sich hielt, war ein stolzer Materialist, höhnte die Pfaffen und Mucker, ließ Gott einen guten Mann sein und fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel. Die Ehrfurcht, die Goethe als den letzten Zweck aller sittlichen Erziehung preist, war diesem Händlervolk längst verloren gegangen oder grüßte huldigend doch nur noch den baaren, blanken Besitz, ohne nach seiner Herkunft ängstlich zu fragen, und es galt fast schon als ein Zeichen rückständiger Gesinnung, deutsch zu empfinden oder gar fromm zu sein. In dieses neue Berlin, dessen öffentliches Leben, ehe seit der Begründung des Deutschen Reiches noch ein Lustrum verstrichen war, sich beinahe völlig entdeutsch hatte, trat nun Stoecker. Ist's ein Wunder, daß es ihm nicht gefiel, daß er es zu hassen begann, mit dem heißen Zorn eines protestantischen und borussischen Jeremias? Und da er den bösen

Geist besonders häufig in Leuten verkörpert sah, die sehr schwarzes Haar und sehr gebogene Nasen hatten, — ist's ein Wunder, daß diese Leute ihm ganz besonders gefährlich erschienen? Er verstand nicht, daß in dem ältesten Händlervolk die typischen Merkmale des Zwischenhändlergeistes sich früher und deutlicher zeigen mußten als in dem Wirthsvolk, dem Seßhaftigkeit und Grundeigenthum, kriegerische und feudale Gewohnheiten das Gewissen stärkten, und er sah die nahe Zeit nicht voraus, wo zwischen jüdischen und christlichen Mobilkapitalisten der Unterschied kaum noch zu merken sein würde. Von den Juden schien alles Unheil zu stammen, der beherrschende Einfluß der Juden mußte vernichtet werden. Der neue Hofprediger wurde Antisemit.

Das war ein Beweis von Kurzsichtigkeit, ganz sicher aber auch ein Beweis von Muth. Denn die liberale Presse, die einzige, die damals mächtig war, hatte rechtzeitig eingesehen, daß der Geist, der unter dem Namen der Judenheit bekämpft wurde, der Geist des Liberalismus der zweiten Epoche war, des Liberalismus, der nicht mehr für politische Freiheiten und Volksrechte focht, sondern für Sankt Manchester und für die Herrlichkeiten des Händlerparadieses, und sie waffnete sich eilig deshalb, auch wo sie von arischen Christen geleitet war, gegen den hüzig vorwärts drängenden Feind. Das Preßgewerbe war längst ein großkapitalistisches Unternehmen geworden, eine politische Zeitung war der Vorwand zu einträglichen Annoncengeschäften und von Großkapitalisten, die, als die im Kampf ums bourgeoise Dasein Tauglichststen, fast immer klüger als ihre Gegner sind, war nicht zu erwarten, daß sie in einem Krieg, dessen letztes Ziel der mammonistische Geist war, ihre Kuliheere neutralisiren würden. Wer sich offen als Antisemiten bekannte, Der mußte — und muß noch heute — darauf gefaßt sein, für vogelfrei erklärt zu werden; er mag noch so große Verdienste haben, in seinem Fach noch so bedeutend sein: er wird geächtet, wird zum Auswurf der Menschheit gerechnet; Lagarde und Dühring, Treitschke und Wagner können davon erzählen. Man sollte meinen, der Kampf gegen den Semitismus wäre, wenn er aus Ueberzeugung geführt wird, an und für sich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus, Kapitalismus, Junkerthum und Sozialismus; aber die liberale Presse will von solcher Unbefangenheit nichts hören, sie schleudert Jeden, der sich gegen Israel erhebt, in den Pfuhl scheusäliger Sünder und ist dann in ihrer Thorheit noch zum Frohlocken bereit, wenn die Führung in

diesem Kampf mehr und mehr unsauberen Persönlichkeiten zufällt, die nichts zu verlieren haben und denen kein Bannstrahl deshalb schaden kann. Diese Taktik darf man thöricht nennen; es ist begreiflich, daß rechtschaffene und reinliche Juden, deren Zahl nicht gering ist, sich leidenschaftlich gegen den Kollektivhaß auflehnen, der ihnen ein geliebtes Vaterland bestreiten will; aber man leistet ihnen einen schlechten Dienst, wenn man diesen Haß, anstatt ihn als unbegründet und kurzsichtig zu erweisen, von vorn herein wie die erbärmlichste Ruchlosigkeit mit dem Schandmal verzieht. Warum soll man nicht ruhig darüber reden, wie über andere soziale Erscheinungen? Diese Taktik hat zu den Triumphen des Herrn Ahlwardt und zur Vergötterung des Herrn Lueger geführt; sie hat auch Stoecker vielleicht weiter getrieben, als er eigentlich gehen wollte. Er hatte zuerst nur die Auswüchse des jüdischen Geistes bekämpft, in ziemlich ruhiger Tonart; das große Kesseltreiben, das gegen ihn begann, hezte ihn in immer wilderen Haß hinein: er wurde ungerecht, vergaß die gewaltigen Anregungen, die das Volk des Buches der Menschheit gegeben hat, und bedachte nicht, daß er die stärksten Waffen von dem Juden Lassalle und von Stahl entlehnt hatte, der bis in sein achtzehntes Lebensjahr auch ein Jude gewesen war. Er wurde ungerecht, — und war und blieb doch ein Prediger, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte. Das war sein erster Fehler; und in diese sterbliche Stelle bohrte die Wuth der Getränkten seitdem ohne Ermatten den Dolch.

Wer jetzt die Zeitungen liest, könnte glauben, Stoecker habe sein Leben lang sich nur mit grausamer Judenheze beschäftigt und sei ein unbeträchtlicher Kneipendemagoge. Das ist eine läppische Fälschung, ist eine von hundert Fälschungen, die seit zwanzig Jahren diesen außerordentlich begabten Mann verfolgt und zu immer strupelloseren Kampfarten gezwungen haben. Stoecker hat die evangelisch-soziale Bewegung möglich gemacht: Das ist sein unvergängliches Verdienst; und dieses Verdienst bleibt groß und geschichtlich bedeutsam, obwohl der christlich-soziale Gedanke nicht dem Hirn des berliner Hofpredigers entsprungen war. Es war ein katholischer Gedanke. Bossuet, der nicht nur der in Demuth ersterbende Bewunderer des Sonnenkönigs, sondern auch ein Mann von sehr starkem sozialen Empfinden war, hatte ihm in seinen Predigten beredte Worte geliehen, Saint-Simon hatte laut, vor genau siebenzig Jahren, vom Papst Hilfe und Schutz für die Armen und Elenden erfleht, La Mennais, der stürmende Breitone, hatte einen demokratisch-sozialen

Katholizismus erträumt und seit dieser Zeit, von Lacordaire und Beuillot bis zum Herrn de Mun, hat es nie an Versuchen gefehlt, Roms gewaltige Macht für eine christliche Sozialreform zu gewinnen. Auch die katholische Wissenschaft war nicht müßig gewesen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts erschien das berühmte Buch des Philosophen François Huet über das soziale Reich des Christenthumes, zehn Jahre später rief Döllinger die katholischen Vereine zur Beschäftigung mit der sozialen Frage auf, der Bischof Ketteler veröffentlichte sein Buch über die Arbeiterfrage, das die laßfallischen Produktivgenossenschaften empfahl, christlich-soziale Vereine und Zeitungen wurden ringsum gegründet und der Domkapitular Mousfang entwarf, unter Kettelers Einfluß, ein vollständiges katholisch-soziales Programm. Alle diese Männer erkannten, daß auf dem Wege mitleidslosen Gewährenlassens ein Fortschreiten unmöglich war, daß die Selbsthilfe und das freie Spiel der Kräfte versagten und daß wirtschaftliche Fährlichkeiten heraufkamen, neben denen die formalpolitischen Fragen winzig und ernster Betrachtung unwerth erscheinen mußten. Gegen die liberale Weltanschauung hat selbst Bismarck niemals besser als Ketteler gesprochen und aus dem Buch des Bischofs von Mainz könnte der Freiherr von Stumm dem Deutschen Reichstag die fürchterlichsten Stellen vorlesen. In diese Stimmung der katholischen Geistlichkeit schlugen prasselnd die Maigesetze ein: und nun schien es, als sollte Cavour's ahnendes Wort Wahrheit werden, das ein Bündniß des Ultramontanismus mit dem Sozialismus vorausgesagt hatte, denn Centrum und Sozialdemokratie marschirten bald darauf vereint in die Wahlschlacht. Und nun wurde es auch unter den protestantischen Geistlichen lebendig. Der Krach hatte die Ärmsten noch ärmer gemacht und die Arbeitgelegenheiten verringert, die Sozialdemokratie war rasch erstarkt und hatte am zehnten Januar 1877 fast eine halbe Million Stimmen erhalten, Hödels und Nobilings Attentate auf den alten Kaiser hatten heiße Empörung, aber auch bußfertige Trauer erweckt und die Entscheidung über das Sozialistengesetz stand bevor. Sollte die römische Kirche den deutschen Arbeitern als Hort ihrer Freiheit erscheinen? Sollte der Protestantismus kühl und gleichgiltig den Kämpfen zusehen, die ein eben geeintes Volk zu zerreißen drohten? Nimmermehr! Damals schritt Stoeker kühn und furchtlos voran. Er ging über Wicherns Wege hinaus, weil er einsah, daß die innere Mission und die Association der Hilfebedürftigen dem Anspruch einer neuen Zeit nicht mehr

genügte, und weil er den Staat selbst, das Königthum und die Regierung, zur Hilfe herbeirufen wollte. Er nannte Jesus den Proletarierkönig, hieß die Bibel ein Arbeiterbuch und wagte, unter dem Toben und Heulen der sozialdemokratischen Massen, Den zu bekennen, der den Armen einst das Evangelium, die frohe Botschaft, verkündet hatte.

Das war Stoeckers größte Zeit; doch es war vielleicht auch die Zeit seiner schwersten Kämpfe. In den Versammlungen mußte er sich mit dem wüsten Hans Most und dessen Gefellen herumbalgen, in der liberalen Presse wurde unermüdet gegen ihn der Feldzug geführt. Ein Prediger, der in den Eiskeller ging und aufreizende Reden hielt, ein Hofprediger, der nicht seine heiligste Aufgabe darin sah, jede Form des Besitzes zu schützen: Das war nicht zu dulden. Die Sozialisten im Talar, hieß es, sind noch schlimmer als die Sozialisten in der Blause; und gegen den Muckersozialismus wurde auf der ganzen Linie mobil gemacht. Dabei war das besondere Talent des deutschen Liberalismus thätig, der es immer verstanden hat, sich alle bedeutenden Kräfte der Zeit zu verfeinden; aber es kam noch ein Anderes hinzu, nicht nur die Angst vor einer antikapitalistischen Bewegung, sondern auch die bange Sorge um eine Stärkung der Kirchenmacht. Die Kirche war ja tot, auf ihrem Grabe erhob sich der stolze Prunkpalast des Materialismus und die Pfaffen litt man höchstens noch als unschädliche Trostspender für alte Weiber; und nun wollte ein Pfaffe ins Volk gehen, aus der Berührung mit dem Volk seinem Glauben neue Kraft gewinnen und den berufenen Politikern ins Handwerk pfeifen? Da lauerte eine Gefahr und deshalb wurde es nöthig, den Schädling, ehe es zu spät war, auszujäten. Alle Vorwürfe, die damals gegen Stoecker erhoben wurden, sind gegenstandslos. Er wollte, wie er im vorigen Jahr schrieb, den christlichen Glauben auf die soziale Welt anwenden und die soziale Welt mit dem christlichen Glauben erfüllen; dieser hohen Aufgabe braucht selbst ein Prediger des Herrn sich nicht zu schämen. Und Stoecker trat nicht wie ein thörichter Knabe an seine Arbeit heran; er wußte genau, was er wollte, was möglich und erreichbar war, und sein christlich-soziales Programm vom Jahre 1878 beweist, wenn es auch von Rodbertus und Rudolf Meyer wichtige Theile entlieh, doch noch heute, wie unendlich er an Einsicht und an Kenntniß der Volksbedürfnisse dem landläufigen Liberalismus überlegen ist. Er fand, namentlich unter der Jugend und bei den Handwerkern, die noch an eine Wieder-

erobrerung des goldenen Bodens glaubten, eine begeisterte Anhängerfchaar, aber er wurde auch von Mosts und Richters Gemeinde mit unbarmherziger, mit manchmal beinahe wahnwitziger Wuth angefeindet, offen und heimlich, mit jeder Waffe, die für den Augenblick wirksam schien. Das Vollbringen dieses Mannes, der ganz allein — denn der Pastor Todt war kein ausdauernder Kämpfer — das Riesenwerk unternahm, eine Millionenstadt zu befehren, die Reichen aus tragem Schlummer zu reißen und die gewaltthätige Stimmung der Armen zu mildern, müßte uns heute groß erscheinen, wenn hinter dem starken Willen, der es vermochte, auch ein starkes Herz zu spüren wäre. Ein starkes und gütiges Herz aber ist Stoeker nicht. Man thut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihn nicht die Liebe geleitet hat, die Liebe zu den Geringsten im Volk, sondern der Wille zur Macht. Er sah die Kirche bedroht und verlassen, deren Diener er war, sah den Einfluß des Römerthumes wachsen und fühlte, wie ringsum der Atheismus das Erdreich untergrub; er wollte die Arbeiterklasse dem Glauben zurückgewinnen, mit ihr vereint den Liberalismus ausrotten und die Kirchengewalt auf den festen Fels des sozialen Königthumes gründen; deshalb unternahm er den Feldzug für Thron und Altar: der Thron sollte den Altar sichern, aber der Altar sollte um ein paar Stufen höher sein als der Thron. Wäre der christlich-soziale Gedanke ihm mehr gewesen als Mittel zum Zweck, dann hätte er ihn nicht mit allerlei hierarchischen Forderungen bepackt, nicht so eigensinnig an jedem Punkt und Pünktchen des positiven Bekenntnisses festgehalten. Stoeker war in erster Reihe immer der streitbare Kirchenmann, den weichmüthige Wallungen nicht übermannten; er wollte seiner Kirche in der Zeitlichkeit ihren alten Glanz zurückerobern, — seiner Kirche, die nicht um eine Haaresbreite verändert und im Aussehen modernisirt werden durfte. Alles oder nichts: Das war seine Losung und jeder Weg war ihm willkommen, auf dem Alles erreicht werden konnte. Deshalb trat, als er vor der zuchtlosen Demokratie das Schaudern zu empfinden begann, der christlich-soziale Gedanke in ihm mehr und mehr zurück; deshalb berauschte er sich an Hubers Hoffnung, es könne gelingen, den vorrevolutionären Staatskörper noch einmal lebendig zu machen, und schwelgte in Stahls Wort von der Solidarität aller konservativen Interessen; deshalb beging der Hofprediger in seinem Leben den zweiten Fehler: er wurde Berufspolitiker und Mitglied der konservativen Partei.

Dieser Fehler brachte weder der alten Partei noch dem neuen Mitglied Gewinn. Die Konservativen, die eine Partei der Grundbesitzer und Bauern sind, brauchen im Kampf um ihre agrarischen Interessen heute alle Kräfte, sie können außer dem Händlerhaß nicht auch noch die Feindschaft freier Geister gegen die Orthodoxie ertragen und dürfen an den nutzlosen Versuch, Abgestorbenes zu neuem Leben zu wecken, nicht kostbare Zeit verzetteln. Der Hofprediger wurde ihnen ein guter Agitator und ein schlagfertiger Redner; aber seine Persönlichkeit und die Stärkung, die er dem starren Dogmatismus und dem Antisemitismus verlieh, haben den agrarischen Forderungen den leidenschaftlichen Haß zugezogen, der sie heute umheult. Die Kunst der Konservativen, alle neuen Strömungen, die ihnen gefährlich werden könnten, geschickt in ihre Kanäle zu leiten, ist nicht zu unterschätzen; aber es ist doch fraglich, ob sie gut daran thaten, um Stoecker zu werben. Er hat ihnen die christlich-soziale und die antisemitische Bewegung für ein paar Jahre unschädlich gemacht, aber er ist jetzt in ihren Reihen der schwarze Mann, der die Agrarier aus anderen Parteien zurückschreckt, — auch solche, die mit den Grafen Ranitz und Mirbach sich leicht verständigen könnten. Noch schlimmer war die Wirkung für Stoecker selbst. Er mußte nun zwei Gesichter zeigen, zwei verschiedene Tonarten in Bereitschaft halten: eine für die Christlich-Sozialen und eine andere für die Konservativen; dort wollte man von sozialen Reformen, und nicht von zimperlischen, hören, hier von Autorität, von Ordnung und strenger Zucht. Der Stoecker der evangelisch-sozialen Kongresse sieht dem Abgeordneten, der im Namen der konservativen Partei spricht, gar nicht ähnlich. Stoecker war stark genug, um allein bleiben zu können; nur der Mann, der allein steht, kann immer, gegen Freund und Feind, ehrlich und wahrhaftig sein, ohne sich um taktische Kniffe und Pfiffe zu kümmern. So lange Stoecker allein stand, war er eine einheitliche Erscheinung, der, trotz ihrer Begrenztheit und ihren Mängeln, der unbefangene Betrachter fast Etwas wie Bewunderung zollen mußte. Als er Berufspolitiker und konservativer Parteimann wurde, mußte er hier vertuschen und da verschweigen, bald Rücksichten nehmen und bald schmutzige Hände drücken; mit der stolzen Lösung Alles oder nichts war es nun vorbei und die Zeit schwächlicher Kompromisse brach an. Dahin hatte der Wille zur Macht ihn geführt, — als ob Macht nicht auch aus der Einsamkeit einer stillen Schreibstube

zu erwerben wäre, als ob die drei Männer, die durch den Gedanken auf unser Jahrhundert den mächtigsten Einfluß geübt haben, Hegel, Darwin und Marx, bei Parteien Unterschlupf und Hilfe gesucht hätten. Die Parteipolitik verdirbt wirklich, nach Frentags Wort, den Charakter und sie lähmt auch die Kraft. Der Abgeordnete Stoeker war nicht mehr der starke Mann, der 1878 im Eiskeller zu den berliner Arbeitern gesprochen hatte; er war ein pfiffiger Taktiker geworden, — und war doch ein Prediger geblieben, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte.

Man muß sich dieser Entwicklung erinnern, wenn man die Vorgänge der letzten Wochen verstehen will. Den Freiherrn von Hammerstein, dessen Lüderlichkeit seit Jahren bekannt war, nannte der Hofprediger seinen Freund; er brauchte den allmächtigen Beherrscher der Kreuzzeitung und die Taktik gebot ihm das Schweigen. Der Freiherr von Hammerstein hat betrogen, unterschlagen, Wechsel gefälscht, dem Fräulein Flora Gaf, als ein munterer Wittwer, die Ehe versprochen, das keimende Leben, das die Folge des galanten Verhältnisses war, vernichtet und zuletzt, um würdig zu vollenden, die Privatbriefe seiner Parteigenossen verschachert. Keine Kolportagephantasie kann einen nichtswürdigeren Schuft ausdenken; und Stoeker, der den Mann ganz kennen mußte, seit der Major Scheibert, der wahrscheinlich das Darlehen vom Grafen Waldsee erwirkt hatte, aus der Redaktion der Kreuzzeitung geschieden war, Stoeker, der jedem kleinsten Bankbanditen Schandssäulen errichtet, schwieg und findet auch jetzt noch höchstens leise Töne wehmüthiger Trauer über den schmerzlichen Fall, denn die Parteitaktik verbietet, daß von der Sache viel geredet wird. Es ist dumm und unanständig, wenn so gethan wird, als stehet Stoeker mit Hammerstein auf einer Stufe; Stoeker hat nichts verbrochen, was ihn als Menschen der Achtung unwürdig machen könnte; er hat genau so gehandelt, wie gut disziplinierte Parteimänner immer handeln. Im Jahre 1888 wünschte er Bismarcks Entlassung; diesen Wunsch barg er, als kluger Mann, in des Busens Tiefe und suchte, mit Hammersteins Hilfe, zwischen dem jungen Monarchen und seinem Kanzler Zwietracht zu säen, ohne daß der Kaiser die Absicht bemerken konnte. Der Brief, der jetzt veröffentlicht worden ist, zeigt ihn als Meister der Taktik, vielleicht auch als Meister der Psychologie, und wenn Jemand ihm sagen wollte, es wäre am Ende doch schöner gewesen, offen damals auszusprechen, daß ihm die Politik Bismarcks unheilvoll und verderblich erschien, dann würde er den naiven Narren



auslachen, der noch in dem Wahn lebt, moralische Bedenken könnten in der Politik, in der hohen und großen, maßgebend sein. Der Politiker hat Recht und er kann ruhig in der konservativen Partei bleiben, wenn sie, die angeblich doch auf die bismärkische Allweisheit schwört, ihn auch jetzt noch haben will; das Predigtamt aber, das von seinem Verwalter die lauterste Wahrhaftigkeit fordert, und die Aufgabe, in der sozialen Wirklichkeit die christlichen Lebensmächte zur Geltung zu bringen, wird er dann Anderen überlassen müssen, die es noch nicht zu seiner taktischen Meisterschaft gebracht haben. Stoecker wird im Dezember sechzig Jahre alt; ein reiches Leben liegt hinter ihm, ein Leben, das Kampf war und Sieg und starkes Vollbringen, ein Leben voll guter Thaten und schlimmer Irrungen, nach sterblicher Menschen Art. Er hat alle Beschwerden gesund überstanden, sein zäher Körper trotzt jedem Ungemach und keine Aufregung ficht ihn an: er fährt die Nacht durch, spricht zweimal an einem Tage, liest fünfzig Fälschungen seiner Reden, ist dabei kreuzvergnügt, isst und trinkt und verdaut wie ein robuster Bauer und schläft den Schlaf des Gerechten. Ein Mann, der Das fertig bringt, ist nicht verbraucht und kann dem Vaterlande noch nützen. Vielleicht gestattet er Denen, die, ohne seine Ansichten zu theilen, doch seine Kraft zu schätzen wissen, die Bitte: er möge wählen, ob er ein politischer Geschäftsmann bleiben oder, nach reuigem Bekenntniß eines Irrthumes, zu dem besten Werk seines Lebens zurückkehren und im sozialen Kampf noch einmal der Ruder christlichen Empfindens werden will.



## Friedrich Engels und der Marxismus.

Die Blüthe des „wissenschaftlichen Sozialismus“, wie er von Marx und Engels zu einem System ausgebildet worden ist, ist die Theorie, daß die kapitalistische Wirthschaftsordnung, d. h. die auf dem Privateigenthum an Produktionsmitteln aufgebaute Ordnung, wie sie heute in allen civilisirten Staaten das Wirthschaftsleben beherrscht, nicht etwa aus irgend welchen sittlichen Gründen umgestaltet werden solle, sondern kraft der ihr innewohnenden Bewegungsgesetze sich auflösen und in eine höhere, die sozialistische Gesellschaftsordnung, d. h. ein Wirthschaftssystem auf der Basis vergesellschafteter Produktionsmittel, übergehen müsse; daß sich diese Revolutionirung durch die Herausbildung immer schärferer Gegensätze im Wirthschaftsleben vollzieht und diese Gegensätze sich in dem Klassenkampfe zwischen Bourgeoisie und Proletariat darstellen; daß die Mission des Proletariates somit die Herbeiführung der sozialistischen Gesellschaft auf dem Wege des Klassenkampfes ist, eine Mission, die ihm zum Bewußtsein zu bringen als Aufgabe der sozialen Wissenschaft und der praktischen Agitation bezeichnet wird, deren Organ die politische Partei der Sozialdemokratie ist. Die „Blüthe“, sage ich, ist solche Theorie der sozialen Entwicklung. Dabei habe ich Blätter, Stiel und Wurzel zunächst bei Seite gelassen, die zu dieser Blüthe gehören und erst mit ihr zusammen das vollständige System des „Marxismus“ ausmachen. Dieser ist in der That eine ganz eigenartige abgeschlossene Weltanschauung, ein philosophisches Lehrgebäude, das freilich nicht in allen seinen Theilen gleichmäßig ausgebaut ist — welches philosophische Lehrgebäude wäre Das? —, von dem wir aber die Grundmauern besitzen und dessen Plan wir kennen.

Wenn je für ein philosophisches System der Ausdruck von Nietzsche zutreffend war: „das meiste bewußte Denken eines Philosophen ist durch seine Instinkte heimlich geführt und in bestimmte Bahnen gezwungen“, d. h. wenn irgendwo der Wille des Gedankens Erzeuger war, so ganz gewiß bei dem engels-marxistischen Gedankensystem. Die mächtigen Persönlichkeiten, die beide Männer waren, haben hier sich ganz eingesetzt, ihre unbändige Leidenschaft, ihr glühendes Herz sind die treibenden Kräfte bei der Auffindung der philosophischen Theoreme gewesen. Der Wille, der hier nach Ausdruck rang, war ein durch und durch revolutionärer. Marx und Engels sind nur zu verstehen, wenn man diesen Revolutionarismus als den Grundzug ihrer Persönlichkeiten auffaßt: Beide Rheinländer, also unruhige Geister von Geblüt, in einer Zeit geboren, da in den Rheinlanden die Wogen der Revolution noch längst nicht zur Ruhe gelangt waren, in einem Lande, das eben erst einem fremden, verhassten Staat — Preußen — sich hatte angliedern müssen, nachdem es ein Menschenalter hindurch den mannichfachsten politischen und gesellschaft-

lichen Wechselfällen ausgesetzt gewesen war, finden sie sich in einem Alter, da andere Sterbliche in das Philisterium hinübertreten und ernstlich an die Begründung einer sicheren Lebensstellung in der Heimathgemeinde denken, in die Boheme des heimathlosen Emigrantenthumes hinausgestoßen. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen in glühenden Seelen die revolutionäre Leidenschaft zur Flamme emporstiege und die ganze Persönlichkeit durchlohte.

Niemals nun hat sich solchen Feuernaturen, die im Grunde Deutsche genug geblieben waren, um die Lust am Philosophiren nicht zu verlieren, die es drängte, ihr leidenschaftliches Wollen in ein System zu bringen, eine passendere Philosophie dargeboten als das damals noch im Mittelpunkte des Interesses stehende System — Hegels! Wohlgerne: man mußte es nur richtig verstehen! Engels selbst hat uns mitgetheilt, wie sie das hegel'sche System „auffaßten“, und ist sich selbst bewußt, daß sich der Gedankengang „in dieser Schärfe nicht bei Hegel“ fand. Für die Marx und Engels lag „darin aber gerade die wahre Bedeutung und der revolutionäre Charakter der hegel'schen Philosophie, daß sie der Endgiltigkeit aller Ergebnisse des menschlichen Denkens und Handelns ein für alle Mal den Garaus machte. Die Wahrheit, die es in der Philosophie zu erkennen galt, war bei Hegel nicht mehr eine Sammlung fertiger, dogmatischer Sätze, die, einmal gefunden, nur auswendig gelernt sein wollten; die Wahrheit lag nur in dem Prozeß des Erkennens selbst, in der langen geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft, die von niederen zu immer höheren Stufen der Erkenntniß aufsteigt, ohne aber jemals durch Ausfindung einer sogenannten absoluten Wahrheit zu dem Punkte zu gelangen, wo sie nicht mehr weiter kann, wo ihr nichts mehr übrig bleibt, als die Hände in den Schooß zu legen und die gewonnene absolute Wahrheit anzustaunen. Und wie auf dem Gebiet der philosophischen, so auf dem jeder anderen Erkenntniß und auf dem des praktischen Handelns. Eben so wenig wie die Erkenntniß kann die Geschichte einen vollendenden Abschluß finden in einem vollkommenen Idealzustand der Menschheit; eine vollkommene Gesellschaft, ein vollkommener ‚Staat‘ sind Dinge, die nur in der Phantasie bestehen können; im Gegentheil sind alle nach einander folgenden geschichtlichen Zustände nur vergängliche Stufen im endlosen Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft vom Niederen zum Höheren. Jede Stufe ist nothwendig, also berechtigt für die Zeit und die Bedingungen, denen sie ihren Ursprung verdankt; aber sie wird hinsällig und unberechtigt gegenüber neuen, höheren Bedingungen, die sich allmählich in ihrem eigenen Schooß entwickeln; sie muß einer höheren Stufe Platz machen, die wieder an die Reihe des Verfalles und des Unterganges kommt. Wie die Bourgeoisie durch die große Industrie, die Konkurrenz und den Weltmarkt alle stabilen altherwürdigen Institutionen praktisch auflöst, so löst diese dialektische Philosophie alle Vorstellungen von

endgiltiger, absoluter Wahrheit und ihr entsprechenden absoluten Menschheitszuständen auf. Vor ihr besteht nichts Endgiltiges, Absolutes, Heiliges; sie weist von Allem und an Allem die Vergänglichkeit auf, und nichts besteht vor ihr als der ununterbrochene Prozeß des Werdens und Vergehens, des Aufsteigens ohne Ende vom Niederen zum Höheren, dessen bloße Widerspiegelung im denkenden Hirn sie selbst ist. Sie hat allerdings auch eine konservative Seite: sie erkennt die Berechtigung bestimmter Erkenntniß- und Gesellschaftsstufen für deren Zeit und Umstände an; aber auch nur so weit. Der Konservatismus dieser Anschauungsweise ist relativ, ihr revolutionärer Charakter ist absolut, — das einzig Absolute, das sie gelten läßt.“ — Diese in ihrem Kern revolutionäre Philosophie war nun aber gleichwohl auf dem besten Wege, „erzreaktionär“, d. h. der Deckmantel für allerhand Konservatismus zu werden, als Engels und Marx selbständig zu denken begannen. Hegel und seine echten Schüler selbst waren begeisterte Apologeten des preussischen Staates geworden, der ihnen als der Ausdruck der absoluten Idee schlechthin erschien; aber auch die Junghegelianer — unter Führung von Bruno Bauer — vertraten immer mehr einen Hegelianismus, der ganz und gar nicht revolutionär war. Die ganze Lehre von der „unverständigen“ „Masse“, auf die die „Kritik“, d. h. das auserwählte Häuflein aufgeklärter Philosophen, zu wirken habe, hatte einen durchaus antirevolutionären Grundzug. Man verflüchtigte die hegelische Philosophie in einen Superspiritualismus, man zog sie gleichsam auf Flaschen und sich selbst damit immer mehr vom Leben, als dem „Unwirklichen“, in das Reich des Gedankens zurück. Eine Schaar von dünnbeinigen Wagnern hatte sich in ihre schwarzen Klüben eingeschlossen und saß mit Andacht vor der „innersten Phiolo“. Der Erste, der die Thür aufstieß und der frischen Luft ein Wenig den Weg bahnte, war Feuerbach, der Philosoph des gefunden Menschenverstandes. Feuerbach wirkte eine Zeit lang bedeutend. „Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches — nämlich des ‚Wesens des Christenthumes‘ von Feuerbach — selbst erlebt haben“, schreibt Engels, „um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein; wir waren Alle momentan Feuerbachianer.“

Es liegt aber auf der Hand, daß eine so flache Philosophie, wie im Grunde die feuerbachische ist, tiefer veranlagten Naturen wie Marx und Engels auf die Dauer nicht genügen konnte. Sie bildete nur ein Ferment in der Entwicklung ihrer eigenen Weltanschauung. Von noch viel nachhaltigerem Einfluß aber auf ihre Ausbildung waren die Eindrücke, die sie so früh von der westeuropäischen Civilisation empfangen hatten. Hier, in Frankreich und England, wo sie als Zwanziger lebten, wehte eine ganz andere Luft als in dem Heimathlande des Hegelianismus. Hier war frisches Leben, hier war industrieller Aufschwung, hier war eine große Kunst und Literatur

eben im frischen Emporblühen, hier war Kampf auf dem Markte, hier konnte man noch im Ernst von Politik sprechen; kurz, hier war Wirklichkeit und in der Wirklichkeit Revolution, wie in Deutschland Geist und Verwimpelung im Geistigen. Das ist aber das Eigenthümliche der marxistischen Weltanschauung, daß sie die deutsche Form, wie sie der Hegelianismus bot, mit dem warmen, wirklichen Inhalt westeuropäischen Lebens füllte; daß ihre Schöpfer westeuropäisches Leben als deutsche Philosophen anschauten. In dieser Synthese von deutschem und westeuropäischem Leben liegt das eigentliche Geheimniß des Marxismus.

Es ist nun keineswegs meine Absicht, den Leser mit allen Theilen des marxistischen Systems vertraut zu machen; es kann sich hier nur um eine flüchtige Orientirung handeln, einen „Ueberblick“ zu gewinnen. Die Wesenheit ihrer allgemein philosophischen Anschauungen haben Marx und namentlich Engels selbst bezeichnet mit dem Ausdruck einer „materialistischen Dialektik“. Das will besagen: eine Kreuzung hegelischer-idealistischer Dialektik mit englisch-französischem Materialismus, derart, daß als das Ursprüngliche, Primäre, Wirkliche, das als aktives Element den „Prozeß“ des Denkens und Seins vollzieht, nicht der „Geist“, die „Idee“ angesehen wird, wie bei Hegel, der sich in der Natur „entäußert“ und durch seine allmähliche Rückkehr zum Ausgangspunkt die Natur erst schafft, sondern: daß die „Natur“, die „Materie“ als das Wirkliche gilt, das sich in seinen Bewegungen im Hirn des Menschen zu den Gedanken und Begriffen entwickelt, wie es außerhalb des Menschen in den Geschehnissen der Natur sich bethätigt. Hegels Dialektik blieb insoweit erhalten, als eine Uebereinstimmung des „Prozesses“ im Denken und Sein angenommen wurde, nur „stülpte man sie um“, vertauschte die Rollen von Denken und Sein; „man entschloß sich, jede idealistische Schrulle unbarmherzig zum Opfer zu bringen, die sie mit den, in ihrem eigenen Zusammenhange (!) und in keinem phantastischen, aufgefäßen Thatsachen nicht in Einklang bringen ließen“. Deshalb nannte man diese Dialektik „materialistisch“. Die Thatsache, daß Marx und Engels in dieser Weise die Grundmauern ihres Systems mit den Quadern der hegelischen formalistischen Dialektik bauten, ist nun für den Gesamtcharakter der marxistischen Lehren von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Sie war es, die die beiden Denker vor der Gefahr des Eklektizismus bewahrte, die es bewirkte, daß wir es im Marxismus nicht mit einem Sammelsurium von Einzelmeinungen, sondern in der That mit einem System aus einem Guß zu thun haben. Sie aber war es eben so, die verhütete, daß Marx und Engels mit ihrem so überaus „modernen“ Empfinden der Modekrankheit ihrer Zeit anheimfielen und auf der Sandbank des Empirismus elendiglich scheiterten, wie so viele Denker der nachklassischen Zeit um die Mitte des Jahrhunderts. Sie nannten

sich „Materialisten“, die Beiden, sahen aber trotzdem mit Verachtung auf die „Reiseprediger“ des Wald- und Wiesenmaterialismus, die damals gerade in Mode kamen, herab. Es ist einer der sympathischsten Züge am Marxismus: diese strenge Hochachtung vor der deutschen klassischen Philosophie. Unter sein Bild schrieb Engels im Jahre 1891: „Wir deutschen Sozialisten sind stolz darauf, abzustammen nicht nur von Saint-Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant, Fichte und Hegel. Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen klassischen Philosophie.“ Aber freilich: die Uebernahme der hegelischen Formalistik hat auch ihre verhängnißvollen Folgen gehabt und entschieden ungünstig auf die Entwicklung der marxistischen Lehren gewirkt.

Diese präsentiren sich auch heute in einer Form, die mit dem modernen philosophischen Denken unvereinbar ist. Wir können heute, vom Standpunkte des Kritizismus aus, die Lehren vom dialektischen „Prozeß“, von der „selbstverständlichen“ Identität von Denken und Sein, nur noch als Mystik bezeichnen. Marx und Engels waren wie alle Hegelianer verteuftelt schlechte Erkenntnißkritiker. Die wichtigsten Probleme der Erkenntnißkritik wiesen sie als „idealistische Schrulle“ ab; die Identität von Denken und Sein war für sie kein Problem, sondern geglaubte Thatsache; „es versteht sich von selbst“, sagt Engels einmal, „daß die Erzeugnisse des menschlichen Hirns, die in letzter Instanz ja auch Naturprodukte sind, dem übrigen Naturzusammenhange nicht widersprechen, sondern entsprechen“; die Gedanken sind ihm „mehr oder weniger (!) abstrakte Abbilder der wirklichen Dinge und Vorgänge“. Mit dieser völlig unzulänglichen Erkenntnißkritik baute man dann die Luftschlöffer vom „dialektischen Prozeß“. Das hat es verschuldet, daß uns einerseits an allen Ecken und Enden im Marxismus jene antiquirte Formalistik begegnet, die wir erst bei Seite schaffen müssen, um auf den Kern der Sache zu kommen; daß aber andererseits — und Das ist das viel Bedenklichere — wichtige Partien des marxistischen Systems der genügenden Fundirung und gedanklichen Durcharbeitung entbehren. In allen Fragen der erkenntnißtheoretischen Begründung waren Marx und Engels überaus gutgläubig. Deshalb hapert es, sobald wir irgend eine ihrer Hypothesen oder Lehren auf ihren Erkenntnißwerth hin prüfen: die Formulirung ihrer Entwicklungstheorie — auf die ich noch zu sprechen komme — ist völlig unzureichend und bereits in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen; der Begriff der „Gesetzmäßigkeit“, auf dem sich die ganze Evolutionstheorie aufbaut, ist von ihnen kaum erörtert, u. s. w. Kurz, es läßt sich heute schon mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß die Form der marxistischen Lehren einer ernsteren Kritik nicht wird Stand halten können und daß die kritische Begründung ihrer Hauptsätze jedenfalls noch zu leisten ist, — vorausgesetzt natürlich, daß sich deren Richtigkeit erweist. Man soll nur nicht wähnen, daß mit dem Mantel auch nothwendig der Herzog fallen

müsse, daß alle marxistische Lehre falsch sei, weil ihre Form antiquirt oder ihre Begründung verfehlt ist oder ganz fehlt.

Aber — so fragen wir jetzt schon mit Ungebuld — welche sind denn die materiellen Kernlehren des Marxismus, insbesondere — Das soll uns hier allein beschäftigen — in Beziehung auf die menschliche Gesellschaft; d. h. welche ist die marxistische Sozialphilosophie, die wir nun, ihrer hegelschen Form entkleidet, zu skizziren versuchen wollen?

Die Uebernahme des Grundgedankens des hegelschen Systems vom unendlichen Prozesse mußte für die prinzipielle Auffassung vom Wesen der menschlichen Gesellschaft mitbestimmend sein: auch diese konnte nur als im unausgesetzten Flusse befindlich, als unausgesetzt sich umwandelnd, angeschaut werden. Marx und Engels haben damit nur die zur Herrschaft ringende Idee der „Entwicklung“ (Comte!) auch ihrerseits als die grundlegende anerkannt. Die Idee der Entwicklung, die dazu bestimmt war, die Idee des *ordre naturel* gleichsam abzulösen: jenen Glauben an eine historisch vergangene, vollkommene gesellschaftliche Ordnung, wie er alle moderne Sozialphilosophie bis dahin beherrscht hatte. Das revolutionäre Zeitalter des Kapitalismus findet in der Idee der Entwicklung erst den ihm adäquaten gedanklichen Ausdruck.

Aber die Lehre, daß alle wirthschaftliche und gesellschaftliche Ordnung der steten Umwälzung ausgesetzt ist, bedeutet allein noch keine Entwicklungstheorie; sie giebt nur den Rahmen für eine solche ab. Was weiter zu thun war, war die Aufstellung des Postulates der Gesetzmäßigkeit in diesem steten Werdep Prozesse. Damit war man unmittelbar vor die Frage gestellt: welche denn die treibenden Kräfte seien, von denen jene beobachtete und gelehrte Umwälzung, jene Revolutionirung des Gesellschaftlebens ausging. Auch hier ertönte es um jene Zeit, als das marxistische System konzipirt wurde, von allen Zungen: die „gesellschaftlichen“ Faktoren sind es, die das menschliche Zusammenleben beherrschen, im Gegensatz zu den „staatlichen“ oder „politischen“. Wenn wir erst eine sozialphilosophische Dogmengeschichte besitzen werden, wird man finden, wie diese instinktive Reaktion gegen das sogenannte staatliche, politische Element, zunächst nur der Glaube an die „Gesellschaft“, von der man noch sehr wenig wußte, der entscheidende Faktor für die Ausbildung der wichtigsten Sozialtheorien, auch der marxistischen, wurde. So viel also wußte man oder glaubte man zu wissen: 1. die Ordnung der menschlichen Gemeinschaft ist dem Wandel ausgesetzt, ist der Entwicklung unterworfen; 2. dieser Wandel untersteht bestimmten Gesetzen; 3. die treibenden Kräfte, die diese gesetzmäßige Entwicklung hervorbringen, sind „gesellschaftliche“ Faktoren. Aber innerhalb der Gesellschaft: welche Faktoren?!

Hier nun war es, wo sich die Meinungen zweiten; hier war und ist der Scheideweg für Das, was man die realistische und idealistische Deutung

der Geschichte nennen mag. Was ist es, das das Menschengeschlecht vorwärts treibt? Ist es das Gute, das Ideale, sind es die edlen Regungen des Herzens? Oder sind es die gewöhnlichen und alltäglichen Triebe, sind es die materiellen Sorgen, die „Interessen“, die bestimmend einwirken und sich mächtig genug erweisen, den Idealen und ihrer Bethätigung Schranken zu setzen? Und hier ist es, wo Marx und Engels mit Entschiedenheit lehren: das „Interesse“ beherrscht die Menschenwelt. Ihm, also im Grunde den schlechten, unedlen Seiten des Menschen, dem Bösen, hatte Hegel gesagt, verdanken wir Alles, was wir menschlichen Fortschritt nennen. Die Bethätigung des Idealen ist nur innerhalb der Schranken möglich, die ihm die grausame Realität des Materiellen läßt. Es bedurfte nun nur noch einer Präzisierung Dessen, was unter dem „Interesse“ der materiellen Faktoren in der menschlichen Gesellschaft zu verstehen sei, und Das, was Marx und Engels die „materialistische Geschichtsauffassung“ genannt haben, war im Entwurf fertig. Die Sorge für das Materielle bethätigt sich nun offenbar systematisch im Wirtschaftsleben des Menschen und dieses wiederum wird charakterisirt, wird eigenthümlich gestaltet je nach den Produktions- und Austauschverhältnissen, d. h. je nach den Formen, in denen die Menschen wirtschaftliche Güter produziren und sie ihrer Bestimmung, dem Verzehr zuführen, wenn Produzent und Konsument nicht die selbe Person sind.

„Die Entwicklung der materiellen Produktion“ wurde somit als „die Grundlage alles gesellschaftlichen Lebens und daher aller wirklichen Geschichte“ betrachtet (Marx); es wurde die „Entdeckung“ gemacht, „daß überall und immer die politischen Zustände und Ereignisse ihre Erklärung finden in den entsprechenden ökonomischen Zuständen“ (Engels); es wurde die Geschichtsauffassung begründet, „die alle historischen Ereignisse und Vorstellungen, alle Politik, Philosophie, Religion aus den materiellen, ökonomischen Lebensverhältnissen der fraglichen geschichtlichen Periode erklärt“ (Engels), — und wie die Fassungen sonst noch lauten mögen, die alle an Schärfe und methodischer Korrektheit sehr viel zu wünschen übrig lassen, daher auch keineswegs sämmtlich genau übereinstimmen\*): ein Grundübel aller marxistischen Lehren, auf das ich den Leser schon aufmerksam gemacht habe.

Sämmtliche Elemente für eine Theorie der sozialen Entwicklung

\*) Es ist bald die Rede, daß die ökonomischen Verhältnisse das übrige gesellschaftliche Leben „erklären“, bald, daß sie es „bestimmen“, bald, daß sie es „bedingen“, — lauter verschiedene Dinge. In der meist citirten Stelle, wo Marx die materialistische Geschichtsauffassung skizzirt (Zur Kritik der politischen Ökonomie, 1859, Vorrede) spricht er gar in Bildern: von einem „ideologischen“ Ueberbau u. Es ist nicht meine Absicht, den Leser an dieser Stelle mit diesen technischen Fragen des gelehrten Handwerks zu plagen.



waren nunmehr bei einander, nachdem man auch die treibenden Kräfte der Gesellschaft bloßgelegt hatte. Es galt nun noch, die Art und Weise festzustellen, wie diese Kräfte wirken, d. h. die Form der gesellschaftlichen Evolution, ihr Gesetz, zu finden. Es lag im Reime wiederum in der hegelischen Lehre vom dialektischen Prozeß, der sich in der Weise vollzieht, daß ein Begriff in sein Gegenteil „umschlägt“ und sich dadurch zu einer höheren Einheit entwickelt. Dieser „Prozeß“, d. h. die Weiterentwicklung durch die unausgesetzte Ausbildung von Gegensätzen — wie alle Hegelianer ununterschiedlich für Gegenteil zu sagen pflegen — und ihre Auflösung zu höheren Formen des Seins, beherrscht, wie wir wissen, nach Engels-Marx die gesammte Natur, „also“ auch die menschliche Gesellschaft. Das Gesetz dieser Gesellschaft kann mithin gar kein anderes sein als der dialektische Prozeß. Welche aber hinwiederum können allein die „Gegensätze“ sein, in denen sich die Geschichte vollzieht? Da die Grundlage aller wirklichen Geschichte die materiellen Produktionsverhältnisse sind, offenbar nur Gegensätze innerhalb dieser selbst, oder — da sich mit bestimmten Formen der materiellen Produktion bestimmte Interessen verknüpfen —: Interessengegensätze. Und da sich diese Interessengegensätze in gegenseitigen Reibungen der Interessentengruppen, d. h. der sozialen Klassen, äußern werden, so können wir auch sagen: „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Diese Klassenkämpfe sind jedoch nur der äußere Ausdruck des Gegensatzes, der sich im Inneren des materiellen Produktionsprozesses herausgebildet hat. Dieser innere Gegensatz, auch „Widerspruch“ geheißen, wird erzeugt dadurch, daß die Form des Wirthschaftslebens, also die rechtlichen Formen, in denen sich die Erzeugung, Vertheilung u. s. w. der Güter vollziehen, nicht mehr den Produktivkräften einer bestimmten Wirthschaftsstufe entsprechen. Diese, also die Fähigkeiten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Menschen, die Natur ihren Zwecken dienstbar zu machen, sind den überkommenen Formen des Wirthschaftslebens über den Kopf gewachsen, rebelliren gegen diese und erzeugen in Folge Dessen Störungen im wirthschaftlichen Prozeß. Es kann der Zeitpunkt endlich nicht ausbleiben, wo diese Gegensätzlichkeit zwischen Form und Inhalt unerträglich wird, dann ist für die Form die Zeit erfüllt: der neue Inhalt, d. h. das neue (technische) Können sucht sich eine ihm adäquate Form: die rechtliche Organisation wird entsprechenden Aenderungen unterzogen, — eine neue höhere Einheit, d. h. eine vollkommenerere Gesellschaftordnung ist das Ergebnis. Wie es wohl dann gelegentlich in ganz hegelischem Jargon präzisiert wird: ein Zustand wird „negirt“, d. h. es entwickelt sich im Schooße der Gesellschaft ein Gegensatz; dieser „Gegensatz“ wird dann aufgehoben, was man Negation der Negation heißt. Wie aus dem Gesagten schon hervorgeht, unterscheiden wir

in der marxistischen Evolutionstheorie stets zwei Entwicklungsreihen: eine negative, zerstörende, und eine positiv aufbauende. Auf der einen Seite werden Störungen, Unzuträglichkeiten, Mißstände erzeugt, die langsam den Bau der bestehenden Wirtschaftsordnung ins Wanken bringen, auf der anderen Seite bilden sich pari passu die Bedingungen für eine höhere Gesellschaftsordnung heraus, d. h. entwickeln sich die Produktivkräfte, organisiert sich die menschliche Arbeit und steigert ihre Leistungsfähigkeit zu immer höheren Stufen der Vollkommenheit.

Dieses sind die Grundzüge der engels-marxistischen Gesellschaftsphilosophie.

Ihr Standpunkt, Das leuchtet auf den ersten Blick ein, mußte in theoretischer wie praktischer Hinsicht entscheidende Konsequenzen nach sich ziehen; ich meine: mußte einen ganz bestimmten, scharf ausgeprägten Einfluß auf die Entwicklung der sozialen Wissenschaft wie auch der sozialen Bewegung, so weit sie von marxistischem Geiste erfüllt waren, ausüben.

Für die Entwicklung der sozialen Theorie war zunächst einmal entscheidend, daß von dem allgemein sozialphilosophischen Standpunkt der Marxisten aus die Wissenschaft vom Wirtschaftsleben, die Ökonomik, in den Vordergrund des Interesses gerückt wurde. Denn für alle gesellschaftlichen Zustände war die Gestaltung und Entwicklung der ökonomischen Grundlage bestimmend; folglich galt es, diese zu erforschen. Die Richtung dieser Forschung konnte aber auch nicht zweifelhaft sein. Da sich das Wirtschaftsleben nach immanenten Gesetzen gestaltet, so galt es, diese Gesetze zu entdecken, und diese Gesetze konnten wiederum nur Entwicklungsgesetze sein. Vor Allem aber wandte sich naturgemäß das Studium der gegenwärtigen Geschichte = Wirtschaftsepoche zu, d. h. stellte sich zur Aufgabe, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen“. Dies aber und nichts Anderes ist „der letzte Endzweck“ des „Kapitals“, jenes ungeheuren Werkes von Karl Marx. Es ist ganz logisch, daß das Hauptwerk der marxistischen Sozialphilosophie ein ökonomisches System ist.

Ich habe die Quintessenz der sozialistischen Kritik des modernen Wirtschaftssystems schon an der Spitze dieser Blätter wiederzugeben versucht; hier sei noch Folgendes zur Ergänzung nachgetragen, das nun erst auf Grund Dessen, was wir im Vorstehenden gelernt haben, verständlich wird.

Auch in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, kein Zweifel, vollzieht sich der selbe Prozeß, der alle menschliche Gesellschaft beherrscht: auch in ihr entwickelt sich der Gegensatz zwischen den Rechtsformen der Produktion und den sich weiter entfaltenden Produktivkräften, also zwischen der kapitalistischen Aneignung und der immer mehr gesellschaftlich werdenden Produktion und der mächtigen Steigerung der Technik durch die Erfindungen des letzten Jahrhunderts. Die kapitalistische Aneignung hat zur Folge eine immer stärkere

„Centralisation“ der Produktion, d. h. Verringerung der Produktionseinheiten (Betriebe), Beseitigung aller Zwischenglieder (Mittel- und Kleinbetriebe, älterer Produktionsformen u. s. w.) und entsprechende Verallgemeinerung des proletarischen Arbeitsverhältnisses, so zwar, daß schließlich einer kleinen Anzahl von Kapitaleignern die große Menge der proletarisierten Arbeiterschaft gegenübersteht; die Entfaltung der Produktivkräfte äußert sich in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in steter Verbesserung der Produktionsmethode, vor Allem in unausgesetzter Vergrößerung der Betriebe, d. h. Erweiterung der Stufenleiter der Produktion, wodurch dann wiederum immer mehr Naturkräfte dienstbar gemacht werden, immer größere Aufgaben gelöst werden können; mit einem Wort: der Produktionsprozeß wird mehr und mehr aus einem isolirten zu einem gesellschaftlichen: die Produktion verwandelt sich aus einer Reihe von Einzelhandlungen in eine Reihe gesellschaftlicher Akte, und die Produkte aus Produkten Einzelner in gesellschaftliche. Der Gegensatz, der Widerspruch, in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist also, kurz gefaßt, der zwischen kapitalistischer Aneignung und gesellschaftlicher Produktion. Er kommt zum Ausdruck in den beiden Geißeln der modernen Gesellschaft: den Krisen und dem Pauperismus. Durch diese wird die Gesellschaft jeweils an den Rand des Abgrundes gebracht und schließlich „bei Strafe des Unterganges“ gezwungen werden, die den entwickelten Produktivkräften, d. h. dem vergesellschafteten Produktionsprozeß entsprechende Rechtsordnung, nämlich gesellschaftliches Eigenthum an den Produktionsmitteln, einzuführen.

Wie dieser ganze Auflösungs- und Neubildungsprozeß innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems am letzten Ende auf die Ueberkapitalisation, d. h. die Akkumulation von „Mehrwert“, dem über den Betrag des dem Arbeiter gezahlten Lohnes der Kapitalistenklasse zufließenden Werthbetrage, zurückzuführen ist, will das „Kapital“ darthun. Es versucht zu diesem Zwecke eine streng quantitative Auffassung der wirtschaftlichen Vorgänge zu gewinnen und diese selbst, als objektiven Normen unterworfen, darzustellen.

Doch — ich bin schon an der Grenze der streng fachwissenschaftlichen Probleme angelangt. Wenn ich hier abbreche und auf eine Darlegung des ökonomischen Systems des Marxismus verzichte, so werden meine Leser eher Dank wissen. Denn die Nüsse, die dieses System auch den Fachleuten zu knaden aufgibt, sind so hart, daß sich die Meisten bis jetzt daran die Zähne ausgebissen haben. Ich selbst habe unlängst auf Grund des nun vollständig vorliegenden Werkes zunächst einmal eine Darstellung des Systems versucht, die allen bisherigen Auffassungen schlechterdings entgegengesetzt ist und deshalb ein allgemeines Kopfschütteln hervorgerufen hat: dreißig Jahre faßt, nachdem sich die Kritik des marxischen Systems bemächtigt hatte. Zu meiner Genugthuung ist meine Auffassung von Engels in einem Briefe an

mich als die im Prinzip richtige anerkannt worden. Ich führe Das an, weil es bezeichnend ist für die Schwermöglichkeit des marxistischen ökonomischen Systems und — für den Stand unserer theoretischen Nationalökonomie!

Aber auch dem Gesamtsysteme des Marxismus gegenüber steht die Kritik in den ersten Anfängen. Die meisten bisher versuchten „Widerlegungen“ sind Galimathiasse. Einzelne Monographien haben manche Punkte aufgehell. Aber das Meiste bleibt noch zu thun und ich halte es für die nächste und dringlichste Aufgabe jeder ernstern Sozialwissenschaft, mit dem Marxismus auf die eine oder andere Art sich auseinanderzusetzen: möge man das gesammte System oder einzelne Theile, nachdem man sie richtig verstanden hat, als falsch erweisen; möge man die Form, in der uns die Theorien geboten werden, ablehnen, möge man unbewiesene Hypothesen durch unanfechtbare Beweise stützen, möge man dann aber mit vollem Bewußtsein und vollem Muthes Das, was man als richtig erkannt hat, auch bekennen! Ich selbst habe an verschiedenen Stellen schon meinen Standpunkt dem Marxismus gegenüber angedeutet und hoffe, bald Gelegenheit zu finden, meine Auseinandersetzung mit ihm auf breiterer Basis zu bewerkstelligen.

Wenn ich recht sehe, so wird, Das sagte ich schon, von der eigenthümlichen Form des Systems wenig oder gar nichts übrig bleiben. Andere wichtige Partien, so namentlich die „materialistische Geschichtsauffassung“, die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, harren nur einer korrekteren Fassung, um als unveräußerliches Inventar von der Sozialwissenschaft übernommen zu werden: schon heute vollzieht sich, zum großen Theil unbewußt, die ernste historische und soziale Forschung immer mehr in den Gedankenkreisen des Marxismus. Von der Theorie der kapitalistischen Entwicklung endlich werden große Partien (Agraria!) sich nicht halten lassen und müssen über Bord gehen; wie weit dann der Rest noch als einheitliche Theorie wird gelten können, läßt sich noch nicht übersehen.

Eine spätere Zeit erst wird die Bedeutung der engels-marxistischen Sozialphilosophie ermessen können. Und mich will bedünken: eine unbefangene, von der Parteien Haß und Gunst nicht mehr verwirrte Würdigung wird diese Bedeutung sehr hoch anschlagen müssen. Nicht, als hielte ich die marxischen Lehren für ewige Wahrheiten; sie sind echte Kinder ihrer Zeit, mit der sie vergehen werden; nicht, als glaubte ich an die Fabel, daß alle diese Theorien aus den Häuptern der beiden Schöpfer hervorgesprungen wären wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus; eine sorgfältige Dogmengeschichte wird ergeben, daß vielleicht jeder einzelne Bestandtheil der marxistischen Doktorin sich schon vor Marx und Engels irgendwo nachweisen läßt; für die materialistische Geschichtsauffassung würde mir dieser Nachweis schon jetzt nicht schwer, — und trotzdem ist die Bedeutung der marxistischen Lehren für die

Sozialwissenschaft nicht leicht zu hoch zu veranschlagen. Haben die einzelnen Gedanken auch schon vor Engels und Marx zahlreiche Vertreter gefunden, so sind sie doch gleichsam von ihnen, wie Strahlen in einer Linse, gesammelt worden: auch Adam Smith hat vielleicht keinen einzigen neuen Gedanken gehabt und wird doch, in gewissem Sinne noch immer mit Recht, als Begründer der Nationalökonomie betrachtet.

Mögen auch noch so viele Lehren aus dem engels-marxistischen System sich als unhaltbar erweisen, mag die ganze Fassung fehlerhaft sein: an Tiefe in der Beurteilung der Wesenheit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, an Kühnheit in der Konzeption der sozialen Entwicklungstendenzen werden ihm nur wenige Systeme zur Seite gestellt werden können.

Systeme? Haben wir denn andere? Daß der Marxismus diesen straffen, geschlossenen, einheitlichen Gedankenaufbau darstellt: Das möchte ich gerade als seine größte Bedeutung bezeichnen und dadurch wird er auch auf die Entwicklung der Sozialwissenschaft meines Erachtens den dauerndsten Einfluß ausüben: daß er uns zwingt zu eigener Sammlung, daß er uns, wenn unser Geist zu irrlichteliren beginnt, in die Spanischen Stiefel einheitlicher Gedankenentwicklung zwingt. In unserer Zeit der Thatfachen-Vergötterung, des rückgratlosen Eklektizismus auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialwissenschaft dient uns der Marxismus gleichsam als mächtige Orientierungs- und Warnungssäule. Weil wir uns mit ihm auseinandersetzen müssen, kommen wir um die Disziplinierung und Sammlung unserer eigenen Gedanken nicht herum. Man kann es heute schon deutlich beobachten: alle sozialwissenschaftlichen Forscher, die sich mit den marxistischen Lehren mehr oder weniger intensiv befassen — ich meine, in ihren Geist eingedrungen sind, nicht bloß darüber reden und Bücher schreiben —, haben eine gewisse theoretische Disziplin, weshalb denn auch in neuerer Zeit es viel mehr Philosophen von Fach sind, die Tüchtiges in der Kritik des Marxismus leisten; in dem Maße, wie die Wege von dem Marxismus abführen, nimmt die Planlosigkeit, der Eklektizismus zu, — wobei ich von den Vertretern der österreichischen Schule absehe, die ihr beschränktes Forschungsgebiet haben und ihre eigenen Wege wandeln. Hierin äußert sich die große, ich möchte sagen: methodologische Mission des marx-engelschen sozialphilosophischen Systems.

Des marx-engelschen Systems, so müßte es korrekt benannt werden. Man hat sich gewöhnt, der Einfachheit halber vom „Marxismus“ zu sprechen, es ist aber jetzt gerade eine gute Gelegenheit, mit Nachdruck daran zu erinnern, daß Engels entschieden mehr Antheil an dem Ausbau dieser Philosophie hatte, als es seine Bescheidenheit ihm zuzugeben gestattete. Ich hatte die Frage neulich nur zurückgestellt: lassen sich die Antheile des Einen oder des Anderen auseinanderhalten?

Engels' Spuren begegnen wir überall in erster Reihe, wo es sich um jene so oft übersehene positive Seite der kapitalistischen Evolutionstheorie handelt: die Auffindung Dessen, was die „Bedingungen des Kommunismus“ genannt werden; Das war eine Spezialität von Engels, scheint es. Marx hat dagegen in der freiwilligen Arbeitsteilung die Ausarbeitung des ökonomischen Systems übernommen. Aber wir sollten nicht vergessen, daß des „Kapitals“ zweites und drittes Buch von Engels auf Grund eines überaus lückenhaften Nachlasses herausgegeben sind. Stehen nun auch diese beiden Bücher an Frische und Ursprünglichkeit unter dem ersten, so bedurfte es doch einer sehr gründlichen Schulung und theoretischen Vertiefung, um sie in ihrer heutigen Form aus dem marxischen Manuskript herauszuarbeiten. Und diese Leistung vollbracht zu haben, ist Engels als um so größeres Verdienst zuzurechnen, als wir wissen, daß seine spezifische Begabung keineswegs auf jenem Gebiete, auf dem sich das Kapital bewegt, zu suchen ist. Endlich aber verdanken wir Engels das Meiste, was wir über die allgemein philosophischen Grundlagen des Marxismus wissen. In einer Reihe von kleinen Schriften, vor Allem aber in seinem Buche „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“, hat er in polemischer Form dem dühringschen System das eigene entgegengesetzt. Der Anti-Dühring ist daher als die wichtigste Quelle für die Kenntniß des Gesamtsystems von Engels und Marx zu betrachten.

Man hat mit Recht die „Universalität“ des engelschen Wissens, wie sie in diesem Buche und in seinen anderen zahlreichen Schriften sich äußert, rühmend hervorgehoben. In der That erörtert er Probleme aus allen Wissenszweigen: von der Erkenntnistheorie bis zur Chemie, von der Kriegswissenschaft — die sein Steckenpferd war und der seine beiden Broschüren „Po und Rhein“ (1859); „Savoyen, Nizza und der Rhein“ (1860) speziell angehörten — bis zur Nationalökonomie und noch weiter erstrecken sich seine Untersuchungen.

Dabei soll man aber auch eingedenk sein, daß dieser Vorzug seinen Nachtheil hatte: der Universalität — Das ist heute fast eine unvermeidliche Begleiterscheinung — entsprechen gelegentlich Flüchtigkeit und Sorglosigkeit in der Behandlung wichtiger wissenschaftlicher Fragen; von der mangelhaften Erkenntnistheorie sprach ich schon. Aber auch sonst bedauern wir oft, daß sich Engels zu Behauptungen, Schlüssen, Hypothesen hat hinreißen lassen, die einer ernsten fachwissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten. Mit Enthusiasmus griff er neue Entwicklungen, neue Hypothesen auf, die ihm eine Befähigung seiner eigenen Theorien zu sein scheinen, die aber noch keineswegs fest begründete Wahrheiten waren. So scheint mir seine Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthumes und des Staates“, trotz ihrer mannichfachen Vorzüge, doch vielfach auf Hypothesen sich aufzubauen, die eine

tieferer Forschung als unhaltbar zu erweisen droht. Sein Talent, die Springpunkte überall herauszufinden, das Wesentliche vom Nebensächlichen rasch zu unterscheiden, kam ihm bei seiner vielseitigen Beschäftigung entschieden zu Hilfe und ihm verdanken wir eine Reihe wichtigster Erkenntnisse, geistvollster Hypothesen. Jedoch auch hier hatte die glänzende Medaille ihre Rehrseite: die Fähigkeit, zu generalisiren, dieses Hauptwahrzeichen jedes eminenten Geistes, verfährt nur allzu leicht zu unwirklichen Kombinationen. Sie ist eine Tochter der Phantasie und darum geneigt, den Geist zu Phantastereien, zu abenteuerlichen Streifzügen zu veranlassen. Und in solchen kühnen Kombinationen, im Aufstellen geistvoller Hypothesen, denen keine Wirklichkeit entsprach, lag entschieden eine Eigenart der engelschen Veranlagung: dieser Zug war bei ihm zweifellos stärker ausgeprägt als bei Marx. Marx war nüchterner, kühler.

Um nur ein Beispiel der Art anzuführen, wie Engels' Geist oft über Stoa und Stein förmlich durchging, sei an seine in ihren Grundgedanken überaus geistreichen Bemerkungen über die Rolle, die die Hausindustrie in Deutschland spielt, erinnert. Hier endigt er schließlich bei der Behauptung: die spezifisch ländlich-bäuerliche Hausindustrie dehne sich täglich mehr aus und sie sei dazu bestimmt — man höre! —, das deutsche Bauernthum, bei dem sie sich einniste, zu revolutioniren! Dem widersprechen nun schlechthin die Thatsachen, die auch offenbar nicht die Quelle seiner Behauptung sind. Vielmehr ist hier aus einigen vorher gemachten Beobachtungen rein deduktiv weiter geschlossen: wenn es so und so wäre, so entspräche Das eigentlich erst vollständig den Obersätzen, d. h. wäre die „naturgemäße“ Konsequenz aus den vorhin festgestellten Thatsachen. Der nüchterne Kritiker muß dann sagen: sehr geistreich, aber — leider falsch. Die Thatsachen stören die Theorie.

Diese eigenartige Veranlagung von Engels gewinnt erst ihre ernste Bedeutung, wenn wir bedenken, daß er durch seine zahlreichen populären Schriften ein Volkslehrer war, wie Wenige vor ihm. Ein gut Theil der Bildung, die die deutsche Arbeiterschaft und vielfach auch die außerdeutsche, ich weiß es z. B. von der italienischen, in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat, verdankt sie Friedrich Engels. Doch verlasse ich mit diesem Gedanken schon das rein wissenschaftliche Gebiet und gehe auf das politische hinüber, auf dem sich noch ein folgender Artikel bewegen soll. Nicht in dem Sinne, daß ich politischen Erwägungen persönlich Raum geben wollte, sondern in dem Verstande, daß ich die Frage untersuchen will: welche Bedeutung Engels und mit ihm der Marxismus für die soziale Bewegung gehabt hat.

Breslau.

Professor Dr. Werner Sombart.



## Altes und neues Mittelalter.

**D**aß man mit den Jahren immer gescheiter werde —: Das ist eine Hoffnung, die nur aus dem Wunsche entspringt. Prüft man sich selbst reblich, so kommen Einem arge Zweifel. Man bekommt wohl einen weiteren, nicht aber einen schärferen Blick. Man begreift Mancherlei, aber man begreift nichts mehr mit alter Entschiedenheit.

Das zeigt sich auch nach der verneinenden Seite. Kritik macht nur die Jugend. Kritik machen, heißt für sie, das Bestehende niederschlagen, um für sich Platz zu schaffen. Die Welt ist eng, selbst die der Gedanken ist überfüllt. Ich will nicht sagen, daß zu große Gedanken in der Welt umgehen, wohl aber zu viele: eine unermessliche Menge von Proletariern, die meinen, auch sie hätten Daseinsrechte. In dieser überfüllten Gegend herrscht wenigstens bis zu einem gewissen Grade das gesundeste aller Rechte, das Faustrecht. Zwar thun sich die ganz Kleinen auch hier zusammen zu einer Lebensversicherung auf Wechselseitigkeit und es gelingt ihnen oft genug, Größere und Stärkere durch ihr Geschrei einzuschüchtern. Aber wer noch jung ist und noch keine guten Freunde hat, Der schlägt ehrlich zu. Ihm kommt es nicht darauf an, ob Gute oder Böse fallen, wenn nur Lust um ihn wird.

So habe auch ich kritisiert auf Mord und Totschlag. Aber ich bin dessen müde geworden, ich bin schlaff genug, zu erkennen, daß Andere auch leben wollen. Und darum wird es mir immer schwerer, über Kunstwerke zu schreiben. Was soll ich über sie sagen, wenn ich nicht Das schlecht finden will, was nicht nach meiner Art ist, und Das gut, in dem ich mein Wesen wiederzufinden glaube? Ist wirklich der Mühe werth, sich immer als Zollstock an die Dinge zu stellen, um zu zeigen, daß die Dinge klein oder daß der Zollstock kurz sei!

Wenn man „reifer“ wird, vergeht die Lust am Urtheilen, es kommt die Lust am Vergleichen. Mancherlei künstlerischer — leider auch künstlicher — Wind blies uns um die Nase und man möchte nun endlich wissen, wo er herkommt. Man hats nicht mehr blos mit dem Nachbar zu thun, man möchte wissen, wie die ganze Sippe entstand, die uns umgiebt: die Leute, zu denen



man hinaufzuschauen sich freut, jene, mit denen man Arm in Arm gehen möchte, jene, die man an die Wand drücken, und jene, denen man einen Fußtritt geben möchte.

Es ist mit großem Prunk in Berlin am zweiten September eine Kirche geweiht worden, die in mir jene Lust des Vergleiches weckte. Ich sage voraus, ein künstlerisch höchst achtbares Werk, eines wackeren Künstlers wackere Leistung, die Berlin und wohl im Ganzen auch ihrem Zwecke zur Ehre gereicht.

Der Zweck war ein doppelter: sie soll zunächst ein Denkmal für Kaiser Wilhelm den Ersten sein. Das erfüllt sie ganz vortrefflich. Der Kaiser war gottesfürchtig, er war fromm: man traf sein Wesen gut, wenn man seinem Gedächtniß eine Kirche setzte. Ihn selbst wird man zwar auch ohne die Kirche nicht vergessen, er wird den Bau überbauern. Die Kirche steht aber doch uns zum Gedächtniß da, daß wir uns oft seiner erinnern.

Und dann wollte man eine Kirche bauen, und zwar nicht eine solche kurzweg, sondern eine protestantische Kirche. Denn Wilhelm der Erste war Protestant nicht nur durch die Zufälligkeit der Geburt, durch die geschichtliche Entwicklung seines Hauses, sondern aus Ueberzeugung. In ernsten Tagen hat er Das klar genug ausgesprochen, ohne Härte gegen Andere, wohl aber im Bedürfniß, über den innersten Kern seines Denkens Keinen in Zweifel zu lassen.

Da unsere Kultur alt ist, ist sie tolerant. „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!“ singt unsere studentische Jugend. Wer die Wahrheit kennt und hilft ihr nicht zum Siege, Der ist, nach jugendlichen Ansichten, nicht besser. Jedem guten Gedanken ist der Eifer zu seiner Verbreitung als Bruder beigegeben. Wer tolerant ist, ist schlaff, hat nicht mehr das rechte Feuer der Wahrheit; Dem ist nicht ernst um die Wahrheit; Dem ist gleichgiltig, ob sie siegt. Zur Kraft des Denkens gehört unmittelbar die Kraft des „Propagirens“.

Die Kirche soll eine protestantische sein und sie soll daher den Muth haben, kein heidnisches, jüdisches, griechisches oder katholisches Gotteshaus sein zu wollen. Nicht aus Haß gegen das ihr nicht Eigenthümliche, sondern aus Muth der Eigenart. Und so ist mir denn von der Kirche die Lust zum Vergleich mit nicht toleranten Zeiten gekommen. Denn sie ist aus künstlerisch tolerantem Gemüthe geboren; ihre Vorbilder aber sind Dies nicht. Stände sie zwischen Neufß und Köln, wäre sie im zwölften Jahrhundert gebaut, so würde sie die Kunstgeschichte als ein Werk zielklaren kirchlichen Bauwesens mit Freude in die Reihe zeit- und geistverwandter Gotteshäuser einreihen. Man würde sie vielleicht nicht eine sehr eigenartige, wohl aber als eine beachtenswerthe Arbeit nennen. Baurath Schwedten, ihr Erbauer, ist Rheinländer: er that Recht,

heimischer Eindrücke sich zu erinnern; ich weiß nicht, ob er Protestant oder Katholik ist, — jedenfalls that er Recht, wie alle Künstler es nothwendiger Weise thun müssen, sich an gutes Alter anzulehnen. Fand er aber das Maß dieses Rechtes? „Auch in der Tugend halte Maß“, pflegte meine Großmutter zu sagen.

Und so umkreise ich prüfend den Bau, prüfend und zugleich mich von Alledem lossagend, was ich über seine Zwecke schon in den Zeitungen las, mich auf Das verlassend, was mir die Kirche selbst sagt.

Und sie spricht zu dem Architekten, sie spricht eine Jedem sehr vornehmliche, sehr vertraute Sprache. Die Baukunst hat ihren Begriffen ausdrucksvolle Formen gegeben, die Alle zu lesen vermögen. Sie that Dies, indem sie den einzelnen Gliedern eine ihren Zwecken gemäße Ausbildung gab, so daß ihr Zweck aus ihnen klar ersichtlich ist.

Da ist ein Chor. Sehr schön, sehr würdig. Ein Chor ist das Haus des Altars, der Altar ist die Stätte des Sacramentes. In erster Linie ist er die Stätte der Messe, der unblutigen Darstellung des blutigen Opfers Christi am Kreuz, die zur Versöhnung Gottes, nicht zur Erbauung der Gemeinde gefeiert wird. Für solche Zwecke wurde die glänzende Form des romanischen Chores erfunden, solche Zwecke verkündet sie. Der Chor ist die irdische Wohnung Gottes, das Abbild der ewigen Wohnung Gottes im Himmel. Der einzelne Altar aber ist einem Heiligen geweiht, er ist in der Idee oder durch eine in ihn gelegte Reliquie ein Heiligengrab. Der Heilige ist der Mittler, der zwischen Priester und Gott tritt. Die Versöhnung mit Gott kann an vielen Altären, von vielen Priestern gleichzeitig gesucht werden. Daher hat die Kirche viele Heiligenaltäre, die sich um den Hauptaltar in einem Kranze sammeln. Das zwölfte Jahrhundert hat die Stätte solcher vielen Altäre, den Kapellenkranz, zur höchsten Blüthe gebracht, ihm eine bestimmte, leicht erkennbare Gestalt gegeben. Wie Rücken unter die Flügel der Henne drängen sich die kleinen Absiden um den Hauptchor, der der reichste, der vornehmste Theil des ganzen Kirchengebäudes ist.

So auch an der berliner Kirche, wenn man sie von außen betrachtet. Umgang und Nebenkapellen um den glänzend, nach der Art rheinischer Dome, entfaltetem Hauptchor: Das ist die echte Kathedralform. Schwedten hat Vortreffliches geleistet: der Chor, wie so viel neue in protestantischen Landen, ist ein echter Sohn der Kirche aus der Zeit von Kaiser Heinrichs Kanossengang. Als diese Form geschaffen wurde, triumpirte Rom über das Kaiserthum. Es ist vielleicht ganz gut, daß an der für Kaiser Wilhelms Gedächtniß erbauten Kirche dieser Gedanke höchster Priesterschaft den Berlinern vor Augen geführt wird. Man wende nicht ein, daß hinter jenen Mauern Sakristeien, eine Taufkapelle, ein Konfirmandensaal oder dergleichen harmlose Bauten liegen. Wir kunstgeschichtlich Gebildeten wissen Das besser: dort

geht in feierlichem Umzuge die Prozession, Das ist der Grundriß, den einst die längst zerstörte Martins-Kathedrale in Tours im zehnten Jahrhundert oder noch frühere Zeiten ausbildeten, die dann durch Jahrhunderte die Geister namentlich der großen Klostergemeinschaften beschäftigte, die in der Niesenkirche ihre Vollendung fand, welche Abt Hugo von Cluny errichtete, der Lehrer Hilbrands, der große Vorkämpfer für die weltbeherrschende Macht des Papstthumes.

Das Mittelalter war „rationell“, ja, beinahe rationalistisch: Es fand die Schönheit in der Verwirklichung der von der Liturgie gegebenen Aufgabe und es scheute sich nicht, mit dem gefundenen Schönen zu brechen, wenn die Aufgabe sich änderte; es folgte den Forderungen der praktischen Zwecke.

Diese Aufgaben änderten sich bald. Der Heilige Bernhard von Clairvaux kämpfte heftig gegen den Bau von Cluny, der ihm in seiner Pracht zu weltlich, zu unmönchisch erschien. Er und sein Orden, die Cisterzienser, besannen sich keinen Augenblick, all die herrlichen Formen über Bord zu werfen, auf den Kapellenkranz und die in ihm ruhende künstlerische Leistung kurzweg zu Gunsten schlichter Chorbildung zu verzichten. Er verzichtete auch auf die Thürme und vieles Andere mehr. Er wollte in den Klöstern eine Kirche für Mönche haben, schlicht, ernst, ohne Prunk, zweckdienlich. Und er betonte daher ein Bauglied, das schon vorher erfunden war, mit besonderer Schärfe: das Querschiff. Ganz kurze Kirchen, die nur wenige Joche im Langhause haben, erhielten das voll entwickelte Querschiff. Denn Dies gab den Kirchen den keritalen Zug, trennte die im Chor amts handelnden Geistlichen von der Laienkirche. Um einen Vergleich aus weltlichem Bauwesen zu entnehmen: es ist das Querschiff die Orchestra, welche die Szene vom Zuschauerraum trennt. Es entrückt den Chor, das irdische Haus Gottes, den Altar, an dem der Geistliche dem Herrn den Sohn opfert, die mönchische Gemeinschaft, die Schaar der Priester dem Standorte der Laien. Zwischen Chor und Querschiff rückt oft der Hohe Chor, jener Raum, in welchem das Chorgestühl steht, der Bischof oder Abt seinen Sitz hat, aus dem die Responsorien klingen, welche die Orgel vom Schiff her beantwortet. Und dieses Querschiff, herrlich mit Rosenfenstern geschmückt, kräftig vortretend aus der Baumasse, es ziert auch die neue berliner Kirche.

Es war das Schicksal der mönchischen Anstrengungen auf Besserung der Kirche und durch diese der Welt, daß sie an der Uebergewalt der menschlichen Natur scheiterten, daß selbst die strengste asketische Regel auf die Dauer dem Erschlaffen der Willenskraft unterlag. Jene Cisterzienser, die einmal den Muth gehabt hatten, mit den vornehmsten Kunstformen der älteren Kirche zu brechen, einmal den bequemen Idealismus der Nachahmung des Schönen zu bekämpfen, — sie feiert man aller Orten, vielleicht sogar über Gebühr, als die Bringer neuer Schönheit, als die Lehrer der Völker in der Kunst des

Bauens, weil sie Lehrer des Handwerkes gewesen sind. Sie zwangen die Welt, die Baugedanken der katholischen Kirche noch einmal durchzudenken, und gaben ihr dadurch neuen Kunstsin, neue Idealität. Aber der Orden verfiel, alle Satzungen seiner Kapitel hielten das Einbrechen des reich gestaltenden Kunstsinnes nicht auf, seit die Klöster reich an Gut geworden waren. Neue Orden, neue Reformatoren des Mönchthumes traten auf, der Heilige Dominikus und der Heilige Franziskus mit ihren Predigerorden und Bettelorden. Nicht in der etwas egoistisch erscheinenden Frömmigkeit der alten Mönche, welche die Selbstheiligung als höchstes Ziel erstrebten, sondern in der Volksbelehrung durch das Wort, in öffentlicher Rede, suchten die Dominikaner das Mittel ihrer Wirksamkeit. Sie wollten unter das Volk treten und zum Volke sprechen. Sie wollten nicht von diesem getrennt sein durch ein Querschiff, — und sei es das schönste der Welt.

Und wieder war das Mittelalter „rationalistisch“ genug, das Querschiff über Bord zu werfen. Keine Dominikanerkirche — außer in späterer Zeit in Italien und Spanien — hat ein solches. Sie sind schlichte saalartige Bauten. Die Mönche hatten eben den Muth, Das durchzuführen, was sie wollten, und sei es auf Kosten der Schönheit, namentlich jener, die doch nur am Gewöhnlichen hängt. Ich bin vor einigen Wochen im Mutterlande der Dominikaner gewesen, habe Saint Romain in Toulouse und die Kirchen der benachbarten Städte aus dem dreizehnten Jahrhundert gesehen. Von ihnen meldet jetzt kaum eine Kunstgeschichte. Aber wer jene weiten Predighallen in ihrer schlichten Größe ohne Voreingenommenheit betrachtet hat, Der erkennt, daß ein edler Zweck, in kühner Weise zum Ausdruck gebracht, stets ein echtes Kunstwerk zu bilden vermag, daß es nur des festen Willens bedarf, sich durch keinerlei fremden Idealismus beirren zu lassen, um ein in sich begründetes Meisterstück zu schaffen.

Und wenn man dann in der Mutterkirche der Franziskaner, in Sanct Francesco zu Assisi, steht, jener formenarmen einschiffigen Halle, die Cimabue und Giotto ausmalten, so sieht man, daß der Verzicht auf wesenlos gewordene Formen, die Selbstbeschränkung in schönheitlicher Beziehung, das Vertrauen auf die Wirkung vollkommener Zweckerfüllung so übel nicht ist, wenn nur der Zweck ein guter ist. Denn wie auf die Thaten der Cisterzienser, so folgte auf die der Bettelmönche eine Blüthezeit der Kunst. Die italienische Frühentwicklung im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wäre ohne die Bettelmönche schwerlich in Fluß gekommen. Man hat sie mit Recht eine Kunst der Franziskaner und Dominikaner genannt. Zum Mindesten ist sie ihres Geistes voll.

Auch die Bettelmönche vergaßen mit der Zeit ihr Programm. Auch sie trennten sich wieder vom Volk zu klerikaler Abgeschlossenheit: der Lettner, der in den vornehmen Stiften erfunden worden war, theilte bald auch bei ihnen Chor und Schiff in noch deutlicherer Weise, als es einst das Querschiff that. Aber

der Hallenbau blieb ihnen und übertrug sich von ihnen auf die Pfarrkirchen, seit die Pfarrgeistlichkeit die lange vernachlässigte Predigt wieder aufnahm.

Die für die Predigt geschaffenen Hallenkirchen stehen zwar zur Zeit noch niedrig im Kurs im Schönheitsempfinden der modernen Aesthetiker. Die berliner Kirche hält sich aber nur an die edelsten Vorbilder: den Eindruck der Predigtkirche hat man in seinem Aeußeren gänzlich zu vermeiden verstanden. Wenn sie nur nicht in erster Linie zum Predigen da wäre!

Dagegen schließt den Bau gegen Westen ein sehr schön entwickeltes Westquerschiff, wie solche an zahlreichen romanischen Kirchen sich finden. Vorbild waren sichtlich wieder rheinische Bauten: Sankt Aposteln oder Sankt Kunibert in Köln, Sankt Quirin in Neuz. Und diese Westquerschiffe haben ihren guten Zweck. Weil für die zahlreichen Heiligenaltäre im Ostchor kein Platz mehr übrig ist, wird dieser im Westen gesucht. Meist baut sich an das Querschiff daher nach Westen ein zweiter Chor, in der berliner Kirche sind sogar zwei Abßiden angeordnet, nach Norden und nach Süden eine. Das ist bei alten Bauten nicht die Regel, aber es kommt vor. Meist liegen an jener Stelle kleine Treppenthürme, die zu den Emporen führen, wenn der Westchor zweigeschoßig ist oder an seine Stelle nur eine Vorhalle trat. Solche Thürmchen haben dann meist schmale Fensterchen, der Architekt scheut sich nicht, Jedem, der Architektursprache lesen kann, klar zu machen: das Ding hier ist nur eine Treppe.

Das Aergernische ist nun, daß mir bei meinem Rundgang der Grundriß der Kirche zur Hand war. Die sehr schöne Form dieser kleinen Halbrunde sagt deutlich: hier steht ein Nebenaltar; es fehlt nichts an Dem, was zum Bilde einer Abßis gehört, nicht einmal die höchste Schmuckform des romanischen Stiles, die Zwerggalerie. Und nun soll dort, wo man das ewige Lämpchen durch die Scheiben flimmern zu sehen glaubt, eine ganz banaussische Treppe liegen, dreiarinig, wie in einem Konzertsaal. Hier allein hielt sich Schwächten nicht an das Vorbild romanischer Kirchen.

Was hätten wohl der Heilige Bernhard und der Heilige Dominikus zu den in eine Treppe verwandelten Abßiden, zur ganzen Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche gesagt, die Männer, deren Geist deutlich aus den in Berlin nachgeahmten Formen mittelalterlicher Bauwerke spricht? Ihr verhunzt uns unsere besten Formen, Ihr reißt sie herunter, obgleich Ihr sie versteht; man ist nicht vornehm, wenn man ein schönes Seidenkleid sorglos durch den Schmutz zerrt, man ist nicht ideal, wenn man die höchsten Formen, die Andere im Schweiß ihres Angesichtes als Ausdruck ihrer heiligsten Gedanken erfanden, an untergeordnete Räume vergeudet. Eine Kirche ohne Messe braucht keinen Chor, eine Kirche ohne Klerus kein Querschiff, eine Kirche ohne Heiligen keine Nebenkapellen; keine echten und erst recht keine falschen. Der ganze Bau

wird ja zur Couliſſe, die verheimlicht, was hinter ihr ſteht, nicht aber nach mittelalterlicher Weiſe es offenbart!

Und was ſteht denn drin? Eine proteſtantiſche Kirche, in der man die Predigt hören, taufen und das Abendmahl nehmen ſoll. Der Chor iſt leer. In ſehr verſtändiger Weiſe hat man den Altar als Abendmahltiſch möglichſt weit vorgeſchoben, damit er der Gemeinde nahe ſei. Er ſteht unter dem ſogenannten Triumphbogen. Bräche man morgen den Chor ab, ſo könnte der Gottesdienſt ungeſtört weitergehen. In den Querschiffen ſtehen Bänke für Kirchenbeſucher, unten, wie auf der Empore: es iſt gar kein Querschiff, es iſt ein Stück des Predigtſaales. Aber wer hätte wohl je einen Saal in Kreuzform gebaut, wer würde je auf den Gedanken kommen, ihm Querschiffe zu verleihen, wenn nicht die Künstler des romaniſchen Stiles zu anderen Zwecken Querschiffe gebaut hätten? Das Weſtquerschiff iſt eine Gedächtnißhalle, von der jene Treppen zur Empore aufſteigen: ſehr ſtattliche Treppen, vielleicht zu ſtattliche für den Zweck.

Ein vornehmer Herr, der Einfluß auf die Geſtaltung der Kirche hatte, ſagte in einer Rede, ſie ſei einem Epos aus alter deutſcher Zeit vergleichbar; denn ſie mahne uns an die großen Kaiſer ſaliſcher und ſtauffiſcher Zeit. Das iſt gewiß ein idealer Gedanke. Aber ich glaube, jener Herr würde ein Schlafzimmer, ſelbſt wenn es ſein Architekt ſo geſtaltete, daß es an die Gralsſage erinnert, und ein Speiſezimmer, das wie ein Oratorium von Haydn ausſieht, dankend ablehnen, wenn er nicht darin bequem ſchlafen oder eſſen kann, ja, wenn Das nicht der Grundgedanke des Ganzen iſt; ſo wäre es vielleicht auch gut geweſen, mehr den proteſtantiſchen Gottesdienſt als die deutſche Heldengeſchichte in den Vordergrund zu ſchieben, — gerade an einer Kirche, die dem wahrheitsliebendſten Menſchen, Kaiſer Wilhelm dem Erſten, gewidmet iſt; es wäre wohl kein Verbrechen am idealiſtiſchen Geiſt geweſen, die Aufgabe ſo rationaliſtiſch zu ſtellen, wie es „die Alten“ thaten. Und Das heißt hier: baue um eine im Gebet vereinigte, ihre Kultformen abende Gemeinde ein Haus. Kein Gotteshaus, denn Gott wohnt, nach der Anſicht der dort Betenden, nicht in Häuſern von Stein gebaut; keinen fremd-idealen Bau, ſondern einen ſolchen, der eben ſo gut für unſeren Gottesdienſt paßt wie die alten Kathedralen für die Biſchofskirche, die alten Klerikerbauten für die Clunyazer und Cifterzienser, die alten Predighallen für Dominikaner und Franziskaner. Und wenn es der Gemeinde gefällt, der er dienen ſoll, iſt genug. Man ſoll die Kirche nicht ſchöner machen wollen als den Gottesdienſt. Man ſoll nicht Umſchau halten nach Motiven von hier und dort, man ſoll nicht glauben, die proteſtantiſche Kirche mit den für katholiſche Kultformen erdachten Gebilden ſchmücken zu können. Sie ſtehen ihr ſchlecht, wie ein erborgtes Kleid. Und ſelbſt wenn es ein Königmantel iſt, den man ſich erborgte, wird der Träger durch ihn nicht vornehmer!

Ich wollte es nicht — und habe nun doch wohl Kritik geschrieben. Wahrlich nicht, um Schwächen und sein Werk zu „verreißn“. Hätte er den von der Kraft kirchlicher Ueberzeugung getragenen Muth des Heiligen Bernhard oder Dominikus zeigen wollen, — die Herren Pastoren und die vornehme Baudeputation hätten ihn doch nicht reinen Tisch mit der „Tradition“ — leider ist es nun einmal die der Bischofskirche — machen lassen, wie es Jene thaten. Wir halten am Mittelalter und ahmen es nach. Wir nehmen seine Formen, nicht weil sie zu uns als ein Geistiges sprechen, sondern weil sie uns kurzweg erhaben, schön vorkommen. Kirchen bauen, heißt bei uns, die schönsten Gestaltungen des Mittelalters zu einer guten Gruppe zusammentragen. Oken, der beschäftigteste deutsche Kirchenbaumeister, hat Das dem „Kongreß für protestantischen Kirchenbau“ in einem Vortrag, der zweieinhalb Stunden lang war und fünf Stunden lang schien, klar gemacht. Den alten Heiligen, die ihm gesagt hätten, daß Kirchen Ausdruck einer bestimmten Welt- oder doch Kirchenanschauung sein müßten, hätte er schön den Kopf gewaschen: Das ist Laienstandpunkt, Das ist Quatsch! Man muß als ausübender Künstler und Geheimer Preußischer Oberbaurath den Zweck mit dem Ideal versöhnen. Man muß sehen, wie man damit auskommt, die Gemeinde in einem nach bewährten Formen geschaffenen Kunstwerke unterzubringen. Hoch lebe vor Allem das Schöne! Was kann der Architekt dafür, wenn die Gemeinde in sein schönes Werk nicht hineinpaßt?

Im Mittelalter, das eine sehr dunkle Zeit war, hieß Kirchen bauen: die Zwecke des Gottesdienstes erfüllen. War der Gottesdienst an einer Stelle von jenem an anderer verschieden, so baute man eben andere Kirchen. Könnten wir nicht auch wieder so dunkel werden, ein Bißchen von unserem Idealismus, der Anjubelung alter Leistungen, aufzugeben, um etwas mehr Idealität zu zeigen, nämlich von der Kraft, die sich neue Ziele steckt und sie erreicht?

Dresden.

Cornelius Gurlitt.



## Theatereinbildung.

Schon im dritten Akt der „Frebegonde“ hatte die große Tragoedin Kornelia Tofti den Vorhang fallen lassen, — nicht wegen einer Ohnmacht oder eines Nervenanzalles, sondern weil sie sich müde, todmüde fühlte, weil ihr die Füße versagten, weil ihr die Stimme in der Kehle stockte, kurz: weil sie fünfzig Jahre alt war und nicht mehr weiter konnte. Als sie nach Hause zurückgekehrt war, ohne nur mehr die Kraft zu haben, ihr Bühnenkostüm noch abzulegen, als sie so einsam in ihrem hypergothisch möblirten Zimmer wie traumverloren in den großen, fünfsächigen Spiegel starrte, der ihr eine erschreckend kranke Frebegonde mit einem Totenkopf zwischen den beiden (falschen) schweren, blonden Flechten wiedergab, — da wurde Kornelia von einer grenzenlosen Verzweiflung ergriffen. Lange schluchzte sie vor sich hin und der Morgen graute bereits, als sie sich, immer noch in ihrer merovingischen Robe, quer auf ihr Bett warf, während der eine ihrer Büpfe bis auf das Tigerfell fast hinabhing, das vor dem Bett als Teppich ausgebreitet lag.

Am folgenden Morgen erklärte der Arzt zum hundertsten Male, daß die Kranke dem Theater Valet sagen müsse, daß sie kaum noch ihre letzte Rolle in der „Melisandra“ kreiren dürfe, die der berühmte Dramatiker Eusebio Masone eigens für sie geschrieben hatte; und dieses Mal glaubte Kornelia dem Arzte. Den Triumphtourneen durch Europa, Amerika und Asien, den jungen Leuten, die ihr den Wagen ausspannten, den Rosenblättern, die im Stockholmer Hasen die Wellen rings um ihre Gala-Barke in bußtigen Purpur tauchten, den Enthufastan, die ihr am Theaterausgang aus ihren Ueberziehern einen Teppich schufen, dem Rausch buzenweise einander folgender Hervorrufe, dem Leben donnergleicher Beifallsstürme, den theueren Brutalitäten der Reklame und der Interviews, einem trunkenen, köstlichen, märchenhaften Leben, und auch den heimlichsten und höchsten Freuden: der Freude, der Dichter schönste Visionen zu verwirklichen, ihnen sein Fleisch und seine Seele zu leihen, ihr Leben in sich zu fühlen: Alledem sollte sie also entsagen. Und in einigen Jahren, in einigen Monaten vielleicht, würde die Tofti aus der Menschen Gedächtniß getilgt sein. Kornelia dachte an alte Künstlerinnen, die fast wie sie berühmt gewesen waren und von denen nun Niemand mehr sprach, die jetzt nichts waren als dicke Damen und mit Katzen und Papageien in irgend einem kleinen Garten der Bannmeile von Florenz vegetirten.

So in das Nichts hinabzusinken, nachdem man Königin und mehr als Königin gewesen, — nein! Das war nicht möglich und nie würde sie darcin willigen. Lieber den Tod als diesen lächerlichen Sturz!

Ja, sterben, wie eine Dramenheldin, die ihren Traum nicht überleben will, die nach der Zerstörung ihres Reiches mit ihrer Stirnbinde selbst sich erwürgt, um nicht des Siegers Sklavin zu werden! . . . Stellte sich ja die Idee des Todes wie alle übrigen dem Geist Kornelias nicht anders dar als umgeben von einem szenischen Apparate; war ja der Tod für sie nichts Anderes als ein Bühneneffekt, als ein sicherer Effekt des fünften Aktes.

In dem Empfangsalon ihres Palais, der mit Buddha- und Affennippes bevölkert, mit bizarren Gegenständen aus allen fünf Erdtheilen überfüllt war und in dessen Winkeln auf weichen Divans und weichen Teppichen junge Literaten



herumhockten, sagte daher eines Tages Kornelia mit einer leisen, traumübten, schleppenden Stimme: „Glauben Sie an Ahnungen? . . . Ich glaube daran . . . Mir sagt Etwas, daß ich während der Premiere der „Melisandra“ auf der Bühne sterben werde.“ Und geheimnißvoll fügte sie hinzu: „Ich bin ganz sicher, hören Sie, ich bin ganz sicher.“

Am nächsten Tage erschien die Aeußerung in den florentinischen Zeitungen und steigerte noch die Neugier, die „Melisandra“ ohnehin schon erregte.

Man begann mit den Proben des Stückes. Trotz ihrer Schwäche zwang sich Kornelia zu eifriger Bühnenarbeit und hielt sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer Willenskraft schwindelnd und zitternd noch aufrecht.

Die Heldin des Dramas, ein räthselhaftes, den Männern verhängnißvolles Weib, vergiftet sich zuletzt nach Verübung zahlloser Verbrechen und stirbt auf der Bühne. Dieser Tod würde — dem „Theater-Courier“ zufolge — den Glanzpunkt des Werkes bilden, an tragischem Schrecken den berühmten Todeskampf der Crocetta in der „Sphinx“ oder des großen Monetto in „Ernani“ überbieten.

Einige Tage vor der ersten Vorstellung nahm Kornelia aus einem ihrer Koffer ein sonderbares kleines Flacon, das wie ein ausgehöhlter, geschlitzter Smaragd geformt und einst ihr von einem indischen Rajah geschenkt worden war. Dann zog sie in Gegenwart der jungen Schriftsteller, die wieder einmal rings herumhockten, aus einer Sammlung indianischer Waffen ein Bündel vergifteter Pfeile hervor. Sie rief ihre treue Schneiderin und Haushälterin, die alte Giuseppa, die seit dreißig Jahren in ihrem Gefolge die Welt durchstreifte, und während sie ihr das Flacon und die Pfeile reichte, sagte sie ernst: „Lasse die Spitzen während mehrerer Tage in ein paar Tropfen Wasser tauchen, gieße das Wasser dann in dieses Flacon und gieb es mir am Abend der ‚Melisandra‘.“

„Sehr wohl, gnädige Frau,“ antwortete Giuseppa, ohne mit einer Wimper zu zucken.

„Schwöre mir bei Jesus Christus, daß Du thun wirst, was ich Dir befehl.“

„Ich schwöre es.“

„Bei Jesus Christus?“

„Bei Jesus Christus.“

Die jungen Literaten lächelten.

„Sie werden schon sehen,“ sagte Kornelia mit einer so tragischen Kopfbewegung, daß die jungen Leute ganz wirt wurden. Konnte man denn wirklich wissen, wozu sie fähig war?

In der Premiere der „Melisandra“ spielte Kornelia herrlich. Sie verstand es, aus ihrer gebrochenen Stimme und ihrem hinfälligen Körper geradezu unerhörte „Effekte“ der Rührung und der Furcht zu ziehen. Tout-Florenz, anfangs ein Wenig zurückhaltend und skeptisch (es bewunderte Kornelia ja schon so lange!) ließ sich noch einmal ganz von seiner großen Tragoedin bannen und bereitete ihr eine frenetische Ovation; der Schmerz über die dauernde Trennung machte sich in nicht endenwollenden Beifallstürmen Luft . . .

Das Spiel der Tosti war aber auch von einer so brennenden Wahrheit, daß eine Angst allmählich den Saal erfüllte. Die Heldin des Stückes, man wußte es, starb am Schluffe. Was würde Kornelia nur thun, um in der Darstellung dieses Todes sich selbst gleich zu bleiben? . . . Und die ungewisse

Erwartung irgend eines außerordentlichen Ereignisses lastete drückend auf den tausend Herzen der Menge.

Während der letzten Pause saß Kornelia bleich in ihrer Garderobe und die Masse duftiger Blumen, die das Gemach erfüllten, ließ ihr Gesicht nur noch fahler erscheinen. Beim Klang der Bühnenklingel brachte sie die Menge schwarzbefragter Herren, die sie complimentirend umstanden, bis zur Thür und wiederholte dabei mit dem lezten Rest ihrer einst kristallhellen Stimme immer wieder und wieder: „Adieu, meine Freunde!“ Dann öffnete sie das Fenster, das auf eines der dunkelsten Gäßchen der alten Stadt hinausging, sog in langen Zügen die kühle, von einem Knoblauch- und Armeleute-Duft geschwängerte Nachtluft ein und rief ein leises, müdes:

„Adieu Florenz!“ Darauf zu Giuseppa: „Das Flacon!“

Giuseppa reichte es ihr, ohne nur ein Wort zu sagen.

„Nun gehts ans Sterben!“

Und die Tosti betrat die Bühne. Geradezu übernatürlich spielte, feuzte, stöhnte sie diesen fünften Akt, wo Melisandra geheßt, entlarvt wird, all ihre Verbrechen der ersten vier Akte gegen sie selbst sich wenden und sie im Tode schließlich ihre Zuflucht sucht. In diesem Augenblick zog Kornelia das Smaragdfläschchen aus ihrem Busen.

Innerlich, tiefinnerlich wars ihr vielleicht nicht unbekannt, daß das Gift der Pfeile — selbst wenn es unbedingt tödlich war — nur wirken konnte, wenn es durch eine Stichwunde in die Blutgefäße eingeführt wurde. Im Uebrigen aber mußte sie, war sie gewiß, daß ihr Giuseppa keinesfalls gehorcht und in das Flacon nur einige Tropfen klaren Wassers gegossen hatte.

Und dennoch! — Kaum hatte sie das Flacon an ihre Rippen geführt, so fiel sie heftig, wie vom Blitz getroffen, auf die Bretter, wurde grün und ihre Glieder machten die Zuckungen, die keine Kunst jemals nachahmen könnte; sie hatte nicht mehr die Kraft, des Dramas letzte Worte zu sprechen, und zwei ihrer Kollegen mußten sie an Kopf und Füßen hinwegtragen. Der Tod war so sichtbar, so unzweifelhaft in ihren verdrehten Augen erschienen, daß das ganze Publikum vor Schrecken sich erhob und schrie.

Und Niemand zweifelte daran, daß die Tosti thätjächlich und freiwillig sich vergiftet hatte.

Niemand, selbst nicht Giuseppa. Die alte Frau hatte einige Stunden vorher mit eigener Hand eine der Wasserkrassen aus dem Speiseaal über den engen Hals des Flacons geneigt. Doch trotzdem warf sie sich über ihrer Herrin Körper und schrie wie alle Welt: „Sie hat sich vergiftet! Sie hat es vorher gesagt!“

Fünfzehn Tage lang glaubte Kornelia sich zwischen Leben und Tod. Fünfzehn Tage lang brachten alle Zeitungen Europas und Amerikas Bulletins über ihr Befinden. Ja, die Aerzte nannten den Reportern den Namen und setzten ihnen die Eigenschaften und Wirkungen des Giftes auseinander, das sie niemals genommen hatte.

Sechs Monate nach ihrer Abschiedsvorstellung, sechs Monate nach ihrer Vergiftung hielt die Tosti dann natürlich, verjüngt und gesünder als je, ihren Wiedereinzug in das Grand-Theater zu Florenz. . . .

## Kuba.

**F**ür Spanien bedeutet der Besitz von Kuba und Porto Rico die Behauptung seiner übrigen Kolonien, seiner Stellung als Großmacht zweiten Ranges und — die Erhaltung der Monarchie. Gelingt es Spanien nicht, durch weitere große Opfer an Menschen und Geld den Aufstand zu unterdrücken, theils im Blute zu erstickend, theils durch Bewilligung einer möglichst vollständigen Autonomie die Mehrzahl der Kreolen, d. h. der in Kuba geborenen Spanier, an das Mutterland zu fesseln, so ist eine Einmischung verschiedener amerikanischer Staaten zu Gunsten der Kubaner zu befürchten.

Die erste große Revolution (1868 bis 1878) wurde durch den Vertrag von Zanjon (zehnten Februar 1878) beendet. Als Hauptgrund des neuen Aufstandes ist die Thatfache zu betrachten, daß Spanien die Bestimmungen des Vertrages nicht in loyaler Weise erfüllt hat. Artikel 1 bewilligte an Kuba die gleichen politischen, organischen und administrativen Rechte und Gesetze, die Porto Rico besitzt. Artikel 2 verspricht völliges Verzeihen aller politischen Vergehen und Verbrechen seit 1868 und die Freiheit aller aus diesem Grunde Verurtheilten. Die spanischen Deserteure, auch wenn sie direkten oder indirekten Antheil an der Revolution genommen haben, sollen volle Amnestie genießen. Artikel 3: Die Asiaten und Sklaven, die in den Reihen der Insurgenten gefochten haben, sind frei. Artikel 4: Kein Individuum, das sich auf Grund dieses Vertrages der spanischen Regierung unterwirft, kann vor völliger Herstellung des Friedens und der Ordnung auf der ganzen Insel zum Kriegsdienste verpflichtet werden. Artikel 5 garantiert das Recht der Auswanderung für jede Person, welche die Insel verlassen will. Artikel 6: Die Insurgenten kapituliren auf freiem Felde, legen dort ihre Waffen nieder u. s. w.

Auf Grund dieses Vertrages wurde das provisorische Wahlgesetz (für die Deputirten zu den Cortes) vom zwanzigsten Juli 1877 und später das Gesetz vom achtundzwanzigsten Januar 1879 erlassen. Nach diesem Gesetz hat Kuba eine politische Vertretung und es steht ihm für je fünfzigtausend Einwohner die Wahl eines Deputirten zu. Da aber die Wahl nach Provinzen durchgeführt wird, liegt die Entscheidung bei den spanischen Beamten, Kaufleuten und Handwerkern der großen Städte und Handelscentren. Es wählen: die Habana (immer die Provinzen) acht, Pinar del Rio und Matanzas je drei, Santa Clara fünf, Santiago vier, Puerto Principe einen Deputirten. Der Wahlapparat ist, wie gebildete und gemäßigte Kubaner, z. B. Don Raimundo Cabrera (in „Cuba y sus jueces“) versichern, so organisiert, daß die eigentliche kubanische Bevölkerung in den Cortes völlig ungenügend vertreten ist. Ueber eine Million Kubaner sandten 1891 bis 1892 nur acht Deputirte nach Madrid, dagegen die einhundertvierzigtausend Spanier Kubas — sechzehn! Stimmberechtigt sind nur die Ackerbauer, die eine Abgabe von fünf und zwanzig Pesos für ihren Grundbesitz zahlen, dagegen werden alle Beamten und Mitglieder einer Kaufmannsgilde zugelassen.

Der zweite wichtige Grund für die neue Revolution ist die verzweifelte ökonomische Lage der Haciendenbesitzer und ihrer Arbeiter. Der Zuckerpreis ist so niedrig, daß er nicht die Selbstkosten deckt. Viele Zuckerfabriken standen schon vor der Revolution still, die Felder blieben unbestellt, die Arbeiter wurden in

Massen entlassen. Auch der Preis des Tabaks ist ein sehr niedriger. Der frühere Reichtum des Landes beruhte fast ausschließlich auf diesen beiden Hauptkulturen. Zu diesen niedrigen Preisen für Zucker und Tabak kommen die hohen Steuern und die Ausbeutung durch die korrumpirten spanischen Beamten, deren große Mehrzahl sich nur um einen Posten auf Kuba bewirbt, um sich in einigen Jahren auf Kosten des Fiskus und der Kubaner ein Vermögen zu machen.

Die Revolution brach ziemlich plötzlich im Februar 1895 in den Provinzen Matanzas und Santiago aus. Ende Februar standen bereits etwa achttausend Mann gegen Spanien unter den Waffen. Die Zahl der spanischen Truppen betrug damals auf der ganzen Insel nur achttausend Mann, obgleich nach dem Budget über zwanzigtausend vorhanden sein sollten. Die Spanier mußten sich deshalb auf der ganzen östlichen Hälfte der Insel zunächst in der Defensive halten. In Matanzas, nur etwa hundert Kilometer von der Habana entfernt, standen Zeitungschreiber und Ärzte an der Spitze der Revolution. Der Hauptführer wurde von den Spaniern schnell verhaftet und nach kurzen, ungeordneten Kämpfen unterwarf sich die Provinz wieder. In Santiago dagegen besteht der Kern der Aufständischen aus alten Offizieren und Soldaten der Revolution von 1868 bis 1878, dazu ist das Gebiet durch zahlreiche Flüsse und Gebirge zerrissen; die Bevölkerung ist kräftig und tapfer. Die Revolution verbreitete sich hier ungemein schnell, bald standen sechstausend Mann unter Waffen, geführt vom Obersten Bartolome Massó und vom Brigadier Guillermo Moncada.

Massó ist über sechzig Jahr alt und war ein treuer Freund des berühmten Carlos Manuel de Cespedes, des „Präsidenten“ von Kuba, und ist jetzt seit Jahren ein reicher und geachteter Pflanze in Manzanillo. Alle Versuche der Spanier, ihn für ihre Sache zu gewinnen, waren vergebens. G. Moncada, wegen seiner riesigen Figur „Guillermón“ (der dicke Wilhelm) genannt, ist ein reiner Afrikaner, der sich durch Tapferkeit und Klugheit bei der ersten Revolution auszeichnete und stets unter weißen Oberbefehlshabern focht, um auch den Anschein eines Rassenkampfes zu vermeiden. Beide Männer lieferten von Ende Februar bis Anfang April mit ihren Banden im östlichen Theile der Insel zahlreiche Scharmützel, bis die Generale Antonio Maceo als Befehlshaber in den Ostprovinzen und Maximo Gomez als Oberbefehlshaber der ganzen Revolution zu ihnen stießen.

Maceo hatte mit einer auserlesenen Schaar von Offizieren in Costa Rica gelebt, schiffte sich im April 1895 von dort mit seinen Freunden nach den Bahamas-Inseln ein und ging weiter mit einem Pailboot nach Kuba. Er landete mit zweiundzwanzig Genossen bei Baracoa im äußersten Osten der Insel, trotz der Wachsamkeit der spanischen Kriegsschiffe. Bald nach der Landung wurde die kleine Schaar von fünfzig spanischen Infanteristen angegriffen. Die Spanier zogen sich nach kurzem Kampfe mit Verlust von neun Toten und elf Verwundeten zurück. Wenige Tage darauf landete Maximo Gomez, der aus Santo Domingo kam, mit José Martí, dem politischen Führer der Revolutionpartei, an der Nordküste. Ein schwerer Verlust für die Insurgenten ist der Tod Martí's. Er fiel Mitte Juni, wie man sagt, durch den Revolver eines Kubaners, der den spanischen Truppen als Führer diente.

Die spanischen Truppen haben gegen tapferere, fanatische Schaaren, die von

ausgezeichneten, erfahrenen Offizieren geleitet werden, zu kämpfen. General A. Maceo leitete die letzten Kämpfe der Aufständischen 1878 gegen Martinez Campos. Er ist etwa siebenundvierzig Jahre alt. Sein kräftiger Körper zeigt die Narben von siebenundzwanzig Schuß- und Säbelwunden. Martinez Campos selbst hat ihn in einem offiziellen Bericht für einen der bedeutendsten und kühnsten Führer im Guerillakriege erklärt. Er hat in den zehn Jahren an vierhundert Treffen theilgenommen und befehligte in den Hauptschlachten von Guá-cimas und Naranjo das Gros der Infanterie. M. Gomez ist achtundfünfzig Jahre alt, von kleiner, fehniger Gestalt. Er wird allgemein als tüchtiger Führer und Strategie gerühmt und alle Kubaner gehorchen ihm gern. Er hat sich in der vorigen Revolution mit Ruhm bedeckt. So rief er mit einer Abtheilung Kavallerie bei Palo Seco das an Mannschaft stärkere Bataillon „Balmaceda“ in einem Ansturm vollständig auf, der ganze Kampf soll nicht dreißig Minuten gedauert haben. Bei Guasimas schloß er eine feindliche Kolonne der drei Waffengattungen von dreitausend Mann drei Tage lang ein und tötete und verwundete zwölfshundert Mann. M. Gomez und seine Schaar war der Schrecken der Spanier und bedrohte selbst die Habana. Nach Unterdrückung der großen Revolution durchwanderte Gomez ohne Freunde und ohne Vermögen Mittelamerika und die Antillen und ließ sich dann als Tabakpflanzler in Santo Domingo nieder. José Martí organisirte 1890 bis 1892 durch Wort und Schrift die neue Revolution, indem er die in den Vereinigten Staaten, auf den Antillen und in den spanischen Republiken zerstreuten Führer der alten Revolution sammelte, sie aufsuchte oder mit ihnen in Korrespondenz trat, um sie für einen neuen Aufstand zu gewinnen. Als „Delegirter der Revolutionspartei“ schrieb er 1892 an M. Gomez, ernannte ihn zum Oberfeldherrn auf Kuba und forderte ihn auf, die wohl verdiente und glorreiche Ruhe seines zeitigen Wohlbefindens im Interesse der Menschheit mit den Gefahren der Revolution zu vertauschen. Und Gomez leistete diesem Rufe zwei Jahre später Folge.

Dem Aufstande der östlichen Provinzen schloß sich bald das Gebiet der großen Ebene des Camagüei an. Fünfzehntausend bewaffnete Rebellen, die gut geführt sind, können die spanische Herrschaft auf Kuba in die größte Gefahr bringen. Und schon anfangs Juni standen allein in den Ostprovinzen über siebentausend gut bewaffnete Insurgenten, mehr, als die Revolution von 1868 bis 1878 jemals besaß. Die Gelber zur Beschaffung der Waffen, Ausrüstung der Schiffe u. s. w. brachten in erster Linie die Kubaner auf, die in den Vereinigten Staaten lebten. Selbst die Arbeiter in den Cigarrenfabriken traten zu diesem Zwecke freudig zehn Prozent ihres Lohnes an Martí ab. Der Vertreter Spaniens in Washington machte den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wiederholt auf die Bildung und Ausrüstung von Freischaaren, die als Ziel ihrer Expedition ganz offen Kuba angaben, aufmerksam und bat die Regierung um Wahrung der Neutralität und Schutz der Rechte Spaniens. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Regierung der Union den besten Willen hat, alle ungeselichen Akte gegen Spanien auf ihrem Gebiete zu verhindern. Aber die „Washington Post“ erklärte in einem längeren Artikel, auf welchen Widerstand die Föderal-Regirung mit ihren Erlassen bei den Regirungen der Einzelstaaten traf. Speziell in Florida machten fast alle Behörden und Beamte aus

ihren Sympathien für die Freiheit Kubas kein Hehl. Hohe Beamte besuchten Meetings, die von Kubanern für die Sache Kubas abgehalten wurden. Das spanische Kriegsschiff „Infanta Isabel“ wurde ohne Zug und Recht unter Quarantaine gestellt und so in einem Hafen von Florida festgelegt. Als der Staatssekretär Carlisle in Folge energischer Beschwerde des spanischen Gesandten die sofortige Freigabe des Schiffes befahl, gehorchten die Behörden des Hafens nicht.

Die Insurgenten sind den spanischen Soldaten dadurch weit überlegen, daß sie an das Klima und die Nahrungsmittel der Insel gewöhnt sind, das Terrain kennen und die Majorität der Bevölkerung auf ihrer Seite haben. Werden sie — wie bisher — von den Vereinigten Staaten aus mit Waffen und Munition und Freiwilligen versorgt, so endet dieser Aufstand, falls es Martínez Campos nicht gelingt, ihn noch in den letzten Monaten dieses Jahres durch große Truppenmacht zu ersticken, mit der Unabhängigkeit der Insel. Die Führer der Autonomisten halten bisher noch zu Spanien, verlangen nur Selbstverwaltung der Insel, die aber unter spanischer Flagge und Oberhoheit stehen soll. Aber der Anhang dieser Partei schwindet mit der Ausdehnung der Revolution. Martínez Campos hat unbeschränkte Vollmachten, auch zur Verhandlung mit den Rebellen, erhalten. Das Klügste wäre, wenn er halbwegs die Forderungen der Autonomisten erfüllte. Auffallend ist, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, trotz der bekannten energischen Proklamation des Präsidenten und aller freundschaftlichen Zusagen, die dem Gesandten Spaniens gemacht wurden, nur den Kreuzer „Raleigh“ zur Ueberwachung der Küsten von Florida ausjandte.

Martínez Campos hat von seiner Ankunft in Kuba an bis heute eine überaus energische Thätigkeit entwickelt. Er durchzog die Insel nach allen Richtungen, warf Garnisonen in alle größeren Städte, versorgte sie mit Munition und Lebensmitteln und vertheilte die aus Spanien einrückenden Truppen. Dennoch geben fast alle spanischen Zeitungen zu, daß die Situation vom Mai bis Ende Juli eine für Spanien immer schlimmere geworden ist. Einige, wie „El País“, kritisiren diese vielen Reisen des Marschalles und sehen in ihm nicht den richtigen Obergeneral für Kuba. Ueber die strenge Censur, der alle telegraphischen Nachrichten aus Kuba unterworfen werden, ist man in Madrid entrüstet, man verlangt, die volle Wahrheit zu wissen, und beurtheilt die Sachlage mehr und mehr pessimistisch. Die Insurgenten plündern inzwischen die Besitzungen der Spanier und ihrer Anhänger, treiben Kontributionen selbst von Eisenbahnen ein, zerstören Pflanzungen, Telegraphen und Eisenbahnen. Sie besetzten die Ernten von Kaffee, Cacao und Tabak in mehreren Bezirken mit Beschlagnahme und verboten die Ausfuhr dieser Produkte. Durch dieses rücksichtslose Vorgehen der Insurgenten werden die Bewohner des flachen Landes, die zur Zeit auf der Hälfte der Insel ohne Schutz durch spanische Truppen sind, zur Verzweiflung getrieben und schließen sich zum Theil gezwungen den Insurgenten an. Dabei grassirt das gelbe Fieber furchtbar unter den spanischen Truppen. Erst im November ist eine bedeutende Abnahme der Seuche zu erwarten. Kubanische Schriftsteller behaupten, daß von den Mannschaften, die vorher noch nicht auf Kuba waren, siebenzig Prozent durch das Sumpffieber und durch das gelbe Fieber hingerafft werden. Diese Zahl ist entschieden übertrieben; aber 1876 sagte mir in der Habana ein älterer spanischer Offizier: von den Rekruten, die wir von der Halbinsel erhalten, sterben im ersten Jahre bis zu vierzig Prozent.

Die Stellung der Kämpfenden und die allgemeine Sachlage ändert sich in jedem Distrikt mit jeder Woche. Dabei widersprechen sich die Angaben meist vollständig, so daß die Wahrheit bisher nur bei einigen Hauptaktionen festgestellt ist. Ich will hier nur einige Angaben über die Schlacht zwischen Manzanillo und Bayamo (dreizehnten Juli) machen, wo Martinez Campos in Person die Spanier führte. Die jungen spanischen Soldaten schlugen sich ausgezeichnet und wiesen mit großer Ruhe die zahlreichen Angriffe der starken Reiterei der Insurgenten zurück. Diese wurden von Maceo und seinem Bruder geführt. Martinez Campos wurde nicht verwundet; die Insurgenten sollen in diesem Kampfe, der unentschieden blieb, über vierhundert Mann verloren haben. Beide Theile schreiben sich den Sieg zu. Die Insurgenten zählten über siebentausend Mann, die Spanier nur fünfzehnhundert Mann. Campos ließ zuletzt die Truppen ein Viereck bilden und marschirte so, alle Verwundeten mit sich führend, zehn Kilometer weit unter fortwährendem Gefecht nach Bayamo. Der spanische General Santoscilbes, der die Vorhut führte, fiel, eben so zwei Offiziere und fünfundsiebenzig Soldaten. Vier Offiziere und vierundneunzig Soldaten wurden verwundet. Ich entnehme diese Zahlen dem Berichte von Martinez Campos, in dem sich allerdings die bedenkliche Behauptung findet, daß die Uebermacht der Insurgenten in dieser Schlacht eine dreißigfache gewesen sei. Das kann aber bei einzelnen Abtheilungen der Kämpfenden in dem zerrissenen Terrain wohl der Fall gewesen sein.

Der Krieg wird bereits mit der ganzen Grausamkeit der alten Revolution geführt. Zu Beginn dieses Aufstandes, etwa bis Ende Juni, wurden die Gefangenen auf beiden Seiten wie Kriegsgefangene behandelt. Am achten Juli erließ Martinez Campos eine Proklamation, worin angekündigt wird, daß jeder Insurgent, der in der Folge mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wird. Die Personen, die gegen die spanische Herrschaft konspiriren, sollen nach den Strafkolonien in Afrika gesandt werden. Allen Insurgenten, die sich unterwerfen, wird Pardon zugesagt. Die Repressalien der Gegner werden nicht ausbleiben. Am fünfzehnten Juli verbrannte eine Insurgentenschaar von etwa vierhundert Mann unter Bermudez die Stadt Clara vollständig, trotz dem tapferen Widerstande der Bürgerwehr. Die Insurgenten zogen darauf nach der benachbarten Stadt San Diego del Valle, wo sie aber nach längerem Kampfe zurückgeschlagen wurden. Daß die Revolution in den Monaten Juni und Juli an Umfang und Stärke gewonnen hat, giebt selbst Martinez Campos zu. Die starken Regengüsse (bis zum September) erschweren die Märsche selbst kleiner Abtheilungen und machen die Bewegung der Artillerie und des Trains fast unmöglich. Maceo sammelte im Juli möglichst viel Proviant und stapelte ihn an verborgenen Orten auf. Er läßt durch die nicht waffenfähigen Insurgenten, ihre Weiber und Kinder und durch die gefangenen Spanier in den Landstrichen, die im relativ gesicherten Besitze der Rebellion sind, Pflanzungen von Mais, Bohnen und anderen Lebensmitteln anlegen und bereitet sich so für einen langen Feldzug vor.

Wo die Spanier in größeren geschlossenen Massen auftreten, sind sie den Insurgenten bis Mitte Juli immer überlegen gewesen. Der Telegraph meldet fast täglich von derartigen „Siegen“. Erfolge dieser Art nützen den Spaniern aber gar nicht. Die Insurgenten ziehen sich mit geringem Verluste in die

Wälder zurück. Es ist ihre Taktik, die spanischen Truppen nur dann anzugreifen, wenn deren Ordnung auf dem Marsche durch schwieriges Terrain aufgelöst ist oder wenn sie hoffen können, die Spanier zu überraschen, zu überfallen, oder wenn sie die große Uebermacht auf ihrer Seite haben. Durch die ewigen Scheinangriffe und zwecklosen Alarmirungen werden die spanischen Soldaten, die schon durch das Klima, die schlechten Wege, die ungewohnte Nahrung, durch Krankheiten und Insekten leiden, furchtbar belästigt und ermüdet. Es ist zu befürchten, daß auch Martinez Campos, der in den letzten Jahren viel durch Krankheiten gelitten hat, diese Strapazen nicht lange ertragen wird.

Zum Schlusse lasse ich im Auszuge einen Brief Maceos vom achtzehnten Mai 1895, abgedruckt in „The Illustr. America“ folgen. Maceo schreibt: „Politisch wird der Kubaner von Spanien als ein ewiger Feind betrachtet. Und Spanien hat Recht. Was kann es auch Anderes erwarten nach so vielen Jahren persönlichen Mißbrauchs und handelspolitischer Ausbeutung? Vom General-Kapitän bis zum letzten Wächter herab sind alle Aemter durch auf der Halbinsel geborene Spanier besetzt und kein auf der Insel geborener Spanier genießt politische Beachtung. Die Autonomisten, d. h. die liberale Partei Kubas, hat auf politischem Gebiete über siebenzehn Jahr gekämpft und Enttäuschungen und Niederlagen aller Art bei ihrem Bestreben, für Kuba die Rechte der spanischen Provinzen zu erwerben, erlebt . . . . Besonders bekämpften die Autonomisten das Gesetz von 1882, genannt ‚Gesetz über die Handelsbeziehungen‘, das die Produkte Kubas mit Ausfuhrzöllen und zugleich mit Einfuhrzöllen in die spanischen Häfen belegt, während die Produkte und Fabrikate Spaniens zollfrei in Kuba eingeführt werden. Die Autonomisten fordern weiter den freien Verkauf des kubanischen Tabaks in Spanien an Stelle des Privathandels, den die Regierung damit treibt; sie bitten darum, daß der Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten, unserem wichtigsten Markte, in liberalem und freimüthigem Geiste redigirt werde. Die Partei der Autonomisten hat von Jahr zu Jahr gewartet und hat nichts erlangt.“ Diese Angaben und Betrachtungen sind leider richtig. Die Zugeständnisse des Ministers Abarzuza, sein famoser „Consejo de administracion“, der nichts zu sagen hat, sind werthlos und befriedigen die gerechten Ansprüche auch der politisch gemäßigten und loyalen Kubaner nicht. Maceo sagt weiter: „In Santiago de Kuba kämpfen zehntausend Insurgenten mit den spanischen Truppen. Der Kampf dauert zwei, vier, acht Stunden und selbst ein oder zwei Tage und die spanischen Zeitungen berichten über keine Verluste, sagen nur, der Feind fliehe, die Kubaner seien ohne Waffen, ohne Munition, ohne Tapferkeit und ohne Führer. Das ist ein Beispiel für das Verhalten Spaniens. Puerto Principe, eine der wichtigsten Provinzen der Insel für die Revolution, hat sich erhoben, Pinar del Rio, die westlichste Provinz, wird bald ihrem Beispiele folgen und in zwei Monaten wird eine allgemeine Erhebung stattfinden. Vielleicht ist unsere Revolution ein Selbstmord. Aber unser Elend, die weiße spanische Sklaverei des neunzehnten Jahrhunderts, der Hunger, der Alle peinigt, die ungeheueren Steuern, die leeren Versprechungen Spaniens sind genügende Gründe, die uns zum Kriege treiben.“ Dr. S. Polakowsky.



## Bruder Heinrich auf Reisen.

Du seinem Oberen Heinrich sprach:  
 „Ich habe für meinen Orden  
 So lange gefessen im engen Gemach,  
 Daß mirs zu viel fast geworden.“

Und es ist ja so schön, das Reisen.“

„Du bist nun, Bruder Heinrich, frei,  
 Drum will ich Dir nicht verwehren:  
 Zeug in die Welt, wo immer es sei,  
 Ich lasse Dich gern gewähren.“

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Du sprachest ein Wörtlein, das Du vielleicht  
 Hättest unterlassen sollen;  
 Magst Du, so weit der Himmel reicht,  
 Dich jetzt von bannen trollen.

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Nimm mit Dir als Biatikum  
 Die Lehre: mit Worten zu fargen.  
 Sie zeigen oft, gehn sie einmal um,  
 Einen Sinn, den sie vorher verbargen.  
 Und es ist ja so schön, das Reisen.

Gern will ich Dich ein volles Jahr  
 Von der Ordensregel entbinden  
 Und hoffe, Dich als Bruder zwar,  
 Doch vorsicht'ger wiederzufinden.

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Geh über die Alpen, geh weiter fort,  
 Ein Apostel für Ordnung und Sitte,  
 Und künde der gelben Rasse das Wort  
 Des Friedens im Reiche der Mitte!

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Es geht jetzt umher das Umsturzgespenst  
 Wohl in den meisten Ländern.  
 Hier ist sein Bildniß, damit Du erkennst  
 Auch verborgen in fremden Gewändern.

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Und damit Dir der Abschied nicht zu schwer,  
 Will ich mich dazu bequemen  
 Und Dir gestatten, außs wilde Meer  
 Trenzäus mitzunehmen.

Und es ist ja so schön, das Reisen.“

Bruder Heinrich dachte: „Die Mission  
 Erscheint mir ziemlich bedenklich;  
 Meinen Obern kenn' ich, für seine Person  
 Spricht er genug, — hinlänglich.“

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Wenn er das Reisen erlaubt mir jetzt,  
 Will ich im Uebrigen passen:  
 Die Propaganda, die ihn ergezt,  
 Will ich ihm allein überlassen.

Und es ist ja so schön, das Reisen.

Wer mit Neben so angelaufen ist,  
 Wie ich, wird ein schweigsamer Mahner.  
 Ich wollt', ich wäre ein Trappist,  
 Wäre ich nicht Alexianer.

Und es ist ja so schön, das Reisen.“

Palingenius



## Bankgeschäfte mit Südamerika.

Unsere Banken, glaubte man, sind mit Südafrika beschäftigt, allenfalls noch mit Gründungen in Elektrotechnik und Bergwerken, als plötzlich der Name Chile erscholl. Von dort soll nun das Heil kommen; anders ist die bisher ungeahnte Zärtlichkeit der Diskontogesellschaft und der Deutschen Bank für dieses Land nicht zu begreifen. Die Diskontogesellschaft hatte angeblich der Norddeutschen Bank auf dem Wege der Fusion die hamburgische Selbständigkeit genommen; jetzt zeigt die erste größere Transaktion umgekehrt, daß die berliner Direktoren von den Hanseaten ins Schlepptau genommen werden. Zehn Millionen Mark sind, wie bei der Brasilianischen Bank für Deutschland, dazu bestimmt, in Valparaiso und natürlich Hamburg eine Chilenische Bank für Deutschland zu gründen. In Rio de Janeiro sind bisher Dividenden von acht und zehn Prozent erzielt worden, man hofft also wohl Aehnliches von der neuen Finanzierung. Was dabei „die Mitwirkung“ zweier hamburgischer Firmen heißen soll (so lautet nämlich der offiziöse Ausdruck), ob die Herren Vorwerk & Co. und Weber & Co. kommanditirt werden oder ob man ihnen ihre Geschäfte abkauft, Das ist noch nicht zu ersehen. Unter allen Umständen hat Hamburg einen überaus reichen Handel mit Chile, zahlreiche Filialen seiner Kaufleute arbeiten seit Jahren in Santiago und Valparaiso und die Zukunft erscheint höchst aussichtsvoll. Denn Krisen und Bürgerkriege haben in Südamerika lange die bürgerlichen Verhältnisse verheert, der mit Recht mißtrauisch gewordene Europäer hat keine Waaren dorthin geschickt und in Folge Dessen sind die Bestände aufgebraucht.

Chile selbst bietet noch den gar nicht genug zu schätzenden Vortheil eines hervorragenden Exportartikels: Salpeter. Hamburg hat allein im Jahre 1894 für 68 $\frac{1}{4}$  Millionen Mark Chile-Salpeter erhalten. Der nächstgrößte Artikel von dort, Jod und Jodkalium, figurirt in der mir vorliegenden Tabelle mit nur 6 Millionen Mark. Dann folgen Sohlleder mit 3 $\frac{1}{3}$  Millionen Mark, Gold-, Silber- und Kupfererze mit je 1 $\frac{1}{4}$  Millionen Mark. Im Ganzen hat man im letzten Jahre von Chile nach Hamburg für über 84 Millionen Mark eingeführt, wobei natürlich nur der direkte Schiffsverkehr genannt wird. Daß sehr große Quantitäten für hamburgische Rechnung gleich in Antwerpen und London bleiben, muß besonders erwähnt werden, weil ja unsere Banken drüben auch von diesem Export ihren Vortheil ziehen. Nur im Jahre 1891 war Chiles Ausfuhr nach der Elbe etwas größer, 1892 und 1893 aber erfolgte ein bedeutender Rückgang, dem erst allmählich wieder die Erholung gefolgt ist. Wie stark sich überhaupt unser transatlantischer Handel entwickelt hat, ersieht man am Besten aus der folgenden Zusammenstellung:

In 1851 Ausfuhr von der Ostküste Südamerikas nach Hamburg für	27 $\frac{1}{2}$ Mill. M.
„ 1894	205 $\frac{1}{2}$ „ „
„ 1851	Westküste „ „ „ 4 „ „
„ 1894	106 „ „

Wie steht es aber mit der von Hamburg nach Chile vermittelten Ausfuhr? Verschifft nach dortigen Häfen wurden im letzten Jahre Verzehrgegenstände für 4 $\frac{1}{2}$  Millionen Mark; Rohstoffe und Halbfabrikate für 3 $\frac{1}{2}$  Millionen Mark;

Manufakturen für 10 Millionen Mark; Kunst- und Industrie-Artikel 24<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Mark. Das ist bedeutend mehr als im Vorjahr, wo der Krieg eine arge Stockung bewirkt hatte. Während wir aber nur an sechzig Waaren und Produkte von dort empfangen — allerdings sehr werthvolle —, führt die hamburgische Ausfuhrliste nach Chile im Ganzen nahezu an dreihundert Artikel auf, und darunter fehlen eben so wenig Operngüter wie etwa Rizinusöl. Unsere Hauptausfuhr betrifft Raffinaden, Wollen-, Halbwollen- und Baumwollenwaaren und Manufakturen.

Das erklärt auch den Muth unserer Textilindustriellen, auf fremder Erde selbständig vorzugehen und die Vermittelung der Seestädte möglichst bei Seite zu lassen. Ein gefährliches System, das bereits böse Schläppen erlitten hat, denn der Industrielle, der seine Fabrikate an die Exporteure nach Hamburg oder Bremen schickt, erhält dafür sofort sein baares Geld und kann von Neuem fabriziren, während er bei direktem Verkauf in Südamerika auf lange hinaus borgen muß. Der Kaufmann kennt die Kreditverhältnisse besser und Außenstände gehören zu den Bestandtheilen seines Geschäftes, der Fabrikant hat aber jede Woche seine Arbeitslöhne zu bezahlen. Eigentlich bezahlt auch der Abnehmer in Peru, Venezuela, Chile nicht nach sechs Monaten, sondern wann er will, d. h. da man ihn nicht so leicht wie in Europa zur Zahlung zwingen kann, geht Alles den gütlichen Weg und bestimmte Termine stehen sehr oft nur auf dem Papier. Das kann natürlich der Kaufmann, der mit ganz anderen Verdiensten rechnet, eher aushalten, während der Fabrikant in Gladbach oder Barmen ohnehin schon billige Bedingungen stellt. Endlich hat der Exporteur auch den Vortheil, zugleich Importeur zu sein. Er empfängt in vielen Fällen von den selben Firmen, denen er fertige Erzeugnisse schickt, Rohprodukte zum Verkauf. Hierin liegt also bereits die Remesse, und zwar eine solche, an der wiederum verdient wird. Der Fabrikant dagegen ist nur Exporteur, er kann nur Baarzahlung gebrauchen, wenn er sich nicht zugleich auch als Kaufmann etabliren will.

Es lohnt sich aber auch, den Gründen unserer Industriellen nachzugehen. Diese sagen: es gilt, die englische Konkurrenz zu bekämpfen, die an Kapital und Macht Generationen vor uns voraus hat. Wie können wir Das, wenn wir keine neuen Wege beschreiten und nicht besonders billig arbeiten, vor Allem ohne alle sonstige Export-Unkosten? Da nun der englische Fabrikant selten Reisende ausschickt und Dies seinen Kaufleuten überläßt, haben unsere Fabrikanten einen unleugbaren Vortheil gewonnen, seitdem sie selbst reisen lassen. John Bull pflegt überall, wohin er mit seinen Geschäftsofferten kommt, nur Englisch zu sprechen, der deutsche Reisende kann auch Spanisch und Portugiesisch. Die Engländer haben den überseeischen Absatzgebieten ihren eigenen Geschmack aufgebrängt, (wenn man vielleicht von den gut imitirten indischen Gütern absteht), die Deutschen passen sich dem fremden Geschmack an. Alle diese Umstände schmeicheln dem Nationalgefühl der einzelnen Konsumentengruppen und haben thatsächlich der britischen Ausfuhr bereits erheblichen Abbruch gethan. Sogar Ostindien ist vor den Einfällen der Germanen nicht mehr sicher und so ist es zu verstehen, daß fast kein Konsulatsbericht in London eintrifft, der nicht beständig auf die wachsende Konkurrenz der lieben Deutschen hinweist. Es fragt sich also nur, ob dieses neue System des direkten Verkehrs auch geldlich durchführbar ist, denn eine Handels-

beziehung mag noch so verlockende Punkte zeigen: ohne die Frage der Deckung steht Alles in der Luft. Wahrscheinlich haben die Herren in Bradford und Manchester, die ja mehr als einmal eine völlige Umwälzung ihrer Fabrikationsart erlebten, ihre Erfahrungen mit solchen Kreditgewährungen bereits hinter sich. Sie wären also dann keineswegs veraltet, sondern nur durch Schaden klug geworden.

Wie werden sich nun unsere beiden neuen Chile-Banken zu dieser Frage stellen? Denn auch die Deutsche Bank zweigt von ihrer Uebersee-Bank jetzt einen Sitz nach Valparaiso ab und motivirt damit sogar ihre so lange verhandelte Kapitalserhöhung. Im Ganzen läßt sich vielleicht annehmen, daß die Deutsche Bank mehr dem Fabrikanten-Interesse zugethan sein wird, während die Diskontogesellschaft einfach die kaufmännischen Farben der Norddeutschen Bank trägt. Auch verändern sich die Verhältnisse drüben durch die sich mehrenden Dampfschiffsverbindungen, da hiermit das Hinlegen von großen Beständen so ziemlich unnöthig gemacht wird. Zudem sind die kleineren Geschäftsleute Chiles nicht so einfach wieder in ihre Verhältnisse zu den dortigen Grossisten zurückzubringen. Sehr bedeutend wird das Trassirungsgeschäft werden, denn die hamburger Häuser, die früher auf sich trassiren ließen, fanden doch später heraus, daß die geringe Provision hierfür der Unregelmäßigkeit der Deckung nicht entsprach. Auch soll man nicht glauben, daß eine chilenische Bank auf das Gebiet ihrer zufälligen Firmirung beschränkt bleiben muß. Wenn man der London- und Australien-Bank heute ein gutes Geschäft in Brasilien anböte, so würde sie auch nicht mehr Nein sagen. Die Firmen haben längst nicht mehr eine erschöpfend charakterisirende Bedeutung; wie käme sonst z. B. die Banque Ottomane zu ihren großen Unternehmungen im Transvaal?

Die Deutsche Bank wird angeblich ihr Kapital nur um 15 Millionen Mark erhöhen, und auch Das nur mit Chile als Begründung. Das ging nur an, nachdem plötzlich Herr von Hansemann diesem Lande sein Interesse zugewandt hatte und nachdem vor Allem die Fusionverhandlungen mit dem Schlesiſchen Bankverein, einem Institute, das bisher der Diskontogesellschaft nahe stand, der Deutschen Bank doch ein größeres Kapital gesichert hatten. Jener Bankverein besteht seit 1856; er wurde ein Jahr später in der Krisis von 18 Millionen auf 7 $\frac{1}{2}$  Millionen Mark heruntergesetzt und hat heute, bei einem Kapital von 22 $\frac{1}{2}$  Millionen Mark, Reserven von 3 750 000 Mark. Die Dividenden der letzten vier Jahre sind allerdings über 5 $\frac{1}{2}$  Prozent nicht herausgekommen. Die Comptantkurse des Schlesiſchen Bankvereins bewegen sich ungefähr um 139, die der Deutschen Bank um 218. Dieser Preisunterschied kann für eine Verschmelzung eine völlig annehmbare Basis bieten, vorausgesetzt natürlich, daß die gegenwärtige Aufwärtsbewegung anhält und der Gesamtmarkt nicht etwa von den Verhältnissen der Goldaktien in Paris und London einen unsanften Stoß erhält.

Indessen wird der Handel in Südamerika damit nichts zu thun haben. Unsere Banken haben es sich gewiß zweimal überlegt, ehe sie sich dort festsetzten, und da die Provisionen allein es nicht thun, so reizen auch wohl noch andere Dinge, so z. B. Erwerb von billigem Grund und Boden, durch den plötzlich eine Eisenbahn gehen soll. Die Banken, als Grundbesitzer, finanziren die Bahn, zahlen sich selbst enorme Verkaufspreise aus u. s. w. Wie mancher Hanseseite drüben galt als glücklicher Waarenhändler und hat doch nur seine Faktorei einmal theuer in den Grunderwerb einer Bahngesellschaft werfen können.

## Gräfin Frixi.

Im Empfangszimmer des alten Kommerzienrathes Meinhard erscheint die Operettenfängerin Zerline Grundel. Herr Meinhard ist in Berlin Stadtverordneter und Fräulein Grundel ist mit einer Reklamation in Steuerfachen an ihn als den Referenten gewiesen. Die festsche Zerline soll eine Jahresgage von zehntausend Mark versteuern; für Toiletten ist ihr ein Abzug von jährlich tausend Mark bewilligt. Dieser Abzug scheint der munteren Dame allzu gering und sie hält Herrn Meinhard eine wunderschöne Rede, worin sie das harte Loos der armen Schauspielerinnen beseufzt, die, wenn sie zehntausend Mark Gage bekommen, fünftausend Mark für ihre Kleider ausgeben müssen. Von dieser Mittheilung ist der Kommerzienrath tief ergriffen und die Rührung seines zärtlichen Herzens packt auch das Publikum. Das also ist das Schicksal der netten Theatermädchen, die immer so lustig aussehen; so müssen die guten Geschöpfe sich einschränken, um nur das nackte Leben zu haben, während ihre Kunst, die gefräßige, Alles, was sie verdienen, verschlingt! Es ist gräßlich. Und thranenden Auges blickt die Plutokratie von Berlin auf Fräulein Jenny Groß, die gefeierte Künstlerin, die Zerline Grundel spielt und leider alle ihre Brillanten zu Hanse gelassen hat. Welche Entbehrungen muß sie sich auferlegt haben, da sie im Jahre doch mindestens 30—40 000 Mark für Toiletten braucht und einen Brillantenschatz besitzt, den Kenner auf eine halbe Million taxiren. Gewiß wohnt sie irgendwo in einem Hinterstübchen und ist sich allwöchentlich höchstens zweimal satt. Aber ist es nicht eigentlich ungerecht, daß Theaterdirektoren solche Entbehrungen von ihren weiblichen Mitgliedern verlangen? Sollten sie ihnen nicht das nothwendige Handwerkszeug, die Kleider, umsonst geben und sie dann nach ihrer Leistung bezahlen? Unzinn, — sozialdemokratische Verheugung. Zerline Grundel ist ja selbst das Kind der Poetenlaune eines Theaterdirektors, das Stück, das ihr Frohstimm erheitert, das allerliebste Lustspiel „Gräfin Frixi“, hat ja ein Theaterdirektor erdacht. Der muß doch am Besten wissen, was Recht ist und was die Billigkeit von ihm verlangt, und er sagt: Das ist nun nicht anders, Schauspielerinnen brauchen nach der göttlichen Weltordnung die Hälfte der Gage für ihre Toiletten. Da kommt er gerade auf die Bühne und neigt sich schämig und bescheiden erfreut. Und sein Publikum jubelt: Bravo, Blumenthal!

Der Vorhang fällt. Herr Oskar Blumenthal zieht sich in seine Loge zurück und denkt also bei sich selbst: „Eigentlich hatte ich diesmal ein Bißchen Angst; denn mein Publikum müßte doch wissen, daß man heutzutage für dreißig oder für fünfzig Mark schon die feinsten Mädchen mit Primatoiletten kriegt und daß eine Monatsgage von dreihundert Mark für Eine, die große Rollen spielt und sich in jedem Stück mindestens dreimal umzieht, hochnobel ist. Eine Schau-

spielerin, die für Toiletten nur die Hälfte ihrer Gage verwendet, könnte mir gerade passen. Und eine Operettensängerin, die so beliebt wie meine Grundel ist, sollte mal versuchen, mit fünftausend Mark in Berlin zu leben, ohne Prunkwohnung, ohne Kritikerfoupers und ohne eigenen Wagen bei den Rennen. Aber auf tugendhafte Theatermädchen fallen die Leute immer wieder herein. Nun noch das Ballkleid der Reisenhofer, ein paar Duzend Doppelsteppstiche auf der Wigmaschine und die Sache ist famos gesingert, selbst wenn die Bengels, denen ich Stücke zurückgewiesen habe, mir morgen früh in die Suppe spucken."

Während der Dichter so sann, ist die Handlung rüstig vorwärts geschritten. Im Empfangszimmer des Kommerzienrathes Meinhard ist die Gräfin Laray erschienen, die, als ein simples Fräulein Frigi Brand, früher Opernsängerin war, und auch sie hält nun, wie vorher ihre Kollegin von der Operette, eine längere Rede. Die Kommerzienrätthin scheut nämlich die Berührung mit Theatermädchen und entrüstet sich schon bei dem bloßen Gedanken, eine solche Person könne jemals die Schwelle ihres Salons überschreiten. Das ist der Gräfin Frigi ein höchst willkommener Vorwand, um über die ganz besondere Heiligkeit des Schauspielerberufes und über die nackten Seelen der hehren Kunstpriesterinnen einige druckfertige Sätze von sich zu geben. Davon ist die Kommerzienrätthin tief ergriffen und die Nührung ihres zärtlichen Herzens packt auch das Publikum. Also auch gesellschaftlich geächtet sind die ungeliebten Theatermädchen, die unter den schwersten Opfern, unter Noth und Entbehrung, ihre hohe Mission erfüllen? Es ist ein Glück, daß ihrem Leiden endlich einmal ein Sängler erstanden ist. Dem belehrenden Dichter kann man nicht dankbar genug sein. Da kommt er gerade wieder auf die Bühne und neigt sich, diesmal schon weniger schämig, schon mehr als Triumphator. Hat er etwa nicht ein Recht darauf? Und wieder erschallt jubelnd der Ruf: Bravo, Blumenthal!

Der Vorhang fällt. Herr Oskar Blumenthal zieht sich in seine Loge zurück und denkt also bei sich selbst: „Werkwürdig bleibt doch; die Leute, die da in den Logen, im ersten Balkon und im Parquet sitzen, müssen doch merken, daß ich ihnen blauen Dunst vormache, daß diese Geschichten aus der Steinzeit der Bourgeoisie herrühren und heute längst schon verstaubt und verschimmelt sind. Heute fühlen die Kommerzienrätthinnen sich hoch geehrt, wenn die Groß oder die Reisenhofer bei ihnen verkehren, und im Thiergarten werden die Barrisonmoden nachgeäfft. Wie kommts nur, daß die Sache trotzdem gefällt? Ist's am Ende gar ein Zufall, wie im Klub, wenn mein Freund, der Freiherr und Dr. jur., gute Karten hat und 'nen großen Schlag machen kann?"

Während der Dichter sinnend so saß, wäre ich gern, wenn ich den Vorzug hätte, ihm bekannt zu sein, vor ihn hingetreten und hätte innig tröstend gesagt: „Sie thun sich selbst Unrecht, theurer Meister. Der Erfolg, den kein verärgertter Rezensent ihnen ganz verderben kann, ist Ihr eigenes Werk. Es ist

wahr: Ihr Stück ist lüderlich gezimmert, mit einer Technik, die kein Anfänger ungestraft sich gestatten dürfte. Aber was liegt an der Technik, wo der Geist so stark und zugleich so anmuthig ist? Sie erzählen den Leuten, daß Theatermädchen tugendsame und unsäglich ehrbare Wesen sind, die sich kasteien, um hübsch gekleidet sein zu können; Das hören die Leute gern, denn es läßt sie vergessen, daß im Theater die schamloseste Form der Ausbeutung heimisch ist, daß zwischen Theater und Prostitution die Grenzen immer unsicherer werden und daß eine lex Bordenave dringend nothwendig wäre. Sie berichten, daß ein gesellschaftliches Vorurtheil die Theatermädchen in Acht und Bann thut; Das schmeichelt, ob es auch nicht wahr ist, den Leuten, denn es stärkt sie in dem Glauben, daß sie eigentlich doch von besserem Stoff sind als die gepuzten Weiber, mit deren Bekanntschaft sie prahlen. Sie zeigen, daß ein alter Kommerzienrath, der ein dralles Theatermädchen kaufen möchte und den die geile Gier sogar zur Begünstigung von Steuerbetrügereien willfährig macht, im Grunde doch ein kreuzbraver Kerl ist, ein guter Gatte und ein gewissenhafter Vater; Das thut den anwesenden Kommerzienräthen und Allen, die es noch werden wollen, recht in der Seele wohl. Und Sie wundern sich noch über Ihren Erfolg, wollen ihn, allzu bescheiden, etwa einem Zufall gar zuschreiben? Nein: Sie sind der Held des Tages, weil Sie den sichersten bourgeoisen Instinkt haben, weil Sie denken, wie Ihr Publikum denkt, und ganz geschaffen sind, am Ende des Bourgeoisjahrhunderts ein Dichter zu sein. Sie können nicht irren, nicht straucheln, wenn Sie sich ganz Ihrem Empfinden überlassen und munter und unbeirrt weiter schaffen, bis der große Moment endlich erscheint, den Sie ersehnten, als Sie das geheime Programm ausgaben: „Nach der ersten Million schnapp' ich'.“

Herr Oskar Blumenthal hätte mir gewiß Recht gegeben und sich über meine Tröstung vielleicht sogar herzlich gefreut. Dann hätten wir über seine Schauspieler und Schauspielerinnen geplaudert, über Regiekünste, echte und falsche, unsere Ansichten ausgetauscht und uns ganz leicht verständigt. Herr Oskar Blumenthal hat nämlich vor einigen Wochen, als er noch in Ischl weilte, an seinen Stellvertreter eine Postkarte gesandt, auf der zu lesen war:

Von des Berges höchstem Krater  
Möcht' ichs in die Lüfte schrein:  
Wie gefällt mir mein Theater, —  
Brauche ich nicht drin zu sein!

Bei Ischl giebt es zwar, so weit meine Kenntniß reicht, keine Krater. Aber der Reim ist gut und die Gesinnung noch besser. Und als ich neulich die Gräfin Freyri erbulden mußte, da hatte ich, voll und ganz, die Empfindung, die der dichtende Direktor selbst für sein Theater hegt, und auch ich rief ihm, als zum letzten Male der Vorhang fiel, überzeugt und begeistert zu: Bravo, Blumenthal! M. H.



Berlin, den 19. Oktober 1895.

## Das Staatsministerium und die „Zukunft“.

**M**ittwoch, am neunten Oktober 1895, wurde im amtlichen Theil des Reichsanzeigers die folgende Erklärung veröffentlicht:

Unter Bezugnahme auf einen Ende Juni d. J. in der Zeitschrift „Die Zukunft“ enthaltenen Angriff auf den Vize-Präsidenten des Staatsministeriums, Staatsminister von Boetticher, hat neuerdings die „Deutsche Tageszeitung“ wiederholt Klage darüber geführt, daß leitende Kreise der Korruption verdächtig würden und daß der Boden für Gerüchte schlimmer Art dadurch vorbereitet sei, daß sich höchste Staatsbeamte öffentliche Vorwürfe gegen ihre Lauterkeit und Rechtllichkeit ruhig hätten gefallen lassen.

Auf Veranlassung des Staatsministers von Boetticher sind die tatsächlichen Vorgänge, welche zu den gegen ihn gerichteten Angriffen Anlaß gegeben haben können, schon früher amtlich festgestellt worden. Diese Thatfachen sind seiner Zeit ihrem vollen Umfange nach durch den Staatsminister von Boetticher selbst zur Allerhöchsten Kenntniß Seiner Majestät des Kaisers und Königs gebracht. Auch sind die Schritte, welche gegen diese verleumderischen Gerüchte etwa zu thun seien, wiederholt im Schooße des Staatsministeriums erwogen worden. Das Ergebnis dieser Erwägungen war, daß es im vorliegenden Falle der Würde eines Staatsministers nicht entspreche, gegen solche versteckten Verdächtigungen im Wege der gerichtlichen Klage vorzugehen. Mit ganz vereinzeltten Ausnahmen hat auch die gesammte Presse aller Parteien jene Angriffe theils mit Stillschweigen übergangen, theils mit Verachtung zurückgewiesen. Nachdem gleichwohl jetzt der Versuch gemacht ist, auf dieselben zurückzukommen, erscheint es an der Zeit, diesem Treiben dadurch ein Ende zu machen, daß die amtlich festgestellte Grundlosigkeit der erhobenen Vorwürfe öffentlich vom Staatsministerium bezeugt wird.

In der „Zukunft“ vom neunundzwanzigsten Juni d. J. war gesagt worden:

„Wenn es wahr ist, wie sehr glaubwürdige Zeugen versichern, daß der Staatssekretär in einer Zeit, wo über den Bankverkehr bedeutame Entscheidungen zu treffen waren, von Großbankiers Summen



entliehen hat, die er nach menschlicher Voraussicht niemals zurückzahlen konnte, dann müßte sein Verbleiben im Amt von Allen bedauert werden, die zwischen Politik und Sittlichkeit nicht eine trennende Schranke errichten möchten."

Im Jahre 1886 kam es zur amtlichen Kenntniß des damaligen Präsidenten der Reichsbank, daß ein dem Staatssekretär des Innern durch Familienbande nahestehender Bankdirektor an den Rand des finanziellen Zusammenbruchs gelangt war. Auf die Mittheilung davon lehnte der Staatssekretär unerbittlich jede Intervention zu Gunsten des Bankdirektors ab. Indessen gelang es anderen Verwandten des Letzteren, mit Hilfe einiger Freunde seine Schuldenlast zu decken. Zu diesem Zwecke hat auch der Staatsminister von Boetticher sein gesamtes eigenes Vermögen hergegeben. Von dem Sachverhalt hat damals der Staatssekretär des Innern dem ihm vorgelegten Reichszanzler Mittheilung gemacht, welcher demnächst die Erstattung der von jenen Freunden hergegebenen Summen herbeigeführt hat.

Es ist amtlich festgestellt,

1. daß die geschilderten Verhandlungen zu einer Zeit stattfanden, in welcher von beabsichtigten Reformen des Bankwesens überhaupt noch nicht die Rede war;
2. daß der Staatsminister von Boetticher niemals von Bankiers Geld entliehen hat;
3. daß der Staatsminister von Boetticher keinerlei Zuwendungen, auch nicht den Ersatz des von ihm hergegebenen eigenen Vermögens empfangen hat.

Das königliche Staatsministerium.

Fürst zu Hohenlohe. Freiherr von Berlepsch. Miquel. Thielen. Boffe. von Köller. Freiherr von Marschall. Freiherr von Hammerstein. Schönstedt.

Ich habe diese Erklärung, obwohl sie inzwischen wohl allgemein bekannt geworden ist, hier nochmals vollständig wiedergegeben, weil es mir eine Pflicht scheint, Publikationen, die man beurtheilen oder bekämpfen will, zunächst einmal dem Leser, auf den das Urtheil oder der Kampf wirken soll, möglichst unverkürzt vor Augen zu rücken. Leider scheint diese Pflicht nicht überall Anerkennung zu finden. Das königliche Staatsministerium — in der Reihe der Unterzeichner fehlt nur der Kriegsminister — hat aus einem Artikel, der eine Länge von neunzig Zeilen hat, sechs Zeilen mitgetheilt und es ist durch diese bedauerliche Beschränkung gleich im ersten Satze seiner Erklärung zu einer objektiv unrichtigen Angabe geführt worden. Der Artikel, von dem die neun Herren ein Fünftel mittheilen, ist nämlich durchaus kein „Angriff auf den Staatsminister von Boetticher.“ Um Das zu beweisen, muß ich den wichtigsten Theil dieses Artikels hier wiederholen:

Es ist, wie ein verständiger Artikel der Hamburger Nachrichten rechtzeitig eben lehrt, ungerecht, Herrn von Boetticher als einen selbständigen Staatsmann zu beurtheilen und zu verdammen. Er ist von den Weisungen seines Vorge-

setzten, des Kanzlers, abhängig und kann deshalb unter Bismarck die Schutzzölle, unter Caprivi die Handelsverträge und unter einem dritten Chef wieder den Agrarschutz vertreten, ohne in seinem Gewissen deshalb belastet zu sein. Der Kampf, der in blindem Eifer jetzt gegen Staatssekretäre geführt wird, ist ein kindisches Beginnen und beweist nur aufs Neue, wie wenig verbreitet noch immer die Kenntniß der Reichsverfassung ist. Die Herren von Boetticher und von Marschall bestimmen nicht den Gang der Politik, sondern haben, nach dem Maß ihrer Geschicklichkeit, zu besorgen, was ihnen aufgetragen wird. Daß Herr von Boetticher die nöthige Geschicklichkeit besitzt, bezweifelt wohl Niemand. . . . Herr von Boetticher würde gewiß nicht so oft genannt und nicht wie ein Palladium des deutschen Vaterlandes gehütet werden, wenn nicht viele Leute noch immer gern glaubten, jede Günst oder Gnade, die der Staatssekretär des Innern erfährt, müsse dem Manne im Sachsenwald eine tödtliche Wunde schlagen. Dieser spaßhafte Wahn rechnet mit einer Nachsicht, die an Kleinem und Kleinstem um jeden Preis ihre Wuth kühlen möchte. Man darf dem Fürsten Bismarck glauben, daß ihm das Bleiben oder Gehen des Herrn von Boetticher vollkommen gleichgiltig ist, und man darf sicher sein, daß er sehr heiter und ruhig wäre, wenn keine andere Sorge ihn drückte. . . Und auch der Sang vom Kleber sollte allgemach wieder aus den Blättern verschwinden. Ob Herr von Boetticher bleibt oder geht, ist nur für ihn — zunächst wirtschaftlich — wichtig; ob er gegen den ersten Kanzler intriguiert hat, — auch diese Frage mag ruhen, denn die Zeit hat gelehrt, daß der Konflikt, der zur Entlassung Bismarcks führte, wie jeder große und echte Tragödienkonflikt in den Charakteren wurzelte; für uns ist die Boetticher-Frage längst schon nur eine sittliche Frage. Wenn es wahr ist, wie sehr glaubwürdige Zeugen behaupten (das Staatsministerium citirt falsch: „versichern“), daß der Staatssekretär in einer Zeit, wo über den Bankverkehr bedeutame Entscheidungen zu treffen waren, von Großbankiers Summen entliehen hat, die er nach menschlicher Voraussicht niemals zurückzahlen konnte, dann müßte sein Verbleiben im Amt von Allen bedauert werden, die zwischen Politik und Sittlichkeit nicht eine trennende Schranke errichten möchten. Ist die Behauptung falsch, wie man hoffen darf, aber auch gern authentisch bewiesen sehen möchte, dann mag Herr von Boetticher so fleißig und strebsam sein, wie es ihm gefällt: dann wird man von ihm so selten wie möglich sprechen und geduldig der Stunde harren, da endlich der schaffende Staatsmann erscheint, der, durch die Beimischung von brauchbarem Mehl, auch aus Klebern ein kräftiges Nahrungsmittel bereitet.

Der Artikel geht von der Behauptung der Bismarckhaffer aus, Herrn von Boetticher sei durch das von dem großen Manne in Friedrichsruh gebrauchte Wort „Kleber“ ein neuer schmähhlicher Schimpf angethan worden. Er widerlegt diese Behauptung; er entlastet den Staatssekretär von dem oft leise anklingenden Vorwurf politischer Gewissenlosigkeit und erinnert daran, daß die Verantwortlichkeit für eine fehlerhafte Politik nicht bei Staatssekretären gesucht werden dürfe; er giebt rückhaltlos zu, daß Herr von Boetticher die für sein Amt nöthige Fähigkeit besitzt, und führt dann, eben so offen, die von glaubwürdigen Zeugen behaupteten

Thatsachen an, die, wenn sie wahr wären, allerdings die Entfernung des Beschuldigten aus dem Amt wünschenswerth machen müßten. Ich habe diesen Artikel geschrieben. Wenn ich einen preussischen Minister für einen bestochenen oder bestechlichen Schuft hielte, dann würde ich anders mit ihm verfahren. Hier habe ich ausdrücklich gesagt: ich hoffe, trotz den glaubwürdigen Zeugen, daß die belastenden Behauptungen falsch sind, möchte Das aber auch gern authentisch bewiesen sehen, — nicht für mich natürlich, denn ich bin ein unbedeutendes Menschenkind, dessen Ansicht nicht in Betracht kommt, sondern im Interesse der sehr weit reichenden Schichten, die aus diesen Behauptungen das Recht zum Mißtrauen gegen die innere Reichsverwaltung herleiten. Diesen Nachsag wenigstens durften die neun Minister, die ihrem Kollegen eine Ehrenerklärung ausstellen, wohl nicht unterdrücken: sie versuchen ja, meinen Wunsch zu erfüllen und jede Möglichkeit fernerer Angriffe auf Herrn von Boetticher abzuschneiden, sie wollen, ganz wie ich, durch einen authentischen Beweis „dem Treiben ein Ende machen“. Ist dieser Versuch gelungen, dann darf ich mich meines Erfolges freuen und vielleicht sogar auf die Dankbarkeit des geehrten Herrn rechnen, dem ich das versprengte Wild zum Schuß gebracht habe. In manchen Zeitungen — ich werde von der Haltung der Presse später zu reden haben — wird nun aber gesagt: das Alles ist Heuchelei; der gemeine Kerl will unserem geliebten Boetticher an den Leib, er will gegen ihn sein Gift ausspritzen, dabei aber schlau und vorsichtig, nach Feiglingsart, sich einem gefährlichen Strafverfahren entziehen; deshalb bringt er seine nichtswürdige Ehrabschneiderei in der Konditionalform vor. Die ausgezeichneten Herren, die Das schreiben, kennen mich nicht, sie finden in meinem Leben keinen Zug, der in ihr nettes Bild paßt, aber sie glauben, während sie zornig über Verleumdung zetern, einen Privatmann, der nicht über Staatsanwälte und nicht über die offiziöse Presse gebietet, in aller Seelenruhe verleunden zu dürfen. Es entspricht nicht meinem Geschmack und meiner Gewohnheit, durch die Entblößung empfangener Wunden bei den Quiriten um Mitleid zu betteln; vielleicht werfen die Trefflichen einen Blick in das Landgerichtsurtheil über die Monarchenerziehung oder denken, während ihre neuesten Beschimpfungen gesetzt werden, darüber nach, ob es die Art tückischer Feiglinge ist, im Getümmel allein zu stehen, ohne Parteigarde, ohne bei der Presse und den Großkapitalisten Schutz und Hilfe zu suchen, — bei den Mächten also, die heute Ruhm

und Gewinn verbürgen. Ich kann, in ungetrübter Herzensheiterkeit, ihnen beweisen, daß ich meine Ansicht auch ohne konditionelle Begrenzung immer recht furchtlos ausgesprochen habe, und ich kann zugleich dabei zeigen, daß mir jede Gehässigkeit gegen Herrn von Boetticher völlig fern lag.

In der „Zukunft“ vom zweiundzwanzigsten Juni 1895 habe ich über Herrn von Boetticher gesagt:

Man muß gerecht sein und bedenken, welcher Verlockung dieser Mann seit fünfzehn Jahren ausgesetzt war. Er war der Günstling des Mächtigen, war so ziemlich in jedes Geheimniß eingeweiht und hatte auch im Hause des Fürsten durch eine joviale Corpsburschenlustigkeit ein warmes Plätzchen erobert. Der Kanzler prüfte den brauchbaren Dienern nicht allzu ängstlich Herz und Nieren; die Hauptsache war, daß sie eben brauchbar waren, — für alles Uebrige würde der alte Hezenmeister selbst schon sorgen. So kam es, daß Bismarck in der Beurtheilung begabter Menschen häufig irrte und daß er einen seitdem viel genannten Herrn für beinahe unentbehrlich hielt, obgleich er auf der inneren Krisis des verschlagenen Helfers Flecken entdeckte; so entstand auch der Glaube, der in dem oft citirten Wort den Ausdruck fand: „Ohne Boetticher und Rottenburg könnte ich das Geschäft nicht mehr besorgen.“ Bismarck fühlte die Kraft, ungeberrdige oder nicht ganz zuverlässige Charaktere zügeln zu können, und er rechnete nicht mit der Möglichkeit eines Tages, der ihm, dem Lebenden, die Macht jemals entreißen könnte. Und nun kam dieser Tag, nun wurde erwogen, wie der unbequem Große wohl zu beseitigen wäre, und der Erste, den nun der Glanz der neuen Sonne bestrahlte, war Herr von Boetticher. Das gab einen Pflichtenkonflikt: sollte der Unbegüterte dem Mann, dem er Alles verdankte, ins Privatleben folgen oder auf der Bahn vorwärts schreiten, die später vielleicht bis zum höchsten Sitz führen konnte? Der Ehrgeiz ist kein unedles Motiv; Herr von Boetticher blieb. Als es dann bekannt wurde, daß nur ein Gnadenakt des alten Kaisers ihn aus der Verschuldung an Großbankiers erlöst hatte, zerrannen die stolzen Träume. Den Ausplauderer konnte der Staatssekretär in seiner Nähe finden; aber der Verdacht, der unfreundlich Entlassene müsse im Groll das Geheimniß verrathen haben, war natürlich und er bewirkte wohl, daß Herr von Boetticher auch dann noch nicht aus dem Amte schied, als über das Haus Bismarck die große Nacht verhängt worden war.

Und in der „Zukunft“ vom ersten Juni 1895:

Dem Reichstag ist wieder kein Börsengesetz vorgelegt worden. Herrn von Boetticher wurden deshalb unsanfte Vorwürfe gemacht, die er in glatter Rede und in zierlichen offiziellen Darstellungen zurückwies. Herr von Boetticher, der neben manchen Kollegen jetzt mitunter wie ein Geistesriese wirkt, weiß offenbar nicht, worauf diese Vorwürfe sich gründen. Herr von Boetticher hat, während die Entscheidung über das Reichsbankgesetz schwebte, bei den Leitern großer Bankhäuser Rettung aus einer nicht von ihm verschuldeten Verlegenheit gefunden. Diese Verpflichtung löste erst das vom alten Kaiser aus den Mitteln des Welfenfonds bewilligte Geldgeschenk. Seitdem ist die Ansicht sehr weit verbreitet, daß Herr von Boetticher der Großfinanz besondere Rücksichten schuldet. Diese Ansicht

ist ganz gewiß falsch; aber sie muß dem Staatssekretär endlich offen mitgetheilt werden, damit er durch gedoppelte Energie das schlimme Raunen beschwichtigen kann.

Die drei Aeußerungen ergänzen einander; wer zu einem bestimmten Kreise spricht, braucht über das selbe Thema nicht jedesmal ausführlich das Selbe zu wiederholen; er muß sich von der Böswilligkeit jede Umdeutung seiner Ansicht gefallen lassen, aber er darf erwarten, daß durch ihren Rang hervorragende Männer, die sich als Gerichtshof zu konstituiren versuchen, die von ihm ausgesprochenen Meinungen im Ganzen betrachten und beurtheilen werden. Diese Erwartung ist schmerzlich getäuscht worden. Das königliche Staatsministerium hat sich nicht einmal der Mühe unterzogen, die Richtigkeit des ihm vorliegenden Textes zu prüfen, und es ist zu der irrigen Annahme gelangt, der Staatsminister von Voetticher sei in einem gehässigen Artikel einer strafbaren Handlung beschuldigt worden. Und doch sind die drei Artikel, wie ich glaube, recht klar und deutlich: sie suchen die psychologische Erklärung dafür, daß Herr von Voetticher wurde, wie er geworden ist, und daß er im Amt bleiben konnte, als über den Mann, dem er Alles verdankte, die große Aht verhängt worden war. Ich wills nicht leugnen: es gab eine Zeit, wo ich Herrn von Voetticher herzlich haßte, weil ich in ihm den undankbaren Gehilfen sah, der gegen den Meister konspirirt hatte, und den Hauptschuldigen an dem verhängnißvollsten Ereigniß der deutschen Politik seit der Begründung des Reiches, dem Märzentschluß des Jahres 1890, dessen ungeheure Bedeutung kein Freund und kein Feind der bismärckischen Politik verkennen kann. Damals hätte der Sturz dieses Mannes mir wirklich Freude bereitet, — die Freude des naiven Theaterbesuchers, der in einem packenden Melodrama an dem Verräther endlich die Strafe vollzogen sieht; aber auch damals ist mir nicht einen Augenblick die Versuchung nahe getreten, dem Gehäßten hinterrücks Etwas anzuthun, obwohl es doch kinderleicht gewesen wäre, die mir längst bekannte Schwiegervatergeschichte da zu veröffentlichen, wo ich nicht mit meinem Namen verantwortlich zeichnete. Diese Zeit ist vorüber, seit ich die ganze, in der Holzpapierwelt freilich nicht sichtbare Schwierigkeit unserer Lage erkannt und eingesehen habe, daß wahrscheinlich Alles genau so gekommen wäre, wie es gekommen ist, auch wenn es nie einen Herrn von Voetticher gegeben hätte. Seitdem ist dieser Mann mir eine vollkommen gleichgiltige Persönlichkeit, ein Minister wie andere Minister. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, die Entscheidung vom zwanzigsten

März aufzuhalten, wenn er offen den Kaiser auf die unübersehbaren Folgen aufmerksam gemacht hätte und bereit gewesen wäre, die Konsequenzen der eindringlichen Warnung zu tragen. Aber ist's ein Verbrechen, daß er Das nicht that? Er hätte dabei seine Existenz aufs Spiel gesetzt; er ist ohne Vermögen und hat eine große Familie; und er konnte sich sagen, daß auch das stärkste Gefühl persönlicher Dankbarkeit nicht ausreicht, um ein Zaudern vor der Wahl zwischen einem jungen Kaiser und einem alten Kanzler zu begründen. Herr von Boetticher gehörte nicht zu Denen, die unvorbereitet von Bismarcks Entlassung überrascht wurden; er hatte mit dieser Möglichkeit schon geraume Zeit vorher gerechnet und, ganz natürlich, auch daran gedacht, daß er, als der in den Geschäften Erfahrenste und Routinirteste, mindestens als preussischer Ministerpräsident der Nachfolger des Großen sein könnte. Er hatte das Glück, rasch den Weg in die Gunst des neuen Herrn zu finden; und wenn Viele meinen, er habe seinen Einfluß nicht im Interesse der nationalen Wohlfahrt geltend gemacht, so kann er ruhig erwidern: Ich habe gethan, was mir im deutschen Interesse nothwendig erschien; ich habe erkannt, daß zwei Temperamente zusammentrafen, die auf die Dauer nicht gemeinsam wirken konnten, ich habe mich an den Kaiser gehalten, der für uns stets das Bleibende sein muß, und ich habe nun seine Ansichten vertreten, wie ich früher Bismarcks Ansichten vertreten hatte. So sehe ich Herrn von Boetticher: einen fähigen und geschickten Mann, ohne höhere Begabung, aber vortrefflich geeignet, um, nach Bismarcks Wort, Hundertmarksheine in Kleingeld umzuwechseln; einen Mann, der auf der Oberfläche aller Dinge Bescheid weiß und, wo ihm die tiefer reichende Kenntniß fehlt, mit einem Händedruck, einem jovialen Sprüchlein oder einem Scherzwort sich pffiffig immer aus der Affaire zu ziehen vermag; einen Mann, der seine Aufgabe darin sieht, mit der Macht zu gehen und die Gedanken der Mächtigen für den praktischen Kleinverkehr auszumünzen. Und so erkläre ich mir, daß Herr von Boetticher jetzt mit Begeisterung für eine Politik eintritt, die er bis zum Jahre 1890 nicht minder begeistert bekämpft hat.

Die Thatsache dieser Schwenkung ist unbestreitbar, denn die schönen Reden, in denen Herr von Boetticher die Nothwendigkeit eines hohen Agrarschutzes und eines Sozialistengesetzes nachdrücklich betont hat, sind nicht aus der Welt zu schaffen. Ist es wunderbar, daß die Landwirthe, die von der Herabsetzung der Getreidezölle und von der Ablehnung jedes großen Mittels zum Schutz ihres Gewerbes am eigenen Beutel empfind-

lich betroffen sind, diesen Minister laut oder leise der Prinzipienlosigkeit beschuldigen und daß sie, weniger gelassen als ich Arlofer, nach einem Grunde haschen, der ihnen den schroffen Stellungswechsel erklären könnte? Dieser Grund schien gefunden, als es bekannt wurde, daß Herr von Voetticher nur durch die Gefälligkeit, die große Bankiers ihm erwiesen haben sollten, das Verbleiben im Amt ermöglicht worden sei. Wenn heute glaubwürdig versichert würde, große Grundbesitzer hätten einst, als er in ernster Verlegenheit war, Herrn Miquel in seiner Stellung gehalten, würde dann nicht die ganze volksfreundlich maskirte Händler-schaar das Geheul anstimmen: Aha! Deshalb also ist er zum demüthig dienenden Agrariere knecht geworden, wie der herrliche Alexander Meyer uns so oft mitgetheilt hat? Es liegt immer nahe, für einen Meinungswechsel persönliche Gründe zu suchen. Hier, in dem Falle des Herrn von Voetticher, handelt es sich nicht um vage Gerüchte, die leichtfertig verbreitet wurden, sondern um die Behauptungen solcher Personen, die über die Vorgänge orientirt sein konnten und mußten. Ich habe mich sehr genau, an den verschiedensten Stellen, erkundigt und bin schließlich zu dem Glauben gelangt: Herr von Voetticher hat bei den Chefs großer Bankhäuser Rettung aus einer nicht von ihm verschuldeten Verlegenheit gefunden; hoffentlich ist die Behauptung nicht wahr, daß diese Rettung gewährt wurde, als über den Bankverkehr bedeutungsvolle Entscheidungen zu treffen waren; und ganz gewiß ist die Ansicht falsch, daß Herr von Voetticher deshalb der Großfinanz besondere Rücksicht schuldet. Das ist in den drei Juniartikeln klipp und klar und ohne jede Zweideutigkeit ausgesprochen. Ist es falsch, dann konnte man mir davon Mittheilung machen — es finden ja sonst Herren aus Ministerien und Reichsämtern den Weg in meine Wohnung —; aber ich habe, trotzdem ich das Vergnügen hatte, im Verkehr mit hohen und sehr hohen Beamten über die Sache zu sprechen, in Bezug auf den ersten Punkt noch niemals eine abweichende Meinung gefunden. Man konnte meinethwegen auch klagen, wenn man mich für so böswillig hielt, daß ich einer sachlichen Belehrung nicht zugänglich sein würde; dann hätte ich meine Zeugen zu nennen gehabt und die Sache wäre, da der Wahrheitbeweis doch wohl sicher nicht beschränkt worden wäre, zu allgemeiner Zufriedenheit aufgeklärt worden. Nur darum konnte es sich für mich handeln. Ich bin persönlich an dem Fall nicht im Geringsten interessirt und habe wirklich Besseres zu thun, als einen gleichgiltigen Staatssekretär zu ärgern.

Aber ich habe hundertmal von ernstern und tüchtigen Männern die Klage gehört: Was hilft all unser Mühen, so lange Boetticher da ist, der durch die Brille seiner Helfer, der Bankkapitalisten, sieht? Und weil ich finde, daß unsere wirthschaftlichen Kämpfe ohnehin schon genugsam verbittert sind, so sehr, daß eine persönliche Bitterkeit ihnen verhängnißvoll werden könnte: deshalb habe ich, da es kein Anderer that, endlich einmal der Fage die Schelle umgehängt. Ich bereue es nicht und würde, wenn mein Gewissen gebietet, es morgen abermals thun, denn ich bin mir bewußt, einer guten vaterländischen Sache nach besten Kräften zu dienen, und scheue dafür keinen Augenblick die Gefahr der Verantwortung. Ich wohne Königin Augusta-Straße 8 und stehe zu Diensten.

Nun treten Leute auf und sagen: Ja, solche Dinge darf man eben nicht in die Deffentlichkeit bringen; das Flüstern und Raunen kann man nicht packen, Den aber, der laut und offen spricht, wirft man ins Gefängniß. Darauf antworte ich: Es ist eine läppische Auffassung des Verhältnisses zwischen Staatsbeamten und Publizisten, die Ihr verkündet; der Publizist hat nicht dem Beamten in die Suppe zu spucken, der Beamte nicht den Publizisten einsperren zu lassen, sondern Beide sind, Jeder in seiner Sphäre, vollkommen gleich berechtigt und Beide dienen, Jeder auf seine Art, einer gemeinsamen Sache. Der Publizist ist, wenn er seinen Beruf ernst nimmt, verpflichtet, Dinge an die Deffentlichkeit zu bringen, die er nach reiflicher Prüfung für wichtig oder gefährlich hält, und der Beamte hat, wenn ihm bei dieser Veröffentlichung Unrecht geschehen ist, dieses Unrecht aufzuklären und zu beseitigen, nicht aber den Publizisten nach Plögensee zu schicken; Das mag er thun, wenn es sich um eine böswillige Verleumdung handelt. Ich habe Herrn von Boetticher nicht beleidigt und nicht verleumdet, ich habe einfach, bescheiden und sachgemäß meine Pflicht gethan und ich würde darauf verzichten müssen, noch ferner im Deutschen Reich publizistisch thätig zu sein, wenn mir das durch die Verfassung verbürgte Recht, meiner Meinung freimüthig Ausdruck zu geben, künftig etwa verschränkt werden sollte; dieses Recht ist nur durch das Strafgesetz begrenzt und diese Grenze habe ich nicht überschritten. Und ich antworte weiter: Seid Ihr denn berufen, mir, wenn ich wirklich an einer belanglosen Stelle geirrt haben sollte, in sittlicher Entrüstung Vorwürfe zu machen und mich zu beschimpfen wie ein ganz besonders verworfenes Wesen? Und wenn Alles falsch wäre, Wort für Wort, was ich hier über Herrn



von Voetticher geschrieben habe, — woher nehmt Ihr die Frechheit, deshalb einen wüßten Lärm zu schlagen, als wäre noch nie Dagewesenes geschehen? Erzählt Ihr denn nicht Tag für Tag, daß die Agrarier zum Schaden der Armen und Aermsten nur Ihre Taschen füllen möchten? Habt Ihr die Bimetallisten nicht Schwindler, Gauner und Einbrecher genannt, nicht den Antrag Kanig den Thaten Schlosser-Edes verglichen? Oder ist Euch nur ein Minister heilig, weil auf dessen Geheiß die Staatsanwälte mobil werden und weil man in Ministerhotels Nachrichten und Kanalwein erschnuppern kann? Für mich ist der schärfste Angriff auf einen Minister entschuldbarer und gerechtfertigter als die Verleumdung eines Privatmannes, denn ein Minister wird aus öffentlichen Mitteln bezahlt, er schaltet über unsere Geschicke und muß sich jede Kontrolle und die rückhaltloseste Kritik ruhig gefallen lassen. Soll ich, als ein ganz unbedeutender und für die Deffentlichkeit gleichgiltiger Mensch, vogelfrei sein, jedem Lumpen und Lämpchen eine willkommene Beute, und soll nur der Minister zärtlich gegen jedes harte Wörtchen gehegt werden? Dem Minister steht die offizielle und die offiziöse Presse zu Gebote, ihm gehorchen die Staatsanwälte; der Privatmann ist auf den langwierigen Weg der Privatklage angewiesen, auf dem außer Aerger und Zeitverlust nichts zu holen ist. Und wo war denn Eure Empörung, als von Bismarcks Schnaps- und Schweinepolitik geredet und munter behauptet wurde, der geldgierige Großgrundbesitzer habe die Schutzzölle nur eingeführt, um den Ertrag seiner Güter zu steigern? Als Herr Miquel wie ein hinterlistiger Falschspieler behandelt wurde, der keine Wahrhaftigkeit kennen und nur danach trachten sollte, mit Botho Eulenburg vereint den großen Grafen Caprivi tückisch aus dem Wege zu räumen? Waren diese Anschuldigungen harmloser als Das, was ich über Herr von Voetticher geschrieben habe? Ich könnte die Beispiele häufen; aber ich will nur noch fragen: Ist etwa einzig und allein Herr von Voetticher tabu? Weinake sieht es so aus; und gerade die an Raserei grenzende Wuth, mit der jede unsanfte Beurtheilung dieses Herrn von der Händlerpresse aufgenommen wird, hat zu dem Glauben geführt, der so ängstlich Beschützte müsse wohl ein ganz ungewöhnlich hohes pretium affectionis in sich tragen, da von Verdiensten, die ihm eine solche Ausnahmestellung sichern könnten, bisher nichts bekannt geworden ist. Ich habe offen ausgesprochen, was ich über ihn denke und was Anderen Veranlassung giebt, seine Thätigkeit mit Mißtrauen zu betrachten. Das ist mein

Recht, ist ein gesichertes Recht, das sich auch das einfältigste Federvieh der deutschen Presse nicht beschränken lassen dürfte. Ist meine Darstellung falsch oder lückenhaft, so müßte ich Das bedauern, aber ich könnte mich mit den sehr zahlreichen Männern trösten, die, von Jeremias bis auf Bismarck, Treitschke, Sybel, Simson und Gneist, in öffentlichen Erörterungen da oder dort einen Irrthum begangen haben. Ich könnte mich, ohne weiter zurückzugehen, auch einfach auf das Beispiel der neun Herren berufen, die jetzt eine neue Art des Leumundszeugnisses für ihren Kollegen erfunden haben; denn auch die Erklärung des königlichen Staatsministeriums, mit der ich mich jetzt beschäftigen muß, enthält, trotz der vorsichtigen Abfassung, Lücken, Unklarheiten und Irrthümer.

In den Hamburger Nachrichten, deren leitender Redakteur über die Sache sicher sehr gut unterrichtet ist, wurde gefragt, ob den Unterzeichnern der Erklärung die Vorgänge, auf die sie sich bezieht, im vollen Umfange amtlich bekannt geworden sind. Diese Frage hat sich auch mir sofort aufgedrängt, aber ich hätte sie nicht ausgesprochen, weil man sie dann wahrscheinlich in einen dreifachen Zweifel an der Gewissenhaftigkeit der neun Staatsminister umgefälscht hätte. Ich begnüge mich also mit der unverfänglicheren Frage: Wie ist diese Erklärung entstanden? Keiner der Unterzeichner war im Jahre 1886 im Amt, Keiner hat die Vorgänge in der Nähe gesehen; der alte Kaiser ist tot, der alte Kanzler ist amtlich nicht um Auskunft ersucht worden, die Herren von Dechend und Berg ruhen längst in der Erde und auch die Herren Gerson von Bleichröder und Werner von Siemens, die vielleicht wichtige Angaben machen könnten, leben nicht mehr. Zwei Möglichkeiten bleiben: entweder hat das königliche Staatsministerium die strafsunder Akten und die Akten der berliner Reichsbank geprüft und die Beamten der Reichsbank unter ihrem Eid vernommen; oder es hat sich, da ein Staatsminister doch nicht die Unwahrheit sagen kann, einfach an die Darstellung des Herrn von Boetticher gehalten. Welcher von diesen beiden Wegen gewählt worden ist, Das weiß ich natürlich nicht. Ich weiß nur, daß ich nicht aufgefordert worden bin, meine Zeugen zu nennen oder die Namen der Großbankiers anzugeben, die nach meiner Information Herrn von Boetticher aus der nicht von ihm verschuldeten Verlegenheit befreit haben. Wenn zwei Köchinnen auf der Hintertreppe gezankt haben, werden Aktenbündel angelegt, Zeugen verhört und es wird schließlich in mindestens zwei Instanzen öffentlich über den erschütternden Vorgang verhandelt. Hier

konstituiren neun Staatsminister sich zu einem höchsten Gerichtshof; hier wird ein Urtheil gefällt, im Reichsanzeiger veröffentlicht und in aller Herren Länder hinaus telegraphirt, ohne daß der Beurtheilte oder Beurtheilte auch nur gehört worden wäre. Ich glaube nicht, daß für ein solches Gerichtsverfahren im Rahmen der preussischen Verfassung Raum ist, und ich bin durchaus nicht verpflichtet, mich dem so gewonnenen Urtheil in Demuth zu unterwerfen. Wir haben in Berlin Vereine, in denen es Sitte ist, beschuldigten Mitgliedern in geheimen Sitzungen Reinigungzeugnisse auszustellen und dann von einer *res judicata* zu schwadroniren; aber diese Zeugnisse haben keine bindende Kraft. Wir haben erst kürzlich erlebt, daß sogar dem Freiherrn von Hammerstein von untadeligen Männern, von Edelmännern, die morgen Minister sein könnten, eine Ehrenerklärung ausgestellt wurde, die auf Grund mangelhafter Information entstanden war. Es fällt mir nicht ein, Herrn von Voetticher auch nur von fern mit dem Fälscher Hammerstein zu vergleichen; die Ehrenerklärung aber, die ihn jetzt decken soll, ist für mich nicht ein rechtskräftiges Urtheil, sondern der Ausdruck der Ueberzeugung von neun ehrenwerthen Männern, die über die zu beurtheilenden Vorgänge immerhin vielleicht unzureichend und einseitig unterrichtet sein könnten.

Im zweiten Absatz der Erklärung wird mitgetheilt, die thatsächlichen Vorgänge seien schon früher „amtlich festgestellt“ worden. Was verstehen die neun preussischen Staatsminister unter einer amtlichen Feststellung? Der beschränkte Unterthanenverstand wird wähnen, eine amtliche Feststellung sei wohl am Besten durch die verantwortliche Vernehmung der Hauptbetheiligten zu erreichen. Von den Hauptbetheiligten lebt, außer Herrn von Voetticher, nur noch Einer: Fürst Bismarck; er ist amtlich nicht um Auskunft ersucht worden, — vielleicht, weil sein Aufenthaltsort damals unbekannt war, vielleicht auch, weil die freisinnigen Freunde des Herrn von Voetticher ihn als einen senilen Alkoholisten schilderten, der nicht mehr vernehmungsfähig ist. Ich habe also, zwar nicht amtlich, aber als Bürger, Steuerzahler und Abgeurtheilter, mit Bedauern festzustellen, daß diese amtliche Feststellung unzureichend gewesen ist und ich glaube nicht, daß der Justizminister mit einem Staatsanwalt zufrieden sein würde, der auf dem hier beliebten Wege zu amtlichen Feststellungen zu kommen hoffte. Diese — nämlich die so festgestellten — Thatsachen sind „seiner Zeit“, wie es, ohne irgend eine erkennbare Beziehung, in dem betäubend schlechten Stil dieses Alten-

stückes heißt, zur Kenntniß Seiner Majestät des Kaisers und Königs gebracht worden. Also: die „schon früher amtlich festgestellten“ Vorgänge sind, wohl ebenfalls „schon früher“, dem Kaiser mitgeteilt worden; dadurch würde die Erzählung wahrscheinlicher, die berichtet, der Kaiser habe, als vor Jahren die ersten Andeutungen des Falles in die Presse kamen, Herrn von Boetticher die Hand gereicht und ihm gesagt: „Lieber Boetticher, in meinem Reich soll die Verleumdung nicht herrschen.“ Wer nur die jetzt als amtlich festgestellt bezeichneten Vorgänge kennt, Der muß freilich alles Uebrige für boshafte und nichtsnutzige Verleumdung halten. Von „verleumderischen Gerüchten“, von „versteckten Verdächtigungen“ und von der „Würde eines Staatsministers“ wird denn auch in der Ministerialerklärung gesprochen und die Boetticherpresse hat, mit einem rührenden Eifer, der wirklich neue Weinsteckbücher verdient, es so darzustellen versucht, als seien alle diese wunderschönen Wendungen auf mich gemünzt und als sei ich einer Anklage nicht würdig, ich Verruchter ganz allein von der Ehre ausgeschlossen, die den Herren Gehlsen, Schweinhagen und Ahlwardt gewährt wurde und jedem Sezer, der irgendwo ein anarchistsches Winkelblatt zeichnet, noch jetzt jeden Tag gern gewährt wird. Diese preßamtliche Feststellung hat mich im Innersten erschüttert, denn der Gedanke, nun niemals, niemals wieder eine Anklage erhalten zu sollen, hat, nach den drei Jahren, die hinter mir liegen, etwas Fürchterliches. Allgemach aber habe ich mich erholt und mir gesagt, daß diesmal eigentlich die Minister die Beleidigten sind, denen hier insinuiert wird, sie hätten das Privileg ihrer Stellung benutzt, um aus dem sicheren Versteck ungreifbare Verdächtigungen auszustreuen; einer solchen Feigheit halte ich einen preußischen Minister nicht für fähig, — und noch weniger ein Konsortium von neun Ministern. In der That wird auch erst im letzten Satz des zweiten Abschnittes von mir und meinem Verhältniß zur Sache gesprochen. Vorher wird noch gesagt — oder festgestellt —, die gesammte Presse aller Parteien habe die Angriffe auf Herrn von Boetticher totgeschwiegen oder mit Verachtung zurückgewiesen. Leider ist auch Das ein Irrthum: nicht die gesammte Presse hat so gehandelt, sondern die Presse der Parteien und Gruppen, die an der Erhaltung des Herrn von Boetticher ein Lebensinteresse zu haben glauben; das umgekehrte Bild hätten wir gesehen, wenn die Angriffe etwa den Fürsten Bismarck, Herrn von Puttkamer oder den Grafen Herbert Bismarck betroffen hätten.

Nach dem — mit einer Wortveränderung abgedruckten — Citat aus der „Zukunft“ wird dann eine Darstellung der amtlich festgestellten Vorgänge gegeben, die als ein öffentliches Zeugniß des Staatsministeriums bezeichnet wird. Vor der Aussage werden die vom Gericht geladenen Zeugen ermahnt, unter Anrufung des höchsten Richters ermahnt, die reine Wahrheit zu sagen, nichts hinzuzusetzen, nichts fortzulassen und nichts zu verschweigen. Der Gerichtshof, der sich jetzt zu neuer Wirksamkeit gebildet hat, kennt diese Ceremonie wohl nicht und braucht sie nicht zu kennen, denn in seinem Bereich sind Richter und Zeugen die selben Personen, die einer Ermahnung nicht erst bedürfen. Weil ich auf jede Fälschung gefaßt sein muß: nur deshalb erkläre ich hier noch ausdrücklich, daß ich keinem der neun Minister zutraue, er könne wissentlich auch nur um Haarsbreite von der Wahrheit abgewichen sein, — von der Wahrheit nämlich, die ihm bekannt war, die er für wahr halten konnte. Diese Wahrheit sieht so aus.

„Im Jahre 1886 kam es zur amtlichen Kenntniß des damaligen Präsidenten der Reichsbank, daß ein dem Staatssekretär des Innern durch Familienbände nahestehender Bankdirektor an den Rand des finanziellen Zusammenbruchs gelangt war.“ Der Reichsbankpräsident war Herr von Dechend; der Staatssekretär des Innern, zugleich der stellvertretende Vorsitzende des Reichsbank-Kuratoriums, war Herr von Voetticher; der ihm durch Familienbände nahe gebrachte Herr, wie ich, nicht amtlich, aber sinngemäß, sagen möchte, war sein Schwiegervater, der Bankdirektor Berg in Stralsund. Wie kam der finanzielle Zusammenbruch dieses gleichgiltigen Mannes zur amtlichen Kenntniß des Reichsbankpräsidenten und was veranlaßte Herrn von Dechend, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Reichsbank-Kuratoriums davon Mittheilung zu machen? Darüber schweigt die ministerielle Erklärung; sie sagt nur: „Der Staatssekretär lehnte unverzüglich jede Intervention zu Gunsten des Bankdirektors ab.“ Ablehnen kann man nur, was angeboten oder angenommen wurde. Wer konnte Herrn von Voetticher eine Intervention zu Gunsten des Bankdirektors anbieten oder aufsinnen, die, wie wir nachher sehen werden, in diesem Fall ein Verbrechen im Amt gewesen wäre? Darüber schweigt die ministerielle Erklärung. Sie berichtet: Verwandte und Freunde des Herrn Berg haben die Schuldenlast des Bankdirektors, über deren Höhe nichts mitgetheilt wird, gedeckt und der Staatsminister von Voetticher hat dabei sein gesamtes eigenes Ver-

mögen geopfert, ist also gewissermaßen doch zu Gunsten des Bankdirektors intervenirt. Und nun kommt der merkwürdigste Satz: „Von dem Sachverhalt hat damals der Staatssekretär des Innern dem ihm vorgesetzten Reichskanzler Mittheilung gemacht, welcher demnächst die Erstattung der von jenen Freunden hergegebenen Summen herbeigeführt hat.“ Hier frage ich zunächst nur: Wann hat der Staatssekretär des Innern dem ihm vorgesetzten Reichskanzler von dem Sachverhalt Mittheilung gemacht? Vor oder nach der Intervention der Freunde, vor oder nach dem Opfer des eigenen Vermögens? Das unklare Wort „damals“ sagt gar nichts und gerade die Frage ist entscheidend, wann die Mittheilung gemacht wurde, ob sie sofort und spontan gemacht wurde oder ob sie dem Staatssekretär erst nöthig schien, als er selbst die Unhaltbarkeit seiner Situation fühlte. Da die Ministerialerklärung mir auf diese Frage keine Antwort giebt, fasse ich die ministerielle Darstellung vorläufig noch einmal zusammen. Der Schwiegervater des Staatssekretärs steht am Rande des finanziellen Zusammenbruchs; der Staatssekretär lehnt jede Intervention ab, intervenirt aber dann doch durch das Opfer seines ganzen Vermögens; die Schuldenlast des Zusammenbrechenden wird von Verwandten und Freunden des Bankdirektors gedeckt, — nicht ganz, sonst wäre ja das Vermögen des Staatssekretärs nicht mehr nöthig gewesen; und den Freunden werden die hergegebenen Summen vom Reichskanzler, natürlich aus disponiblen Staatsfonds, zurückerstattet. Danach hätte also Fürst Bismarck im Jahre 1886 Staatsfonds benutzt, um den Privatfreunden eines verfrachten Bankdirektors die Summen zu ersetzen, die sie zur Rettung ihres Freundes aufgebracht hatten. Das hält das Königliche Staatsministerium für möglich. Das wird vom Königlichen Staatsministerium als amtlich festgestellter Thatbestand öffentlich bezeugt.

An diese Feststellung habe ich mich zunächst zu halten und die Folgerungen zu prüfen, die daraus gezogen werden.

Erstens wird gesagt, „daß die geschilderten Verhandlungen zu einer Zeit stattfanden, in welcher von beabsichtigten Reformen des Bankwesens überhaupt noch nicht die Rede war.“ Wo habe ich von beabsichtigten Reformen des Bankwesens gesprochen? Woher nimmt das Staatsministerium die Berechtigung, einen Satz als unwahr zurückzuweisen, den ich gar nicht ausgesprochen habe, ihn so zurückzuweisen, als würde dadurch die Glaubwürdigkeit meiner Angaben erschüttert? Ich habe von einer Zeit gesprochen, wo über den Bankverkehr bedeut-

same Entscheidungen zu treffen waren. Solche Entscheidungen hat das Reichsbank-Kuratorium immer, mehrmals im Jahre z. B. über den Bankdiskont, zu treffen, an solchen Entscheidungen hat der stellvertretende Vorsitzende des Reichsbank-Kuratoriums beständig, und an weithin sichtbarer Stelle, mitzuwirken. Und ganz besonders bedeutsame Entscheidungen standen im Jahre 1886 bevor. Das Reichsbankgesetz, das für fünfzehn Jahre der Reichsbank den Charakter einer mit Privatkapital arbeitenden, aber unter Staatsaufsicht stehenden Aktiengesellschaft sicherte, galt damals schon elf Jahre und die Zeit rückte heran, wo die Entscheidung darüber getroffen werden mußte, ob die Bank völlig verstaatlicht würde und welcher Theil des Ueberschusses dem Reich künftig zuerkannt werden sollte. Welche Art der Entscheidung für das Reich günstiger gewesen wäre, darüber habe ich hier nicht zu urtheilen. Sicher ist aber, daß die Vertreter des mobilen Kapitals, ganz wie Herr von Boetticher, die Erhaltung des Privilegs erstrebten und daß auch die Wünsche der konservativen Partei, die später klug und sachkundig vom Grafen Mirbach vertreten wurden, schon damals vorhanden waren: Uebernahme der Reichsbank auf Staatskosten und Kündigung des Privilegs der letzten Notenbanken, die noch bestehen. Auch der Wunsch, die Reichsbank möchte sich mehr sozialpolitisch bethätigen, mehr den Landwirthen und den Handwerkern zugänglich werden, war schon damals rege geworden. Mit gutem Gewissen darf man deshalb sagen, daß im Jahre 1886 eine Zeit angebrochen war, wo bedeutsame Entscheidungen über den Bankverkehr zu treffen waren. Die ministerielle Erklärung bekämpft eine Behauptung, die gar nicht aufgestellt worden ist.

Zweitens wird als amtlich festgestellt bezeichnet, daß der Staatsminister von Boetticher niemals von Bankiers Geld entliehen hat. Es wäre interessant, zu hören, wie diese Feststellung möglich war. Sind alle in Deutschland lebenden Bankiers unter ihrem Eid genommen, ist allen die Frage vorgelegt worden, ob der Staatsminister von Boetticher jemals von ihnen Geld entliehen hat? Ist Das geschehen, dann könnte der Staatssekretär immerhin noch von solchen Bankiers Geld entliehen haben, die verstorben sind oder nicht mehr in Deutschland leben. Ich glaube, daß schon die Studenten im Prozeßrecht lernen: die beweiskräftige Feststellung eines negativen Thatbestandes ist unmöglich; es giebt darüber eine Meinung, aber es giebt keinen Beweis dafür. Bis ich eines Besseren belehrt werde, behaupte

ich: die amtliche Feststellung, die das Staatsministerium hier öffentlich bezeugt, ist vollkommen unmöglich. Aber ich glaube zu verstehen, was die Herren meinen; sie wollen wohl sagen: die Summen, die im Jahre 1886 aufgebracht wurden, sind nicht Herrn von Boetticher, sondern seinem Schwiegervater geliehen worden. Ich kann den Männern, die damals helfend einsprangen, natürlich nicht ins Herz schauen, ich kann nicht „feststellen“, ob sie ihr Rettungswerk für den unbeträchtlichen strafsunder Bankdirektor oder für den sehr beträchtlichen Staatssekretär des Innern und stellvertretenden Vorsitzenden des Reichsbank-Kuratoriums vollbrachten. Aber auch das Staatsministerium vermag Das nicht. Sicher aber und festgestellt ist, daß Fürst Bismarck das Rettungswerk als eine seinem Staatssekretär, nicht dem Bankdirektor Berg, erwiesene Gefälligkeit ansah; sonst hätte er den Rettern nicht die hergegebenen Summen aus Staatsmitteln zurückerstattet. Sicher ist, daß auch Herrn von Boetticher diese Anschauung nicht fremd war; sonst hätte er dem Reichskanzler nicht amtlich von den Vorgängen Mitteilung gemacht, nicht wegen dieser Vorgänge sein Portefeuille zur Verfügung gestellt. Ob das Geld Herrn von Boetticher direkt gegeben, ob es vielleicht da, wo es fehlte — in der Reichsbank — eingezahlt wurde, ist gleichgiltig. Wichtig ist nur, daß der nicht ganz unkluge Mann, der über den Sachverhalt nach allen Richtungen informiert war, daß Fürst Bismarck die Ueberzeugung hatte: hier sei dem Staatssekretär eine Gefälligkeit erwiesen worden, die um jeden Preis und so rasch wie möglich wieder beseitigt werden müsse.

Damit ist auch schon die letzte amtliche Feststellung erledigt: der Staatsminister von Boetticher habe keinerlei Zuwendungen erhalten. Er hat allerdings eine Zuwendung erhalten, denn die Erstattung der von den Freunden hergegebenen Summen war nicht eine Zuwendung an den Bankdirektor Berg oder an die als dessen Freunde bezeichneten Kapitalisten, sondern sie war eine Zuwendung an Herrn von Boetticher, den Staatssekretär und Staatsminister. Wenn die ministerielle Erklärung Das nicht anerkennt, so kann sie nur von dem Glauben ausgehen, Fürst Bismarck sei ruchlos und frivol genug gewesen, aus Staatsfonds Privatleuten Geschenke von vielen hunderttausend Mark zu machen. Ob mit der Verbreitung dieser Ansicht das Staatsinteresse nicht schwerer geschädigt wird, als ihm mit dem herrlichsten Reumundszugniß für Herrn von Boetticher gedient werden könnte, darüber belehrt ein Blick in die sozialistische und demokratische Presse.



Um diese schädliche, falsche und aufreizende Ansicht zu beseitigen und einen geliebten Mann, der noch heute der köstlichste Besitz und der stolzeste Ruhmestitel des deutschen Volkes ist, vor neuem Unglimpf zu schützen, aber auch, wie ich offen bekenne, um mein eigenes berechtigtes Interesse, als des öffentlich und amtlich, unter nie erlebten feierlichen Formen Angegriffenen, zu wahren, bin ich gezwungen, der Erklärung der neun Staatsminister die Ergänzungen folgen zu lassen, die den Thatbestand erst wirklich erklären. Ich bedaure, daß ich dabei genöthigt bin, einem Toten Uebles nachzusagen; ich habe diesen Punkt bisher niemals berührt; die Verantwortlichkeit dafür, daß ich ihn jetzt dennoch berühren muß, fällt Denen zu, die den Versuch gemacht haben, mich amtlich und öffentlich zu widerlegen.

In der Erörterung des Falles Berg ist bisher nur die finanzielle Seite besprochen worden; es gab auch eine andere, eine strafrechtliche Seite. Es lagen Defekte vor, zu deren Beseitigung ungeheure Summen, sehr viel größere, als öffentlich bekannt geworden ist, nöthig waren; und diese Defekte waren durch Handlungen herbeigeführt worden, die das Gesetz mit harten Strafen bedroht. Nach der ministeriellen Erklärung muß man annehmen, daß dieser Thatbestand im Jahre 1886 zur Kenntniß des Reichsbankpräsidenten kam; wenn der Präsident dem Staatssekretär, wie es nach dem Wortlaut der Erklärung scheint, eine Intervention angesonnen hat, so könnte diese nur die Anzeige des Schuldigen bezweckt haben. Jeder, der wissenschaftlich dem Thäter Beistand geleistet hätte, um ihn der Bestrafung zu entziehen, hätte sich der Begünstigung schuldig gemacht, die im Strafgesetzbuch mit Gefängniß bedroht ist; die Begünstigung bleibt, wo es sich um schwere Delikte handelt, nur straflos, wenn sie dem Thäter von einem Angehörigen gewährt worden ist, der diesen Beistand nicht seines Vortheiles wegen geleistet hat. Das wäre der Fall des Herrn von Voetticher gewesen: er konnte Minister bleiben, auch wenn sein Schwiegervater ins Gefängniß kam, denn Niemand ist für die Thaten seiner Verwandten verantwortlich; er konnte mindestens abwarten, ob der Reichskanzler, dem er die Vorgänge sofort melden mußte, sein Scheiden aus dem Amt für nothwendig hielt. Deshalb ist die Frage so wichtig: Wann hat der Staatssekretär dem Kanzler den Sachverhalt mitgetheilt? Es ist nicht wahrscheinlich, daß Das 1. der Deckung der Defekte geschehen ist, denn sonst hätte der Reichskanzler sich verpflichtet gefühlt, den Thäter zur Anzeige und zur Bestrafung

zu bringen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß der Kanzler erst von der Sache erfuhr, als die Defekte ganz oder theilweise gedeckt waren. Die Deckung hatten die Verwandten, darunter auch Herr von Boetticher, beschafft, und als deren Mittel nicht annähernd ausreichten, waren die Chefs großer Bankhäuser und andere Kapitalisten hilfreich beigesprungen. Diese Hilfeleistung sah der Reichskanzler als eine dem Staatssekretär gewährte an und sie schien ihm ein Abhängigkeitsverhältniß zu begründen, wie es mit der amtlichen Stellung eines Mannes unverträglich war, zu dessen Kompetenz auch die Vertretung des Reichskanzlers in wirtschaftlichen Fragen und in Bankangelegenheiten gehörte. Die Unhaltbarkeit der Situation mußte auch der Staatssekretär empfinden, der von seinem Einkommen nicht einmal die Zinsen für die nothwendig gewordenen Summen aufbringen konnte, und deshalb sah er sich veranlaßt, seine Bereitwilligkeit zum Rücktritt anzudeuten. Für den Reichskanzler lag die Sache nun so: eine strafbare Handlung gab es nicht mehr, denn die Defekte waren gedeckt, und ein Strafverfahren hätte sich nur noch gegen etwa vorhandene Begünstiger richten können; der Rücktritt des Herrn von Boetticher, der dann vielleicht auch finanziell zusammengebrochen wäre, schien im Staatsinteresse nicht wünschenswerth, weil er zu Erörterungen geführt hätte, denen man den Schwiegersohn des stralunder Bankdirektors, mit Rücksicht auf seine langjährige amtliche Stellung, nicht aussetzen durfte. Der Reichskanzler war in einer Zwangslage: er durfte die Unanfechtbarkeit der preussischen Staatsverwaltung nicht gefährden und er durfte den Staatssekretär nicht in einem Verhältniß lassen, das ihn von Bankmächten abhängig machen oder doch abhängig erscheinen lassen konnte. Aus dieser Zwangslage half die königliche Erlaubniß, die damals stark angewachsenen Mittel des Welfenfonds zu benutzen. Weder der alte Kaiser noch Fürst Bismarck hätten sich jemals bereit erklärt, diese Mittel für Herrn Verg oder für dessen Freunde flüssig zu machen. Der Kaiser bewilligte, auf den nachdrücklich empfehlenden Vortrag des Kanzlers, die Mittel, um das Ansehen der preussischen Staatsverwaltung vor boshafter Fechtung zu bewahren und um einem geschickten Beamten die unerzliche Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Ob der Welfenfonds damals richtig verwendet wurde, darüber hat der gewissenhafteste Monarch entschieden; bei seiner Entscheidung können auch wir uns beruhigen und froh sein, wenn dieser Fonds, der den preussischen Staat stärken sollte, öfter niemals unnützlichere Verwendung gefunden hat.

So wurde vom Fürsten Bismarck, dem der Staatssekretär jetzt in Interviews höchst spaßhafte Vorlesungen über den Umgang mit Kaisern hält, dem Herrn von Boetticher das amtliche Leben gerettet. Ob Herr von Boetticher den Herren, die ihn zuerst aus der Verlegenheit erlösten, länger als diesem Lebensretter die Dankbarkeit bewahrt hat, Das weiß ich nicht, darüber habe ich auch nichts behauptet. Seine Ehrenhaftigkeit bezweifle ich nicht, wohl aber, daß er nach Allem, was er durchgemacht hat, und mit den gewandelten Ansichten, die er heute vertritt, auf seinem Posten noch wohlthätig wirken kann. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Fürst Hohenlohe ist gewiß ein untadelhaft vornehmer Mann und doch wird er, wenn wir je zu Rußland in ein schwieriges Verhältniß kommen, erfahren, daß ein deutscher Kanzler, dem der Zar Gefälligkeiten erweisen oder Unbequemlichkeiten bereiten kann, vor dem Volksbewußtsein einen sehr viel schwereren Stand hat als ein völlig unabhängiger Mann, der nirgends mit Zwirnsfäden angebunden ist; Fürst Hohenlohe hätte es sicher abgelehnt, mit den Russen den Handelsvertrag abzuschließen, weil er begriffen hätte, daß er, trotz seiner unzweifelhaft einwandfreien Persönlichkeit, dazu nicht der geeignete Mann war. Und in den wirthschaftlichen Kämpfen, die wir jetzt erleben, kann ein Minister, der, wie Herr von Boetticher, als Vertreter der Regierung im Vordertreffen steht, sicherlich nur dann Nützlichcs leisten, wenn er vom Vertrauen der schaffenden Stände getragen wird und nicht zu befürchten braucht, hart angepackte Gegner könnten, um ihn zu ärgern, seine eigenen Angelegenheiten zur Sprache bringen. Das ist meine ganz persönliche und ganz bescheidene Meinung, halten zu Gnaden. Ich würde keinen noch so ehrenhaften Mann über die Börse schreiben lassen, von dem ich wüßte, daß er in einer schweren Stunde seines Lebens bei zärtlichen Börsenleuten Trost und Erleichterung gefunden hat. Ist das Königliche Staatsministerium anderer Meinung, so habe ich mich dabei zu bescheiden; ich bin aber ganz und gar nicht verpflichtet, meine eigene Ueberzeugung der amtlichen Anschauung zum Opfer zu bringen. M. H.



## Die wiener Gemeinderathswahlen.

**D**ie wiener Gemeinderathswahlen haben weit über Wien hinaus Interesse erregt. In der That haben sie nicht bloß eine lokale Bedeutung. Sie sind ein Ergebniß österreichisch-politischer Zustände und ohne deren genaue Kenntniß weder in ihrem Wesen noch in ihren vermuthlichen Folgen zu verstehen.

Seit dem Bestande verfassungsmäßiger Zustände in Oesterreich bis in dieses Frühjahr hinein hatte die wiener Gemeindevertretung eine liberale Mehrheit. Freilich war dieser Liberalismus, entsprechend dem Charakter der österreichischen liberalen Partei, ohne innere Kraft. In Oesterreich herrschen drei Faktoren: die Krone, der Feudaladel und die römische Kirche. Im Kampfe gegen die letzte dieser Gewalten, die vielleicht die mächtigste ist, war das österreichische Bürgerthum anfangs nicht ohne Muth und nicht ohne Glück. Bald aber erlahmte es, je mehr die wirthschaftliche Entwicklung vorwärts schritt und je mehr der wirthschaftliche Aufschwung es berauschte. Insbesondere das große Bürgerthum fühlte bald instinktiv seine innere Verwandtschaft mit dem großen Grundbesitz, der sich ja gierig auf industrielle Unternehmungen warf. Das kleine Bürgerthum oder, wie man heute sagt, der Kleingewerbetreibende, setzte sich auch bald der „Bourgeoisie“ entgegen. Wenigstens in Wien bestand neben und vielfach im Gegensatz zu der liberalen Partei eine sogenannte demokratische Partei, deren bedeutendster Vertreter Dr. Kronawetter war. Er bekämpfte im Reichsrath mit größter Entschiedenheit die wirthschaftliche Korruption, die ja auch in Oesterreich, besonders anfangs der siebenziger Jahre, so schöne Blüthen trieb. Im Reichsrathe war diese demokratische Partei numerisch nie von Belang, dagegen gelang es ihr, in den wiener Gemeinderath eine größere Zahl von Vertretern zu senden. Kronawetter war nie Mitglied des wiener Gemeinderathes, was er nach seiner Stellung als Magistratsbeamter auch nicht sein konnte. Dagegen kam Dr. Lueger als Angehöriger dieser demokratischen Partei in den Gemeinderath und machte dort der herrschenden liberalen Partei mit seinen Parteigenossen heftige und oft glückliche Opposition. Unter diesen Genossen war neben Lueger noch der Jude Dr. Mandl hervorragend thätig. Lueger und Mandl waren sehr gute Freunde. Im Jahre 1885 wurde Lueger als Anhänger der demokratischen Partei im wiener Wahlbezirke Margarethen in den Reichsrath gewählt. Er, Kronawetter und Kreuzig bildeten eine demokratische Fraktion im Parlamente. Schon Anfang der achtziger Jahre war die antisemitische Bewegung von Berlin nach Oesterreich gekommen. Einer ihrer Führer war Schönerer. Neben der schwachen und nur auf Wien beschränkten Opposition der demokratischen Partei gegen die Liberalen hatte sich, begünstigt

durch die Jahre 1870/71, auch eine deutsch-nationale Opposition herausgebildet, die vorerst im Parlamente weniger hervortrat, aber fast die ganze seit 1870 auf Hochschulen studirende deutsche Jugend in ihren Bannkreis zog. Von den verschiedenen Hochschulen kamen diese jungen Leute in alle möglichen Stellungen und bei der politischen Rückständigkeit aller österreichischen Völker, insbesondere aber des deutschen Stammes, ist es, zumal in der Provinz, von wesentlicher Bedeutung, welcher Parteirichtung die Advokaten, Aerzte, Professoren, Lehrer u. s. w. angehören. Auch in den Zeiten des Glanzes der liberalen Partei hat sie es unterlassen, die Bevölkerung politisch zu schulen. Nachdem schon die Reichsrathswahlen des Jahres 1885 genugsam über das Anschwellen dieser deutsch-nationalen Richtung in der Provinz belehrt hatten, werden die Wahlen des Jahres 1896 oder 1897 die liberale Partei in ihrem heutigen Bestande geradezu vernichten, mehr noch, als es bei den jetzt abgelaufenen Gemeinderathswahlen der Fall war. Der Deutschnationalismus allein hätte diesen Gang der Dinge nicht herbeizuführen vermocht. Er geberdete sich nach stürmischen Anfängen alsbald recht zahm und spießbürgerlich. Er konnte nur siegen, wenn er sich mit anderen volksthümlichen Elementen verband.

Nun war der in seinen Ursprüngen bei uns wesentlich nationale Antisemitismus alsbald von verschiedenen Seiten als ein brauchbares Mittel erkannt worden, um unter seinem Zeichen eine große Partei oder wenigstens eine Parteienkoalition zu Stande zu bringen, mit der politische Macht zu erobern war. Der kleine und mittlere Bürgerstand war in ökonomischer Bedrängniß. Ihn zu gewinnen, schien nicht schwer. In Wien war er demokratisch und namentlich antikorrptionistisch. Das war sein äußeres Gepräge. Im Inneren war er hauptsächlich mit seiner sozialen Lage unzufrieden und sonst ohne theoretische und programmatische politische Bildung. Da die wiener Demokratie seit Jahrzehnten keine Erfolge aufzuweisen gehabt hatte, da sie den kleinen Mann der großen ökonomischen Entwicklung gegenüber nicht hatte retten können, war es nicht schwer, die Anhänger dieser Demokratie auf einen neuen Weg zu führen. Der feudale Adel und die klerikale Partei begünstigten den Antisemitismus in Folge ihrer Gegnerschaft zur liberalen Partei, aber statt der nationalen Seite wurde die „wirthschaftliche“ aufgezeigt und klipp und klar bewiesen, daß der „Jude“ und der „Judenliberale“ an der schlechten sozialen Lage des kleinen Mannes schuldig sei. Das war so leicht verständlich. Dabei brauchte man den Leuten keine ökonomische Bildung beizubringen, was um so angenehmer war, als man selbst keine hatte, und da gab es auch zum Schlusse keine Diskussion. Der „Jude“ war ein unbesiegbares Argument geworden und langsam, in einem Zeitraum von ungefähr zehn Jahren, verschmolzen die nationalen, wirth-

schaftlichen und religiösen Antisemiten zu einer Partei, der christlich-sozialen. Der katholisch-kirchliche Sinn des Volkes ist wieder erwacht, die Kirchen füllen sich, Rom kann wieder einen Vorstoß wagen. Ich habe ausdrücklich vom katholisch-kirchlichen Sinn und nicht etwa vom religiösen gesprochen!

Ich hoffe, trotz der gebotenen Kürze, doch deutlich darauf verwiesen zu haben, daß der Antisemitismus in Wien hauptsächlich politisch-soziale Wurzeln hat. Für den kleinen Mann sind nur zwei Dinge möglich. Entweder fehlt ihm der Einblick in den ökonomischen Entwicklungsprozeß oder wenigstens der Instinkt für diesen Prozeß: dann wird er sich den Zünftlern, in der heutigen Terminologie den Antisemiten, zuwenden; oder er kennt und würdigt diesen Prozeß, dann wird er Sozialdemokrat. Der Liberalismus kann ihm nichts sein, da er ihm weder Hoffnung für jetzt noch für später gewährt.

Aber wie kommt es, daß auch der zweite Wahlkörper, die Intelligenz (Lehrer, Beamte u. s. w.) sich dem Antisemitismus zuneigt? Bei der Beantwortung dieser Frage begeht man, glaube ich, einen kleinen Irrthum. Die Intelligenz neigt sich nicht so sehr dem Antisemitismus zu, wie sie sich, man könnte sagen: leidenschaftlich, von der liberalen Partei abwendet. Diese Partei hat durch die Jahre ihrer Herrschaft nichts und später nicht viel für diese Schichten der Bevölkerung gethan. Eine förmliche Erbitterung gegen die liberale Partei hat sich dieser Kreise bemächtigt. Viele, viele Hunderte aus diesen Schichten haben für die antisemitischen Kandidaten gestimmt, weil es ihnen als das Wichtigste erschien, den liberalen Kandidaten zu Falle zu bringen. Wie auch sonst hätten sie ihrem Haß gegen eine Partei Ausdruck geben sollen, die es noch im letzten Augenblicke versuchte, durch das Mittel der Profession Stimmen zu ergattern? Der Führer der liberalen Partei im Wahlkampfe war der Advokat Dr. Richter. Eines Tages veröffentlichte die wiener „Arbeiterzeitung“ ein von ihm unterzeichnetes Circular, durch das liberalen Geschäftsfirmen nahegelegt wurde, daß sie auf ihre Untergebenen und die mit ihnen in Verbindung stehenden Leute bei der Wahl einen sanften Druck ausüben könnten. Die Erbitterung und der Haß wurde durch solche Praktiken der Liberalen bis zur oft jämlichen Wuth gesteigert.

Aber alles Das würde noch nicht das kolossale Wachsthum des Antisemitismus oder, besser gesagt, der christlich-sozialen Partei erklären. Es sind noch drei wichtige Momente hervorzuheben.

Lueger, der heute unbestrittene Führer der Partei, wandte sich etwa 1877 von der demokratischen Partei ab und dem neu aufstrebenden Antisemitismus zu und entfaltete als unermüdlischer Agitator seit dieser Zeit eine rege Thätigkeit. Auch ohne ihn würde die Partei existiren, weil sie bei der Beschaffenheit des österreichischen Liberalismus und der öffentlichen Verhältnisse in Oesterreich kommen mußte. Aber ihm verdankt sie viel von

ihrer heutigen Stärke. Das drückt sich auch in seiner Popularität in Wien aus, die wohl eine fast beispiellose genannt werden kann. Er hat nach berühmten Mustern seine Mittel und seine Helfer nicht sonderlich sorgfältig ausgewählt, aber er war unermüdlich; und je mehr er agitirte und organisirte, desto frischer schien er zu werden. Von ihm kann man auch sagen: heute ist er die Partei. Es mußte eine kraftvolle Persönlichkeit, die freilich edlere und feinere Züge, wenigstens in der Deffentlichkeit, gänzlich vermissen läßt, kommen, um der Partei so rasch so große Erfolge erringen zu helfen.

Die liberale Partei war gegen diese aufstrebende volksthümliche Bewegung völlig machtlos. Sie sah mit Schrecken, wie die großen Massen der Wähler sich von ihr abwandten. In ihrer Verzweiflung gab sie ihre wirtschaftlichen Grundsätze vielfach preis und im Parlamente giebt es in den Reihen der deutsch-liberalen Abgeordneten Viele, die, um ihr Mandat zu retten, den Zünftlern ihres Wahlbezirktes alle möglichen Konzessionen machen. Aber auf die Dauer können sie darin doch nicht mit den vereinigten Antisemiten konkurriren. Die den Deutschen in Oesterreich so eigene politische Unfähigkeit hat in der deutsch-liberalen Partei ihren Höhepunkt erreicht. Das zeigte sich auch darin, daß die liberale Partei in sich und aus sich heraus kein Mittel finden konnte, um zu einer für sie, falls sie weiterleben wollte, so unumgänglichen Regeneration zu gelangen. Es hätte dazu freilich nur ein Mittel gegeben. Sie hätte in entschiedenste Opposition gegen die Regierung Taaffes treten müssen, die durch eine Reihe volksfeindlicher Handlungen sich befleckt hat, sie hätte ernstlich die Verständigung mit den Czechen suchen, sie hätte endlich auf eine Wahlreform dringen müssen, die den unteren und untersten Schichten des Volkes den Eintritt ins Parlament ermöglichte. Zu Alledem war sie, als eine durch die Vertretung der Interessen des großen Kapitals und des großen Grundbesitzes für jede volksfreundliche Politik untaugliche Partei, nicht geeignet. Sie half in dem Augenblicke das Ministerium Taaffe stürzen, als dieses seine einzige vernünftige That vollbrachte. Die taaffische Wahlreform, so jammerte sie, gefährde den politischen Bestånd der Deutschen, will sagen der deutschliberalen Partei, und nun weiß Jedermann, daß die Reihen dieser Partei bei den nächsten Wahlen auch unter dem heutigen Wahlsystem sich fürchterlich lichten werden. Ja, vielleicht wird sie auf die Mandate aus dem Grundbesitze und den Handels- und Gewerkekammern beschränkt werden. Hätte sie Taaffes Wahlreform angenommen und eine politisch freisinnige Politik befolgt, so hätte sie viele ihrer städtischen und ländlichen Mandate retten können. Aber nach dieser ablehnenden und unfruchtbaren Haltung hat sie schließlich auch noch einer Koalition mit den feudalksten und reaktionärsten Elementen zugestimmt, hat dem Ministerium Windischgrätz zwei Minister gestellt und hat so eine der untrühmlichsten Phasen der öster-

reichischen Politik mitgemacht. Beispiellos war die Verachtung, unter der das Ministerium Windischgrätz zusammenbrach. Für die liberale Partei war dieser Akt der völligen Selbstentäußerung der Anfang vom Ende, das mit den wiener Gemeinderathswahlen eingeleitet wurde. Ihr moralisches Ansehen konnte natürlich auch dadurch nicht erhöht werden, daß sie statt eigener Thatkraft gegen die wirklich rohen Agitationen der Antisemiten immer wieder die Staatsgewalt, besonders die Polizei, anrief. Als ob es heute noch wirklich in dieser Mächte Gewalt läge, elementare Bewegungen zu unterdrücken. Man kann mit der Polizei weder schlechte Bewegungen aus der Welt schaffen noch gute fördern. Das gilt besonders für Oesterreich, wo die Polizei sich in politischen Dingen die ärgsten Blößen gegeben hat.

Das dritte und letzte Moment, das noch zu erwägen ist, hat der aufmerksame Leser vielleicht schon errathen. Aus Allen, was bisher gesagt ist, ergibt sich, daß in jenem politischen Leben, das sich in den Wahlen abspielt, die Arbeiterschaft fehlt. Sie ist eben bei uns politisch in jeder Beziehung rechtlos, hat daher auch kein Wahlrecht in die verschiedenen Vertretungskörper, das nur direkten Steuerzahlern eines bestimmten Censur zukommt. Die sozialdemokratische Partei wäre aber die einzige, die mit den Christlich-Sozialen fertig werden könnte. Sie hat eine starke Organisation, ein festes Programm und opferfreudige Agitatoren. Aber wenn Wahlen gemacht werden, muß sie abseits stehen. Sie steht jetzt seit dem Jahre 1893 im Kampfe um das Wahlrecht und bei der gänzlichen Verworrenheit der innerösterreichischen Politik muß jeder Staatsmann, der an der Spitze der Verwaltung ist, bald erkennen, daß nicht weiter zu regiren ist, wenn man nicht dem marastischen Körper des Parlamentes frisches Blut zuführt. Die Arbeiter werden also in dieser oder jener Form das Wahlrecht bekommen und man wird dann als richtig erkennen, was ich behaupte: daß heute das Fehlen der Arbeiterpartei im Wahlkampfe mit schuld ist an dem ungeheuren Erfolge der vereinigten Antisemiten. Gegen den Antisemitismus und gegen den christlichen Sozialismus (wie er bei uns verstanden wird, wobei man nie an eine Vergleichung mit dem englischen christlichen Sozialismus denken darf) giebt es nur eine Rettung: den demokratischen Sozialismus. Freilich erscheint dieser unseren bürgerlichen Parteien so gefährlich, daß vielleicht die Zeit nicht allzu fern ist, wo Liberale und Christlich-Soziale sich gegen ihn kartelliren.

Es bleibt nun noch ein Wort über die nächste Zukunft des Gemeinderathes zu sagen. Vielfach hofft man von liberaler Seite, daß Lueger als Bürgermeister nicht bestätigt wird. Diese Hoffnung, dieses ewige Augenaufschlagen nach oben, beweist wieder nur, daß die Leute nicht anders werden können, als sie eben sind. Wer Lueger freundlich gönnt ist, müßte ihm wünschen, daß er nicht bestätigt würde. Seine Popularität würde ins



Grenzenlose steigen, die von ihm geleitete Bewegung würde noch mehr anschwellen. Im Gegentheil: er soll zur Regierung kommen. Er hat sich wiederholt für das allgemeine Wahlrecht auch in der Gemeinde ausgesprochen, er hat Reformen über Reformen verheißt, man gebe ihm Gelegenheit, seine Versprechungen einzulösen! Im Gemeinderath selbst wird die liberale Opposition ihm wenig Schwierigkeiten bereiten können. Sie ist so gebrochen, daß selbst ihre offensten Reaktionäre sich gegen volksthümliche Maßregeln und Vorschläge nicht wehren können. Wie es Lueger mit seiner eigenen Partei in dieser Richtung gehen wird, Das wird sich ja bald erweisen.

Die letzten wiener Gemeinderathswahlen haben, wie hundert andere politische Ereignisse, neuerlich gezeigt, daß für Oesterreich das Nothwendigste, Unerläßliche und Dringendste die Wahlreform ist. Die liberale Partei ist äußerlich und innerlich gebrochen, die christlich-soziale Partei ist äußerlich machtvoll, innerlich aber programmlos und aus Gruppen zusammengesetzt, die gelegentlich hart aufeinanderstoßen müssen. Gegenüber solchen bürgerlichen Parteien hat die organisirte Arbeiterschaft Oesterreichs wahrhaftig das Recht, ihren Antheil am öffentlichen Leben zu verlangen. Wird er ihr in gerechter Weise zugemessen, so kann Das vielleicht diesen Parteien selbst noch vortheilhaft sein.

Wien.

Engelbert Pernerstorfer, Reichsraths-Abgeordneter.



## Friedrich Engels und die soziale Bewegung.

Es hieße den beiden Begründern des Marxismus — namentlich aber Engels — bitter Unrecht thun, wollte man sie nur in ihrer rein theoretischen Bedeutung, ihrer Bedeutung für die Entwicklung des sozial-ökonomischen Gedankens, würdigen und es unterlassen, den Einwirkungen nachzugehen, die sie auf das soziale Leben ausgeübt haben.

Das gerade war es, was sie mit ihren Lehren vor Allem anstrebten: mächtigen Einfluß auf den Gang der modernen gesellschaftlichen und politischen Entwicklung zu gewinnen. Aus dem Leben geboren, in Auflehnung gegen unwirkliche Stubengelehrsamkeit erfunden, sollte die Theorie, das systematische Denken, doch auch nur wieder Leben zeugen. „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretirt; es kommt aber darauf an, sie zu verändern;“ so dachte und sprach Karl Marx und noch in seinem letzten Lebensjahre hat Friedrich Engels den für die Auffassung der Beiden von den Beziehungen zwischen Theorie und Praxis bezeichnenden Ausdruck gethan: „Wie im sechzehnten Jahrhundert, giebt es in unserer bewegten Zeit auf dem Gebiete der öffentlichen Interessen bloße Theoretiker nur noch auf der Seite der Re-

aktion, und eben deswegen sind diese Herren auch nicht einmal wirkliche Theoretiker, sondern simple Apologeten dieser Reaktion.“ Nicht darein setzten sie ihren Ruhm, wie Engels es einmal ausgedrückt hat, einer andächtig lauschenden Schaar von Fachkollegen hinter verschlossenen Thüren die Ergebnisse der eigenen Forschung „zuzusüßern“; nein, hinaus auf den Markt wollten sie rufen und mit ihren Lehren der wogenden Masse Führer und Leiter werden.

Und Das scheint mir nicht zweifelhaft: wenn wir nach der Bedeutung des Marxismus für die Entwicklung der sozialen Bewegung fragen, daß alsdann die Figur von Friedrich Engels in den Vordergrund tritt, weil thatsächlich vielleicht der persönliche Einfluß, den Engels auf die Arbeiterbewegung ausgeübt hat, größer, jedenfalls unmittelbarer, greifbar gewesen ist als der von Marx. Man hat sogar gesagt, daß, wie Marx der größte Theoretiker, so Engels der größte Taktiker des Proletariates gewesen sei. Das scheint mir eine etwas allzu scharfe Sonderung der beiden Seiten, die in jedem der Freunde vereinigt waren: man denke an die Leitung der „Internationale“ durch Marx, an die Aufstellung der Inauguraladresse und der Statuten, die beide aus der Feder von Marx stammen und wahre Meisterstücke der taktischen Kunst sind. Immerhin bleibt so viel wahr, daß zumal die jüngere Generation Engels mehr als „Taktiker“ zu beobachten Gelegenheit hatte und daß er im großen Ganzen wohl auch mehr diese Seite ausgebildet hat. Dazu verhalf ihm einmal der Umstand, daß er Marx um zwölf Jahre überlebte, also in eine Zeit hineinlebte, in der erst recht eigentlich der internationale Aufschwung des Sozialismus seinen Anfang genommen hat. Vor Allem aber bestimmend für die mehr praktisch-politische Richtung der engelschen Thätigkeit ist die bekannte Art und Weise geworden, wie Marx und Engels unter sich die „Arbeitsteilung“ geregelt hatten. Danach sollte Engels, zumal seit 1870, wo er nach London zog, oder 1873, seitdem sich Marx die „Internationale“ vom Halbe geschafft hatte, in „polemischer“ Form die gemeinsame Lehre gegen etwaige Angriffe schützen und sie bei passenden Gelegenheiten in populären Darstellungen den Massen zugänglich machen, während für Marx die Fortbildung des Systems, vor Allem die Vollendung des „Kapitals“, zur Lebensaufgabe gemacht wurde. Thatsächlich hat Marx seit 1873 — die „Internationale“ hatte ihn offenbar aufgebraucht — nichts Nennenswerthes mehr geleistet, während für Engels nun erst gerade eine Periode fruchtbarsten Wirkens begann, die bis wenige Wochen vor seinem Tode angehalten hat. Und im Gegensatz zu Marx, der schon mit fünfundsüßzig Jahren mit der Kraft zu Ende war, ist Engels mit fünfundsiebzig Jahren als ein Jüngling an Geist gestorben. Seine letzten Äußerungen, von denen ich folgende bezeugen es.

Seine spezielle Aufgabe also: zu polemisieren und zu popularisieren,

die Engels übernommen hatte, haben ihn in engere Fühlung mit den Vorgängen des Tages gebracht und dadurch seinen unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Bewegung vielleicht vergrößert, obwohl Engels ganz und gar nicht mit den Gaben eines Volksführers, eines Agitators, sei es auch nur eines literarischen Führers, in besonders reichem Maße ausgestattet war. Allerdings verstand er es, wie Wenige, auch über sehr schwierige Fragen klar und plausibel zu schreiben und sie damit dem Verständniß des Lesers nahe zu bringen. Aber seine Schriften tragen doch alle den Stempel des Lehrhaften. Seine Schreibweise ist, trotz aller Deutlichkeit, nicht frei von Langeweile. Ihm fehlt das fortreizende Pathos Lassalles eben so wie die glänzende Pointirung in der marxistischen Diktion. Engels hat auch in der Art zu schreiben etwas Biedereres, ich kann mir nicht helfen: etwas Deutschprofessorales, das ihn von anderen sozialistischen Führern unterscheidet. Die zuweilen geradezu trockene Kost seiner Schriften gewinnt freilich sehr an Schmachthaftigkeit durch den köstlichen Humor, den sich Engels durch alle Emigrantenditternisse, durch alle Kämpfe hindurch bis an sein Ende frisch bewahrt hat.

Aber Das sind nur Zufälligkeiten, Nebensächlichkeiten, die an der Person haften und die mit der Person verschwinden und uns nur in persönlicher Erinnerung an den Verstorbenen interessieren. Worauf es mir ankommt ist hier: die wesenseigenthümliche Bedeutung des Marxismus als eines Ganzen für den Verlauf der sozialen Bewegung in unserem Jahrhundert dazuthun. Ganz äußerlich zunächst betrachtet, ist der Einfluß der marxistischen Lehre auf die Arbeiterbewegung entschieden sehr groß. Es kann für den aufmerksamen Beobachter keinem Zweifel unterliegen, daß die Richtung dieser Bewegung mehr und mehr einheitlich marxistisch, d. h. kollektivistisch, geworden ist und wird. Es ist heutzutage schon selbstverständlich, daß das gesammte organisirte und klassenbewußte Proletariat auf den internationalen Arbeiterkongressen vertreten ist: auch die englischen Gewerkvereine nicht ausgeschlossen. Von einem Gegensatz zwischen sozialistischer und antisozialistischer Arbeiterbewegung kann deshalb kaum noch die Rede sein; die prinzipiellen Unterschiede verschwinden immer mehr, und zwar, auch darüber darf man sich nicht täuschen, zu Gunsten der sozialistischen Richtung: siehe England! Was man aber unter „Sozialismus“ heute zu verstehen hat, darüber sind die Ansichten unter dem Proletariat auch kaum noch getheilt: vorausgesetzt, daß man sich nur über die leitenden Grundsätze verständigen will. Dann bedeutet Sozialismus für das „zielbewußte“ Proletariat: Aufhebung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel: Ziel; Klassenkampf: der Weg zum Ziel. Und diese programmatischen Kernpunkte, die mehr und mehr Gemeingut des kämpfenden Proletariates werden, sind durchaus, wenigstens in ihrer Vereinigung, aus dem Geiste von Marx und Engels geboren.

Natürlich ist es kein Zufall, daß die proletarische Bewegung immer mehr dieses einheitliche Programm sich zu Eigen macht. In jenen beiden Punkten ist zunächst enthalten, was man das Minimum-Programm jeder bewußt-proletarischen (jedenfalls industrie-proletarischen) Bewegung nennen könnte; es muß mit Nothwendigkeit sich einer solchen Bewegung in großen Umrissen Ziel und Weg in der bezeichneten Weise darstellen. Anderenfalls ist sie nicht zum völligen Bewußtsein ihres Charakters und Wesens gekommen. Der kollektivistische Sozialismus in dem bezeichneten weiten Sinne verhält sich zur modernen proletarischen Bewegung nicht anders als der Donner zum Blitz, als das Nagwerden zum Regen. Dann aber enthält dieses Programm doch andererseits auch nicht zu viel: es läßt jeder Eigenart bis zu einem gewissen Grade freien Spielraum. So kann im Rahmen jenes Kollektivismus beinahe jede Schattirung der modernen, einigermaßen konsolidirten Arbeiterbewegung Platz finden.

Aber in der modern-proletarischen Bewegung steckt noch viel mehr von marxistisch-engelschem Geiste, als die Einigung auf dieses Minimumprogramm allein zum Ausdruck bringt: direkt oder indirekt, bewußt oder unbewußt, hat sie sich in entscheidenden Punkten mehr und mehr die prinzipielle Auffassung der marxistischen Denkweise zu Eigen gemacht. Die Grundgedanken des kommunistischen Manifestes, dieses für die Agitation bestimmten Compendiums des Marxismus, so weit sie für den Charakter, die Wesenseigenthümlichkeit einer sozialen Bewegung von ausschlaggebender Bedeutung sind, sind heute Gemeingut des „zielbewußten“ Proletariates geworden: ich meine in erster Linie die ökonomische Betrachtungsweise, um es zunächst in einem Wort auszudrücken. Was uns heute als eine Binsenwahrheit erscheint: daß die soziale Struktur der Gesellschaft eben so wie die sozialen Bewegungen, also auch die modern-proletarische, nichts Anderes sind als der Ausdruck bestimmter wirtschaftlicher Thatsachen, ökonomischer Beziehungen und Vorgänge, d. h. also von Gestaltungen der Produktions- und Austauschverhältnisse und daraus erwachsender wirtschaftlicher Herrschaft- und Abhängigkeitsverhältnisse: diese Einsicht in die Abhängigkeit der sozialen von den wirtschaftlichen Erscheinungen, diese Einsicht in die ökonomische Bedingtheit jeder sozialen Bewegung, die heute, wie gesagt, das tägliche Brot jedes klassenbewußten Proletariers ist, sie war vor einem halben Jahrhundert, als sie von Engels und Marx zuerst in die Welt gerufen wurde, eine ungeheure, neue Kunde, eine Art von Offenbarung. Und

will mir scheinen, als sei diese bewußte Verknüpfung der sozialen Bewegung mit der ökonomischen Entwicklung von epochaler Bedeutung für den ganzen weiteren Verlauf dieser Bewegung gewesen. Ueberall, wo diese ökonomische Betrachtungsweise allgemein wurde, mußte sich die Situation klären, mußten die Massen zum Bewußtsein ihrer historisch bedingten Stellung gelangen, mußten die Grundzüge der Taktik, ich möchte sagen: mußte die Grundlegung der ganzen Bewegung festgelegt werden.

Diese wurde, Das ist bekannt, verselbständigt („die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein“), sie wurde ökonomisch und politisch in dem Sinne, daß das Streben, auf die öffentlichen Gewalten Einfluß zu gewinnen, für nothwendig erachtet wurde, die Politik aber nicht mehr als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck galt, sie wurde international in dem Maße, wie sie die Reaktion gegen den internationalen Kapitalismus darstellte: Alles Konsequenzen jener Grundanschauung, wie sie durch das Kommunistische Manifest vertreten wurde.

Die soziale Bewegung — und Das scheint mir das wichtigste und bedeutsamste Moment der Wandlung zu sein — wurde aber vor Allem evolutionistisch, um auch hier zunächst mich eines Schlagwortes zu bedienen: der Revolutionarismus wurde im Prinzip überwunden, der entschieden bis dahin geherrscht hatte; d. h. der Gedanke, daß man Revolutionen machen könne. Jetzt, da man die Abhängigkeit der sozialen Bewegung von der ökonomischen Entwicklung, somit die ökonomische Bedingtheit auch jeder sozialen Revolution, erkannt hatte, mußte sich zwar der Massen jenes Gefühl der Sicherheit bemächtigen, daß ihre „Emanzipation“ mit „Naturnothwendigkeit“ eintreten müsse, auf der anderen Seite aber wurden alle Gelüste, durch Aufstände und Straßenkämpfe die Befreiung herbeizuführen, mächtig im Zaume gehalten. Die Erfolge der sozialen Bewegungen waren ja abhängig gemacht von den ehernen Gesetzen der ökonomischen Entwicklung und diese ließ sich nicht mehr mit dem Gewehr in der Hand, mit Feuer und Schwert, beschleunigen, deshalb mußte es als Thorheit hingestellt werden, in Emeuten seine Kraft zu verpuffen. Was man den „Puttschismus“ nennen könnte, das berufsmäßige und planvolle Revolutionmachen, war durch die Annahme der ökonomischen Grundanschauung, im Prinzip wenigstens, überwunden.

Es ist überaus reizvoll, zu beobachten, wie in dieser Weise seit der Mitte unseres Jahrhunderts, nicht zum Geringsten unter dem Einflusse des Marxismus, sich ganz parallel mit der theoretischen Betrachtungsweise sozialer Dinge auch der Charakter der sozialen Bewegung in seinem Grundgedanken umgestaltet. Denn offenbar ist es die selbe Wandlung: jene in der theoretischen Deutung und diese in der praktischen Anwendung. Auch hier ist es nichts Anderes, was wir wahrnehmen, als ein Ausfluß jener grundstürzenden Wandlung in der gesammten Welt- und Lebensauffassung, jener allmählichen Verdrängung Dessen, was wir als idealistische oder besser ideologische Weltanschauung bezeichnen können durch den Realismus. Schlagwörter bergen in sich immer Gefahr des Mißverständnisses. Was ich hier unter einer idealistischen Auffassung von Menschen und Leben verstehe, wie sie nun mehr und mehr sich vom Markte in die Gelehrtenstuben zurückzuziehen begann, ist jener Glauk an den von Natur guten Menschen, der, so lange er durch keinerlei Irrthur

oder Bosheit einzelner Bösen irregeleitet ward, in holdestem Frieden mit seinem Mitbruder lebte, der Glaube an jene „natürliche Ordnung“ in Vergangenheit oder Zukunft, das felsenfeste Vertrauen, daß es nur der Aufklärung, des Zuspruches bedürfe, um die Menschen aus diesem Jammerthale auf die lachenden Inseln der Seligen zurückzuführen, der Glaube an die Macht der ewigen Liebe, die durch ihre eigene Kraft das Böse überwinden, dem Guten zum Siege verhelfen werde. Das war es, was, keineswegs immer den Leitern bewußt, doch allen politischen und sozialen Bewegungen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts zu Grunde gelegen hat, was meiner Meinung nach auch im Schooße des Anarchismus noch heute schlummert, — als ein unausgesprochener, unausgedachter Instinkt. Diese Grundstimmung nun wurde in die schlechtthin entgegengesetzte verkehrt: dem Glauben an den von Natur guten Menschen machte die Ueberzeugung Platz, daß der Mensch von selbstischen, keineswegs „edlen“ Motiven vornehmlich beherrscht werde, daß er die *déte humaine* in seinem Inneren trage auch in aller Kultur und trotz allem „Fortschritt“. Und daraus die Konsequenz: daß man, um in der Welt Etwas zu erreichen, vor Allem das „Interesse“ wachrufen müsse, die normalen, materiellen Triebe, daß man aber auch — und Das war die wichtigste Schlußfolgerung für das Schicksal der sozialen Bewegung —, weil nun einmal in der Welt das Interesse herrsche, wo es Etwas zu erlangen galt, einen Zustand in einem bestimmten Sinne zu gestalten, eine Klasse zu „emanzipieren“ wie das Proletariat, daß man da nicht dem Interesse der Kapitalistenklasse die ewige Liebe entgegenstellen dürfe, sondern daß man gegen die Macht eine Macht, eine reale Macht, eine durch das Interesse gefestigte Macht aufbieten müsse. Nichts Anderes ist es am letzten Ende als diese Erwägung, die zur Theorie, aber auch zur Praxis des Klassenkampfes führt. Kampf wurde die Lösung dieser harten und unliebenswürdigen proletarischen Generation, die nach der Mitte unseres Jahrhunderts heranwuchs, nicht Friede, nicht Versöhnung, nicht allgemeine Verbrüderung, sondern Kampf. Daß dieser Kampf kein Straßenkampf mehr war, änderte nichts daran, daß er Kampf blieb. Im Kampfe aber sollte auch jene Generation von Menschen erst herangebildet werden, die befähigt wären, in einer höheren Gesellschaftsordnung, wie sie aus der kapitalistischen herauszuwachsen im Begriffe stehe, zu leben und zu wirken.

Das ist es, was ich die realistische Auffassung der sozialen Ent-  
wicklung und vor Allem der sozialen Bewegung nenne, und es unterliegt  
em Zweifel, daß sie der Ausfluß jener marxistischen Welt- und Gesell-  
schaftstheorie ist, die ich neulich zu skizziren unternommen hatte. Dadurch  
allein konnte der sozialpolitische Realismus, der eben anfang, sich ver-  
st empirisch zu bethätigen — die neueste und beste Geschichte des

englischen Trade-Unionism datirt die Wandlung der englischen Gewerkevereinsbewegung zum Realismus, the new spirit, just von Mitte der vierziger Jahre —, zum Prinzip der sozialen Bewegung erhoben werden.

Man müßte den Stand der Arbeiterbewegung um die Mitte der vierziger Jahre darstellen, wollte man zeigen, wie diese Anschauungsweise des sozialpolitischen Realismus sich in unmittelbarer Reaktion gegen die herrschende Auffassung durchzusetzen bemühte. „Utopisten“ hat man die Vorgänger des Marxismus genannt und man kann diesen Ausdruck beibehalten, ja sogar ihm eine umfassendere Bedeutung geben, wenn man sich die Eigenart des Marxismus in der Weise, wie es hier geschehen ist, klar gemacht hat. Utopisten waren die Aufständigen in Lyon und die chartistischen Revolutionäre gewesen: denn sie hatten Ströme von Blut vergossen und doch nur die Reaktion verstärkt; „Utopisten“ waren jene zahlreichen Putschisten, die Klubisten und Blanquisten, die durch Verschwörungen und Straßenkrawalle auch in Zukunft die ökonomische Entwicklung meistern wollten; Utopisten nicht minder jene Tausendkünstler, die Heilmittel der heterogensten Art, Tauschbanken oder Organisation du Travail oder sonst Etwas auf dem Markte feil boten; Utopisten jene, die an die Allmacht der Projektionmacherei glaubten; Utopisten endlich alle jene brave Seelen, die immer noch hofften, mit dem Appell an das gute Herz der Menschenfreunde die Leiden des Proletariates zu lindern und zu beseitigen.

Wogegen vielleicht am Unmittelbarsten sich der engels-marxistische Realismus wandte, war die im „gebildeten“ Deutschland damals um sich greifende Richtung des sogenannten „wahren Sozialismus“, „der an die Stelle der wissenschaftlichen Erkenntniß die belletristische Phrase, an die Stelle der Emanzipation des Proletariates durch die ökonomische Umgestaltung der Produktion, die Befreiung der Menschheit mittelst der ‚Liebe‘ setzte, kurz sich in die widerwärtige Belletristik und Liebeschwülstigkeit verließ“ (Engels). Dieser „wahre Sozialismus“ knüpfte an Feuerbach an, insbesondere an dessen „Liebesreligion“, mit der man die Schäden dieser Welt zu heilen, die immer schärfer werdenden Klassengegensätze zu überbrücken hoffte. Hier war der unwahre, unrealistische sozialpolitische „Idealismus“ gleichsam auf die Spitze getrieben und deshalb mußte er hier am Ehesten zur Reaktion reizen.

Was sich hier an die Namen Marx und Engels knüpft — seien wir Dessen immer eingedenk —, die Befreiung von der Phrase auf dem sozialpolitischen Gebiete: es ist nichts Anderes, als was sich allwärts in unserem geistigen und künstlerischen Leben in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Wenn jemals, so zeigt sich in unserer Epoche eine völlige Uebereinstimmung der Entwicklung im sozialen und wirthschaftlichen Leben mit dem intellektuellen und künstlerischen. Der Naturalismus in der Literatur, das Pleinair in der

Kunst: ist es etwas Anderes, liegen ihm andere Leit motive zu Grunde als jene, die zum Realismus in der Gesellschaftslehre geführt haben: der Drang aus der Düsselborei und der Gartenlaubenatmosphäre hinaus in die frische Luft? Marx und Engels waren die ersten und bis jetzt größten Pleinairisten in der sozialen Welt. Dieser Vergleich hat sich mir immer aufgedrängt. Und wie den Männern, die uns in Literatur und Kunst von der Phrase befreit haben, so haftet auch dem Werke von Marx und Engels augenscheinlich ein Zug ins Uebertriebene, Extreme, Outirte an, wie allen aus starker Reaktion geborenen Leistungen. Am Deutlichsten zeigt sich diese übertriebene Sucht, der bekämpften Fehler sich nicht etwa selber schuldig zu machen, wenn wir die Form, den Ton, die Schreibweise der Marxisten uns vor Augen führen: hier herrscht geradezu eine nervöse Angst, alles Sentimentale, allen Appell an das Gefühl zu vermeiden, nur ja nicht warm zu werden, ja, geradezu das Streben, mit einer gewissen Brutalität, einer Art von Herzlosigkeit zu prunken. Just wie bei den Pleinairisten. Die kannten auch nur kalte Farben noch, offenbar aus Scheu, mit warmen Tönen der verpönten gemalten Lüge sich wieder schuldig zu machen. Begreiflich, wenn hier der Punkt ist, wo Gegenströmungen dann einsetzen.

Kein Zweifel: der vulgären Auffassung erscheinen Engels und Marx in einem anderen Lichte, als ich sie gezeigt habe. Man pflegt in ihnen gemeinlich nichts Anderes zu erblicken als die Vertreter des politischen und sozialen „Radikalismus“, wie der schöne Ausdruck lautet, als die Väter und Hüter des Revolutionsgedankens κατ' ἐξοχήν. Vielfach werden Unverstand oder böser Wille hier das Urtheil trüben. Immerhin ist so viel zuzugeben, daß bei oberflächlicher Betrachtung es leicht den Anschein gewinnen kann, als seien Marx und Engels das gerade Gegentheil von Dem, was ich sozialpolitische Realisten genannt habe, als seien sie in der That nichts Anderes als gewöhnliche „Revolutionäre“. Das macht: in ihren Aeußerungen und Handlungen läßt sich Vieles nachweisen, was mit dem Grundprinzip der marxistischen Auffassung im Widerspruch steht.

Marx selber soll geäußert haben: „Moi je ne suis pas Marxiste“, — aber er hat diesen Worten wohl einen anderen Sinn untergelegt, als wir es thun, wenn wir sagen: Marx und Engels haben sich nicht immer als konsequente Marxisten gezeigt, weder in Theorie noch in Praxis.

Zweifellos lassen sich in der Theorie Inkonssequenzen, Verstöße gegen leitenden Grundgedanken nachweisen, und zwar Verstöße, die nur eine elle haben können: die überschäumende, revolutionäre Leidenschaft, die den I, den sonst so klaren, umschleiert.

Ich denke hier beispielsweise an den ganz unmotivirten Glauben an , was man den Sündenfall der Menschheit durch die Einführung des



Privateigenthumes nennen könnte, von dem ab erst die „Geschichte“ und somit auch die treibenden Kräfte der Geschichte ihren Anfang nehmen sollen — was aber hat zur Einführung des Privateigenthumes getrieben, fragt sich verwundert der Hörer —; ich denke an die Hypothese eines kampflösen Zustandes der Menschheit nach Einführung des Sozialismus und an Aehnliches. Hier und überall spielen die alten Träumereien vom verlorenen und wiedergewonnenen Paradiese, vom glücklichen Urzustande der Menschheit, zweifellos in die neugeformte Gedankenwelt störend hinein.

Und nicht anders als in der Theorie ergeht es den Beiden im Leben. Auch hier kommt der alte revolutionaristische Adam alle Augenblicke wieder zum Vorschein und schlägt ihnen ein Schnippchen. Zumal bei dem von Natur liebenswürdig-optimistischen, bis in sein Alter unbändig temperamentvollen Engels. Seit dem Jahre 1845 hat er nicht aufgehört, von Revolutionen, und zwar echten und rechten Revolutionen, bei denen es hoch herging, zu träumen; immer wieder hat er ihren nahen Ausbruch verkündet. Das konnte immer nur der Ausfluß unrealistischer Beurtheilung der Lage, einer irrthümlichen Auffassung der politischen, ökonomischen und sozialen Machtverhältnisse sein; also ein Versetzen im Tempo, wenn es nicht gar ein Verstoß gegen das oberste eigene Prinzip war: daß „Revolutionen“ nicht gemacht werden.

Psychologisch sind diese widersprechenden Erscheinungen gar leicht zu erklären. Beide, Marx und Engels, haben ihr Leben lang nicht aufgehört, mit dem Verstande, mit der kühlen Ueberlegung jenen Realismus zu vertreten, den wir als Kern aus ihrer Weltanschauung herausgeschält haben. Aber man vergesse nicht, daß sie unter dem Donner der Revolutionskämpfe ihre Lehren konzipirt haben, daß sie selbst Typen jener unstillen Feuerseelen waren, die, um in Europa den Brand zu entfachen, emsig von Ort zu Ort liefen, dem Welteneichhörnchen vergleichbar. Man vergesse auch nicht, welches Maß von Groll und Haß sich im Inneren dieser Emigranteneristenzen ansammeln mußte, die ihr Leben hindurch nichts als Spott, Hohn, Haß, Verachtung und Verfolgung von ihren mächtigen Gegnern zu erfahren gehabt haben. Man vergegenwärtige sich, welche ein übernatürliches Maß von Selbstdisziplin und Beherrschung dazu gehörte, um nicht bei jeder Gelegenheit, die sich bot, dem verhassten Gegner in die Waden zu beißen. Wenn dieser verjähnte Groll in den alten Revolutionshelden aufsteigt, wenn ihnen die Wuth die Kehle zuschnürt: dann fliegt die realistische Seele zum Fenster hinaus, die alte revolutionäre Leidenschaft bricht hervor und überfluthet das ganze Wesen. Daß ich aber doch, trotz Alledem Recht, habe, den „Marxismus“ als sozialpolitischen Realismus zu charakterisiren, ersieht man deutlich aus den mannichfachen prinzipiellen Rundgebungen und Bekenntnissen seiner Begründer, die wir aus allen Perioden ihres Lebens beißen. Und zwar ist es immer der Aus-

druck erklärter Opposition gegen den sich breit machenden Revolutionarismus, den „Butschismus,“ wenn sie ihren Standpunkt zur Geltung bringen. Der Streit mit der Partei Willich-Schapper im Jahre 1850, der Kampf gegen Bakunin in der „Internationale“, die Erklärungen gegen die Anarchisten, die Polemik mit Dühring, die Ablehnung der „Jungen“: Alles läuft im letzten Ende darauf hinaus, dem evolutionistischen Prinzip in der sozialen Bewegung zum Siege zu verhelfen. Wiederum leicht psychologisch zu erklären, warum bei diesen Gelegenheiten die wahre Ueberzeugung zum Ausdruck gelangt.

Und zu dem Besten, was Friedrich Engels geschrieben hat, gehört die Einleitung zu der neu herausgegebenen marxischen Schrift: „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850.“ Sie datirt aus dem März dieses Jahres, ist also auch das Letzte, was Engels geschrieben hat.\*) Sie ist eine Art von Epilog zu dem eigenen Lebensdrama, eine Art von Beichte und enthält gleichzeitig die letzten Mahnworte, die der Sterbende dem kämpfenden Proletariat zugerufen hat. Hier aber ist der klare, konsequente Standpunkt, wie er der engels-marxischen Geschichtsauffassung entspricht, noch einmal in aller Reinheit zum Ausdruck gekommen. Diese Einleitung unterrichtet vielleicht am Besten und Raschesten, wie am letzten Ende Engels und Marx die soziale Bewegung aufgefaßt haben. Hier mögen wenigstens einige der bezeichnendsten Stellen Platz finden:

„Die Geschichte hat uns und Allen, die ähnlich dachten (sc. einen Sieg des Proletariates im Jahre 1848 in nächster Zukunft annehmen), Unrecht gegeben. Sie hat klar gemacht, daß der Stand der ökonomischen Entwicklung auf dem Kontinent damals noch bei Weitem nicht reif war für die Beseitigung der kapitalistischen Produktion; sie hat Dies bewiesen durch die ökonomische Revolution, die seit 1848 den ganzen Kontinent ergriffen und die große Industrie in Frankreich, Oesterreich, Ungarn, Polen und neuerdings Rußland erst wirklich eingebürgert, aus Deutschland aber geradezu ein Industrieland ersten Ranges gemacht hat, — Alles auf kapitalistischer, im Jahre 1848 also noch sehr ausdehnungsfähiger Grundlage. Heute die eine große internationale Armee von Sozialisten, unaufhaltsam vorschreitend, täglich wachsend an Zahl, Organisation, Disziplin, Einsicht und Siegesgewißheit. Wenn sogar diese mächtige Armee des Proletariates noch immer nicht das Ziel erreicht hat, wenn sie, weit entfernt, den Sieg mit einem großen Schläge zu erringen, in hartem, zähem Kampfe von Position zu Position langsam vordringen muß, so beweist Dies ein für alle Mal, wie un---möglich es 1848 war, die soziale Umgestaltung durch einfache Ueberrumpelung erobern . . . Die Zeit der Ueberrumpelungen, der von kleinen Minoritäten der Spitze bewußtloser Massen durchgeführten Revolutionen, ist vorbei. Wo sich um eine vollständige Umgestaltung der gesellschaftlichen Organisation

\*) Wie jetzt bekannt geworden ist, hat sich im engelschen Nachlaß noch ein Aufsatz gefunden, in dem er sich zu Conrad Schmidts und meinen Auslassungen in den dritten Band des „Kapitals“ geäußert hat. Dieser Aufsatz ist in der neuen Zeit“ publizirt worden und ist also die letzte Arbeit von Engels.

handelt, da müssen die Massen selbst mit dabei sein, selbst schon begriffen haben, worum es sich handelt, für was sie eintreten sollen. Das hat uns die Geschichte der letzten fünfzig Jahre gelehrt. Damit aber die Massen verstehen, was zu thun ist, dazu bedarf es langer, ausdauernder Arbeit, und diese Arbeit ist es gerade, die wir jetzt betreiben und Das mit einem Erfolg, der die Gegner zur Verzweiflung bringt. Die Ironie der Weltgeschichte stellt Alles auf den Kopf. Wir, die ‚Revolutionäre‘, die ‚Umstürzler‘, wir gedeihen weit besser bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und dem Umsturz. Die Ordnungsparteien, wie sie sich selbst nennen, gehen zu Grunde an dem von ihnen selbst geschaffenen Zustand. Sie rufen verzweifelt mit Obilon Barrot: la legalité nous tue . . ., während wir bei dieser Gesetzhaltung pralle Muskeln und rothe Backen bekommen und aussehen wie das ewige Leben.“

Was in diesen Worten zum Ausdruck kommt, ist nichts Anderes als das bedingungslose Bekenntniß zum — Marxismus!

Was aber bedeutet der Tod von Friedrich Engels? Nach Marxens Tode hatte Engels noch einen zwiefachen Lebensinhalt gehabt: den literarischen Nachlaß des verstorbenen Freundes herausgegeben und für die internationale soziale Bewegung eine Art von Mentor, von Orakel, zu spielen. Die Herausgabe des marxischen Nachlasses ist in der Hauptsache vollendet: vor Jahresfrist ist das lange erwartete dritte Buch des „Kapitals“ in zwei Bänden erschienen; das vierte Buch, das eine gewiß sehr geistvolle Dogmengeschichte bringen soll, harrt allerdings noch der Edirung, doch ist die Herausgabe so weit vorbereitet, daß Bernstein und Lafargue im Stande sein werden, sie zu vollenden. Bedauerlich ist es gewiß, daß hier nicht die letzte Hand von Engels angelegt werden konnte, eben so wie wir es beklagen, daß er seine Marxbiographie und andere reizvolle Projekte nicht mehr zur Ausführung gebracht hat. Doch läßt sich im Allgemeinen sagen: die wissenschaftlich-literarische Arbeit, die von Engels zu thun war, ist gethan.

Ein Gleiches gilt natürlich nicht von seiner Mentorschenschaft, die er der sozialen Bewegung gegenüber ausübte. Sie hört auf, ohne daß sie vollendet wäre. Hier tritt in der That zunächst eine Lücke ein. Man darf eine solche Beratherschaft, wie sie Engels seit Jahren ausgeübt hat, in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen. Er spielte wahrhaftig eine Art Pythia, zu der man oft sandte, wenn man nicht recht wußte, was geschehen sollte. Namentlich Länder mit unentwickelter Bewegung holten sich häufig bei dem Alten Rath und er ertheilte ihn bereitwilligt. Was hierdurch gepflegt wurde, war eine weitgehende Solidarität und Einheitlichkeit, mit der unvermeidlichen Schematik im Gefolge. Trotzdem wird sich die Lücke die hier entsteht, nicht als allzu groß erweisen. Der Tod von Engels wird auf den Fortgang der Bewegung kaum ein irgend wie bemerkenswerthen Einfluß ausüben. Man kann nicht eigentlich von einem „Verluste für die Sache“ sprechen.

Was Engels vertrat, personifizierte gleichsam, war die Idee der Internationalität der Bewegung, und zwar der internationalen Einheitslichkeit im Sinne seiner und Marzens Auffassung. Die Internationalität nun wird unverändert weiter bestehen. Sie hat drei Entwicklungsstadien, kann man sagen, durchgemacht: erst sollte sie in die strenge Form eines internationalen Bundes gegossen werden: die „Internationale Arbeiter-Assoziation“, dann, als dieser Plan gescheitert war, wurde durch die Personen Marx und Engels eine Art internationalen Bundes geschaffen; nun ist auch dieses verschwunden. Aber man kann getrost behaupten, daß in dem Maße, wie die Form der internationalen Verbrüderung des Proletariats lockerer, loser wurde, diese selbst an Festigkeit gewann. Heute bedarf sie gar keines besonderen Ausdruckes mehr, um weiter zu bestehen. Daß bei aller Internationalität der sozialen Bewegung nationale Eigenthümlichkeiten vielleicht in Zukunft etwas mehr als bisher sich werden Geltung verschaffen, kann leicht sein; ein Schaden wäre es nicht.

Was dann die Vertretung bestimmter Ideen des marxistischen Programmes betrifft, der Engels oblag, so läßt sich auch hier im großen Ganzen behaupten, daß seine Mission erfüllt war. Er hatte nichts mehr zu sagen. Den fortgeschrittenen Ländern ganz gewiß nicht; die rückständigen werden in Zukunft von den anderen das Nöthige lernen. Kein Zweifel, daß die soziale Bewegung heute mit engels-marxistischem Geiste vollgesehen ist, [voll bis zur Sättigung. Der Ideegehalt des Marxismus für die Weiterentwicklung scheint erschöpft. Man verlangt neue Männer mit frischen Ideen. Ob sie da sind? Wenn nicht Alles trägt, geht die sozialdemokratische Bewegung grundlegenden Wandlungen entgegen. An der Schwelle der Bauernschaft wird sie über ihr zukünftiges Schicksal entscheiden. Dürfte nun auch der Entscheid nicht so einfach sein, wie ihn sich manche Agrarprofessoren nach Schema F zurecht gelegt haben: Industrie sozialistisch, Landwirthschaft individualistisch (in Italien z. B. ist eine sehr stark kollektivistisch-agrarische Bewegung), so scheint es doch, als ob die alte marxistische Weisheit einer energischen Verjüngung bedürfe, damit das Salz nicht dumm wird.

Doch ist hier nicht die Gelegenheit, um Betrachtungen über die Zukunft anzustellen: der Rückschau war diese Studie gewidmet. Dem jüngst Verstorbenen und seinem Werke den Platz anzuweisen, der ihnen in der Geschichte unseres Jahrhunderts, nach meiner Auffassung, gebührt: Das sollte Zweck dieser Zeilen sein. Wie kaum ein Zweiter verkörpert Friedrich Engels den Gang, den die soziale Bewegung im letzten Menschenalter genommen hat. Sein ganzes Leben umspannt fast alle ihre Stappen bis zum igen Tage. Und wenn ich recht sehe, so geht mit Friedrich Engels auch eigenartige, abgeschlossene Periode dieser Bewegung zu Ende: die der stürmischen, noch oft recht unreifen Jugend. Ein halbes Jahrhundert

lang ist der Strom der sozialen Geschichte durch das Herz und den Geist dieses Mannes hindurchgegangen. Wenn ein reiches Leben ein schönes ist, so ist ein schönes Leben hier vollendet. Denn reich ist es gewesen, überreich an äußeren Ereignissen und inneren Wandlungen, an Kämpfen und Siegen und Niederlagen, reich an Enttäuschungen und reich an erfüllten Hoffnungen.

Er selbst, Friedrich Engels, so scheint es, hat diesen Reichtum, diese Fülle, für Schönheit und Befriedigung genommen. Auszuleben, ganz und unverkümmert, Das war sein Lebensziel, das er erreicht hat. Ein echt heidnisches Ziel, wie sein ganzes Wesen heidnisch war. Er haßte die Nazarener. Als Heide wollte er auch sterben. Die Flamme sollte seine körperliche Hülle verzehren und seine Asche, die „Atome“, sollten den Elementen übergeben werden. Wie er das Verhältniß des Menschen zu dem Unendlichen aufgefaßt wissen wollte, drücken seine bekannten Worte aus: „Nicht das religiöse Trostbedürfniß, sondern die aus . . . allgemeiner Beschränktheit hervortretende Verlegenheit, was mit der einmal angenommenen Seele nach dem Tode des Körpers anzufangen, führte allgemein zu der langweiligen Einbildung von der persönlichen Unsterblichkeit.“

Irdisch dachte und empfand er ganz und gar. Faust=Goethes Bekennniß war das seine:

Er stehe fest und sehe hier sich um,

Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!

Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?

So hat er gelebt, bis das Licht erlosch, der stille Gott die Fackel niedertauchte. Der Vorhang ist gefallen. Das Spiel, das bunte Spiel, ist aus.

Unversöhnlich scheiden sich die Welten des christlichen und des heidnischen Empfindens. Aber Jeder, der sich ein natürliches Gefühl bewahrt hat, wird einer Persönlichkeit wie Friedrich Engels seine Sympathie zollen müssen. Was vielleicht Herbes, Häßliches, Abstoßendes an ihm war, Das gehörte nicht seiner Person, sondern seiner Zeit, Das hatte der harte Kampf erzeugt mit seinen Widerwärtigkeiten. Und es waren nicht viele unsympathische Züge, die sich im Laufe des langen Lebens diesem Charakter eingepägt hatten. Durch alle Bitternisse hindurch war seine Persönlichkeit menschlich und lebenswürdig geblieben. Und Das ist ihm auch vergolten worden. Das klassenbewußte Proletariat vergöttert Lassalle, im Danne seiner glänzenden Persönlichkeit; in tiefer Ehrfurcht bewundert es Marx und blickt zu ihm auf, wie zu einem wegweisenden, hellglitzernden Stern: Friedrich Engels, so weit es ihn kannte, hat es schon bei seinen Lebzeiten geliebt und verehrt wie einen Freund und Vater. Das macht: er war auch ein guter Mensch.

Breslau.

Professor Dr. Werner Sombart.



## Shakespeares Caesar.\*)

Das ganze Drama „Julius Caesar“ steht im Plutarch. Shakespeare hat die drei Lebensläufe des Caesar, des Brutus und des Antonius benützt. Viesť man diese nach einander, so hat man darin alle Einzelheiten des Dramas beisammen.

Hier einige Beispiele aus den ersten Aufzügen des Stückes. Die Tragödie beginnt mit der Eiferjucht der Tribunen auf die Günst, worin Caesar bei den breiten Volksschichten steht. Hier ist Alles bis auf die geringste Kleinigkeit dem Plutarch entnommen. Eben so das Folgende: Antonius' wiederholtes Angebot des Diabems beim Lupercalien-Feste und Caesars ungern ausgesprochene Ablehnung; ferner Caesars Mißtrauen gegen Cassius. Die Replik, womit Caesar zum zweiten Male die Bühne betritt:

Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,  
Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen;  
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick,  
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich

hat Plutarch wortgetreu, ja, die Anekdote hat einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sie in verschiedenen Biographien dreimal erzählt. Ferner kommt bei dem griechischen Geschichtschreiber vor: wie Cassius den Brutus stufenweise in die Verschwörung hineinzieht; die Zettel mit den Aufforderungen, die ihm zugestellt werden; die Ueberlegungen, ob Antonius mit Caesar sterben soll, und Brutus' unrichtige Beurtheilung von Antonius' Charakter; die Klagen Portias, daß ihr Eheherr sie nicht seines vollen Vertrauens würdige; der Beweis von Muth, den sie giebt, als sie sich ein Messer ins Bein stößt; alle Vorbedeutungen und Wunder, die dem Morde vorangehen: das Opferrhies ohne Herz, Feuer und kämpfende Männer in der Luft; Calpurnias warnender Traum; Caesars Entschluß, am fünfzehnten März nicht in den Senat zu gehen, Decius (Decimus) Brutus' Versuch, ihn umzustimmen; der vergebliche Versuch des Artemidorus, ihn von der Gefahr zurückzuhalten u. s. w. Alles findet sich hier Zug für Zug.

Was Caesars große Gestalt betrifft, nach der das Stück benannt ist, so folgt Shakespeare genau den einzelnen anekdotenhaften Angaben bei Plutarch: auffallender Weise hat er jedoch den von Plutarch geschilderten bedeutenden Eindruck von dem Wesen Caesars, den ganz zu verstehen er übrigens außer Stande war, nicht mit aufgenommen. Außerdem war dabei der Umstand, den Shakespeare nicht kannte, zu berücksichtigen: daß Plutarch, der hundert Jahre nach Caesars Tod zu einer Zeit geboren wurde, da Griechenlands Selbstständigkeit eine bloße Sage war und das einstmals so große Hellas einen Theil einer römischen Provinz ausmachte, seine vergleichenden Lebensbeschreibungen verfaßte, um das stolze Rom daran zu erinnern, daß Griechenland neben jeden bedeutenden Römer einen großen Mann aufzustellen vermochte. Plutarch war von dem Gedanken durchdrungen, daß das überwundene Griechenland auf allen geistigen Gebieten Roms Herr und Meister sei. Er hielt griechische Vorlesungen in Rom, konnte nicht Latein sprechen, während jeder Römer Griechisch mit ihm sprach

\*) Ein Fragment aus der im November erscheinenden sechsten Lieferung des „William Shakespeare“ (Verlag von Albert Langen).

und es wie seine Muttersprache verstand. Römische Literatur und Dichtkunst sind nicht für ihn vorhanden, während er unaufhörlich die griechischen Schriftsteller und Dichter anführt. Niemals erwähnt er Virgil oder Ovid. Er schrieb über seine großen Römer, wie ein aufgeklärter und vorurtheilsfreier Pole heutzutage über große Russen schreiben würde. Er, dem die alten Republiken in einem verklärten Lichte vor Augen standen, war nicht besonders dazu veranlagt, die Größe Caesars zu würdigen.

Da Shakespeare sein Drama so anlegte, daß Brutus dessen tragischer Held werden sollte, so mußte er seine Kunst anwenden, ihn in den Vordergrund zu stellen und die Bühne füllen zu lassen. Es kam darauf an, zu verhüten, daß sein Mangel an politischem Scharfblick (gegenüber Antonius) oder an praktischem Sinn (im Streite mit Cassius) den Eindruck seiner Ueberlegenheit beeinträchtigte. Alles mußte sich um ihn drehen und deshalb wurde Caesar verringert, verkleinert, — leider so stark, daß dieser Caesar, dieses Bild eines Staatsmanns- und Eroberer-Genius ohne Gleichen, zu einer armen Karikatur wurde.

An anderen Stellen finden sich deutliche Spuren, daß Shakespeare sehr wohl wußte, was dieser Mann war und was er werth war. Eduards junger Sohn in „Richard III.“ spricht in begeisterten Worten von Caesar als von dem Siegeshelden, den der Tod nicht bezwungen hat. Horatio spricht in dem beinahe gleichzeitigen „Hamlet“ über den großen (mächtigsten) Julius und seinen Tod, und Kleopatra ist in „Antonius und Kleopatra“ stolz darauf, dem Caesar angehört zu haben. In „Wie es Euch gefällt“ braucht zwar die schelmische Rosalinde den Ausdruck, „Caesars thronisches Geprahle“ über das berühmte „Ich kam, sah und siegte“, jedoch in rein scherzhaftem Zusammenhange und Sinn.

Aber hier! Hier ist Caesar wirklich beinahe zum Großprahler wie überhaupt zu einem Inbegriff von wenig ansprechenden Eigenschaften geworden. Er macht den Eindruck eines Invaliden. Sein Leiden an der Fallsucht wird betont. Er ist auf dem einen Ohre taub. Er besitzt seine alte Kraft nicht mehr. Er fällt in Ohnmacht, als ihm die Krone angeboten wird. Er beneidet Cassius, weil dieser besser schwimmt. Er ist abergläubisch wie eine alte Bettel. Er freut sich der Schmeichelei, spricht pomphaft und hochmüthig, prahlt mit seiner Festigkeit und ist stets wankelmüthig. Er handelt unvorsichtig, unverständlich, und erkennt nicht, was ihm droht, während alle Anderen es sehen.

Sonst wundert man sich bei Shakespeare darüber, was er aus einem mageren, armen Stoff hat machen können. Hier war die Geschichte so verschwenderisch reich, daß seine Poesie daneben arm und mager geworden ist.

Gerade so wie Shakespeare, wenn anders die Partien über die „Pucelle“ im ersten Theil von „Heinrich VI.“ von ihm sind, Jeanne d'Arc ohne Sinn für die hohe und einfache Poesie, die diese Gestalt ausstrahlte, geschildert hat — Nationalvorurtheil und alter Aberglaube versperrten ihm den Weg —, so ging er mit allzu leichtem Sinn und in einer mangelhaften Sachkenntniß ohne Skrupel an die Zeichnung Caesars, und wie er Jeanne d'Arc zu einer Hege machte, so macht er Caesar zu einem Prahler. Caesar! Hätte er wie die Schuljugend späterer Zeiten in seiner Kindheit Caesars Schrift über den Gallischen Krieg lesen müssen, so wäre Das nicht möglich gewesen. Oder hat er vielleicht aus dem darüber Gehörten naiv den Zug herausgenommen, daß Caesar immer in der dritten Person von sich spricht und sich mit Namen nennt?

Man vergleiche einen Augenblick diesen pathetischen Selbst-Hochachter in der Tragoedie mit dem Bilbe, das Shakespeare sich mit Leichtigkeit bloß aus seinem Plutarch von ihm hätte bilden können und das sowohl die Höhe der Alleinherrschaft, zu der Caesar sich emporschwang und auf der er zu Anfang des Stückes steht, wie auch den Haß erklärt, der sich allmählich gegen ihn aufthürmte. Schon auf der zweiten Seite von Caesars Lebenslauf las er hier die Anekdote, wie Caesar auf dem Rückwege von Bithynien als ganz junger Mann von cilicischen Seeräubern gefangen wurde. Sie forderten von ihm zwanzig Talente (78000 Mark) als Lösegeld. Er antwortete ihnen, sie wüßten wohl nicht, wer ihr Gefangener sei, versprach ihnen fünfzig Talente, sandte seine Begleiter nach verschiedenen Städten, um die Summe aufzutreiben, und blieb allein mit einem Freunde und zwei Dienern bei diesen wegen ihres Blutdurstes bekannten Banditen. Er begegnete ihnen mit so großer Geringschätzung, daß er ihnen Befehle erteilte; sie sollten vollständiges Stillschweigen beobachten, wenn er schlafen wollte; während der achtunddreißig Tage, die er bei ihnen verbrachte, behandelte er sie wie ein Fürst seine Leibwache. Er machte seine gymnastischen Uebungen, schrieb Gedichte und Reden, als ob er sich in vollster Sicherheit befände. Oft drohte er ihnen, er wolle sie hängen, d. h. kreuzigen lassen. Sobald er das Lösegeld von Milet erhielt, benutzte er zunächst seine Freiheit dazu, im Hafen einige Schiffe auszurüsten, die Räuber zu überfallen, sie alle gefangen zu nehmen und sich ihrer Beute zu bemächtigen. Darauf suchte er den Praetor von Asien, Junius, auf, dem es oblag, sie zu bestrafen. Da dieser Mann aus Geldgier antwortete, er wolle in aller Ruhe überlegen, was mit den Gefangenen geschehen solle, kehrte Caesar nach Pergamos, wo die Räuber gefangen saßen, zurück und ließ sie Alle ans Kreuz schlagen, wie er es ihnen versprochen hatte.

Was ist bei Shakespeares Caesar aus dieser Ueberlegenheit, dieser Grazie und dieser unbeugsamen Willenskraft geworden?

Zwar ich fürchte nicht;

Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,

Ich sag' Dir eher, was zu fürchten stände,

Als was ich fürchte; ich bin immer Caesar.

Gut, daß er selbst mit dieser Versicherung debütirt. Sonst würde man es nicht glauben. Und glaubt man es?

Shakespeare geht von der Auffassung aus, als hätte die von Caesar umgestürzte Republik bestehen können, als wäre Caesar schuldbeladen, weil er sie umstieß. Aber die alte aristokratische Republik war auseinander gefallen, als Caesar ihre Elemente zu einer neuen Monarchie zusammenschmiebete. In Rom herrschte die reine Gesetzlosigkeit. Es gab dort einen Pöbel, von dem man sich nach dem Pöbel der heutigen großen Städte keine Vorstellung machen kann; nicht den dummen, größtentheils zahmen, nur hie und da aus Dummheit wilden Pöbel, der bei Shakespeare die Leidenen über Caesar anhört und den Cinna in Stücke reißt, sondern einen Pöbel, dessen zahllose Horden sich hauptsächlich aus den Sklavenmassen und den Laufenden aus allen drei Welttheilen in der Welthauptstadt zusammenströmenden Fremden setzten: Phrygiern aus Asien, Negern aus Afrika, Iberern und Kelten aus



Spanien und Frankreich. Zu den ungeheuren Schaaren von Haus- und Feld-Sklaven kamen Tausende von entlaufenen Sklaven, die daheim gestohlen oder gemordet, unterwegs von Raub und Plünderung gelebt und nun in den Vorstädten Roms einen Schlupfwinkel gefunden hatten. Aber außer unbeschäftigten Fremden und brotlosen Sklaven waren da Schaaren von Freigelassenen, Männern, die durch den Sklavenzustand ganz verdorben waren und denen volle Freiheit, ob sie nun mit hilfloser Armuth oder mit neu erworbenem Reichthum vereinigt war, nur als Mittel diente, Schaden anzurichten. Ferner gab es da Heerschaaren von Gladiatoren, die, eben so gleichgiltig für das Leben Anderer wie für ihr eigenes, stets bereit waren, sich von Jedem gebrauchen zu lassen, der bezahlte. Aus solchen Leuten hatte ein Mann wie Globius seine bewaffneten Banden gebildet, die, gerade wie die römischen Soldaten, unter entschlossenen Anführern in Decurien und Centurien eingetheilt wurden. Auf dem Forum schlugen sich diese Schaaren mit anderen Schaaren von Gladiatoren und Hirten aus den wilden Gegenden bei Picenum und aus der Lombardie herum, die der Senat zu seinem Schutze kommen und organisiren ließ. Straßenpolizei oder Feuerwehr gab es kaum. Wenn öffentliche Unglücksfälle, wie Feuersbrunst oder Ueberschwemmungen, eintraten, so befragte man die Auguren über deren Bedeutung. Keiner obrigkeitlichen Person wurde Gehorsam geleistet; man überfiel Konsuln und Tribunen, ja, man erschlug sie zuweilen. Im Senate überhäufte die Redner einander mit Schmähungen, auf dem Forum spuckten sie einander ins Gesicht. Auf dem Marsfelde wurden an jedem Wahltage förmliche Schlachten geliefert und kein bedeutender Mann ging jemals ohne eine Wache von Gladiatoren und Sklaven über die Straße. „Man versuche,“ sagt Mommsen (1857) „sich ein London zu denken mit der Sklavenbevölkerung von New-Orleans, mit der Polizei von Konstantinopel, mit der Industrielosigkeit des heutigen Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der Pariser von 1848, und man wird eine ungefähre Vorstellung von der republikanischen Herrlichkeit gewinnen, deren Untergang Cicero und seine Genossen in ihren Schmollbriefen betrauern.“

Man vergleiche nun hiermit den Versuch des ehrgeizigen Caesar in der Tragödie, in einen unter republikanischen Formen wohlgeordneten Staat die königliche Gewalt einzuführen.

Was Alle bezauberte, selbst die Gegner, die in Caesars Nähe kamen, war seine Wohlerzogenheit, seine Höflichkeit und die Armuth seines Wesens. Diese Eigenschaften machten einen doppelt starken Eindruck auf Die, welche, wie Cicero, an den Hochmuth und die Grobheit des sogenannten großen Pompejus gewöhnt waren. Caesar hatte stets, so beschäftigt er auch war, Zeit, an seine Freunde zu denken und mit ihnen zu scherzen. Seine Briefe sind liebenswürdig und heiter. Bei Shakespeare ist er bald aufgeblasen, bald familiär.

Fünfundzwanzig Jahre hindurch hatte Caesar als Politiker durch allerlei Mittel die aristokratische Partei in Rom bekämpft, früh entschlossen, sich ohne Anwendung von Waffengewalt zum Herrn der damals bekannten Welt zu machen, und davon überzeugt, daß die Republik sich von selbst auflösen werde. Nur während seiner Praetur in Spanien hatte er als Krieger und Administrator Fähigkeiten an den Tag gelegt und außerhalb der täglichen Politik gestanden. Dann auf einmal, als Alles sich günstig für ihn zu gestalten scheint, bricht er

plötzlich ab, verläßt Rom und zieht nach Gallien. Als er vierundvierzig Jahre alt ist, macht er sich zum General und wird der vielleicht größte Feldherr, von dem die Geschichte berichtet, ein Eroberer und Organisator ohne Gleichen, und entfaltet in diesem schon vorgerückten Alter eine ganze Reihe von ungeahnten, höchst wertvollen Eigenschaften. Shakespeare giebt gar keine Vorstellung von der Geschmeidigkeit und dem Reichthum seines Wesens. Er läßt ihn mit unaufhörlicher Feierlichkeit sich selber preisen (II, 2):

Caesar geht aus. Mir haben stets Gefahren  
Im Rücken nur gedroht; wenn sie die Stirn  
Des Caesar werden seh'n, sind sie verschwunden.

Caesar hatte nichts von der roten Würde und Strenge, die Shakespeare ihm zuertheilt. Er vereinigte die Entschlossenheit des Feldherrn mit des Weltmannes Eleganz und hoher Gleichgiltigkeit gegen Kleinigkeiten. Er liebte es, daß seine Soldaten glänzende Waffen trugen und sich schmückten: „Was thut es, wenn sie sich parfümiren,“ sagte er; „sie schlagen sich dennoch gut“, und Soldaten, die unter anderen Feldherren nichts Außergewöhnliches leisteten, wurden unter ihm unüberwindlich.

Er, der in Rom ein Fürst der Mode gewesen war, zeigte sich im Felde so gleichgiltig für seine Pflüge, daß er oft unter offenem Himmel schlief und ranziges Del genoß, ohne die Nase darüber zu rümpfen: in seinen Zelten standen aber immer reiche Tafeln gedeckt und die ganze vornehme Jugend, denen Gallien damals war, was Amerika im Zeitalter der Entdeckungseifen wurde, suchte von Rom aus sein Lager auf, das merkwürdigste Lager, das man je gesehen hat, reich an feinen und klugen Leuten, jungen Schriftstellern und Poeten, witzigen und geistreichen Männern, die unter den größten und dringendsten Gefahren sich mit Literatur beschäftigten und über ihr Thun und Treiben stets Berichte an Cicero sandten, der sich zu dem anerkannten Haupt und Beschützer der Literatur in Rom emporgeschwungen hatte. Während der kurzen Zeit, da Caesar seinen Eroberungszug in Britannien unternimmt, schreibt er zweimal an Cicero. Ihr gegenseitiges Verhältniß erinnert mit seinen verschiedenen Phasen in gewissen Beziehungen an das Verhältniß zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire. Unter Anstrengungen jeglicher Art, in beständiger Lebensgefahr, unter rastlosen Kämpfen mit kriegerischen Feinden, die er Schlag auf Schlag besiegt, schreibt Caesar seine grammatischen Arbeiten und seine Commentare. Die Widmung seines Werkes über die Analogie an Cicero ist eine Huldigung sowohl der Literatur wie Ciceros: „Du hast die Schätze aller Beredsamkeit entdeckt und zuerst angewandt . . . Du hast von allen Ehren die schönste Ehre und einen Triumph, der dem des größten Heerführers vorzuziehen ist, gewonnen, denn es ist mehr werth, die Schranken des Geisteslebens zu erweitern als die Grenzen des Reiches auszudehnen.“ Das sagt der Mann, der gerade die Schweizer geschlagen, Frankreich und Belgien erobert, den ersten Kriegszug gegen England unternommen und die germanischen Heere so zurückgetrieben hatte, daß sie Rom, dem sie mit Untergang drohten, für lange Zeiten ungefährlich wurden.

Das gleicht sehr wenig dem feierlichen, eingebildeten, steifleinernen Gesellen bei Shakespeare:

Gar wohl weiß die Gefahr,  
 Caesar sei noch gefährlicher als sie:  
 Wir sind zwei Leu'n, an einem Tag geworfen,  
 Und ich der ältre und der schrecklichste;  
 Und Caesar wird doch ausgehn.

Caesar konnte grausam sein. Er versäumte es im Kriege nicht, unter seinen Feinden durch die Rache, die er nahm, Entsetzen zu verbreiten; er ließ dem ganzen Senat der Veneter die Köpfe abschlagen, ließ allen Denen die rechte Hand abhauen, die bei Uxellodunum Waffen gegen ihn getragen hatten; er hielt den tapferen Vercingetorig fünf Jahre gefangen, um ihn bei seinem Triumphe in Ketten einhergehen und dann hinrichten zu lassen.

Dennoch war er, wo er Strenge für unnöthig hielt, die Nachsicht und Milde selbst. Cicero zog während des Bürgerkrieges nach dem Lager des Pompejus, bat nach der Niederlage um Verzeihung und erhielt sie. Als er dann ein Buch zur Verherrlichung von Caesars Todfeind Cato herausgab, der sich selbst tötete, um dem Imperator nicht gehorchen zu müssen, und dadurch der Held aller Republikaner wurde, schrieb Caesar an Cicero: „Beim Lesen des Buches hatte ich eine Empfindung, als ob ich selbst dadurch beredt würde.“ Und in seinen Augen war Cato doch nur eine rohe Persönlichkeit und ein Schwärmer für veraltete Zustände. Dem Sklaven, der aus Bärtlichkeit für seinen Herrn sich weigerte, Cato sein Schwert zu reichen, gab dieser einen so wüthenden Faustschlag ins Gesicht, daß seine Hand vom Blute geröthet wurde. Derartiges verdarb für Caesar den Eindruck dieses Selbstmordes.

Caesar begnügte sich nicht damit, beinahe Allen zu vergeben, die bei Pharsalus Waffen gegen ihn getragen hatten; er gab Vielen von ihnen, wie Brutus und Cassius, reichlichen Antheil an seiner Macht. Brutus suchte er vor der Schlacht zu beschützen, nachher überhäufte er ihn mit Ehren. Immer wieder trat Brutus als Caesars Widersacher auf, ja, er machte aus Prinzipienreiterei gemeinsame Sache mit Pompejus gegen ihn, obgleich dieser seinen Vater hatte ermorden lassen. Caesar verzieh ihm Das, wie er ihm alles Andere bis ins Unendliche vergab. Er hatte, wie es scheint, auf Brutus die Liebe übertragen, die er in seiner Jugend zu dessen Mutter — der Schwester Catos — gehegt hatte. Catos Haß gegen Caesar vererbte sich aber auf seinen Neffen Brutus. In diesen beiden letzten römischen Republikanern aus der Verfallzeit der Republik vereinigte sich eine gewisse Brutalität mit edlem Stoizismus. Es lag alt-römische Roheit in Catos Wesen und Brutus war den asiatischen Provinzstädten gegenüber nur ein blutdürstiger Wucherer, der im Namen eines Strohmannes (Scaptius) unter Androhung von Mord und Brand seine Wucherzinsen eintreiben ließ. Er hatte den Einwohnern der Stadt Salamin zu 48 Prozent Geld geliehen. Als sie nicht bezahlen konnten, hielt er ihren Senat durch eine Abtheilung Reiterei so dicht belagert, daß fünf Senatoren vor Hunger starben. Shakespeare reinigt aus Unwissenheit den Brutus von diesen Lastern und macht ihn auf Caesars Kosten einfach und groß.

Caesar gegenüber Cato bedeutet — wie später Caesar gegenüber Brutus — das allseitige Genie, das Leben und Handlung und Macht liebt, gegenüber dem engherzigen Puritanismus, der diese Art Geister theils aus Instinkt, theils aus

Theorie haßt. Welch wunderliches Mißverständniß, daß Shakespeare, der selbst — als Verehrer des Schönen sowie als Vertreter eines in Thätigkeit, Genuß und befriedigtem Ehrgeiz verbrachten Lebens — dem Puritanismus gegenüber stets in einer ähnlichen Kampfstellung stand wie Caesar, aus Unkenntniß die Partei des römischen Puritanismus ergriff und dadurch außer Stand gesetzt wurde, aus der reichen Mine Caesars all das darin geborgene Gold an den Tag zu fördern. In Shakespeares Caesar ist nichts von der Unbefangtheit und Ehrlichkeit des wirklichen Caesar. Niemals zeigte er eine erheuchelte Ehrerbietung gegen die Vergangenheit, nicht einmal in grammatischen Fragen. Er griff nach der Macht und eroberte sie, gab sich aber nicht den Anschein — wie bei Shakespeare —, als verschmähte er sie. Shakespeare ließ ihn den Stolz behalten, den er zur Schau trug, machte diesen aber unschön und verlieh ihm die Heuchelei als Zugabe.

Und auch folgender Zug in Caesars Wesen hat bei Shakespeare kein Verständniß gefunden. Als er endlich nach seinen Siegen in Afrika wie in Asien, in Spanien wie in Egypten die zwanzig Jahre hindurch erstrebte souveraine Macht in Händen hielt, hatte sie ihre Anziehung für ihn verloren. Er wußte sich von Denen, deren Achtung er am Höchsten schätzte, mißverstanden und verabscheut, sah sich gezwungen, Menschen zu gebrauchen, die er verachtete, und Menschenverachtung erfüllte sein Gemüth. Rings umher sah er nur Begehrlichkeit und Verrath. Die Macht schien ihm ohne Süßigkeit, das Leben nicht mehr werth zu leben, nicht mehr werth zu erhalten. Daher seine Antwort, als man ihn anflehte, gegen Die, welche ihn morden wollten, Vorsichtsmaßregeln zu treffen: Lieber einmal sterben als immer zittern! Und er geht am fünfzehnten März ohne Waffen, ohne bewaffnetes Gefolge in den Senat. In der Tragoedie wird er schließlich durch die Hoffnung auf einen Titel und eine Krone und durch die Angst, für feige zu gelten, dahin gelockt.

Die Thoren, die Shakespeares Werke Francis Bacon zuschreiben, gehen u. A. davon aus, daß eine Einsicht in die Verhältnisse des römischen Alterthums, wie die im Julius Caesar an den Tag gelegte, nicht bei einem Manne zu finden sein könne, der nicht Bacons Gelehrsamkeit besitze. Dieses Drama hat augenscheinlich gerade umgekehrt einen Mann zum Verfasser, dessen Gelehrsamkeit keineswegs seiner Genialität gleich kam, so daß es nicht nur durch seine ausgezeichneten Eigenschaften, sondern auch durch seine Schwächen einen übrigens ganz überflüssigen Beweis liefert, daß Shakespeare selbst der Verfasser seiner Werke ist. Stümper ahnen niemals, in welchem Grade das Genie die Büchergelehrsamkeit erseht und wie hoch es diese überfliegt. Wiederum muß jedoch unstreitig hervorgehoben werden, daß es Gebiete giebt, wo keine Genialität die Einsicht, das Modellstudium, die Wirklichkeit-Beobachtung ersetzen kann und wo ist das vorzüglichste Genie zu kurz kommt, wenn es auf eigne Hand oder auf einer ärmlichen Grundlage dichten will. Ein solches Gebiet ist die geschichtliche Dichtung; wo die Geschichte mehr außerordentlich und mehr poetisch ist als die gewöhnliche Poesie, mehr tragisch als irgend eine alte Tragoedie, da kann der Dichter nur auf Grund vielseitiger Kenntnisse zu der selben Höhe gelangen. Shakespeares Mangel an historischer und mehrseitig klassischer Bildung bewirkte, daß er die unvergleichliche Herrlichkeit der Caesar-Gestalt ihn ungerührt ließ.

## Stimmungwechsel.

**D**en Soliden und Vorsichtigen gehören die Börsen von heute nicht mehr; und wenn sie, wie kürzlich, einmal Recht behalten, so dauert die Freude nicht lange. Zuerst wurde Geld theuer: die Industriellen und Kaufleute hatten sich erdreistet, gerade in Tagen, wo die Spekulation noch immer weiter um sich greifen wollte, mit ihren gleichfalls sehr starken und sogar legitimen Ansprüchen zu kommen; dann zeigten die Wochenansweise der europäischen Hauptbanken ganz ungewöhnliche Vermehrungen im Portefeuille und Lombard und die Reichsbank trat am offenen Markte nicht mehr als regelmäßiger Diskonteur auf. Endlich wurden in Konstantinopel verschiedene Armenier und in Paris kleine Spekulanten abgeschlachtet. In diesem Netz schien unsere so starke Haussetendenz gefangen. Ganz unbekümmert um die jeweiligen Zwischenfälle war ja der „Aufschwung“ niemals: weil die Hirsche noch nicht schreien, haben die Kreditaktien eines Mittags das Zittern bekommen. Allein der wirkliche Ernst, die graue Sorge, die sich durchs Schlüsselloch einschleicht, ist doch erst mit der pariser Liquidation erschienen.

Dieses Fieber betraf den Goldminenmarkt, der ohne das französische Publikum seine Kurshöhe nicht erreicht oder doch zum Mindesten nicht so lange behauptet hätte. Man sagt den Franzosen Gewinne bis zu 700 Millionen Francs an diesen Shares nach; freilich: einen großen Gewinn erzielt man nicht durch ein bloßes Vergleichen der Kurse, sondern durch wirkliches Verkaufen seines Besitzes zu den hohen Notirungen. Natürlich ist hieran nur allmählich zu denken, da starke Abgaben nicht allein die Preise verbilligen, sondern auch auffallen müßten. Um also weiter kräftig Athem schöpfen zu können, gab es für die Großen in Paris zwei Mittel: die Franco-Russe, der die Hauptorganisation der ganzen Bewegung zufällt, mußte die französische Provinz systematisch bearbeiten, oder die Kurse mußten dadurch weiter ins Steigen gebracht werden, daß man sie erst ein Bißchen zusammendrückte. Das erste Mittel ist schwierig und kostspielig; denn schließlich giebt es doch auch Behörden in Frankreich, die aus Furcht vor der späteren öffentlichen Meinung gegen ein solches Ueberfluthen des ganzen Landes bedenklich werden; bequemer ist jedenfalls die Abschachtung der kleinen Spekulation. Gerade diese hatte den pariser Markt stark überladen; warf man sie aus ihren Positionen heraus, zu deren Behauptung den Kleinen ja das ausreichende Vermögen fehlt, so war Alles vorläufig wieder erleichtert: die beträchtlich gewichenen Kurse zogen nicht allein wieder Käufer an, sondern auch die Großen konnten wieder „hineingehen,“ schon um sich ihren derzeitigen Besitz etwas zu verbilligen. Den einen Faden nur darf man in diesem Irrgarten nicht verlieren: die leitenden Köpfe, — und es sind ihrer recht viele — verfolgen keinen anderen Zweck, als ihre in der That ungeheuren Gewinne endlich einmal zu sehen; da sie aber nur langsam realisiren können, so erschöpfen sie sich in Hin- und Herbügen, um die gute Allgemeinstimmung festzuhalten. Die neueren Interessenten, und vor Allem die Tagespekulation, vom Portier bis zur Choristin, glaubten natürlich, da sie noch wenig verdient haben, an eine weitere ungemessene Steigerung, während die Hochfinanz wohl von dem Reichthum der südafrikanischen Goldminen über-

zeugt ist, aber über die Kurse der Goldaktien ihre eigene Meinung hat und — verschweigt. Die Minenbörse in San Francisco z. B. ist aus den siebenziger Jahren noch in Mancher Gedächtniß. Es gab da Papiere, wie Virginia Consolidated, deren Kurs sprünge an einem einzigen Tage Alles im Schatten lassen, was wir neuerdings im „Kaffern-Cirkus“ erleben, die, zehnmal zerlegt, immer den gleichen hohen Kurs behielten u. s. w. Diese Bewegung brach zusammen, sobald die betreffenden Gesellschaften ihre erste Dividende trugen. Auch heute ist es charakteristisch, daß diejenigen Goldshares am Meisten gestiegen sind, die überhaupt noch zu keinem Erträgniß gekommen sind. Es sollen nur einmal die ersten Resultate der Deep Levels bekannt werden. Dennoch muß konstatiert werden, daß an einen Zusammenbruch des Goldminenmarktes augenblicklich selbst die Skeptiker nicht denken, weil sie die Westplätze noch für stark genug halten, die Bewegung zu tragen, und weil sie auch von London nicht allzu Arges fürchten. Die deutschen Interessenten fangen allerdings nachgerade mit dem Verkaufen an. Dabei wird natürlich noch nicht im Mindesten die ferne Zeit bedacht, in der ungemünztes Gold im Preise stark reduziert sein wird.

Was diese Situation für unsere übrigen Börsegebiete bedeutet, läßt sich gar nicht abwägen, wenn auch ein hübscher Prozentsatz der Berliner Bankwelt nichts von solchem Einfluß wissen will und es, im Gegensatz u. A. zu Ludwig Bamberger, wohl oft ausspricht, daß wir auch ohne den Witwatersrand in den fetten Jahren sitzen würden. Dennoch waren z. B. Schweizer Bahnaktien kaum gefallen, als man nicht etwa von starken Berliner Baissoperationen sprach, sondern von den Wiener Finanziers, die ihren langjährigen Besitz an jenen Papieren verkauften, um in Goldshares ihr Geld anzulegen. Beides ist wahr, nur die Zeit stimmt nicht. Reizes in Wien hat einen großen Theil seiner Gotthardpapiere schon vor Monaten der von ihm gegründeten Eisenbahnbank „abgetreten“ und er hat sich auch schon vor Monaten, als die Kurse ihre heutige Höhe noch keineswegs erreichten, außerordentlich stark in Südafrika engagiert. Er konnte Das um so leichter, als er seine 30 000 Wiener Trambahn an den Bankverein mit vielen Millionen Nutzen verkaufte; diese Aktien sind allerdings seitdem zu seinem gewiß nicht geringen Aerger um noch 150 Gulden gestiegen. Warum? Erstens erscheint ein großer Bankier für eine Verwaltung zuweilen als Hinderniß, zweitens kommt die Umwandlung in elektrischen Betrieb, drittens kann man bekanntlich die Kurse auch treiben. Wie gesagt: das auffallende Weichen der Schweizer Bahnen hat mit Wien wenig zu thun. Vielmehr dürfte der psychologische Moment mit der Konvertirung der Nordost-Stammprioritäten in Stammaktien eingetreten sein. Der Trust hat seine Prioritäten verkauft und seitdem schwimmen davon ca. 25 000 Stück, die zur Anmeldung in Stammaktien kommen. Das drückt insofern auf diesen ganzen Markt, als die eine Aktie die andere mit hinuntergleiten läßt, und so waren neben Nordost auch Central und vor allem Gotthard flau. Für Gotthard hat die Schweiz ohnehin nichts übrig, da sie vor Jahren zu viel Geld daran verloren hat. Einen weiteren Vorwand zur Verstimmung liefert die Verstaatlichung-Konferenz, die in Montreux in den „Drei Kronen“ tagt. Was kann aber ein Volk, in dem der Sinn des Besitzes ganz besonders ausgeprägt ist, seinen Bahngesellschaften allzu Unbilliges anthun? Die Aktien rentiren zu heutigen Kursen noch immer mit etwas über

vier Prozent; Das ist ein Satz, der unsere Kapitalisten anzieht, aber doch die Eidgenossenschaft nicht zum Neid herausfordern kann.

Aber was gilt uns jetzt die Schweiz, wo das Hauptinteresse den Montanwerthen zugewandt bleibt? Jeder hohe Kurs aus Paris oder London wird sofort — ganz unlogisch — auf Bergwerke übertragen, während man die niedrigen Meldungen recht gern unangewendet läßt. Auch auf unsere Montanwerthe übt Wien eine fühlbare Einwirkung. Dort kauft man mit Vorliebe unsere Kohlenwerthe, und zwar nach der nicht ganz verständlichen Vorstellung, daß dieser Markt nun auf zehn Jahre hinaus durch das Verkaufssyndikat konsolidirt sei. Eine etwas lange Zeit, in der doch auch das Stahl- und Eisengeschäft durchaus floriren müßte, um hohe Richtpreise festhalten zu können. Die Händler werden den Roheisenverbänden immer gefährlich bleiben; denn ein Mann, der etwa 3000 T. Roheisen per Comptant kauft, hat stets große Preisvorthelle und kann deshalb natürlich auch wieder billiger verkaufen. Jetzt ist nun freilich dieses Gebiet ungewöhnlich angeregt, aber wer kann die Fortsetzung voraussehen? Von Maschinenordres kennen wir nicht allein ihre überraschende Reichhaltigkeit, sondern leider auch die nach abwärts gehenden Preise. Das Inland bestellt so viel, daß die Fabriken kaum noch nachkommen können, und die Konkurrenz drückt so sehr auf die Bedingungen, daß Erfahrene sogar noch niedrigere Preise voraussehen. Was aber die Rohstoffe betrifft, so vergessen die Optimisten die immer noch wachsende Gelegenheit zu neuen Hochöfen und anderen Anlagen. Ursachen? Die Uebersahl an technischen Kräften und die Leichtigkeit, für jede rivalisirende Thätigkeit Geld zu bekommen. Genau so geht es auch mit den Neuabtaufen von Bechen: Vermehrungen, gegen die kein Syndikat helfen kann.

Was nun den Export betrifft, so wird wegen China erst im Dezember jene große Anleihe verhandelt, die an dieser Stelle schon vor Wochen in Aussicht gestellt wurde. Ohne eine Anleihe ist aber an Lieferung von Eisenbahnmateriale dorthin nicht zu denken, denn es würde einfach die Deckung fehlen. Besser greift schon Rußland bei uns ein, denn unser Nachbar gebraucht allein für Erweiterungen und Verbesserungen seiner alten Bahnen sehr viel Stahl und Eisen, — und dann winkt die Sibirische Bahn, deren Bau mit allen Kräften beschleunigt wird und die für Jahre hinaus deutschen Werken Beschäftigung und Verdienst geben kann. Diese Riesenbahn ist in die Aufgabe Wittes hineingefallen, um sie bemüht er sich beständig und um ihrerwillen spart er und macht die größten Transaktionen. Während seines Aufenthaltes in Berlin hat Herr Witte, wie gewöhnlich gemeldet wurde, „nur“ mit den Herren von Hansemann und Mendelssohn verkehrt, — als ob Das nicht genüge. Jedenfalls sucht dieser rastlose Mann die günstige Konjunktur nach Kräften auszunützen und so wird er auch jeder neuen Gesellschaft Voranschub leisten, die er anders als vom Ausland nicht bekommen kann. Erogenannte Grundsätze sind gar nicht bei ihm aufgetrocknet; so ist es z. B. ein Irrthum, ihn als einen Mann der Eisenbahnverstaatlichung anzusehen, weil er eine Reihe guter Gesellschaften abgelöst hat. Unrentable Linien überläßt er, als Gemüthsmensch, vielmehr ruhig den Privaten. Pluto.



Berlin, den 26. Oktober 1895.

## Die verfolgte Unschuld.

Ein Deutscher, der fern von der Heimath lebt und über die Vorgänge im Vaterlande nur aus den Zeitungen Kenntniß erhält, muß während der letzten Wochen zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß eine geradezu ungeheure Gefahr, eine allein, das Deutsche Reich bedroht und daß diese Gefahr von einer bössartig im Finstern waltenden Mottenstammt, die um jeden Preis und mit jedem Mittel einen ragenden Staatssekretär beseitigen möchte. Einen Staatssekretär von einer besonderen Sorte, so muß wohl der fern von der Heimath lebende Deutsche glauben; denn er erinnert sich ganz genau noch der Zeit, wo andere Staatssekretäre rücksichtslos, mitunter auch roh, im Reich bekämpft wurden — die Namen des Grafen Bismarck und des Herrn von Stephan drängen sich ins Gedächtniß —, ohne daß deshalb das Vaterland in Gefahr zu gerathen schien; auch der Zeit gedenkt er noch, wo Herr von Puttkamer an jedem Tage mindestens einmal als der Vater alles Unheils verlästert wurde und wo Herr Richter, unter dem Beifall der Freisinnspresse, im Reichstag verkünden konnte, Fürst Bismarck ruinire das deutsche Land. Damals regte sich keine Empörung; damals fand es ganz in der Ordnung, daß Parteibonzen und Holzpapierpolitiker den Grimm an Ministern und Reichsbeamten austobten, denen große Verdienste doch nicht abzuspochen waren. Wie gewaltig muß der Werth des Mannes sein, zu dessen Schutz jetzt Alldeutschland die Arme ergreift; so denkt der fern von der Heimath mit Zeitungsnahrung gefütterte Deutsche und er schickt flehend die brünstige Bitte vor, ein gültiger Gott möge dem Vaterlande den Mann, den Einen,



erhalten und das böse Trachten der Kotte zu Schanden machen. Er würde gewiß recht erstaunt sein, wenn ihm ein zugereifter Landsmann erzählte: die Gefahr, die Du wähnst, besteht in der deutschen Wirklichkeit gar nicht; der Staatssekretär, der angeblich bedroht sein soll, ist der verhätschelte Liebling aller Parteien, die mit den historisch gewordenen Zuständen des Deutschen Reiches nicht zufrieden sind, ist ein mächtiger Mann, dem sogar Herr Bebel gern willfährig ist, nicht ein armer Verfolgter; für das Vaterland, das ganz andere Gefahren umlauern, ist es sehr gleichgiltig, ob er mit seiner angenehmen Bureausroutine bleibt oder geht, und von den Parteien und Personen, die in ihm nicht den Talisman der deutschen Herrlichkeit sehen, hat er schon deshalb nichts zu befürchten, weil sie das Recht des Kaisers und Königs, nach eigenem Ermessen die Minister und Staatssekretäre zu wählen und zu entlassen, nicht um Haarsbreite eingeengt wissen möchten. Dem Staunen würde vielleicht dann die Wuth folgen und unser Deutscher würde zornig die verlogene Sippschaft schelten, die ihm die vaterländischen Zustände so frech immer fälscht; solche Regung müßte man schon einem Manne verzeihen, der so lange der Heimath entfremdet ist.

Wir leben im Deutschen Reich, wir sehen die Fäden und Drähte, wissen, wie öffentliche Meinungen heute gemacht werden, und haben das Wundern und Wüthen allmählich uns abgewöhnt. Uns hat auch das neueste Attentat auf den grausam verfolgten Staatssekretär nicht den Schrecken in die Gebeine gejagt: der schändliche Versuch, ihm das Recht einer selbständigen Meinung abzuerkennen. Natürlich ging auch dieser Versuch von dem tückischen Führer der Kotte aus, die den gewaltsamen Umsturz des Staatssekretärs im Reichsamt des Innern bezweckt, und natürlich fand er bei allen verkommenen Menschen Unterstützung, die den hartgesottenen Sünder im Sachsenwald immer noch gern für einen großen Staatsmann und guten Kenner unserer Verfassungszustände ausgeben möchten. Dieses frevole Beginnen mußte sofort und thatkräftig zurückgewiesen werden. Einen Augenblick konnte man stutzen: als selbständiger Politiker ist doch ein Mann nicht gut zu vertheidigen, der unter wechselnden Regierungen pünktlich auch stets seine Ansichten gewechselt hat; bald aber wurde die Erinnerung wach, daß man den gesunden Menschenverstand zu Hause lassen muß, wenn eine Weihrauchspende für Herrn von Boetticher geplant wird. Er soll jetzt ein selbständiger Staatsmann sein, soll das Recht gehabt haben, im Jah

1890 eine andere Politik zu treiben als sein Vorgesetzter, der Reichskanzler. Eine solche Theorie konnte nur in einer Zeit entstehen, die das Verständniß für das Wesen der Reichsverfassung verloren hat. Nachdem es möglich war, daß die deutschen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs tagten, den Bismarck früher den deutschen Unterstaatssekretär des preussischen Finanzministers genannt hat, war die Bahn auch für die Anschauung frei, daß Staatssekretäre eine selbständige Politik treiben dürfen. Immerhin ist die Sache wichtig genug, um die Mühe einer näheren Betrachtung zu lohnen, die nicht von dem Wahn ausgeht, daß jeder Schritt und jeder Anspruch des Herrn von Boetticher zu rühmen und zu vertheidigen ist, sondern von dem Wunsch, den Geist und den Sinn der Reichsverfassung vor Entstellung zu schützen.

Der Reichskanzler ist der einzige Reichsminister und der einzige kaiserliche Minister; ohne Kanzler kann der Kaiser nicht regiren, denn die Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums, jetzt also des Kaisers, bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Kanzlers, der dadurch für sie die Verantwortlichkeit übernimmt. Im Februar 1881 hat Fürst Bismarck im Reichstag gesagt: „Es kann aber Jedermann doch nur für seine eigenen Entschliefungen und Handlungen verantwortlich sein, es kann Niemand verantwortlich sein für Handlungen, welche von seinem freien Willen nicht abhängen, zu denen er gezwungen werden kann. Es muß daher der Verantwortende innerhalb des Rahmens seiner Verantwortlichkeit einer vollständigen Unabhängigkeit und Freiheit genießen, sonst hört die Verantwortlichkeit auf, und wer sie dann im Reich trägt, Das weiß ich nicht, sie schwindet gänzlich.“ Weil es von dem freien Willen des Kanzlers abhängt, ob er den Entschlüssen und Verfügungen des Monarchen seine Mitwirkung leihen oder versagen mag, kann er für den ganzen Bereich seiner amtlichen Thätigkeit verantwortlich gemacht werden; und weil er allein die Verantwortung trägt, kann er keine Kollegen, keine selbständig handelnden Staatsmänner neben sich haben.

rft Bismarck hat in der selben Rede gesagt: „Die Herren Chefs der Ressorts sind nicht für mich verantwortlich, außer insoweit sie ver-  
 ,e des Stellvertretungsgesetzes substituirt sind, sondern ich bin für Handlungen verantwortlich; ich habe dafür aufzukommen, daß Politiker sind, die sich mit der Gesamtrichtung der Reichspolitik, ich sie verantworten will, im Einverständniß halten, und wenn  
 des Einverständniß dauernd und prinzipiell bei Einem von

ihnen vermissen, so ist es meine Pflicht und Schuldigkeit, ihm zu sagen: Wir können Beide zusammen nicht im Amte bleiben“. Das entspricht genau den allseitig anerkannten staatsrechtlichen Verhältnissen. Die Staatssekretäre sind die Untergebenen des Kanzlers, sind die Unterstaatssekretäre, Ministerialdirektoren und Vortragenden Räte des einzigen Reichsministers. An ein kollegialisch zusammengesetztes Reichsministerium, das mit dem Bundesrath in Konkurrenz treten müßte, ist in der Reichsverfassung nicht gedacht und ihr Schöpfer hat sich, im Einverständniß mit den Vertretern aller deutschen Regierungen, gegen jeden Ansat zu solchen Bildungen stets mit entschiedenstem Nachdruck ausgesprochen. Die Offiziösen des Herrn von Boetticher behaupten nun aber, der Staatssekretär habe erstens die Pflicht gehabt, auf Befragen dem Kaiser seine Ansicht offen mitzutheilen, auch wenn diese Ansicht von der seines Vorgesetzten abwich; diese Pflicht soll nicht geprüft oder bestritten werden, aber sie kann einen charaktervollen Mann kaum in Gewissenskonflikte führen, denn ein solcher Mann wird nicht an weithin sichtbarer Stelle einer Politik dienen, die seiner Ueberzeugung nicht entspricht; thut er Das dennoch und enthüllt er dem Monarchen eine von der amtlichen Ansicht, die er zu vertreten hat, abweichende persönliche Meinung, so erschwert er den Gang der Geschäfte und schädigt die Autorität des Kanzlers, als dessen Beauftragter er überhaupt nur vor dem Kaiser erscheint. Die Offiziösen des Herrn von Boetticher behaupten zweitens, der Staatssekretär habe die Rechte eines selbständigen Politikers gehabt, weil er zugleich preußischer Staatsminister gewesen sei. Auch dieser Anspruch ist unhaltbar. Herr von Boetticher war und ist Minister ohne Portefeuille, er hat kein Ressort in ministerieller Selbständigkeit zu verwalten und er ist, wie Herr von Marschall, in den preußischen Ministerrath abgeordnet worden, um dort, wenn der Kanzler am Erscheinen verhindert ist, die Reichspolitik und die Ansicht des Reichskanzlers zu vertreten. Jrgend eine andere Aufgabe haben die Herren, die im Reich Untergebene des Kanzlers sind, im preußischen Ministerium nicht, können sie auch nicht haben; wird diese Aufgabe ihnen lästig, dann bleibt ihnen, als Ventil, das Recht, ihre Entlassung nachzusuchen. Herr von Boetticher hat im Reichsanzeiger erklärt, er habe im Februar 1890 von diesem Recht Gebrauch gemacht; Fürst Bismarck hat die Richtigkeit dieser Behauptung bündig bestritten und darauf hingewiesen, daß Gesuche um die Entlassung aus den Aemtern nicht bei ihm, sondern beim Kaiser und König vor-

zubringen waren. Ein Verhältniß, wie es Herr von Boetticher zu beanspruchen scheint, war und ist zu jeder Zeit vollkommen unmöglich. In der Theorie mag die Halbiring einer Person durchzuführen und auch zu begründen sein; in der Praxis des Geschäftsganges ist ein Zustand undenkbar, der einem Untergebenen des Kanzlers gestattet, bald als Diener des Kaisers, bald als preussischer Minister, immer aber in amtlicher Thätigkeit, Ansichten zu verfechten, die mit den Wünschen und Absichten seines Vorgesetzten im Widerspruch sind. Ein Staatssekretär, der, wenn er dem Monarchen Vortrag hält, sich bereit zeigt, zu gestehen, daß er die vorgetragenen Ansichten für falsch hält, und der als preussischer Minister diese Ansichten offen oder heimlich bekämpft, wäre eine betäubende und gefährliche Erscheinung. Bei Alledem handelt es sich nicht um ein finsternes Planen und um eine tückische Feindseligkeit gegen den verfolgten Staatssekretär, sondern um die nüchterne Feststellung thatsächlicher Verhältnisse, die durch die Reichsverfassung geordnet sind. Wenn Herr von Boetticher im Frühjahr 1890 sich wirklich für berechtigt hielt, eine Politik zu vertreten und zu empfehlen, die von der seines Vorgesetzten abwich, dann hat er sich über die Grenzen seiner Macht sphäre schlimm getäuscht und dem Kanzler Anlaß zu sehr gerechter Beschwerde gegeben. Das wäre auch dann unbestreitbar gewesen, wenn in diesem besonderen Falle der Kanzler nicht kurz vorher dem Staatssekretär das amtliche Leben gerettet und sich damit noch einen individuellen Anspruch auf dankbare Treue erworben hätte.

Diese Lebensrettung ist vor acht Tagen hier geschildert worden und die Mittheilungen, die mir seitdem, auch von Herrn von Boetticher eng befreundeten Personen, gemacht worden sind, haben die Richtigkeit der Darstellung in allen Punkten bestätigt. Sachliche Einwände sind auch nicht erhoben worden und mit den persönlichen Beschimpfungen und den Versuchen, durch gehäufte Lügen das Volk noch ferner zu täuschen, brauchen wir uns an dieser Stelle nicht zu beschäftigen. Es hat sich gezeigt, daß die neun Staatsminister ungenügend informirt waren, als sie, nach bestem Wissen und Gewissen, ihre Erklärung veröffentlichten; diese Erfahrung stimmt die Herren hoffentlich milder für die Fälle, wo auch einem Privatmann, dem amtliche Quellen nicht zugänglich sind, bei Aeußerungen in Rede und Schrift Irrthümer begegnen. Die Feststellungen, die das Staatsministerium bezeugen zu dürfen glaubte, sind nur durch eine mangelhafte Kenntniß der Vorgänge möglich ge-

worden. Es handelte sich nicht um den drohenden finanziellen Zusammenbruch eines Privatbankiers, sondern um schon vorhandene Defekte, die durch strafbare Handlungen des Direktors einer Reichsbankstelle herbeigeführt waren. Nicht den Freunden des Schwiegervaters, sondern dem Schwiegersohn wurde aus disponiblen Staatsfonds eine Zuwendung gemacht, die ihn, nach der Absicht des Gebers und des Mannes, der die Zuwendung empfohlen hatte, aus einem wirklichen oder doch scheinbaren Abhängigkeitsverhältniß erlösen sollte. Und als die traurige Geschichte sich abspielte, war in der That eine Zeit angebrochen, wo über den Bankverkehr bedeutsame Entscheidungen zu treffen waren. Zweifelhast bleibt nur, ob Herr von Voetticher selbst an der Herbeischaffung der Summen theilhaftig war, die zur raschen Deckung der Defekte nöthig wurden. Die Freunde des Staatssekretärs bestreiten es und sagen, das ganze Arrangement habe ein dem Hause verwandter Großkapitalist bewirkt, der inzwischen leider, wie die Herren von Dechend und Berg, verstorben ist. Fürst Bismarck scheint eine andere Auffassung gehabt zu haben; wenigstens las man am fünfundzwanzigsten Juni 1895 noch in den Hamburger Nachrichten: „Der Schwiegervater des Herrn von Voetticher ist aus seinen Verlegenheiten ausschließlich durch seinen Schwiegersohn befreit worden.“ Sicher ist jedenfalls, daß Herr von Voetticher an der Deckung der Defekte durch das Opfer seines Vermögens, das etwa fünfzigtausend Mark betrug, sich theilhaftig hat; sicher ist, daß er die strafbare Handlung nicht zur Anzeige gebracht hat, — wozu er, als Angehöriger, gesetzlich auch nicht verpflichtet war; sicher ist endlich, daß er dem Fürsten Bismarck die Vorgänge erst mitgetheilt hat, als die Summen herbeigeschafft und die Defekte gedeckt waren. Die Angabe, diese Mittheilung sei nur verspätet worden, weil der Reichskanzler gerade in Friedrichsruh war, wird man nicht ernsthaft zu erörtern haben und eben so wenig wird die Thatsache ins Gewicht fallen, daß unter den Nothhelfern auch ein Herr gewesen sein soll, der als Grundbesitzer bezeichnet wird.

Wichtig ist, von Anderem abgesehen, zunächst die Feststellung, daß Fürst Bismarck nicht, wie man nach der ministeriellen Erklärung annehmen mußte, Staatsfonds benutzt hat, um den Privatfreunden eines verkrachten Bankdirektors die Summen zu ersetzen, die sie zur Rettung ihres Freundes aufgebracht hatten. Das wäre eine Gewissenlosigkeit gewesen, deren Enthüllung das Ansehen der Staatsverwaltung sehr schwer schädigen müßte. In der Wirklichkeit lagen die Dinge anders;

und da die Nebensätze, die vor acht Tagen hier von der Begünstigung sprachen, wahrscheinlich, weil sie nicht klar genug gefaßt waren, vielfach mißverstanden, vielfach auch wohl absichtlich entstellt worden sind, ist es nöthig und nützlich, den Sachverhalt noch einmal darzustellen. Eine Begünstigung, die bei schweren Delikten nur straflos bleibt, wenn sie dem Thäter von einem Angehörigen gewährt worden ist, der den Beistand nicht seines Vortheiles wegen geleistet hat, liegt immer vor, wo wesentlich eine Hemmung der staatlichen Rechtspflege erstrebt und der Versuch gemacht wird, den Schuldigen der Bestrafung zu entziehen oder ihn der verfolgenden Behörde gegenüber in eine günstigere Lage zu bringen. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Personen, die, um einen Skandal zu vermeiden und einen Schuldigen der Strafe zu entziehen, strafbare Defekte unter der Hand decken und die Anzeige des Thäters unterlassen, sich einer Begünstigung schuldig machen; das Thun solcher Personen ist dem Gefühl durchaus verständlich, aber es würde vor dem Gesetz keinen leichten Stand haben. Daran wird auch durch den deutschen Rechtsatz nichts geändert, daß bei allen Vermögensdelikten der Ersatz keine Strafausschließung begründet. Es versteht sich von selbst, daß der strafsunde: Bankdirektor stets strafbar blieb, auch nachdem die Defekte gedeckt waren; die Personen aber, die für die Deckung sorgten, wollten eben die Entdeckung des Thäters und seine Bestrafung verhindern und sie machten sich durch diese vorsätzliche Hemmung der staatlichen Rechtspflege wohl genau so der Begünstigung schuldig wie Jemand, der einem Diebe zur Flucht verhilft und ihn damit zwar nicht der Strafbarkeit, aber der Bestrafung entzieht. Dabei braucht man noch gar nicht daran zu denken, daß in unserem Falle eine Person vorhanden gewesen sein muß, die mit der Hoffnung auf sofortige Deckung den Reichsbankpräsidenten von der Anzeige des Thäters zurückhielt. Der Reichskanzler hätte sich unbedingt verpflichtet gefühlt, den Thäter zur Bestrafung zu bringen, wenn ihm der Sachverhalt rechtzeitig mitgetheilt worden wäre. Da er ihn erst erfuhr, als die Defekte gedeckt waren, mußte er anderen Wägungen Raum geben. Ein Strafverfahren war, weil Ersatz nicht vor Strafe schützt, auch jetzt noch möglich; aber war es auch jetzt noch nützlich? Sollte man, um dem Buchstaben des Gesetzes gerecht zu werden, einen alten Mann ins Gefängniß liefern, nachdem sein Verschulden wenigstens materiell schon ausgeglichen war? Sollte man die Art dieser Ausgleichung in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung aufhellen lassen

und den Vertreter des Reichskanzlers den ärgerlichsten Erörterungen und Gerüchten aussetzen? Politische Gründe und die ernste Rücksicht auf das Staatsinteresse empfahlen dringend, den drohenden Skandal zu vermeiden, — und diese Gründe und Rücksichten wogen schwerer als das Gesetzbuch. Fürst Bismarck hat, wie jeder unbefangene Beurtheiler zugeben muß, als Staatsmann und Reichskanzler durchaus richtig und löblich gehandelt, als er in diesem Stadium die Sache ruhen ließ und nur dafür Sorge trug, seinen Untergebenen durch die Gnade des alten Kaisers aus einer lästigen Verpflichtung zu lösen. Und er sieht in dieser Beleuchtung sicher anders und unendlich viel vortheilhafter aus als im trüben Schatten des Verdachtes, er habe aus dem Welfensfonds Privatleuten Geschenke von vielen hunderttausend Mark gemacht.

Für Herrn von Boetticher war es ein Glück, daß ihm dieser Reichskanzler schützend und helfend zur Seite stand. Herr von Boetticher hat überhaupt immer das Glück, bei den Mächtigen der Stunde beliebt und gern gesehen zu sein. Daß er jetzt in unangenehme Betrachtungen hineingezogen worden ist, mag ihn verbrießen; aber er hat den Vortheil davon, daß die Vorgänge nun doch einigermaßen aufgeklärt sind und daß über das Verhalten des Staatssekretärs sich Jeder künftig ein persönliches Urtheil bilden kann. Die alberne Mär von der gemeingefährlichen Rotte, die in nächtigem Dunkel gegen den hilflosen Herrn wüthet und wühlt, sollte nun endlich verstummen, damit bei den fern von der Heimath lebenden Deutschen nicht der Irrwahn entsteht, das Bleiben oder das Gehen des unermesslichen Herrn von Boetticher habe für das Deutsche Reich eine Lebensbedeutung. Der Gefeierte ist sehr stark, er sitzt überall, wo es ihm wichtig scheint, wohl fest in der Gunst und für ihn schlagen mannhaft, unter dem beuligen Panzer einer schon recht defekten, aber blitzblank gepuzten Moral, alle Herzen, die von seiner Thätigkeit einen Vortheil erhoffen. Ein solcher Held seiner Zeit braucht nicht, wie ein kränkliches Jüngferchen, ängstlich vor jedem rauhen Luftzug bewahrt und nicht, wie eine grausam verfolgte Unschuld, vor der Nachstellung arglistiger Männer behütet zu werden.



## Am Tage von Hubertusstock.

Seitdem die Franzosen und die Russen die Einladung unseres Kaisers zu einem Friedensvölkerfest und unseren Dienst in Ostasien mit der gemeinsamen Flotteneinfahrt nach Kiel beantwortet haben, seitdem die Großfürsten und Großminister Rußlands in Frankreich ausgesuchte Demonstrationen aufführen, sollte man meinen, daß nicht bloß die Engländer, sondern auch die Nationen des Dreibundes von hochgradiger Nervosität ergriffen sein müßten. Von der Nervosität, und zwar von einer hochgradigen, seit Lord Salisbury wieder am Ruder ist, sind aber nur die Engländer befallen. In Mitteleuropa herrscht trotz Welt, Mirecourt, pariser Rennen und Pasteurfeiern Ruhe über allen Wipfeln. Selbst unsere Genossen vom Dreibund, die von einer Orientliquidation viel stärker berührt wären, Oesterreich und Italien, besleißigen sich erfreulicher Weise wenigstens äußerlich einer großen Zurückhaltung. Die Börse hat wohl eine Walpurgisnacht der Hausse, nicht aber das Gefühl, daß sie am Rande eines Kraters tanze, in allen Gliedern; je mehr das politische Wetterglas im nahen und fernen Osten zu fallen scheint, desto höher steigen die Kurse und Niemand denkt daran, daß bei einem nahen Weltbrand der allgemeine Konvertirungsrummel — mulier formosa superne — in einen langen Schwanz zum allgemeinen Zinsfuß plötzlich auslaufen könnte. Das ist eine auffallende Thatsache, denn darüber, daß der ganze Zweck der Franzosen nur dahin geht, gedeckt von Rußland im Revanchekrieg uns zu überfallen, kann ja für Niemanden ein Zweifel bestehen.

Ist nun unsere Ruhe etwa die Stumpfsinnigkeit des Dichtäuters, dessen Nerven auch gegen die Heugabel unempfindlich bleiben, oder ist sie das Gefühl einer Stärke, in deren Besitz wir Niemanden auf der Welt zu fürchten haben als Gott, oder ist sie die Folge der Ueberzeugung, daß es uns nicht angeht, wenn hinten weit in der Türkei und im chineisichen Meer die Völker auf einander schlagen? Ich für meinen Theil glaube nicht daran, daß wir in der auswärtigen Politik bis zum gefühllosen Stumpfsinn herabgesunken sind. Ich glaube ferner, daß wir, wenn wir die von Moltke erzogenen Strategen zu Heerführern haben werden, jedem aufgedrungenen Krieg mit Ruhe entgegensehen dürfen. Aber ich glaube nicht, was viele Deutsche wieder zu meinen scheinen, daß es uns nicht angeht, wenn es hinten weit wieder einmal tobt und wettet. Wir haben große Interessen im nächsten und im entferntesten Orient zu wahren; wir haben auch die Aufgabe, Rußlands gerechten Ansprüchen Rechnung zu tragen, damit der Weltfriede auch für uns gewahrt und für Rußland der Werth der französischen Alliance ausgelöscht werde.



Wir dürfen, wenn es dennoch im Frühjahr zu Zusammenstößen und Gebietsaustheilungen käme, neben den weltbeherrschenden Mächten, wie Rußland, Frankreich, England, Nordamerika, nicht zu Kiliputanern der Zukunft herabsinken wollen, wir dürfen es also auch nicht unterlassen, die für die Oberherrschaft streitigen Riesengebiete von Land im nahen und fernen Osten für den Handel und für den Besiedlungswettbewerb frei zu halten. Wir müssen vielmehr uns und unseren Bundesgenossen die Neutralität und kulturelle Wiederaufpflanzung der herrlichen Kolonisationsgebiete der europäischen Türkei sichern und selbst so weit nach Land ausgreifen, wie wir Flottenstationen und Kohlenhäfen für die Behauptung unserer Welt handels- und Weltkolonisationsstellung in den morgenländischen Meeren nöthig haben. So, wie die Dinge für Frühjahr und Sommer 1896 sich zuspitzen zu wollen scheinen, ist es wirklich nicht mehr eine akademische, sondern eine höchst praktische Aufgabe, den Nachweis zu liefern, daß wir nur dann den Frieden haben werden, wenn die Welt bei Zeiten die Ueberzeugung gewinnt, daß das deutsche Volk bei den weiteren Theilungen der Erde — eine solche ist eben wieder in Madagaskar vollzogen worden — sich und seine Bundesgenossen weder von England noch von Rußland und Frankreich abermals zurückdrängen lassen wird. Der Nachweis insbesondere, daß Oesterreich nur dann den vollen und festen Rückhalt am Dreibund haben wird, wenn es den unseligen und unsäglichen Fehler des Halbkrieges in Gestalt einer bewaffneten Neutralität wie 1854 nicht wiederholt, wenn es vielmehr hilft, mit uns Rußland gerecht zu werden, oder aber, sofern Das nicht möglich wäre, erst mit uns das Schwert zu ziehen, nachdem England für die aktive Mitvertheidigung Europas engagirt wäre, — dieser Nachweis muß gerade jetzt geführt und die Nothwendigkeit einer richtigen positiven Orientpolitik Deutschlands dem ganzen Volke und namentlich dem Reichstage zu vollem und lebhaftem Bewußtsein gebracht werden. Der Diplomatie kann es die Aufgabe nur erleichtern, wenn sie eine so mächtige wie ruhige Nationalüberzeugung bei der Schlichtung verderbenschwangerer Wirren hinter sich erhält. Hoffentlich wird auch der Reichstag einmal in den großen Lebensfragen unserer künftigen Weltstellung für die positive Richtung, die durch unsere Interessen gewiesen ist, sich mit Nachdruck aussprechen.

Man beruft sich so gern auf die angebliche Meinung des Fürsten Bismarck, daß Bulgarien und Konstantinopel in russischen Händen deutsch Interessen nicht berühren. Ob der große Kanzler Das wirklich offiziell gesagt hat — offiziell hat er ja nach eigener Bethuerung nie die Unwahrheit gesagt —, mag hier dahingestellt bleiben. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß er selbst zweimal in sehr positiver Weise den „ehrlichen Makler“ zum größten Ruhme Deutschlands gemacht hat, als andere Nationen wegen internationaler Territorialfragen sich in die Haare zu kommen drohten. Daß 1878 in Berlin

der endgiltige Friede gemacht wurde, nicht in San Stefano, daß 1885 in Berlin die internationale Ordnung für die Kolonisation Centralafrikas zu Stande kam, gehört zu den glänzendsten Blättern der Weltgeschichte, die der große Staatsmann für uns geschrieben hat; damals standen wir als Friedensmacht im höchsten Ansehen der Welt, wie wir 1870 als Kriegsmacht dagestanden hatten. Wir können in einem neuen großen Falle, wie solcher im Anzug zu sein scheint, die Rolle des ehrlichen Maklers, so wenig sie uns von Rußland gedankt wird, gar nicht ablehnen; denn sie ist uns von den eigensten Lebensinteressen unserer Weltstellung in einem gegebenen Zeitpunkt aufgedrängt.

Auch die Richtung, in welcher wir thätig zu sein haben, ist für die Fragen des nahen und des ferneren Morgenlandes in den Reden Bismarcks auf der Kongokonferenz lapidar vorgezeichnet worden. In der Schlußrede sagte damals der Kanzler: „Sie haben nach Mitteln gesucht, um einen großen Theil des afrikanischen Kontinentes den Wandlungen der allgemeinen Politik zu entziehen, indem Sie daselbst die nationalen Rivalitäten auf den friedlichen Wettstreit des Handels und der Industrie einschränkten. Von dem selben Gesichtspunkte aus haben Sie sich angelegen sein lassen, den Mißverständnissen und Streitigkeiten, zu denen neue Besitzergreifungen an den Küsten Afrikas führen könnten, vorzubeugen und aus den internationalen Beziehungen Anlässe zu Reibungen zu entfernen.“ Genau das Selbe, wie vor zehn Jahren von Afrika, gilt heute von Vorder- und Hinterasien. In der That, man muß, wenn nicht der Weltbrand entstehen soll, „einen großen Theil des asiatischen Kontinentes den Wandlungen der allgemeinen Politik entziehen“, daselbst „die nationalen Rivalitäten auf den friedlichen Wettstreit des Handels und der Industrie einschränken“, um „Anlässe zu Reibungen aus den internationalen Beziehungen zu entfernen“. Fürst Bismarck hatte schon bei Eröffnung der Berliner Konferenz gerade auf die heutige Reibfläche hingewiesen, auf Hinterasien. „Das seit einer Reihe von Jahren — hatte er gesagt — in den Beziehungen der Westmächte zu den Ländern Ostasiens beobachtete System hat bis jetzt die besten Ergebnisse geliefert, indem es die Handelseifersucht zu einem legitimen Wettbewerb eingeschränkt hat. Die Regierung des Deutschen Kaisers hat deshalb geglaubt, den Mächten empfehlen zu können, auch für Afrika in den diesem Kontinent angepaßten Formen das selbe System zur Anwendung zu bringen, welches auf Gleichheit der Rechte und der Gemeinsamkeit der Interessen aller handelnd u Nationen beruht.“ Was ist denn die heutige Aufgabe? Nichts anderes, als das selbe System für Ostasien festzuhalten und mit Beziehung die sich auflösende, zu höherer Kultur wieder aufzufiedelnde Türkei, sobald nicht von uns gethane Maulwurfsarbeit es unumgänglich macht, zu vollster positiver Geltung zu bringen, „den Mißverständnissen und Streitigkeiten, denen neue Besitzergreifungen führen könnten, vorzubeugen“; solche „Miß-

verständnisse und Streitigkeiten“ sind im nahen und im fernsten Morgenland ausgebrochen oder, längst vorbereitet, dem Ausbruche nahe. „Neue Besitzergreifungen“ sind daselbst acute Fragen geworden, auch für uns, wie wir ja in China auch schon zuzugreifen beginnen.

Bei der Auffassung der großen völkerrechtlichen Probleme, die für unser Zeitalter in der Türkei und in Ostasien gestellt sind, muß man freilich alle hergebrachten Vorurtheile und alle untergeordneten Gesichtspunkte bei Seite lassen, die bloßen Sympathien und Antipathien zurückdrängen und nur die großen und bleibenden Interessen, die auch hier, bei kluger Zurückhaltung im ersten Anprall, Italien und Oesterreich mit Deutschland dauernd gemein haben und stets gemein haben werden, bei all unserm internationalen Thun und Lassen als maßgebend behandeln.

Da stößt man denn zuerst auf die religiösen Sympathien. England hat damit vor dem Krimkrieg im Trüben gefischt und nicht viel hätte damals gefehlt, so wäre auch ganz Mitteleuropa darauf hineingefallen. Mag es ja einem Staatsmann, der ein so sonderbarer Heiliger ist wie Gladstone, einiger Ernst damit sein, die Christen zu schützen. Von der Orientpolitik Englands im Ganzen und von der Salisburys im Besonderen weiß man gewiß, daß man von der Religion der Engländer in diesem Falle herzlich wenig zu halten hat. Man will den Vorwand zu einem Handstreich auf die Dardanellen und Konstantinopel erlangen und zu diesem Zweck ist höchst wahrscheinlich jüngst der Sovereign zu den Armeniern auf Reisen gegangen. Für die mitteleuropäischen Mächte allesammt, die den Türken keine Unruhen einrühren wollen, weil sie keine Gelegenheit zu einem Attentate auf den kranken Mann zu erhaschen brauchen, ist weder die Mißhandlung der armenischen Christen in den Städten der Türkei, noch die Verfolgung irgend welcher Missionare in China einen großen Krieg werth. Der Halbmond bedroht in Europa das Christenthum längst nicht mehr; wenn die Engländer und Russen im Zeichen des Kreuzes ihre Geschäfte treiben, so haben wir vorzüglich auf ihre langen Finger zu sehen, aber zum sofortigen bewaffneten Einschreiten der türkischen Christen wegen ist die Zeit noch nicht nothwendig gekommen, selbst wenn die Engländer, wie die Türken zur Zeit zu befürchten scheinen, die Dardanellen forciren würden. Kommen aber die Russen zuvor, so wird die ganze Staatskunst der Dreibundmächte darauf gerichtet sein müssen, gegen die dauernde Eroberung Konstantinopels, Kleinasiens und jener Länder, die den Zugang zu Mesopotamien geben und den Handel mit Persien zu unterbinden gestatten, nicht für, sondern erst mit England einzugreifen. Die Franzosen würden übrigens in solchem Falle wahrscheinlich dafür sorgen, daß wir in Frankreich oder Elsaß-Lothringen uns und die Freiheit Europas im Morgenland zu vertheidigen hätten und daß die Ent-

scheidung mit den Waffen, wenn sie sich nicht ungehen ließe, sich nicht über den geeigneten Zeitpunkt hinaus verspäten würde. England, das 1877 so übermüthig wie erfolglos dem Grafen Andrassy sein hands of zugerufen hat, mag also seine eigenen Hände in die Religionzänkereien, Religionstänkereien und Religionsschlägereien der Türkei so tief hineinstecken, wie es nur will. So lange es weiter nichts ist, haben die mitteleuropäischen Mächte noch für gar nichts zu sorgen als dafür, daß diese Zänkereien, Stänkereien und Schlägereien für den Weltfrieden nicht gefährlich werden und daß die Türken, die im Ernstfalle gegen Rußland für uns keine militärische quantité negligeeable darstellen, sich nicht schon vor dem Entscheidungskampfe aufreiben müssen.

So wenig wie Haß gegen die Mohammedaner oder Vorliebe für die Armenier darf den Sympathien oder Antipathien für oder gegen England nachgegeben werden, wenn man den Krieg verhüten und weltverderbliche weitere Vergrößerungen Rußlands hintanhalten will. Daß zur Zeit in Deutschland die Sympathien für England ein starkes Uebergewicht über die Antipathien gegen Rußland besitzen, wird man mit Grund nicht behaupten dürfen. Das frische Gedanke an Sansibar und Ostafrika und die Kommandirgesinnung gegen Deutschland, wie sie sich jüngst im berüchtigten „Standard“-Artikel äußerte, haben die Sympathien für England bei uns wahrlich nicht gehoben. Daß wir einen Niesenkampf aufnehmen, bloß damit die Engländer gegen Rußland Luft bekommen, ist ein Gedanke, der wohl von der ganzen deutschen Nation, zuoberst von allen bedeutenderen Bundesfürsten, rund abgewiesen werden wird. Auf der anderen Seite dürfen wir uns aber auch nicht in einen Grad von Abneigung und in ein Mißtrauen gegen England hineinsteigern lassen, das den Engländern zwar wohl schaden, aber mit den Folgen auch Mitteleuropa ins Fleisch schneiden würde. Hätte England einmal den Kampf auf Leben und Tod mit Rußland, sofern er sich nicht überhaupt vermeiden läßt, aufgenommen, so wird es ihn sicherlich mit der Energie und Ausdauer, mit dem Aufgebote aller seiner gewaltigen Mittel führen, wie es einen solchen Kampf gegen den ersten Napoleon durchgeführt hat. Es kommt nur darauf an, nicht für, aber auch nicht ohne Großbritannien in einen schließlich doch außerordentlichen Konflikt mit Rußland einzutreten, und Das hat eine der positiven Lösungen sich voraus klar bewußte Politik der mitteleuropäischen Mächte, wie sich leicht erweisen läßt, vollständig in der Hand. Mögen die Franzosen zum zweiten Male — nun Arm in Arm mit Rußland — gegen England die selbe Thorheit begehen, die Napoleon III. im Krimkrieg mit völlig nutzloser Vergeudung von Blut und Gut Frankreichs gegen Rußland begangen hat — ihrem Haß gegen Deutschland ist ja Alles zuzutrauen —: Deutsche, Oesterreicher und Italiener haben darum keine Veranlassung, nun Frankreichs Krimkriegrolle jetzt für England gegen Rußland zu übernehmen. Zu dieser

Beziehung hätte Deutschland mit Oesterreich und Italien alle Ursache, England nicht zu unterstützen, bis dieses fest für eine Politik sich engagirt haben würde, die mit den Interessen unserer und unserer Verbündeten morgenländischen Weltstellung sich vollständig deckt; dann erst wäre es Zeit. Wir brauchen heute keine Angst mehr davor zu haben, daß in Folge zurückhaltender Politik Deutschland beim Friedensschluß wieder kontumazirt werden könnte, wie 1856 in Paris. Diese Zeiten sind vorüber. Allerdings hat es den Anschein, als ob Lord Salisbury im Sinne hätte, den kranken Mann diesmal ganz im Stiche zu lassen, Konstantinopel, die Dardanellen und das nördlichste ägäische Meer an Rußland auszuliefern zu helfen. Allein: bange machen gilt nicht! Wenn es darauf ankommt, kann England diese selbstmörderische Politik nicht betreiben. In Egypten ist es verwundbarer, als Mitteleuropa es am Bosporus und an den Dardanellen ist. Der Entscheidungskampf, in dem die „modernen Punier“, allein gelassen, möglicher Weise gegen Rußland und Frankreich unterliegen könnten, kann für England doch nur für sehr kurze Zeit, für welche äußersten Falles vorübergehend Salonik gegen Konstantinopel genügen könnte, hinausgeschoben werden; während dieser Zeit möchte die Alliance des Dreibundes für Großbritannien im Preise gewaltig gestiegen sein. In dieser Beziehung kann man daher nicht ruhig und kaltblütig genug den vielleicht bald kommenden Dingen entgegensehen. Wahrscheinlich sorgt aber das Ungeklüm der Franzosen dafür, daß Deutschland überhaupt nicht lange zu warten haben wird. Auch dann behält aber England das Interesse, daß ein Friede — hoffentlich ein zweiter von Frankfurt — im Orient die Dinge so zur Lösung bringt, wie es auch im Interesse Englands liegt, und seine Alliance kann uns so wenig entgehen, wie sie einst gegen Napoleon versagen konnte. Wir müssen daher auch an Waterloo denken, dürfen nicht vergessen, daß England — namentlich so lange es zum Great Britain noch nicht gekommen ist — den international freien Wettbewerb in der ganzen außereuropäischen Welt uns ganz anders offen hält, als Russen und Franzosen es überall thun.

Zurückhaltende Politik England gegenüber ist gewiß von höchster Bedeutung. Allein das oberste Ziel, die morgenländischen Konflikte der Großmächte des Abendlandes ohne Krieg und ohne namenloses Völkereleid durch Krieg einer positiven Lösung zuzuführen, ist und bleibt das weit höhere Ziel. Dieses Ziel ist aber nur erreichbar durch Verständigung mit Rußland, wenn diese Verständigung möglich ist, ohne die Zukunft der mitteleuropäischen Nationen preiszugeben. Bis zum letzten Augenblick muß man versuchen, den Krieg überhaupt zu vermeiden. Dieses in Paris zu erreichen, ist unmöglich. So sehr die Franzosen allen Grund hätten, die Revanche zu vergessen und die weitere Vergeudung ihrer fortgesetzt sinkenden Population

in einem neuem Kriege mit Deutschland zu vermeiden, so angezeigt es für sie wäre, im afrikanischen Neufrankreich ihr Wachsthum zu suchen, daselbst Geld und Leute in fruchtbringende Verdichtungen ihrer nationalen Kultur zu stecken, — alle Ermahnung, selbst wenn sie von Franzosen käme, wäre in den Wind gesprochen. Die neuen Gallier werden über uns herfallen, sobald die Russen es haben wollen, selbst wenn es eine nichtfranzösische Kaiserin wäre, die sie diesmal dem Verderben zuführen würde. Eine positive Verständigung, wie sie im allgemeinen Interesse aller Nationen, im Interesse des Friedens liegt, kann daher nur bei den Russen angeknüpft werden. Wie die Dreibundmächte mit Petersburg sich stellen, Das wird entscheidend sein.

Hat man denn nun den Russen schon geboten, was sie zu fordern berechtigt sind, was wir, die Engländer, die Franzosen an ihrer Stelle auch fordern würden? Sicher nicht. Auch heute noch heißt es mit Börne, Rußland sei ein reisendes Thier, das man hinter dem Gitter der Türkei halten müsse. Obgleich die bisherigen Vergitterungsversuche dieser Art nur dazu geführt haben, daß das reisende Thier selbst Batum vergittert und Transkaukasien und Transkaspien gegen Europa abgesperrt hat! Man wird sich gewöhnen müssen, eine so gewaltige Nation wie die russische mit anderen Augen ansehen zu lernen, und hat, wenn man ernstlich und dauernd den Frieden Europas will, auch mit den Vorurtheilen gegen Rußland zu brechen. Die Demonstrationen, die Rußland soeben im Bund mit den Franzosen sich gestattet hat, können sehr wohl einen Wink mit dem Zaunpfahl nicht zum Krieg, sondern zum Frieden bedeuten. In Hubertusstock wird man ja durch den Fürsten Lobanow ungefähr erfahren haben, wie es steht. Beleidigende Drohungen, welche ein Entgegenkommen der Dreibundmächte zum Frieden vortweg ausschließen würden, werden daselbst schwerlich gefallen sein.

Wie denn aber kann und soll Rußland für eine friedliche Auseinandersetzung, für eine internationale Kolonisationsordnung um Vorderasien und in Hinterasien gewonnen werden? Einen völlig zutreffenden Vorgang hierfür bildet das Werk der Kongoakte von 1885, — nur in einem Punkt nicht. Es handelt sich in Hinterasien streng nur um die handelskolonialisatorische Berührung mit einer Nation, die schon auf der Stufe der Halbkulturvölker steht, staatlich über ihre alte Volkszeit vor uns hinausgewachsen, mit der alle Staaten der Welt überragenden Menschenzahl längst in den Staats- und ständeherrschaftlicher, nämlich rein beamtenherrschaftlicher Regierung, h. ins Mandarinenthum hineingewachsen ist und in diesem Zustand seit ahntausenden beharrt, ohne je die Staatsgliederung der höheren Stufen der stitischen Entwicklung — bürgerstaatlich antikes, territorialistisches und modernes nationaleinheitliches Gemeinwesen — erlangt zu haben. In der Türkei gilt es, ein großes Gebiet, das einst die Stätte hoher Entwicklung vom

klassischen Alterthum her geworden, später unter caesarisch-byzantinische, dann osmanische Militärherrschaft gerathen war, mit den Mitteln und aus den Bevölkerungüberschüssen der christlichen Nationen wieder emporzubringen. Da handelt es sich weder um ein kolonisiertes Anfangen von ganz vorn, wie in Amerika unter Zurückdrängung von Jägerhorben, noch um verbundene Handels- und Pflanzung-Kolonisation, wie im tropischen Centralafrika, sondern um eine Kolonisation höherer zweiter Stufe zu Völkern und Gebieten hin, die schon Halbkultur haben, wie in China, oder höhere Kultur einst hatten und unter der Säbelherrschaft des aufgedrungenen osmanischen Militarfeudalismus wenigstens theilweise, wenn auch verkümmert, noch besitzen. Hier ist Handels-, Pflanzung- und wieder emporhebende Ackerbaukolonisation zusammen erforderlich in einer Zeit, da die mitteleuropäischen Hochkulturvölker, wollen sie Rußland, England und Nordamerika gegenüber nicht mit jeder Generation mehr verzweigen, in ihrer Nähe, nicht transozeanisch ihre Bevölkerungüberschüsse zu ihrem vereinten Wachsthum an Macht in gleichberechtigender Handels- und Siedlungsfreiheit verwerthen müssen. In Centralafrika waren gar keine Regirungen vorhanden, die für die Herstellung und Behütung einer internationalen Kolonisationsordnung hätten verwandt werden können; die Hauptaufgabe der Kongokonferenz war daher, wie es auch Bismarck in seinem schon erwähnten Schlußwort nachdrücklichst betont hat, für die effektiven Besitzergreifungen durch civilisirte Staaten friedensichernde Förmlichkeiten ins Völkerrecht einzuführen. In China und in der heutigen Türkei sind dagegen bestehende Regirungen als Stützpunkte einer international freien Handels- und Siedlungsordnung vorhanden. Diese Regirungen sind bloß unter eine internationale Kontrolle zu stellen, die den Angehörigen jeder fremden Nationalität die gleiche Handels- und Siedlungsfreiheit, Allen aber, den Eingeborenen wie den Fremden, den Schutz der Person, des Eigenthumes und des Glaubens sichert. Es bedarf nur zweier Dinge: Eröffnung der Zufahrtwege für die Kriegs- und Friedensflaggen aller Nationen, namentlich was die großen internationalen Passagen betrifft, und Zuweisung von beschränktem Raum an jede der zur Obhut berufenen Mächte für Handels- und Flottenstationen. Es sind vollkommen berechnete Forderungen, wenn die Russen verlangen, daß endlich die Gitter, womit die Menageriekünstler des Krimitkrieges das Zarereich vom Weltmeer und Welthandel absperren wollten, fallen müssen. Keine Macht der Welt wird die Verwirklichung dieser gerechten Forderung auf die Dauer zu verhindern vermögen. Gebe man Rußland doch in Frieden, was ihm gebührt, vereinige man sich aber auch darüber, daß die Aera der Abschließung großer Naturvölker- und Halbkulturvölkergebiete für den ausschließenden Handel einzelner Nationen im allseitigen Interesse aller Völker endlich ihren Abschluß finden muß.

Die gerechten Forderungen Rußlands ergeben sich nun von selbst. Die eine heißt: freie Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen sammt Erwerbung einer mittelländischen Flottenstation bei der kommenden Ordnung oder Liquidation im türkischen Orient, d. h. freier Zugang zu den westlichen Meeren von den pontischen Haupthäfen aus. Die andere besteht in der Erwerbung von einigen Häfen und Stationen in Ostasien, d. h. in freier Ausfahrt zu den östlichen Weltmeeren. Zwei Gegenforderungen müßte allerdings auch Europa stellen: volle Offenheit des Schwarzen Meeres für die Kriegs- wie Handelsflaggen der westlichen Nationen; und Oeffnung Vorderasiens für den gleichberechtigten Wettbewerb aller Nationen. Die Oeffnung des Bosporus und der Dardanellen könnte in einer alle Theile sichernden Weise nach dem Vorbild der Neutralisirung des Suezkanals, die als bewährt gilt, zur Durchführung gelangen, bis auf Weiteres unter Mitwirkung einer internationalen Kontrollkommission, aber unter Aufrechterhaltung des übrig gebliebenen Besitzes der Türkei. Auf dem ganzen türkischen Gebiet wäre aber die Handels- und Kolonisations-Gleichberechtigung aller Nationen zugleich unter der Oberherrschaft der Türkei und unter dem Schutze aller mittelländischen Flottenstationen Europas zu voller Geltung zu bringen.

Die Beantwortung der drohenden morgenländischen Fragen in diesem Sinne schien mir gerade an dem Tage, wo Fürst Lobanow dem Deutschen Kaiser seine Aufwartung machte, der Erwägung werth. Der Besuch des russischen Reichskanzlers beweist jedenfalls, was man freilich auch vorher wußte, daß Rußland nicht schon bei Anbruch des Winters die Batterien des franko-russischen Angriffes demaskiren will; er beweist aber wohl auch das Andere, daß die Zeit zur friedlichen Beantwortung der Fragen, die Rußland zu stellen offenbar entschlossen ist, nicht schon als verpaßt anzusehen ist. Darum wäre es für den ganzen Dreibund an der Zeit, die positive Verständigung über die Bedingungen des Friedens herzustellen, um den Krieg für lange Zeit abzuwenden, wenn es möglich ist, aber auch, wenn Das den bösen Nachbarn nicht gefällt, im Voraus volle Uebereinstimmung über die positiven Ziele gemeinsamer Orientpolitik zu gewinnen. Besteht einmal diese Uebereinstimmung, so brauchte man gar nichts zu überstürzen, auch wenn Rußland angreifend vorginge. Dabei würde sich der Bündnißfall eines Angriffskrieges auf eine oder jede der drei Mächte des Dreibundes völlig frei von jeder Zweideutigkeit und Deutelei klar vollziehen müssen. Ihre Völker aber würden wissen, wann und wofür sie zu kämpfen hätten.

Stuttgart.

Albert Schaeffle.





## Heinrich von Sybel.

In dieser Zeitschrift hat Heinrich von Sybel vor Kurzem noch die letzte Fehde seines kampfreichen Lebens, seinen Streit über den Ausbruch des Krieges von 1870, vor weiterer Deffentlichkeit durchgefochten: eine Fehde, die zugleich wissenschaftlich und politisch war. Er ist sich damit treu geblieben bis an das Ende; seine Gestalt gehört der Geschichte des deutschen Geistes im breitesten Sinne und zumal des deutschen Staates fast eben so sehr an wie der Geschichte seiner engeren Wissenschaft. Der Historiker und der Politiker durchdrangen sich in ihm ganz und sie waren beide am besten Leben seiner Zeit genährt, — der großen Zeit von 1840 bis 1880. Die Züge der Generation deutscher Historiker, in deren Mitte er stand, sind schon an Anderen seines Kreises nachgewiesen worden; in Sybel aber sind sie besonders scharf ausgeprägt. Man kann wohl sagen, daß, Alles in Allem genommen, er der sichtbarste Führer und Vertreter dieses glänzenden Kreises war.

Wir dürfen hoffen, daß uns sein Leben einmal genauer erzählt werden wird: es hat bedeutende Beziehungen genug besessen, charakteristische Einflüsse genug empfangen und wiedergespiegelt und es hat Wirkungen genug geübt, um solche Arbeit reich zu belohnen.\*)

Er war Rheinländer, aus der Generation der rheinischen Liberalen, die unter Hansemann und Ludolf Camphausen gelernt hatte und deren jüngere Mitglieder sich in den vierziger Jahren selbstbewußt regten; einer der Letztüberlebenden und Besten von ihnen, Mevissen, ist Sybel immer freundschaftlich verbunden gewesen. Die Mehrzahl ihrer leitenden Männer bestand aus Kaufleuten und Industriellen; Sybel war der Sohn eines freigekinnnten, aber eifrig preußischen Beamten, der Abkömmling westfälisch-preußischer Pastoren. Die Strömungen der Zeit trafen in seiner frühen Entwicklung sicherlich scharf auf einander: der französisch beeinflusste Liberalismus und das landschaftliche Selbstgefühl der Rheinlande, halb liberal, halb katholisch, immer aber oppositionell gefärbt; und im Kampfe damit der staatliche und protestantische Geist des Preußenthumes, das diese Lande seit 1815 innerlich zu erobern trachtete. In dieser bedeutsamen Schule, zugleich unter den

---

\*) Vorläufig haben wir jetzt das schöne und lehrreiche Lebensbild von Paul Baillon erhalten (Deutsche Rundschau, Oktober). Ich weiß zufällig, wie ungemein viel charakteristisches Material Sybels Briefschaften enthalten: sie rufen nach einem Biographen.

hellen Eindrücken der Kunststadt Düsseldorf, die er oft gerühmt hat, wuchs er auf, in einem Elternhause voller Leben und Anregung; in Berlin erhielt er dann von Savigny und mehr noch von Leopold Ranke, den großen Konservativen, den bestimmenden wissenschaftlichen Anstoß. Es waren die Jahre um 1840 herum, in denen er — 1817 geboren — seine ersten und gleich für die Zukunft entscheidenden selbständigen Schritte that: die Jahre steigender politischer Leidenschaft und der ersten stärkeren Regungen eines neuen Realismus, der das deutsche Wesen zukunfts voll, aber langsam überzog. Sicher, daß Sybels eigenste Natur gerade diesen Einflüssen bereitwillig und selbstthätig entgegenkam. Reizvoll müßte es sein, die Bildung dieser Persönlichkeit in ihren einzelnen Phasen verfolgen zu können. Dem ferner Stehenden stellt sich wenigstens das Ergebnis deutlich dar. Sybel wird, nach einigen bonner Lehrjahren, 1845 Professor in Marburg; in dem Jahrzehnt, das er in Kurhessen verbrachte, erscheint er bereits als der fertige Mann. Er hat vor 1848 mit siegreicher Schärfe über den Trierer Noth, mit Sicherheit und Reife über das Parteiwesen der Rheinprovinz geschrieben, die deutsche Revolution — als Mitglied der hessischen Stände zuerst, dann freilich auch als Mitglied und Redner des erfurter Parlamentes — in lebhafter Theilnahme und ausgesprochener politischer Gesinnung, indessen im Ganzen doch mehr als Beobachter miterlebt; in die volle Oeffentlichkeit führte ihn erst die Reaktion hinaus. Nirgends hätte er sie ärger sehen können als in seinem Kurfürstenthum: er hat in Marburg und Kassel unverlierbare Eindrücke gesammelt. Aber sein Kampf war jetzt der allgemein deutsche, gegen die staatliche und geistliche Restauration hier, gegen die radikale Demokratie dort, gegen den Partikularismus sowohl wie gegen das Großdeuththum. Er hat diesen Kampf mit schneidigen publizistischen Waffen geführt, am Wirksamsten und Bedeutsamsten aber doch in seiner großen Geschichte der französischen Revolution, die seit 1853 erschien, ganz gewiß einem der wichtigen Bücher in der mühsälligen politischen Erziehung des deutschen Geistes. Sybel ging bei seiner Arbeit ursprünglich nicht von der historischen Thatsache der Revolution, sondern von dem Einflusse aus, den die herrschende Verherrlichung der „Ideen von 1789“ — und auch der von 1793 — auf seine Gegenwart, und gerade auf das deutsche Leben seiner Zeit, noch übte. Die eigentliche Seele einer Darstellung ist die politische Kritik, die er, ein dankbarer Leser und Schüler Edmund Burkes, an der Revolution vornimmt, die Enthüllung ihres Doktrinarismus und seiner innerlichen Unmöglichkeiten, die Befreiung des deutschen Staatslebens von dem Ab des französischen Modells, dessen tiefe innere Schäden er mit schneidender Ueberlegenheit aufdeckt. Gerade der Rheinländer Sybel, aber auch der preußische Liberale überhaupt redet, indem er einen Götzen zertrümmert, mahnend zu seinen Lands- und Parteigenossen.

Er predigt der Vernichtung des Staates gegenüber, wie sie die Anfänge der französischen Revolution erfüllt, den starken und lebendigen Staat als praktische Nothwendigkeit und sittliche Kraft; der Vernichtung der Freiheit gegenüber, wie sie der französische Gleichheitsfanatismus schließlich zur Folge hat, die Selbstverwaltung und die reinigende und weiterbildende Erhaltung deutscher Eigenart; dem Despotismus und der Reaktion gegenüber das Recht des Mittelstandes und der liberalen Idee. Er predigt überall auf das Eindringlichste die Zucht, die Ruhe, das Maß, — kurz: überall die Gedanken eines positiven mittleren Liberalismus, der zwischen Revolution und Reaktion seine eigenen Wege sucht, der für das staatlose Volk seiner Deutschen als die höchste Segnung den nationalen Staat ersehnt und der deshalb seinem Volke den Blick schärfen will für das Reale und das Mögliche. Man wird in der That sagen dürfen, daß diese politischen Lehren des Eybelschen Buches — einer klaren und nüchterneren Weiterführung der verwandten Arbeit Dahlmanns — für die Bildung unseres politischen Sinnes genau so unverloren geblieben sind wie seine historischen Anschauungen über die Revolution selber für unsere allgemeine Auffassung der Revolution. In dieser, der historischen, Hinsicht ist seine Wirkung so durchschlagend gewesen, daß seine Urtheile uns längst beinahe selbstverständlich erscheinen; die politische Wirkung näher zu bestimmen, müßte eine feine und lockende Aufgabe sein. Gewiß ist, daß Eybel jetzt im öffentlichen deutschen Leben seine feste Stelle gewann: als einer der Ersten jener protestantisch und preussisch, national und gemäßigt liberal gesinnten Geschichtsschreiber, die unter den bedeutenden Vorkämpfern für die Einigung Deutschlands, für das Werk von 1866 und 1870, so sichtbar hervortragen. Er schrieb 1856 dieser Gruppe der Politiker und Historiker, der Dunder, Häußer, Droysen, Mommsen, das Programm, er wurde in München, wohin ihn König Max II. im selben Jahre rief, ihr kämpfender Vertreter, der gehaßte Gegner Oesterreichs und der Klerikalen. Er suchte, als er 1861 von dort verdrängt wurde und nach Preußen, nach Bonn, zurückgekehrt war, während der wirren Zeiten, die nun folgten, in erbittertem Widerstande gegen das Ministerium Bismarck die Sache zu fördern, die zum Siege zu führen Bismarck allein im Stande war. Die Mäßigung, die er selber gefordert hatte, ist in jenen Tagen des Konfliktes freilich auch Eybel abhanden gekommen. Nach ein paar Jahren zog er sich unsicher und verstimmt zurück; als der Krieg gegen Oesterreich losbrechen wollte, rückte er, noch wiederstrebend, an die Seite des Ministers; und der Sieg entschied auch über Eybels Zukunft vollkommen. Er wurde nationalliberaler Abgeordneter und bald ein unbedingter Verehrer Bismarcks; er trat dem Bundeskanzler persönlich näher und zuletzt nahe.

Ein Lebensgang, wie man sieht, von beinahe typischer Bedeutung für

die Epoche, die Partei- und Bildungskreise, denen Sybel entsproß, für das politische deutsche Bürger- und Gelehrtenthum, das an der Gründung des Reiches ringend und opfernd, harrend, irrend und glücklich findend mitgeholfen hat. Und eine Persönlichkeit ebenfalls, die nicht eben in die Höhe des Außerordentlichen hinaufragt, aber sicherlich reich begabt, stattlich, Vielen ein Wahrzeichen. Es war in Sybel die bewegliche, elastische und doch temperamentvolle rheinische Art. Er war nicht ohne Leidenschaft: manchmal ist sie lebhaft hervorgebrochen; aber im Ganzen erschien er eher kühl. Seine Weltanschauung, ein idealistisch und religiös gebildeter Optimismus, tritt erkennbar, aber nicht heftig und niemals dogmatisch an den Tag. Das Pathos und der strafende Ernst klingen wohl in ihm an, allein er zieht die dialektische Beweisführung, die beißende Ironie vor. Er stürzt sich gern in den literarischen Kampf und im Handgemenge kommt es ihm auf einen Hieb mehr nicht an. Zuletzt gewinnt man doch den Eindruck einer Natur, die, bei festem Willen und festem Ziele, sich selber und die Dinge mit kritischer Klarheit, gelegentlich mit einem Zuge von Skepsis, bewußt und überlegen beherrscht. So schien er Manchem unter seinen Freunden zum handelnden Staatsmanne geeignet; der alte Kanke, hören wir, hat es ihm hoch angerechnet, daß er die Historie nicht gegen einen Ministerfessel vertauscht habe. Sybel war offenbar unter den politischen Gelehrten seiner Kreise der staatsmännischste Kopf; ob er wirklich der Praxis gewachsen gewesen wäre, wird man, nach seiner parlamentarischen Thätigkeit, dennoch bezweifeln dürfen. Er blieb auf seinem, dem literarischen Boden. Er sah 1870 den Triumph seiner Sache, in den Tiefen seines Wesens ergriffen: auch er, der Gehaltene und Kühle, in den Augenblicken des Sieges mit quellenden Thränen. „Und wie wird man nachher leben? woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?“ Der Inhalt ist ihm nachher doch zugeströmt; ihm blieb es erspart, was Manchen seiner Altersgenossen betroffen hat, unthätig oder gar trauernd auf den Fortgang des Werkes schauen zu müssen, dem die Arbeit ihrer Jugend und ihrer Manneskraft gehört hatte. Er blieb noch ein Jahrzehnt lang auf der politischen Bühne. Die Leidenschaft des Kulturkampfes riß den alten Feind des Ultramontanismus noch einmal in das dichteste Gewühl des Kampfes hinein. Als die liberale Aera zu Ende ging, zog Sybel sich (1880) aus den Parlamenten zurück: aber auch jetzt ohne Bitterkeit und Mißtrauen. Den Sieg der Persönlichkeit Bismarcks über den Liberalismus nahm er mit Ruhe, wenn nicht mit Zustimmung auf. Zu den sozialen Aufgaben, die er 1871 immer gebieterischer hereinbrachten und allgemach die alten Interessen in den Schatten drängten, hatte er versucht, sich seine Stellung zu jaffen: 1872 setzte er sich in einer Reihe von Vorträgen mit dem Sozia-

lismus und der Stellung des Staates zu den wirthschaftlichen Fragen auseinander. Er blieb dabei seiner Art getreu: er sprach im Gegensatz zu vielen seiner Parteigenossen dem Staate das Recht und die Pflicht zu, eine positive Sozialpolitik zu treiben. Mit dem unbedingten Individualismus brach er auch hier, die Doktrin sollte ihn nicht fesseln, sein Staat sollte auch hier Leben und Selbständigkeit haben. Aber freilich blieb er dabei liberal auch im Wirthschaftlichen und man merkt es leicht, daß er die Tiefe der neuen Bewegungen nicht nachempfand: nur widerstrebend ließ er sich auf sie ein, sein Herz blieb ihnen fremd. Innerhalb der Vorgeschichte der neuen Sozialpolitik wird man indessen auch diese Neben des im Rheinlande viel gehörten Mannes nicht ganz übersehen dürfen.

Wenn er seitdem an manchen Zügen der deutschen Entwicklung keine Freude gehabt haben sollte, so hat er sein Mißfallen wenigstens nicht öffentlich geäußert. Er hat nicht verhehlt, daß er ein Feind des allgemeinen Stimmrechtes war; er hatte im Uebrigen wohl die Gabe, unangenehme Dinge nicht schärfer zu fühlen, als er wollte, — vor Allem aber hatte er den offenen Blick für das Große und Lebendige behalten und er hielt sich, wenn ich nicht irre, trotz einiger Abweichung, an seinen Bismarck. Seine eigene Arbeit aber wandte er neuen Dingen zu. Er war viele Jahre hindurch einer der einflußreichsten akademischen Lehrer gewesen, hatte eine Reihe begabter und getreuer Schüler erzogen, die seine Art weitertrugen, hatte daneben in München und Bonn stets Hunderte von Hörern um sich geschaart und sicherlich auf sehr Viele wichtig eingewirkt. Das gab er 1875 auf: er trat an die Spitze der preussischen Archivverwaltung. Von da ab hat er zwei reiche Jahrzehnte lang bedeutsam in die Organisation unserer historischen Arbeit eingegriffen, als Archivdirektor, als Mitglied der berliner Akademie und der münchener historischen Kommission, als Begründer des preussischen historischen Institutes in Rom. Ueberall hat er große Veröffentlichungen veranlaßt oder mitgeleitet; inzwischen stand die 1858 von ihm geschaffene und bis an sein Ende gepflegte Historische Zeitschrift, wenngleich mit wechselnder Vortrefflichkeit, immer im Mittelpunkt der geschichtlichen Studien. Diese wissenschaftliche Seite seiner Thätigkeit lag ihm wohl näher am Herzen als die administrative, doch wird von kundigen Beurtheilern versichert, daß auch seine Verwaltungarbeit keineswegs unfruchtbar geblieben sei. Unsere Wissenschaft hat ihm Vieles zu danken gehabt; er selber hat sich in der Nachstellung wohl gefühlt, die ihm vergönnte, Etwas zu schaffen und Etwas zu bedeuten. Ein stiller Gelehrter war er einmal nicht; im Mittelpunkte der Fachgenossen über Deutschland hin einflußreich und geschickt zu walten, in manchem Sinne ihr erster Mann zu sein, über die Jugend zu verfügen, wohl auch die Huldigungen hinzunehmen: Das war seine Freude. Auch wer ihm nicht eigentlich nahestand,

hat da wohl den Meister in seinem Zimmer in der Hohenzollernstraße aufgesucht, und Keiner wird das Bild vergessen: die hohe Gestalt mit dem großen Kopfe, das ausstrahlte Gesicht vom weißen Barte franzartig umgeben, die gealterten Züge bis zuletzt außerordentlich fein und klug, voll imponirender Freundlichkeit und mit einem Zuge von heiterer Fronie, die nicht verlegte. Wie anmuthig und lebendig mußte er zu erzählen! Es war in Allem ein großer Herr, der da empfing, ein Mann von stattlicher Vergangenheit, beherrschender Bildung und starkem, zwanglosem Selbstbewußtsein, von früh auf gewöhnt, auf den Höhen des Geistes und des Lebens sicher dahinzuschreiten; zudem der hohe Beamte, dem die „Excellenz“ natürlich genug zu Gesichte stand; eine ungefuchte Würde, unstreitig ein Hauch vom großen Stil. Und während er so, scheinbar in halber Muße repräsentirte und leitete, plante und arbeitete er nicht nur an einer großen „Deutschen Geschichte“, er stand überdies in jahrelangem stillen Verkehr mit dem Fürsten Bismarck — was gäbe man darum, diese Gespräche zu kennen! — und 1889 erschienen die ersten Bände seines zweiten Lebenswerkes, der „Begründung des Reichs“. Er durfte sein Dasein abschließen mit der Erzählung des Großen, das zu erleben und fördern zu helfen der beste Inhalt dieses Daseins gewesen war. Er hat daran geschrieben bis zuletzt: wer an Heinrich von Sybel denkt, Der denkt heutzutage vornehmlich an dieses Buch.

Die wesentlichen Züge des Geschichtschreibers Sybel sind in dem raschen Abriß seines persönlichen und politischen Lebens bereits zu Tage getreten. Am Wenigsten die des Gelehrten im engeren Sinne; und doch war Sybel auch Dies. Er ist bis in die germanische Urzeit hinaufgestiegen und hat die Ursprünge des deutschen Königthumes in einer viel umstrittenen Schrift scharfsinnig und geistreich untersucht. Sybels Geschichte des ersten Kreuzzuges ist ein bewundertes und weitwirkendes Muster einer schneidigen Kritik der Ueberslieferung geworden; die erste Handwerksarbeit des Historikers, die eingehende kritische Prüfung der Quellen, übte er, im Sinne Ranke's, mit Meisterschaft und mit Lust. Wenn er über „die Gesetze des historischen Wissens“ sprach, erörterte er nicht die großen Fragen etwa von politischer und Kulturgeschichte, von Sozial- und Individualgeschichte, wie sie heute verhandelt werden: er sprach einfach über die Kunst, aus den stets entstellenden Berichten über Ereignisse den wahren Hergang dieser Ereignisse herauszuschälen. Indessen er selber forderte und leistete doch von Anfang an sehr viel mehr: die kritisch festgestellten Vorgänge sucht er politisch zu deuten, zu begreifen. Er verlangt vom Geschichtschreiber eine umfassende materielle, eine staatsmännische Bildung, die für Alles ein Maß und Urtheil schafft. Und noch mehr: er verlangt von ihm stets — und zwar auch innerhalb seiner eigentlichen Berufsarbeit — die lebendige Theilnehmung an den großen Aufgaben der eigenen Zeit. Er stellt in jenem

Programm von 1856 sich und seine Genossen zu seinem Lehrer Ranke in offenen Gegensatz: das scharf-persönliche Urtheil, die greifbare Tendenz, die nationale und parteiliche Farbe, die sie besitzen, preist er der vornehm hohen Zurückhaltung des Meisters gegenüber als einen wichtigen Fortschritt. Und so sind denn unter Sybels zahlreichen und weitgreifenden Aufsätzen und Büchern ganz wenige, die nicht zu den Kämpfen des Tages in deutlicher Beziehung ständen. Selbst jenes Buch über die altgermanische Verfassung steht ihnen nicht fern: es wendet sich gegen die zeitgenössische Romantik und deren ja auch politisch so bedeutsam gewordene Auffassung des Germanenthumes; ein großer Plan, den er einmal hegte, den Untergang der antiken Welt darzustellen, hätte ihn sicherlich noch viel weiter mitten in die Gegenwart hineingeführt. Er hat diesen Plan fallen lassen; entsprechend seinen tiefsten Neigungen wandte er sich der Darstellung der neueren Geschichte zu. Ihr gilt seit dem Ende der vierziger Jahre die große Mehrzahl seiner „kleinen historischen Schriften“, in denen er sich immer wieder als Meister einer zusammengebrängten und durchsichtigen Darstellung und Diskussion, einer überaus anregenden Popularisirung erwies. Da ist eine Anzahl anmuthiger und klarer Charakteristiken, vom Prinzen Eugen an bis herab auf Napoleon den Dritten und den kurhessischen Reactionminister Hassenpflug; denn Sybel, obwohl seiner Anlage nach nicht eigentlich Biograph, dachte hoch von der freien Selbständigkeit und von der schöpferischen Bedeutung der lebendigen und vollends der großen Persönlichkeit: Personen und nicht Einrichtungen, so hat er früh gelehrt, bestimmen die Geschichte der Völker. Da greift er ferner unmittelbar in den Streit der Parteien ein, wenn er die klerikale Politik im neunzehnten Jahrhundert, wenn er die Entwicklung der ultramontanen Ideen schildert, wenn er „die christlich-germanische Staatslehre“ der Romantik einer zersetzenden historischen Kritik unterzieht. Da ist er mehr als einmal ganz und gar aus dem historischen in das publizistische Fahrwasser übergelenkt: am Aller Schärfsten vielleicht in einer berühmten Flugschrift, die ein völlig historisches, ja das mittelalterliche Gewand trägt und doch im Wesen völlig modern-politisch ist. Sie erörtert die Wirkung der mittelalterlichen Kaiserpolitik auf die Schicksale Deutschlands und findet in dem internationalen, theokratischen Eroberungstreben der Kaiser den Grund all unseres inneren staatlichen und nationalen Verfalles. 1861 hat der rheinische Protestant Sybel diese Kampfschrift gegen den westfälischen Katholiken Julius Ficker geschrieben, der preussische bonner Professor gegen den österreichischen in Innsbruck. Die gesammte Fragestellung ist im Kerne unhistorisch, diese moderne Verurtheilung einer Politik, die große Jahrhunderte beseelt hatte, gewaltsam und einseitig, die geschichtliche Beweisführung und These Sybels von den Fachgenossen längst aufgegeben. Trotzdem hat diese Verhandlung über „die deutsche Nation und das Kaiserreich“ ihr gutes Recht gehabt. Sie

geht aus von den Gegensätzen der groß- und Kleindeutschen Tendenz, wie sie 1861 hell aufeinander schlugen, Sybel sichts für die Kleindeutsche Lösung der deutschen Frage; indem er mit Unrecht die alte Kaiserherrlichkeit zerschlägt, streitet er — siegreich! — gegen das zeitgenössische Oesterreich und dessen deutsche Stellung. Sein Buch war eine Waffe. In der Geschichte der historischen Erkenntniß bezeichnet es eine Verirrung, aber der Geschichte unseres werdenden Staates gehört es bleibend und glänzend an.

Ueber alle diese Nebenwerke, die allein ein Leben hätten ausfüllen mögen, ragen die beiden großen Schöpfungen Sybels hinweg: die Darstellungen der französischen Revolution und der deutschen Reichsgründung, die erste von ihnen das Höchste und Beste, das er überhaupt geschaffen hat. Dreißig Jahre hindurch, von 1850 bis 1880, hat diese „Geschichte der Revolutionzeit“, erst von 1789 bis 1795, dann bis 1801 geführt, ihn begleitet; ihre nationale Bedeutung wurde vorhin besprochen, ihre wissenschaftliche macht Heinrich von Sybel zum großen Historiker. Eine Fülle geleisteter und vergeistigter Arbeit liegt in diesen fünf starken Bänden beschlossener; immer von Neuem und immer reichlicher hat sie die archivalischen Stoffmassen herangezogen, während sie zugleich die bereits vorhandene Ueberlieferung, Akten und Protokolle, Briefe, Memoiren und Erzählungen der Zeitgenossen, mit sicherer methodischer Prüfung durchdrang und erneuerte. Die erste Eigenthümlichkeit des Werkes, die sogleich ins Auge springt und die wirklich das Ganze beherrscht, ist die innige Verbindung der inneren Politik mit der äußeren. Die geradezu entscheidende Wichtigkeit der europäischen Beziehungen auch für die pariser Vorgänge hat Sybel zuerst, nach gut ränklicher Methode übrigens, erwiesen: seine Schilderung umspannt das gesammte, auch das östliche Europa, zeigt den französischen, deutschen, polnischen, italienischen Boden von den selben weiten Erschütterungen bewegt und umgestaltet, giebt den diplomatisch-militärischen Ereignissen manchmal allzu breiten Raum. Auf diesem Felde liegen die sichtbarsten Entdeckungen des Forschers. Es entsprach freilich seiner Art, daß ihm auch in diese europäische Politik die Neigungen und Abneigungen hineindrangen, die ihn selber gerade erfüllten. Er hat für den Ausbruch des Kampfes zwischen dem revolutionären Frankreich und seinen monarchischen Nachbarn, in glücklicher Beseitigung der herrschenden Legende, aber nun auch gleich viel zu einseitig, die Revolution, insbesondere ganz persönlich die Girondeten, verantwortlich gemacht. Er hat die Schuld am Scheitern des europäischen Angriffes mit wiederum einseitiger Schärfe der österreichischen Staatsleitung geschoben. Beide Thesen hat er vielfachen Angriffen gegenüber mit der unbedingten Fähigkeit, der dialektischen Kunst und der Freude am Kampfe festgehalten, sie seiner Polemik überhaupt eigen waren. Das Bedeutendste an seinem Werke ist dennoch schließlich die innerfranzösischen Abschnitte. Auch sie hob er in den Zusammenhang der europäischen Geschichte, der Jahrhunderte hinein, in den



weiten Zusammenhang des großen Befreiungswerkes, das sich seit dem Ausgange des Mittelalters, zumal aber im ganzen Verlaufe der Aufklärung, allorts vollziehe. Er bestimmte die Vorgeschichte und die Sonderart der französischen Bewegung inmitten dieser allgemeineren und er verfolgte nun diese französische Revolution durch all ihre Stadien hindurch, überall mit historischer Nachempfindung und gleichzeitig mit wacher Kritik. Wenn man mit Recht von einer Zertrümmerung der revolutionären Legende gesprochen hat: nicht etwa erst Laine, sondern Sybel hat sie zertrümmert. Er zeigt schon in den glänzenden Anfängen der ersten Nationalversammlung die Ursachen des politischen Scheiterns auf, er legt den Finger von da ab überzeugend und belehrend an jede Wunde. Aber — und hier liegt sein höheres Verdienst — er kritisiert eben nicht nur; er erzählt an der Revolution, obwohl er ihr zur einen Hälfte Feind ist, obwohl er ihrer Gewalt und ihren Leistungen oft nicht gerecht geworden ist, dennoch nicht blos die Geschichte einer nationalen Krankheit, sondern die Geschichte eines in tausend Beziehungen eben so heilsamen und großen wie unvermeidlichen Prozesses: er erzählt, im Gegensatz zu einem berühmten Nachfolger, wirkliche Geschichte. Die ganze Nothwendigkeit der staatlichen und darüber hinaus der sozialen Umbildung, deren Fortschritte, die Wandlungen des französischen Organismus in Stadt und Land, die neuen und besseren Gestaltungen, die der Revolution entstiegen: er schildert sie alle, klar und bewußt. Nicht immer zwar mit der Breite und Tiefe, die der heutige Beurtheiler von einer wirklich organischen Auffassung fordert. Man ist sicherlich erstaunt, den Bau von fünf Bänden auf eine Darlegung der Ursprünge und Zustände aufgebaut zu sehen, die nicht mehr als 43 Seiten umfaßt; die Entwicklung nicht ausmünden zu sehen in eine wirklich umfassende Uebersicht der diese Entwicklung erst abschließenden bonapartistischen Ordnungen und deren sozialer und politischer Bedeutung. Auch spürt man überall stark die Luft der liberalen Theorien, in der Sybel groß geworden ist: sehr einseitig legt er den Maßstab der unbedingten wirthschaftlichen Freiheit an die große Umwälzung an, nur was diese Freiheit befördert, rühmt er, und was sie befördert, Das rühmt er ohne Einschränkung. Er schreibt durchaus als ein Sohn seiner bürgerlichen Umgebung und Epoche: als ein Angehöriger und Verteidiger des dritten Standes. Wenn man Das offen ausspricht, muß man allerdings Zweierlei hinzufügen. Einmal macht gerade diese Parteilichkeit den Schriftsteller in diesem Falle seinem Stoff ganz besonders kongenial. Denn die französische Revolution war ja wirklich die Durchbruchsbewegung des dritten Standes und ihre große wirthschaftliche Leistung ist wirklich die Befreiung der wirthschaftlichen Kräfte und der Individuen aus morsch und drückend gewordenen Banden gewesen; Sybel trägt also mit seinem Urtheil nichts Fremdes in die Dinge hinein, sein Maßstab paßt. Und zweitens: wenn er nun freilich jenem

Prozesse einen absoluten Werth zuspricht, den man heute bereits nicht mehr anerkennen kann, so wird Das zwar der ewigen Gültigkeit seines Werkes, aber ganz sicher nicht dessen persönlicher und historischer Größe Abbruch thun. Das Urtheil jedes neuen Geschlechtes über jedes vergangene ist ja immer wieder neu und anders. Sybel hat die Kraft gehabt, das Urtheil und die Erkenntniß seiner Generation stark und maßgebend auszusprechen: deshalb wird er selber, auch als Gelehrter, in der Geschichte fortleben. Und immer von Neuem wird man an ihm Dasjenige lernen können, was nicht der einzelnen Zeit, sondern den immer gleich bleibenden Geboten des wissenschaftlichen Geistes angehört: den eigentlich historischen Blick, der bei allem, selbst leidenschaftlichen Aufgehen in den Dingen doch klar und ruhig über die Dinge hinwegzuschauen weiß, das elastische historische Temperament, das Gefühl für das Richtige und Gerechte, für das Recht der Thatfachen. Diese Anschmiegsamkeit an die Ereignisse hat Sybel, trotz aller Tendenz und manchem Irrthum, in reichem Maße besessen. Man schätzt sie erst ganz, wenn man sein Werk mit Laines mächtigem und lehrreichem, aber unendlich einseitigem, ich glaube, es sagen zu müssen: dem Wesen nach widergeschichtlichem Nachgemälde zusammenhält. Unter den neuen französischen Darstellern großen Stils ist erst Albert Sorel, in Sybels bestem Geiste, über Sybel mannichfach hinausgekommen. Ersetzt hat auch er die deutsche Schilderung als Ganzes leider nicht: in Vielem widerlegt oder weitergebildet, der Ablösung fähig und vielleicht bedürftig, ist sie noch heute die beste Gesamtgeschichte des Revolution-Zeitalters geblieben.

In Sybels Künstlerschaft bezeichnet sie die volle Reife. Man staunt, zu hören, wie mühsällig dieser bewegliche und feine Geist sich seinen Stil erarbeitet hat. Weder Rede noch Schrift ist ihm von Hause aus leicht gefallen und beide hat er in eiserner Selbstzucht, in steter Schulung an der Antike sich zu Eigen gemacht; noch als Greis hat er sich zur Uebung seines Sprachgeföhles Abschnitte des Livius ins Deutsche übertragen. Dennoch ist er als Stilist durchaus selbständig und persönlich geworden und Manche haben in seiner Art die Vollendung historischer Darstellung erblickt. Das vermöchte ich freilich nicht. Sybel hat weder die monumentale Größe und die unvergängliche, majestätische Weisheit Rankes oder Dahlmanns Wucht und Macht, noch die hinreißende Wärme, den Reichthum und den Glanz der Farben und Gedanken, die Innerlichkeit, wie sie, einem Jeden nach besonderer Weise und in anderer Mischung, etwa Treitschke, Mommsen, auch Droysen, Häußer, Freytag eigen sind. Aber er hat seine Vorzüge für sich: eine gewinnende, leichte Harmonie von Inhalt und Form, eine überaus kluge, klare, selbst da, wo er einmal erregt und wo er einseitig ist, stets durchsichtige Art, zu denken, anzuordnen, sich auszubringen; in Charakteristik und Stil eine maßvolle Anschaulichkeit und, zumal auf der Höhe seines Lebens, eine feste männliche Kraft, gelegent-

sich einen entzückenden Schimmer von Anmuth und Ironie. Er hat einen sicheren und flüssigen Geist, der seiner sehr kunstvollen Darstellung den Reiz des Natürlichen und gewissermaßen Selbstverständlichen verleiht. Er ist ja der Mann des Ausgleiches und der Mitte: auch seine Eigenschaften gleichen sich beneidenswert glücklich aus. Man folgt dem Führer, der so elastisch dahinschreitet, mit wachsendem Gefallen und Vertrauen. Er hat, auch als Historiker, nicht die höchsten Eigenschaften besessen, aber was er besaß, in sich zur individuellen Vollendung ausgebildet. Er erweckt nicht den Eindruck des Schöpferisch-Genialen und behält doch neben jenen Ersten unserer Meister seinen Platz. Die Uebrigen aus seiner wahrlich reichen Epoche überragt er wohl Alle.

Er hat seine Führerstellung in dem Werke seines Alters, der „Begründung des Deutschen Reiches“, behauptet. Es ist in frischer Erinnerung, wie die sieben Bände an das Licht traten, überraschend durch diese uner-schöpfte Schaffenskraft eines Siebenzigers, überraschend zumal durch den Reichthum und durch die Thatsache selbst der Enthüllungen, die sie an einer so nahen Vergangenheit vollziehen durften: die Zeitgenossen der großen Entwicklungen von 1850 bis 1870 wurden erschüttert durch die helle Beleuchtung der gewaltigen Dinge, die sie erlebt und von deren Geheimniß sie doch nur so wenig gewußt hatten. Das Werk ist allbekannt: die weit ausgreifende Einleitung, die so nüchtern und straff, geradezu leuchtend von Klarheit, die politische Vorgeschichte der deutschen Einheit erzählt; dann die eigentliche Darstellung: eine Geschichte der preussischen Politik von 1848 an, im engeren Sinne bald die Geschichte der Politik Bismarcks von 1862 bis 1870, geschöpft aus den geheimsten Quellen, bis 1866 aus den gesammten Akten der preussischen Archive, von da ab wenigstens unterstützt durch die mündlichen Mittheilungen des Helden selbst. Mit aller Hingabe hat sich der alte Mitkämpfer diesem Stoffe, der ihm am Herzen liegen mußte wie kein zweiter, zugewandt: mit deutlicher Liebe und Bewunderung folgt er dem Könige und seinem Minister. Die schönste Charakteristik ist Wilhelm dem Ersten gewidmet; unvermeidlich aber trat doch Bismarck in den rechten Mittelpunkt der Erzählung. Und sicherlich ist die Schilderung seines Wesens und seiner Thaten ein Meisterwerk: mehr Zeichnung als Gemälde, ohne Pathos, ja, nach Eybels ganzer Art, ohne jegliche mystische, fast sogar ohne ästhetische Bewunderung für den Genius, der dennoch immer gewaltiger dominirt. Es ist ein Genuß von besonderer Feinheit, zu beobachten, wie Eybel den Wegen des großen Staatsmannes spürend und begreifend nachgeht, wie er mit reifer psychologischer Einsicht Bismarcks Pläne werden läßt, anstatt sie dilettantisch von vorn herein als feststehendes Programm einzuführen, — ein um so höherer Genuß vielleicht, weil durch diese anscheinend so ganz zurückhaltende Schilderung dann doch die Persönlichkeit des Geschichtschreibers vollerkennbar

hindurchschaut und weil sich der Leser die Frage immer von Neuem vorlegt, wie viel denn doch am Ende von Sybels eigener Natur in sein Bismarckbild übergegangen sei. Sybel allein hat das Material gekannt; ich kann mir trotzdem nicht helfen: der bald erhobene Einwand scheint mir berechtigt, daß es doch nicht der ganze und echte Bismarck ist, den wir hier erblicken. Ich sehe davon ab, daß der Historiker aus Gründen offizieller Rücksicht vielleicht nicht immer Alles hat sagen dürfen oder wollen, was er sehr wohl gewußt hat, so über die Stellung des handelnden Ministers zu seinem schwer beweglichen greifen Herrn. Ich denke an das Ganze der Schilderung Sybels. Sein Bismarck ist — wie soll man sagen? — zu verständig, zu korrekt, zu farblos und zu harmlos, zu zahm. Der Löwe kommt nicht zum Ausdruck, oder doch nur zu einem erheblich verblaßten. Ueber die Verantwortung oder auch das Verdienst am Ausbruche des Krieges von 1870 schwankt ja noch der Kampf; ich vermag an die Richtigkeit von Sybels Darstellung, der Alles Grammont und beinahe nichts Bismarck zuschrieb, vorläufig nicht zu glauben, und bin der Meinung, daß Bismarck durch eine andere, nicht so völlig unschuldige Deutung zum Mindesten nicht verliert. Und ähnliche Fragen stellt man auch wohl an frühere Abschnitte. Dabei sind diese diplomatischen Darstellungen zum guten Theile Meisterstücke unvergleichlich darstellender Kunst.

Seine Auffassung ist der Parteilichkeit geziehen worden. Natürlich! wie hätte selbst ein Anderer als Sybel die Parteilichkeit hier ganz vermeiden können? Und er bekennt sich im Vorworte ja ausdrücklich zu seinen alten preussischen und nationalliberalen Ueberzeugungen. Er sieht mit preussischen Augen und will so sehen; er schreibt als der Feind seiner eigenen politischen Feinde, und überdies mit dem Beistande, also auch halb im Auftrage des preussischen Ministers: ein Anklang von offizieller Darstellung bringt zweifellos hindurch; nicht nur der Historiker, auch der Staatsmann führt bei Sybel die Feder, hier wie immer, und diesmal mit einem neuen, mehr diplomatischen Zuge. Andererseits ist auch der Historiker in ihm vorsichtiger und zurückhaltender geworden. Die Jahre haben ihr Werk gethan: Sybel ist ruhiger und voller ausgereift als in seinen früheren Schriften, rantscher darf man wohl sagen, auch gegen den Widersacher und dessen natürliche Bestrebungen gerechter; mindestens war Das, selbst wenn es nicht überall gelungen ist, sein aufrichtiger Wunsch. Schwerer aber als der Vorwurf der eben unausbleiblichen Tendenz wiegt ein anderer: der Vorwurf der Dürftigkeit. Vom Beginn der Reaktionzeit ab hört das Buch auf, eine volle Geschichte der deutschen Einigung zu sein: es wird eben nur Geschichte der greifbaren, äußerlichen, vorwiegend der diplomatischen Politik. Erst von der Gründung des Norddeutschen Bundes an, da ihm seit 1890 die neue Reichsregierung die Archivalien des Auswärtigen Amtes entzog, nimmt er die

innere Politik in breiterer Auffassung wieder hinein und erst im letzten Bande streift er einen Theil der tieferen, außerparlamentarischen Bewegungen der Nation. Gerade der Absatz über den Sozialismus zeigt da am Deutlichsten, wie einseitig Sybels Interesse geworden war. „Politischer Historiker“ war er immer gewesen, aber im weiten Sinne: jetzt ist er es im engen. Man muß das Werk annehmen als Das, was es ist: natürlich läßt sich der verengerte Inhalt mit dem Titel schließlich vereinigen und einem Schriftsteller wie diesem dankt man für Das, was er hat spenden wollen, und versteift sich nicht darauf, etwas Anderes zu fordern, als seine Absicht einmal enthielt. Daß aber das neue Buch hinter der Revolutionsgeschichte an Fülle und Kraft der Darstellung und mehr noch des Inhalts zurücksteht, Das darf man nicht leugnen wollen: die Größe und die Tiefe der Epoche und ihrer Kämpfe, die so hart in das deutsche Wesen hineinschneiden mußten, die Tragik der Abrechnung von 1866, die leidenschaftliche Erschütterung, aber auch Erhebung aller Gefühle, die Breite des nationalen Lebens überhaupt kommt nicht zu ihrem Rechte. Die Darstellung ist, in ihrer inneren Begründung und Ableitung der Vorgänge und in deren Erzählung, zu dünn und zu glatt und, wenn man es unmißverständlich so sagen darf, zu oberflächlich geworden\*). Sie ist ganz gewiß keine „Aufreihung von Aktenauszügen“ und so, wie sie ist, in ihrer Kühle und Klugheit noch immer gerade werthvoll genug; gewiß haben wir allen Anlaß, uns zu freuen, daß wir über unsere neue Geschichte zwei Schilderungen besitzen, deren Individualität sich so eigen ergänzt wie die von Sybel und Treitschke:

\*) Sybel hat selbstverständlich gemeint, die Thaten Bismarcks seien eben das eigentlich Wichtigste an der „Begründung des Reiches“: wer aber Bismarcks Thaten einen volleren und tieferen, einen wirklich lebendigen Hintergrund wünscht, Der verringert die Größe des einzigen Genius und seiner Stellung wahrlich nicht. Doch sei es gestattet, aus einem Brief, den Sybel in den letzten Wochen seines Lebens schrieb, einige bedeutsame Sätze hierherzustellen und so nach der Kritik ihm selber das Wort zu lassen. Wie viel an diesen kühlen, hellen Sätzen des siebenundsiebzigjährigen Beobachters, unmittelbar genommen, zugleich unbestreitbare Wahrheit ist, liegt auf der Hand. „Ich halte es noch mit Treitschke: es sind die starken Männer, welche die Zeit machen. Die Masse macht nichts; sie empfindet drückende Bedürfnisse in weiten Kreisen; daraus abstrahiren gebildete Männer die Ideale der Zukunft; die Strömung dahin bleibt im Wachsen, schafft allerlei nützliches oder verkehrtes Detail, scheint endlich unwiderstehlich. Aber was geschieht, endlich energisch geschieht, endigt im Fehlschlag. Bis dann der starke Mann erscheint, der nicht bloß, wie alle Andern, das Ideal der Zeitströmung erkennt, sondern aus der eigenen Kraft die rechten Mittel zur Verwirklichung des Ideals ergreift. So Bismarck bei der deutschen Einheit. Wann oder wo wird die Sozialreform ihren Bismarck finden? Mir erscheint sie jetzt ungeschicklich in dem Stadium, in dem sich die deutsche Einheitsbewegung etwa 1844 befand: löbliches Streben, unklare Uebertreibungen, falsche Experimente.“

aber der Wunsch bleibt doch bestehen, daß gerade den Haupttheilen des sybelschen Werkes, denen von 1850 bis 1870, die Ergänzung und Vertiefung durch das treitschki'sche Gegenbild, durch die Weiterführung seiner „Deutschen Geschichte“, nicht ausbleiben möge.

Das Werk des alten Meisters hat eine kleine Literatur von Lob und Anfechtung nach sich gezogen. Unter den Fachgenossen hat sich, mehr wohl noch im Stillen, manche Opposition geregt; die politische Opposition, die sich von sehr verschiedenen Seiten her, in Deutschland und außerhalb, erhob, hat Sybel am Klarsten bezeugt, daß sein Buch, wie er es von je her gewollt, dem Leben auch der Gegenwart nicht fremd sei und in dieses Leben kräftig hineinwirke: im Sinne des Reiches und seines eigentlichen Schöpfers. Vom Verbundpreis und Allem, was darum hängt, will ich nicht reden. Sybel hat ihn nicht nöthig gehabt; er hat auch ohne ihn weiter gearbeitet. Und noch aus der Arbeit heraus hat ihn an diesem ersten August der Tod weggerissen.

Die Lücke, die ein so hoch Betagter offen läßt, pflegt, für das Gefühl der ferner Stehenden wenigstens, keine allzu breite zu sein. Freilich vermiffen wir in diesem Falle den Abschluß seines Werkes, den achten Band, in dem er zugleich eine Menge persönlicher Erinnerungen und weisen Urtheiles hinterlassen haben würde; wer wird ihn so ersetzen? Wir vermiffen eine Darstellung seines eigenen Lebens, die er einmal begonnen, deren Vollendung er dann aber hinter die rastlos pflichtgetreue Arbeit an seiner Reichsgründung zurückgestellt hatte. Und wir vermiffen den Prediger der Einheit und des nationalen Stolzes selber, den Mitstreiter und Bundesgenossen des Fürsten Bismarck, der doch immer noch eine geistig-politische Kraft über den Jüngeren war. Aber die Generation von 1815 will uns verlassen; wie viele erlauchte Namen hat uns dieses Jahr 1895 geraubt! Sybel hat die Aufgaben und Stärken und naturgemäß die Eigenheiten und die Schranken dieses Geschlechtes der bürgerlichen und liberalen Kämpfer getheilt; der Historiker wird wahrlich in die Krittelei nicht einstimmen wollen, mit der Manche der Heutigen sich über die große Generation erhaben machen möchten. Heinrich von Sybel ist deren geschlossenes und ausdrucksvolles Abbild, ein würdiger Vertreter ihres Geistes und ihrer Thaten; nicht über ihr, aber kräftig in ihr hat er gestanden. Dabei ein Kind des Glückes, das seine Gaben ausleben konnte in reichem Sonnenschein, zu schönem Ebenmaß, zu einer vollen Persönlichkeit, die sich und ihrem Volke gehörte und nun in die Geschichte eingegangen ist. Selbst der Abschied ist ihm leicht gewesen; er war nur einen Tag lang wirklich krank und ist im Hause seines Sohnes, in seinem altgeliebten Marburg, schmerzlos eingeschlafen: nach einem Leben, das gelebt zu haben der Mühe werth war.

Leipzig.

Professor Erich Marsch.



## Wie der Venzel Feierabend gehalten hat.

**V**ieher Leser! Wenn Dich Dein Nebenbuhler auf einen Thurm hinauflockt, die Leiter davonträgt und zu Deinem Schatz geht, was wirst Du machen? Wirst Du es Dir in einer Mauernische unter Spinnweben bequem machen und ein beschauliches Leben führen? — Wahrscheinlich kommst Du niemals in diese unliebsame Lage, für alle Fälle aber höre, wie es der Sulm-Venzel gemacht hat.

Dieser Sulm-Venzel hatte einen guten Freund und dieser gute Freund war so gut, daß er eines Samstags Feierabend zum Venzel sagte: „Ja, Du, mein Lieber, weißt, was ich heut möcht'? Auf der Antoni-Kirchen ihrem Thurm möcht' ich oben sein. Die Aussicht, die man dort haben muß bei dem klaren Wetter wie heut! Wohin man sieht von dem Antonithurm aus? Nach Graz sieht man hinein und gar ins Windisch hinab, wo der Wein wächst.“

Nun hatte der Alpen-Jodel, der Venz, sein Lebtag noch keine Gegend gesehen, wo der Wein wächst. „Die schönsten kanarigrünen Weinberge!“ sagte der gute Freund. „Ganz rauschig wirst, schon vom Anschauen! Magst, so steigen wir auf den Thurn.“

„Es gilt,“ antwortete der Venzel und sie gingen. Jeder hatte sein „halbes Feiertagsgewand“ an, der Eine, der Sebalb, sogar den grünen Hut mit der federn Hahnenfeder auf. Die Feder bog sich nach vorn, Das sah unternehmend aus. Am Feierabend giebt's allerhand Sachen! Welcher von den beiden jungen Burschen der Schönste war? Na, da müßt Ihr schon die Angla fragen, die weiß es genau. Aber der Eine, der Sebalb, wußte es nicht, daß sie es wußte, und aus dieser Unwissenheit kann eine Katastrophe entspringen.

Nun, einstweilen habe ich zu berichten, daß sie hinanstiegen den waldigen Hügel zur Antonikirche, die oben ihr weißes Thürmlein hoch über die Wipfel hinblicken ließ. Die Kirche stand zur Feierabendzeit stets offen, falls Jemand beten kommen wollte; der Opferstock war gut verwahrt und sonst nicht viel vorhanden, was ein versperrtes Kirchthor schloß gerechtfertigt hätte. Um den spitzen Thurmhelm kreisten muntere Vöglein.

„Steig' nur voraus die Leiter hinauf, ich schau in der Sakristei nach, ob der Pfarrer nicht ein Spektivi (Fernrohr) hat, und komm' gleich nach,“ so sagte der Sebalb.

Nun wußte der Venzel zwar wohl, daß ein „Spektivi“ nicht unumgänglich zu den kirchlichen Geräthen gehört, dachte aber, sein Freund, der manchmal Meßnerdienst leitete, könne es wohl wissen, was da vorhanden war. Da ihn schon nach der Grazerstadt und den kanarigrünen Weinbergen gelüftete, so stieg er langsam voraus die steile, etwas wackelnde Leiter hinan und gab hübsch Acht, daß er sich im Dunkeln nicht an einen Balken stieß. Es mußte schon wer oben

sein, ein Arbeiter oder so was, der mit gleichmäßigen Schlägen einen Nagel eintrieb oder Dergleichen. Das war aber das Ticken des Kirchenguhr-Pendels, der an den auf und nieder gehenden Gewichtseilen saßt hin und her tickte. Bald lichtete es sich, es waren die Thurmsfenster da und der Bursche war am Ziel. Er schaute hinaus in die weite Welt. Zwischen den Bergen dort sieht man ins Blaue hinein. Blauer und grauer Dunst. Dort draußen kann die Grazerstadt wo liegen. Und ist sie dort nicht, so wird sie halt wo anders sein. Die Welt ist überhaupt sehr groß. Und sehr hübsch. Besonders, wenn sie im Sommer-Samstag-Feierabend so breit und flach daliegt, wie auf dem Radelbrett der Strudelsteig, und die Bäuerin schon die Speckgrameln darauf gefäet hat. Die Speckgrameln, Das waren hier die Kirschbäume und die Wirtshäuser und die Almhütten dort drüben, wo saubere Dirndlein haufen. Und hübsch ist sie, die Welt, wenn man ein frischer Knab' mit zweiundzwanzig Jahren thut sein! Bis erst der Sebald mit dem Spektiv herauskommt, zu den Almhütten schauen wir hinüber. Auf der grünen Alm standen die Kühe und Kälber wie weiße Flöhe, die sah man auch mit freiem Auge, aber die Angla, die konnte man nur mit dem Rohr erkennen — die Angla — die Angla . . . Gott, so ein Mädel!

Unten auf dem Sandweg an der Kirche lief jetzt der Sebald daher, schleifte hinter sich eine lange Leiter, schleuberte sie auf den Rasen und eilte höhnlachend thalwärts. Und jetzt merkt es der gute Leuzel, daß er verrathen und verkauft ist. Er schreit dem Treulosen nach: „Hör' auf, Das ist ein dummer Spaß! Bring' die Leiter her!“ Ja, die Leiter her! Der Sebald wendet sich dort beim Ahorn einmal um und macht mit den zehn Fingern vor der Nase eine Geberbe, wie man es beim Klarinettenblasen thut. Und dann flugs in den Wald hinein.

Der Leuzel versuchte Allerlei, wie man vom Thurm herabkommt. Es giebt zwei Wege, einen inwendig, einen auswendig. Der inwendige ist dunkel, der auswendige licht; lustig steilab geht jeder. Ob man sich die Beine bricht, wenn man da hinabhüpft, oder ob man ganz tot ist? Ganz tot, Das wäre zu dumm; die Beine brechen, Das wäre auch nicht klug. Schreit man um Hilfe, so kommen sie und lachen und morgen bist der Thurmspaß in der ganzen Gegend. Wenn die Angla hört, daß Du der Thurmspaß bist! Das Uebernachten auf dem Thurm wäre weiter kein Unglück, aber — Tick-Tack macht der Leuzel die ganze Nacht, während der Mensch dort drüben auf der Alm sein soll. Dort drüben auf der Alm ist derweil ein Anderer. Tick-Tack macht der Leuzel, der Pendel. Den Sebald hats schon lang danach geplagt, nach der Almhütte. Tick-Tack macht er? So höre doch, Das ist ein guter Rath! Die Uhr leih' Dir ihre Strickleiter. Verstanden hat ers, — wie schlau er auf einmal geworden ist! Den Pendel hebt er aus, setzt sich auf den Steinklumpen des Uhrgewichts, hält ans Seil und — Tick-Tack, Tick-Tack in hastiger Eile — rasch sinkt das Gewicht mitsammt dem Insassen. In kaum einer Stunde ist er so weit unten, daß er den Sprung wagen kann.

So, da wären wir wieder. Man glaubt es nicht, was der Mensch an nem festen Erdboden hat. Ist vertrackt schwer zu entbehren, der feste Erdboden!

Mittlerweile war es auch draußen dunkel geworden. Und Das, dachte er Bursche, ist just die rechte Zeit zum Fensterlingehen auf die grüne Alm. War die grüne Alm ist bei der Nacht schwarz und die weißen Kühe sind auch



schwarz und die Angla wird auch schwarz sein. Das macht nichts. Der Weg ist auch schwarz, doch er trifft ihn ganz genau. Nach zwei Stunden ist er auf der Alm bei den Sennhütten. In der ersten Hütte ist Licht; es ist nicht die feine, aber er guckt durchs Fensterchen hinein. Da drinnen sind ihrer ein halbes Duzend Dirndlein beisammen, sitzen um einen Leuchtspan herum, flicken ihr Gewand aus und thun plaudern. Und die kleine Angla ist auch dabei. Sie sitzt gerade neben der Herdgluth, daß sie ganz glühend ausschaut im Rundgesichtel und über dem weißen Busenhemd. Herrschaft! denkt sich der Lenzel, glühendes Eisen wär' gut schmieden! Wenn sich Die auch noch auswendig anzündet! Na, derweil geh' ich voraus in ihre Hütt'n, sie wird schon nachkommen. Bleibt aber immer noch stehen und schaut hinein. Mit den Ohren hört ers zwar nicht, was sie plaudern, aber an ihren schallhaften Gesichtern, ihrem Nicken und Lachen merkt ers, sie sprechen von den Mannsbildern. Na, Das ist wenigstens was Rechtes! Jetzt strengt er seine Ohren an, aber sie sind immer noch nicht lang genug, er hört nur so etwas, als ob Eine den Vorschlag gemacht hätte, sie sollten Buben tauschen. „O na,“ ruft die Angla laut, „Das thu' ich nit! Meinen Buben vertausch' ich nit! Behalts Ihr Eure Scherben nur selber, der meinige ist noch gut über und über und den geb' ich nit her.“

Na, Lenzel, um so was zu hören, Das verlohnt sich doch, auf dem Uhrgewicht vom Thurm herabgeritten zu sein! Der Leuchtspan glosste seinem Rande zu, der Bursche spütete sich zur oberen Hütte hinauf. Die Bretterthür war versperret, er wußte durch den Heuboden ein Loch hinein und bald saß er drinnen, wieder so im Dunkeln, wie vorhin im Thurme, aber in ganz anderer Stimmung! Hinter der Seitenwand schellte manchmal die Kuh und man hörte ihr Wiederkäu'n. Der weiche Stallbunst erfüllte die Hütte. Der Lenzel machte sich bequem. Die Bettkissen waren ganz kühl und fühlten sich gar ein Wenig schwammig an; aber es war ein bridelnder Duft vorhanden, der ihm gar wohl gefiel.

Und jetzt fängt Etwas an zu geschehen. Zuerst leise, dann lebhafter klopft es ans Fenster, das über dem Bette ist. Ein krummgebogener Finger, und daran war ein großer Padel gewachsen, und dieser bettelte um Einlaß. Der Lenzel erkannte an Haltung und Stimme seinen guten Freund Sebald.

Da der Lenzel drinnen nicht gleich antwortete, so sagte Der draußen: „Wohl, wohl, Dirndel, heut' wirst schon mit mir zufrieden sein müssen; der Andere ist zwar viel feiner als ich, aber kommen thut er heut nit.“

Der Lenzel öffnete das Glasfensterchen ein klein Wenig und flüsterte mit verstellter Stimme hinaus: „Warum kommt er denn nit, der Andere?“

„Du, mit dem hast Malär“, sagte Der draußen, „der Lenzel ist neuzeit ein Betbruder worden. Der geht jetzt zu der Antonikirchen fensterin, gewiß auch noch. Und hat mich hergeschickt, kenn'n thust mich eh, der Brennbauern-Sebald, und sollt Dir statt seiner die Zeit vertreiben helfen. Welt, 's ist Dir recht, Herzerl?“

„Auf keine Weis' nit“, flüsterte der Lenzel.

„Wirst sehen, daß ich nit zu verachten bin.“

„Vom Verachten hab' ich nichts gesagt, aber schlafen will ich.“

„Ich will Dir helfen dabei. Zwei richten mehr aus beim Schlafen als Eins.“

„Meinst Du?“

„Gewiß auch noch. Und ich geh' heut nit heim alßer weißer.“

„Mußt Dich halt mit Kohlen anstreichen dort beim Herd.“

„Gilt schon, ich will mich mit Kohlen anstreichen an Deinem Herd.“

„Keinen Mohren mag ich aber nit.“

„So will ich mich weiß waschen an Deiner Milch.“

„Die Milch gehört nit mein.“

„So will ich sie gut zahlen.“

„Mit Hobelschaiten 'leicht?“

„Will Dir einen Gefallen thun, wie ihn ein Bauer mit drei Paar Ochsen nit kann leisten. Dirndl, derbarm' Dich, mach' auf.“

„Wenn Du schon gar so hitzig bist, daß Du mir die Wand nit anbrennst da draußen, so mußt halt hereinfliegen beim Rauchfang.“

„Zum Fliegen bin ich nit eingerttet, wirst schon die Thür müssen aufmachen zur Abwechselung.“

„Zimmer einmal eine Abwechselung wird wohl nit schaden, aber die Thür ist verriegelt und die schönsten Buben finden das Heubodenloch. Komm nur gleich ums Eck, durch die Schupfen links.“

Also das Zwiesgespräch.

Der Lenzel hatte vorhin an der Wand eine Viehgerte getastet, nach der griff er jetzt, während der Andere den Weg in die Hütte suchte und auch fand. Und mit der Gerte kauerte er sich hinter dem Bett an die Wand und dachte: wenn sie nur heut noch einen frischen Span angezündet hätten in der unteren Hütte. Jetzt konnt ich die Kleine nit brauchen daheroben.

Mittlerweile hatte sich der Sebald mit einiger Mühe und Umständlichkeit von rückwärts hereingearbeitet, einmal stieß er sein Knie an den Ballen, dann seine Achsel, dann seinen Kopf, er litt es mit größter Geduld, ich glaube, es hat ihm gar nicht weh gethan.

Der Lenzel strich mit der Hand über die Gerte hinaus, sie war dreifach gestochten und hübsch zähe.

Jetzt war der Sebald beim Herde und tappte in die Asche hinein, jetzt war er beim Milchkasten, tastete an den Töpfen herum und lispelte: „Wo denn, wo hast es denn, Dein Liegerstabl?“

„Bist nimmer weit davon“, flüsterte der Lenzel nach Weiberart.

„Au, Das ist ja der Ledertrog!“ \*) klagte der Andere, weil er in die Kleien gerathen war.

„Du wirst mir noch ins Milchhäfen fallen wie ein Schwabentäfer“, zischelte der Lenzel. „Mußt nit gar so dalgert umeinander tappen, laß Dir Zeit, wirst nichts veräumen. Deine Joppen häng' dort an den Nagel.“

„Ist eh wahr,“ antwortete der Sebald und begann, das überflüssige Gewand von sich zu thun.

Dem Lenzel war schon ganz heiß geworden und die Armmuskeln spannten sich scharf.

„Ein Bissel leid thuts mir halt doch um den Andern,“ hauchte er scheinbar recht wehmüthig.

\*) Trog zum Aufbewahren der Kleie- und Salzlecke für das Vieh.

„Um die Letzigen? Um den Thurmspäßen?“ versetzte der Andere.

„Thurmspäßen?“ fragte der Lenzel.

„Na, so . . . wo denn? Wo bist denn, Schnegger!“

„Da bin ich!“ so der Lenzel und fuhr aus seinem Winkel hervor wie ein wildes Thier . . .

\* \* \*

Als die Angla nächstlicher Weile an ihre Hütte gekommen war, erschraf sie schier zum Schlagtreffen. Drinnen plötzlich ein schreckbares Gepolter, Geflüche, Gestöhn und Gemimmer. Wie ein Pfeil schoß sie zurück zu den Nachbarnhütten. Dort steckten sie sich Alle zusammen und getrauten kaum Athem zu holen die ganze Nacht.

Erst als das Morgenroth aufstieg, gingen sie, mit Knütteln und Sensen bewaffnet, helbenhaft der oberen Hütte zu, um etwa die Ursache des nächtlichen Spukes zu erforschen. Die Thür war der Ordnung gemäß verschlossen, wie Das bei Geistergeschichten immer der Fall ist. Und als sie die Thür öffneten, welch ein Durcheinander! Herrgott noch einmal, welch ein Durcheinander! Ein Theil des Bettes lag auf dem Herde, von der Bank waren zwei Füße eingeknickt, so daß die Kleien und die Milch zwischen den Scherben als vielarmiger Brei ausgebreitet lagen. Diebe konnten es nicht gewesen sein, denn es fehlte nichts; es war im Gegentheil Manches da, was nicht in die Hütte gehörte. Unter dem umgestürzten Tisch ein grüner Hut mit Hahnenfedern und ein Tabaksbeutel und im Winkel ein benagelter Mannschuh.

„Da haben s' g'rauft!“ zeterten die Weibsleute.

„Um mich haben s' g'rauft!“ sagte die Angla mit großartiger Ruhe.

„Zerschlagen haben s' ihr Alles!“ schrie eine Andere. „Angla, Dich mögen s' nit, da sieht mans!“

„Um mich haben s' g'rauft!“ wiederholte sie. Denn ein Bauerndirndl fühlt ihre Liebe erst sanktionirt, wenn um sie gerauft worden ist.

Am nächsten Samstag kam der Eine um seinen Tabaksbeutel.

„Aber Lenzel!“ gurrte ihn das Dirndl an, „bist Du gewesen? Ja, was hast denn angestellt?“

Schmunzelnd barg er den Beutel rückwärts am Hosengurt.

„Das da hab' ich auch gefunden,“ sagte sie und that aus dem Winkel den grünen Hut und den Mannschuh hervor.

„Das gehört einem Andern,“ entgegnete der Bursche. „Der wird die Sachen schwerlich holen kommen. Kannst sie einem Armen schenken.“

Und nachher haben sie sich gern gehabt.

Graz.

Peter Rosegger.



## Crispi und Cavallotti.

Wenn einer berüht gewordenen Wendung hat jüngst der Marschese von Rubini gesagt: „Moralische Fragen werden nicht durch Majoritätsbeschlüsse erledigt.“ Das war sehr richtig vom idealen Gesichtspunkte aus, aber falsch von dem der Wirklichkeit. Seit geraumer Zeit will man die sogenannten moralischen Fragen bei uns durch ein Parlamentsvotum lösen und die Volksvertretung beansprucht ein ihr in der Verfassung nicht verbürgtes Recht, an die Stelle der ordentlichen Gerichte zu treten und Angeklagte, Verurtheilungen und Freisprechungen zu schaffen. Das ist z. B. geschehen, als die Kammer das Aktienstück annahm, das ihr der Exminister Giolitti anbot; die Kammer hätte es dem Ueberbringer zurückgeben müssen, Das wäre die einzig würdige Art gewesen, einen Skandal zu beseitigen oder doch zu verhindern, daß er innerhalb des Parlamentes, dank der Mitschuld aller Vertreter der Nation, zum Ausbruch kam. Das hatte schon Bonghi in einer meisterhaften Rede gerathen, aber die nach Sensationen lüsterne Majorität wollte es anders und verlangte anstatt der Hausmannskost nüchterner Arbeit die Pikanterie der Enthüllungen. Ein zweites Beispiel war durch die Abstimmung gegeben, durch die Crispi auf den Schild erhoben wurde, nachdem Cavallotti ihn in der Presse durch Veröffentlichung neuen Aktienmaterials angegriffen hatte. Der Abgeordnete von Mailand hatte an die Kammer die kühne Frage gerichtet: Sagt, ehrenwerthe Kollegen, giebt es in diesem Hause einen Expreßer oder einen Verleumder? Die Kammer überhörte dieses Dilemma und wollte eine so gestellte Frage nicht diskutieren, sondern erklärte ihre Meinung durch eine für Crispi sich erhebende überwältigende Majorität. Cavallotti hielt es nach dieser Niederlage für gut, seine Sache dem Staatsanwalt zu übergeben und den Premierminister seines Landes einer vierfachen Schuld — des Meineides, der Expreßung, der Bestechung und des Betruges — zu zeihen.

Dieses Ereigniß ist ernst und für jeden Italiener schmerzlich. Man könnte meinen, es wäre patriotisch, davon im Auslande nicht zu reden; aber es ist zu wichtig und zu weit bekannt, als daß Schweigen es vergessen machen könnte; auch spreche ich an dieser Stelle in einem Italien befreundeten Lande und in einer unabhängigen Zeitschrift, die ihren Mitarbeitern ein freies Urtheil gestattet. Deshalb will ich mit meiner Meinung nicht zurückhalten.

Ist denn die von Cavallotti aufgeworfene Frage wirklich eine moralische Frage? Nach meiner Meinung ist sie Das nicht; sie ist eine politische Frage mit einem ethischen Anstrich. Wenn es nur um die Moral gegangen wäre, so hätte Cavallotti auch sich und die Welt daran erinnern müssen, daß, von Crispi abgesehen, in der italienischen Kammer noch mancher Schuldbeladene saß, oder doch ganz gewiß Mancher, dessen Ruf mindestens eben so angetastet war wie der Crispis. Und zweitens, wenn man von Moral spricht — und Das ist bei einem Politiker heutzutage sehr gewagt —, so soll man sich nicht auf Leute berufen, die keine Achtung genießen und die notorisch unzuverlässig sind; vielmehr muß dann jede Stütze fest und gesund sein, sonst ist es mit der Wahrheit und Gerechtigkeit schlecht bestellt. Und wenn man schließlich einen Mann, der nicht gerade der Erstbeste ist, angreift, muß man neben seinen Fehlern auch seine Verdienste gelten lassen, nicht nur aus Ehrgefühl, sondern auch aus taktischen Gründen,

denn man findet für eine Anklage eher Glauben, wenn man auch das Gute, das der Angeeschuldigte gethan hat, gelten läßt.

Es war deshalb nicht klug von Cavallotti, Crispi's hervorragenden Antheil an der Expedition der Tausend unter Garibaldi zu leugnen und seine Vergangenheit der Gegenwart wegen völlig zu vergessen; dieser Fehler ist eine Folge des allzu feurigen Temperamentes, das den lombardischen Volksvertreter auszeichnet. Cavallotti ist eine Jakobinernatur, ganz wie Francesco Crispi ein ausgesprochener Jakobiner ist. Hätte der Zufall vor ein paar Jahren Cavallotti an Stelle Crispi's zum Machthaber erhöht, so würde die Haltung der Opposition kaum anders sein, als sie jetzt thatsächlich ist. Beide sind im Grunde Gewaltmenschen, aber sie treten als Paladine der Freiheit auf, so lange sie in den Reihen der Opposition sitzen.

Diese Uebereinstimmung der Temperamente hat beide Männer erst eine Zeit lang gemeinsamen Gegnern gegenüber vereinigt, um zuletzt eine lange unterdrückte Antipathie in unverföhllichen Haß zu verwandeln. Wenn die Seele Crispi's aus einem wächsernen Stoff gemacht wäre, an dem die Pfeile der Ironie und des Hohnes versagen, so würde Cavallotti nicht daran gedacht haben, ihn zu bekämpfen; und er hätte ihn auch in Ruhe gelassen, wenn Crispi eine Mittelmäßigkeit wäre, die weder Furcht noch Achtung einzufößen vermag; Cavallotti hätte ihn dann einfach mit den gewöhnlichen Mitteln der oppositionellen Minderheit bekämpft. Eine Natur wie Agostino Depretis hat nie Angriffe erfahren wie seit Jahresfrist Crispi, denn sein Charakter hatte in seiner cynischen Apathie nichts Herausforderndes; er überwand alle Schwierigkeiten durch Lächeln und Spötteln, während Crispi mit Feuer und Schwert gegen sie loszieht. Die Mittel des Ministers Depretis bestanden in Biegsamkeit und Zähigkeit, Crispi's Mittel bestehen in eiserner Energie und offener Gewalt. Dieses Verfahren wirkt natürlich eine entsprechende Reaktion, provoziert Attentate, stößt ganz selbstverständlich auf einen Giolitti, der ihn moralisch tot zu machen versucht, indem er Briefe der Frau seines Feindes vorbringt, und schließlich auf einen Cavallotti, der Crispi's ganze Vergangenheit durchstöbert, um zu zeigen, daß man ihm Verbrechen zutrauen kann, und der französische Zeugen citirt, um den Beweis zu liefern, daß Crispi Ordensschacher getrieben hat.

Man haßt Crispi und bekämpft ihn mit allen Waffen, weil man ihn fürchtet; Das, und nicht die Moral, ist der eigentliche Grund des Skandals. Die stumme Beredsamkeit der Thatsachen läßt keinen Zweifel an den wirklichen Motiven. Anarchisten, Sozialdemokraten, Republikaner, Radikale, Clerikale: Alle haben Furcht vor ihm, denn an der Spitze der Regierung bedeutet er: Ordnung im Inneren und Ansehen im Auslande.

Diese Wahrheit ist, eingestanden oder uneingestanden, das Band, das die Mehrheit für die heutige Regierung zusammenhält und die Solidarität zwischen Crispi und seinen Kollegen im Conseil ausmacht. Sie fühlen sich unter seiner Führung so sicher, wie der Wanderer, der sich im Sturm an eine knorrige Eiche lehnt. Was liegt daran, daß unter der Rinde der Eiche Würmer nagen und daß Schwämme an ihrem Fuße wuchern? Der Stamm ist gesund und stark und trotzt jedem Ungewitter. Das tröstet Alle, die bei ihm Schutz suchen.

Vor der politischen Frage verschwindet die moralische. Für das Wohl

Italiens, für seine Sicherheit und seine Ruhe ist es besser, daß das Privatleben des leitenden Staatsmannes fragwürdig, als daß seine Politik schwächlich ist. So denkt das Publikum, dessen robuster Bon sens von Polemik und von Parteiinteressen unberührt ist, und die öffentliche Meinung kann in einem Gleichniß ausgesprochen werden, das ich erzählen hörte und das mir klar und überzeugend zu sein schien. Unter Crispi, so sagte mir eine hochstehende Persönlichkeit, fühlen wir uns sicher, wie ein Reisender in einem Wagen, dessen Kutscher die Zügel zu führen und die Pferde im Zaum zu halten weiß. Dieser Kutscher wird vielleicht eine Cigarre stehlen, er wird kein Heiliger Antonius sein und manchmal ein Glas über den Durst trinken; aber sollen wir uns auf einer gefährlichen Straße von einem anderen Kutscher fahren lassen, der ein Muster von Tugend ist, dem aber seine Pferde durchgehen können, sobald sie nur wollen?

Wenn Italien ein Land wäre, das viel Vertrauen in sich selbst setzt und setzen dürfte, wenn die letzten Jahre unserer Geschichte nicht eine parlamentarische Korruption offenbart hätten, wie sie in den ersten glänzenden Zeiten nach unserer Wiedergeburt unbekannt war, so würde unser Volk wohl nicht in solchen Gleichnissen denken; es würde noch mit der schönen Naivetät jener ersten Zeiten glauben, ein Politiker müsse ein ehrlicher Mann, ein Vertreter Italiens im Auslande über jeden Verdacht erhaben sein und ein Verdächtiger müsse auch den höchsten Platz verlassen, wenn es gälte, sich zu rechtfertigen. Jedes reine Gewissen würde ganz spontan diese Forderungen stellen. Aber die Erfahrung lehrt uns, zu zaubern und zu überlegen, ehe wir dem Impuls des Gemüthes folgen.

Wer sollte an Crispis Stelle treten? Wären Rudini oder Cavallotti oder Zanardelli besser oder schlimmer als er? Haben wir in Italien einen Mann, der an ihn heranreicht und ihn ersetzen kann? Diese Frage mag bescheiden klingen, wenn es sich um ein ganzes Volk handelt. Niemand auf der Welt ist unentbehrlich und wir haben gesehen, daß selbst nach dem Abtreten eines Bismarck sein Land ruhig seinen Weg fortsetzen konnte. Aber Dem gegenüber taucht die Erinnerung auf an die unseligen Tage von Nigues-Mortes, wo Italien fühlen mußte, daß es keinen seinen heiligen Pflichten gewachsenen Staatsmann besaß, und wir erinnern uns dann der Wochen, wo Zanardelli vergeblich, unter einem Hagel von Epigrammen, ein lebensfähiges Ministerium zusammenzubringen suchte, an die Monate, in denen Rudini regirte, der bei allen Edelmannstugenden unfähig war, die Geschichte eines großen Volkes zu lenken. Und nirgends taucht am Horizonte des politischen Lebens ein neuer Stern auf; es bleibt uns nur übrig, einzugestehen, daß wir Niemanden haben als Crispi. Daß er keinen Rivalen hat, der ihm in der Politik das Wasser reicht: Das gerade ist der Grund seiner Machtstellung. Ein anderer Grund ist freilich die Diskreditirung des Parlamentarismus. Das Volk glaubt nicht mehr an dieses hundertköpfige Wesen, das hysterisch ist wie ein Weib, erregbar und unbeständig wie ein Volkshaus, von Phrasen sich nährt und nur Reden und Berichte hervorbringt, aus Mittelmaßigkeiten besteht und gezeigt hat, daß es den größten Theil des Jahres nutzlos da ist, denn Italien war nie so ruhig wie während der Monate, in denen das Palais auf dem Monte Citerio geschlossen war.

Das Volk hat gesehen, daß es auch ohne den täglichen Genuß der Schimpfereien Umbrianis existirt, daß eine ganz kurze Zeit hindurch geübte par-

lamentarische Kontrolle völlig genügt, und so hat es den Glauben an diese vielköpfige Schaar verloren und ihn dem Manne zugewendet, der ohne sie zu regiren gewußt hat. Besser unter den Krallen eines Löwen als unter den Nägeln von hundert Ratten, so denkt das Volk, — und in Crispi sieht es den Löwen.

Cavallotti hatte also psychologisch unrichtig den Augenblick für den Kampf gegen Crispi gewählt. Er scheint gehofft zu haben, er würde alle gesunden Elemente im Lande in diesem Kampfe hinter sich haben; nun aber sind ihm nur die persönlichen und politischen Feinde des Ministerpräsidenten gefolgt. Sein Appell an die Moral hat kein Echo gefunden, nicht nur, weil die Moral nicht hoch im Kurse steht, sondern auch, weil im gegebenen Falle die Politik eine größere Rolle spielte als die Moral. Die Politik vernachlässigt die Frage, was ehrlich und was unehrlich ist, und Ehrenmänner von makellosem Ruf unterstützen in der Politik Leute, die sie von Herzen verachten; in der Majorität, die Crispi stützt, sind thatsächlich Männer, die den Beschuldigungen Cavallottis Glauben schenken; an dem Tage, wo diese Männer sehen, daß sich für Crispi ein ihren Wünschen entsprechender Ersatzmann findet, würden sie ihn mit einer Skrupellosigkeit im Stich lassen, wie man sie in der Geschichte aller Parlamente findet. Gewiß giebt es auch Abgeordnete, die Crispi für persönlich unbefehlten halten und die nur glauben, daß seine nächste Umgebung nichts taugt. Auch ich glaube, daß nichts Crispi mehr schaden kann als der engere Kreis seiner Vertrauten. Er ist sehr oft schlecht bedient und man läßt ihn oft in einer Beleuchtung erscheinen, die kaum verdient ist. Aber er ist nicht nur der Träger jeder Verantwortlichkeit, er ist auch ein Mann, der Alles selbst zu sehen und zu thun beansprucht, und deshalb schreibt das Publikum Alles, was aus der Mitte des Ministeriums hervorgeht, ihm zu, — und damit auch viele Versehen und Mißgriffe, an denen er keinen Theil hat.

Er war nie näher mit einer großen Partei verbündet, er hat stets zurückgezogen gelebt, selbst in seiner Heimath Sizilien, und man hat ihn gerade seiner Einzelstellung wegen für stark erklärt; Das mag wahr sein, aber es ist auch wahr, daß er Grund hat, diese Vereinsamung zu bebauern und den Kreis von treuen Anhängern zu vermissen, der sich sonst um jede überlegene Persönlichkeit bildet. Ja, man muß sagen, daß er keine wahren Freunde hat; denn gegenüber den letzten Angriffen hat sich Niemand gefunden, der den in seinem Familienleben unglücklichen und im Dienste für das Vaterland alt gewordenen Mann spontan und aus eigenstem Drange vertheidigt hätte. Nur ein paar Zeitungsartikel, die man, gleichviel mit welchem Recht, für gekauft hielt, haben ihn vertheidigt; Niemand sonst ist für ihn eingetreten. Damit wäre die Frage nicht entschieden worden, aber ich hätte doch gern einen Herzenserguß gehört, der Crispi selbst und seinem hypothetischen Freunde Ehre gemacht hätte.

Was wird nun weiter geschehen? Die Jahreszeit, in der Cavallotti zum großen Schlag ausholte, war der Lösung solcher Fragen nicht günstig; im Sommer hält auch die Politik Siesta; der Winter wird entweder Gras über die Dinge wachsen oder ein neues Erwachen der alten Skandale eintreten lassen. Ich glaube nicht, daß Italien so bald vergiftet, ich will nicht hoffen, daß die Gerichte des Landes ein so kurzes Gedächtniß haben werden; sicher ist, daß das Parlament nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen wird, Crispi zu Boden zu treten,

wenn die einzelnen Abgeordneten sehen sollten, daß es in ihrem Interesse liegt, so zu handeln. Denn ich glaube nicht an die Uneigennützigkeit der Berufspolitiker, ich glaube nicht, daß sie für Ideen kämpfen; nein: der Kampf dreht sich immer um Personen, von denen man Etwas hofft oder fürchtet.

Die Gegner Crispi's, vor Allen Felix Cavallotti, bekämpfen ihn nicht aus moralischen Gründen; die Moral ist nur eine Waffe gegen den Politiker und sie würden die selben unsaubereren Geschichten, wenn sie einen Freund angingen, vertuschen und verschweigen. Und die Anhänger Crispi's glauben im innersten Herzen an die Anschuldigungen seiner Gegner, sie hüten sich aber wohl, Das öffentlich zu zeigen. Sie Alle sind Jesuiten, denn sie Alle sind Politiker; sie haben eine doppelte Moral, aber sie wagen, beständig und unverdrossen nur im Namen der absoluten Moral zu reden.

Und so komme ich wieder auf die These Rudini's zurück, daß moralische Fragen nicht durch Majoritäten, am Wenigsten aber durch parlamentarische Majoritäten, entschieden werden. Im Parlament findet man keine Richter, denn sie hier suchen, hieße einen Angeklagten von seinen Mitschuldigen aburtheilen lassen. Das Verdict, welches das Volk abgeben würde, wenn es seine Meinung frei äußern könnte, wird die Geschichte fällen, wenn einmal das Feuer der Kämpfe von heute verglüht ist und die Ziele der Ankläger wie die Schuld der Angeklagten aufgeklärt sind, — im Lichte der Lebens- und Kampfbedingungen, unter denen beide Parteien zu existiren genöthigt waren.

Rom.

Scipio Sighele.



## Der Fiskus.

**D**reitausend Güterwagen: eine hübsche Menge; ohne Armenier und Goldshares wären Eisenaktien daraufhin auch gestiegen. Leider lassen sich die einzelnen Börsegebiete seit einem halben Jahrhundert nicht mehr trennen, so daß unsere amtlich notirten Papiere mit den sorgfältig ferngehaltenen stehen und fallen. Allein, gesetzt den Fall, in Konstantinopel sei es ganz ruhig geblieben, die Deutsche Bank brauchte noch immer nicht auf die von ihr vermittelten türkischen Eisenbahngarantien zu blicken und andererseits hätte der Minenmarkt ohne die Intervention einiger Großinteressenten noch sein früher hohes Niveau; d'es Alles vorausgesetzt: wären jene dreitausend Güterwagen wirklich ein Hauffemotiv? So el man weiß, gehen doch jetzt alle größeren Ausgaben der preußischen Staats-eisenbahnen durch das Bureau unseres Finanzministers. Das war nicht immer, und wenn Herr Miquel einen derartigen Anspruch erhoben und durchgeführt hat, so konnte er dabei nicht mit der Thatsache auskommen, daß der Eisenbahnetat eine überragende Rolle im Budget spiele. Wahrscheinlich hat er noch hinzugesetzt: Ich, Dr. Johannes Miquel, bin ein Spartalent ersten Ranges. Da eine so große Neuananschaffung wie dreitausend Güterwagen nun doch beschlossen wurde, muß dem eben so gewandten wie strengen Kontrolleur des Eisenbahnministeriums



das Feuer auf den Nägeln gebrannt haben. Das ist hier der bedenkliche Umstand. Man sieht nur die Abhilfe, aber nicht das Uebel. Alle Klagen aus dem Ruhrkohlenbezirk wiederholen die Verschleppungen und Verzögerungen im Eisenbahnversandt. Die Feuerschichten sind in Folge Dessen sehr umfassend und, was das Schlimme ist: die Leibtragenden dabei sehen angesichts der nunmehr hinzutretenden Ansprüche von Handel und Ackerbau noch kein Ende der Kalamität. Es ist also einmal wieder, statt zur rechten Zeit, erst zur höchsten Zeit eingegriffen worden.

Das bringt mich auch auf Dinge, an denen die Eisenbahnverwaltung selbst schuldig ist. Die Routine ist es, die fast überall schließlich den Ausschlag giebt, weil sie bequemer ist. Ein solcher Zustand wirkt naturgemäß ungünstig, weil er Neues verhindert. Wäre nicht z. B. das häßliche Rauchen der Lokomotiven ohne unser Staatsbahnwesen längst abgestellt worden? Unsere Fabriken dürfen bei fünfzig Meter hohen Schornsteinen nicht rauchen, der Lokomotivschornstein raucht bei vier Meter über dem Boden. Charakteristisch ist es übrigens, daß ein preussischer Eisenbahnbeamter bei uns ein ganz gutes Abhilfsmittel schon erfunden hatte; es wurde probirt und bei einer Direktion eingeführt. Die Sache ging auch gut, so lange der Erfinder sie selbst beaufsichtigen konnte; er mußte anderswohin und bei seiner Rückkehr war die Verbesserung fort. Es sei nicht gegangen, hieß es. Es gäbe ja noch ein Mittel, das allerdings zu kostspielig ist, um es von Staatsbetrieben zu verlangen: wenn nämlich die Lokomotiven, wie so manche Fabriken in der Stadt, mit Cokes feuern müßten. Dies muß z. B. das hamburger Elektrizitätswerk, weil es mitten in der Poststraße steht.

Noch Schreiender ist der Mißstand mit unseren Wagenkuppelungen. Die Unglücksfälle, bei denen ein Bremsler oder Wagenschieber zwischen zwei Puffern erdrückt wird, sind so zahlreich, daß man beinahe schon gar nicht mehr darauf achtet. Es ist nun allerdings schwer, etwas Anderes zu finden, aber bei einer Privatindustrie würde dennoch die Fabrikinspektion längst eingeschritten sein. Einen Beweis für die Möglichkeit der Aenderung liefern schon die vielen Patente, die ein Arbeiten zwischen den Rädern aufzuheben versuchen. Früher wurden ja auch neben der Schraubenkuppelung noch die Ketten für nothwendig gehalten; sie fallen jetzt überall fort, ohne im Geringsten vermißt zu werden. Nach der Meinung vieler Techniker könnten einige der Patente wohl ausprobiert werden, aber es geschieht eben nicht. So nimmt man eine Kuppelung auf elektromagnetischem Wege als möglich an, falls eine Stromunterbrechung verhindert werden kann. In der Union forderte doch wenigstens vor drei Jahren ein Gesetz die von außen zu bedienenden Kuppelungen (automatisch), aber selbst dort hat die leidige Routine jene Vorschrift wieder einschlafen lassen.

Die Gasbeleuchtung ist mit Ach und Krach erst seit einigen Jahren auf allen preussischen Bahnen durchgeführt. Kein Wunder, daß man jetzt noch nicht zur Elektrizität übergehen will. Und doch könnte im Falle eines Zusammenstoßes eine Entzündung des Gases unübersehbare Verbrennungsgefahren nach sich ziehen. Haben doch die Privatbahnen schon meist elektrisches Licht, vor Allem in der Schweiz und Italien. Auch eine auskömmliche Heizung hat lange genug bei uns gefehlt; heute übertreffen wir allerdings in diesem Punkte auch die amerikanischen Bahnen, die noch die Cokeskistchen der guten alten Zeit führen. Nur die Pullman-Wagen haben Dampfheizung.

Nicht genug kann auch die Ungeschicklichkeit in der Polsterung unserer Wagen hervorgehoben werden. Diese Polsterung widerspricht unserer Körperform durchaus: unten hohl und oben ausgebaucht, so daß man sich weder anlehnen noch bequem sitzen kann. Die neuen Wagen sind nur oben besser, dagegen ist die geschweifte Polsterform als Erbübel weiter beibehalten worden.

Wie es mit der Lieferung von gewissen Materialien steht, ist ziemlich bekannt. Nur die jüngere Verwaltung bricht von Zeit zu Zeit die heilige Routine. Wie lange hat es z. B. gedauert, bis Daniel oder Stinnes in Ruhrort ihr Monopol in Kohlenlieferungen verloren? Ein Monopol, das nirgends geschrieben stand, aber sogar die größten Preisunterschiede überwand. Ich glaube, die badischen Bahnen waren die ersten, die diesen Bann aufhoben.

Es giebt ja auch noch andere ausgedehnte Einkommensgebiete, die dem Argusauge des Herrn Miquel nicht entgehen, obgleich man z. B. von unseren fiskalischen Kohlengruben nicht behaupten kann, daß sie jemals andere als höchst ökonomische Verwaltungsbeamte hatten. Es ist auch kaum anzunehmen, daß z. B. die Grubenarbeiter an der Saar so gut bezahlt werden wie die in den Privatzechen. Die Bergleute führen Del- oder Benzinlampen mit sich, die bekanntlich Schlagwetter ziemlich oft zur Entzündung bringen. Preis einer solchen Lampe: sechs bis acht Mark. Die elektrische Grubenlampe kostet meinerwegen dreißig Mark. Rängst wäre hier die Bergwerksinspektion eingeschritten, — wenn wir nur Privatbetriebe hätten. So aber heißt es immer: wir richten die Sache ein, sobald es die fiskalische Verwaltung gethan hat. Da man im Allgemeinen anderthalbmal so viel Lampen als Grubenmänner rechnet, so ergibt Das eine ganz hübsche Zahl. Nun gehört die Lampe zum „Gezäh“, das sich der Arbeiter selbst zu stellen hat, das ihm geliefert und dann am Lohn abgezogen wird. Zerbrochenes wird ihm angekreidet. Das kann man aber mit Lampen zu dreißig Mark nicht gut thun und man kann sich dabei noch auf die Leute selbst berufen, die vor einem so theueren Licht ihre ganz bestimmte Scheu haben. Dabei darf man natürlich nicht an eine beständige Indifferenz der Behörden denken. Die Bergbehörden sind thätig, lassen sich mitunter von ein paar Fabriken Muster schicken, die hingestellt werden, — und man hört dann nichts mehr davon.

Elektrische Maschinen nahm man noch fast ausschließlich von Siemens & Halske, als andere Firmen schon völlig Gleichwerthiges lieferten. Gasmotoren, die früher mit größtem Recht von Deuz genommen wurden, bedurften endlich der Aufstachelung durch neuere Fabriken; aber das Monopol war einmal da. Accumulatoren, System Tudor, wurden noch ausdrücklich vorgeschrieben, als sie schon geraume Zeit überholt waren. Und noch merkwürdiger: die Union, die in dieser Branche nichts Gutes gewöhnt war, wendet sich gerade jetzt den Tudor-Accumulatoren zu.

Noch immer sind durch langes Festhalten älterer Konstruktionen die besseren Sachen ignorirt worden; bei den höheren Beamten trägt daran die sogenannte Routine die Schuld, bei den Arbeitern eine gewisse Denk- und Fingerträgheit. Der Arbeiter pflegt zunächst allem Neuen gegenüber zu erklären: „Es geht nicht!“ Bis dann ein Mann kommt, der sich von solchen Gewohnheitsfäßen nicht verblüffen läßt und beweist, daß es geht.

Pluto.



## Modemediziner.

Die neueste Zeit hat eine neue Gattung von Jüngern des Askulap hervorgebracht. Da ich selbst kaum mehr als drei Dezennien zähle, weiß ich aus eigener Anschauung nicht, wie sie früher geartet waren, die Herren Medici; doch anders, sicherlich ganz anders müssen sie gewesen sein, — nach Allem, was man so hört und was man schließen darf aus der Beobachtung Derer, die als Zeugen vergangener Generationen in die Gegenwart hineinragen. Früher trug im Allgemeinen der Akademiker vom humanistischen Gymnasium und von der Hochschule her an Wissen vielleicht den gleichen, an Idealen und geistigen Interessen aber einen viel größeren Schatz in sich. Das ist anders geworden, seitdem zum Universitätsstudium nicht mehr in erster Reihe Beruf und Neigung führen. Die Wissenschaft wird von unserer Jugend in neunzig von hundert Fällen nicht mehr als Selbstzweck betrachtet, sondern als Mittel zum Zweck des Broterwerbes.

„Der Junge soll studiren!“ sagt der Vater eines neunjährigen Knaben, der soeben in die Sexta eines Gymnasiums gekommen ist. „Wenn wir nur wüßten, was wir ihn studiren lassen?“ fragen unschlüssig die Eltern eines jungen Mannes, der demnächst das Abiturientenexamen machen muß. Selbstverständlich kommen meist nur Jurisprudenz und Medizin in Betracht, denn Theologie und Philologie sind nicht „recht lohnend“ und setzen außerdem, wie zum Beispiel auch das Baufach, ein besonderes Interesse voraus. Jurist aber und Mediziner zu werden, Das ist nicht nur ehrenvoll und bringt Gewinn, sondern man „eignet“ sich auch leichter dafür. So wenigstens meinen die Eltern. Trotzdem fällt die Wahl, nachdem einmal die Alternative gestellt ist, immer noch schwer. Den nämlich, um dessen Lebensschicksal es sich hier handelt, möchte man doch auch gern ein Wörtchen mitsprechen lassen. Er aber bleibt stumm oder mindestens schwankend, weil er sich weder für Cicero noch für Galenus begeistern kann und weil er, lockte nicht das lustige Studentenleben, überhaupt auf die ganze Wissenschaft pfeifen möchte. Arzt wird man schneller als Rechtsanwalt oder gar Amtsrichter. Wer in der Lage ist, sich die Geschichte eine Zeit lang „mit anzusehen“, Der entscheidet sich oft lieber für die sogenannte „keine Fakultät“; wer dagegen Das nicht kann, Der wählt das andere Theil und wird Mediziner. Uebrigens, — um die Wahrheit zu sagen, noch ein zweiter Faktor giebt oft den Ausschlag. Die Erfahrung hat gelehrt, daß unfähige Rechtsanwälte meist keine, unfähige Aerzte aber nicht selten sehr gute Geschäfte machen. Auch aus diesem Grunde ist die medizinische Laufbahn populärer. Danach läßt sich der Typus des modernen Durchschnittsmediziners — und nur von ihm ist hier die Rede — etwa so definiren: er ist ein Mensch von normaler Intelligenz, denn er hat das Gymnasium absolvirt und das Staatsexamen bestanden. Besondere Neigung und Fähigkeit hat er für seinen Beruf nicht mitgebracht. Erwägungen äußerlicher Art und fremder Einfluß führten ihn dazu, seinen Stand zu wählen, ganz so, wie wenn es sich darum gehandelt hätte, Schuster, Schneider, Handschuhmacher oder Barbier zu werden. Und ganz so, wie man nach Absolvirung einer bestimmten Lehrzeit, wenn man nicht gerade allzu ungeschickt und unwissend ist, die Qualifikation zum Geiellen bekommt, hat er die Approbation als Arzt erhalten.

Daß das medizinische Staatsexamen genügende Gewähr dafür leiste, daß

der approbirte praktische Arzt die erforderlichen Kenntnisse besitze, wird bekanntlich von manchen Sachverständigen bestritten, und als Beweis, wie gerechtfertigt solche pessimistische Auffassung ist, mag der Umstand gelten, daß die Fälle, wo jüngere Mediziner wegen ihnen nachgewiesener Kunstfehler getadelt wurden, die entweder eine schwere Schädigung des Patienten oder dessen Tod zur Folge hatten, sich in letzter Zeit bedenklich vermehrt haben. Wenn man erwägt, wie schwierig es ist, solche Kunstfehler nachzuweisen, wenn man ferner überlegt, daß nur ein geringer Bruchtheil der nachweisbaren Kunstfehler zur Anzeige gelangt, so wird man sich ein ungefähres Bild davon machen können, wie oft im Namen der Wissenschaft an Leben und Gesundheit ungeahndet gesündigt wird.

Ich habe viele Mediziner kennen gelernt, die vernünftig genug waren, mir einzugestehen: „Was wir wissen, wenn wir von der Universität kommen, ist verdammt wenig; den tüchtigen Arzt machen erst Praxis und Erfahrung.“ Man könnte nun mit Recht die Frage aufwerfen, ob es denn nicht einen argen Mißstand bedeute, wenn der Arzt überhaupt erst nöthig habe, sich einzuarbeiten und Gewandtheit zu erlangen. Diese Eigenschaften sollte er doch besitzen, bevor er vom Staate auf die leidende Menschheit losgelassen wird. Es müßte ihm in reicherm Maße, als es geschieht, vor der Approbation in Spitälern und Kliniken Gelegenheit geboten werden, die Routine sich anzueignen, die unumgänglich nöthig ist, um den Patienten davor zu bewahren, während der ersten Zeit der Niederlassung des Arztes diesem als Experiment und Lernobjekt zu dienen. Früher, als das medizinische Studium noch nicht so oft ein bloßes Brotstudium war, als noch Lust, Liebe und Begabung zu dem Berufe drängten, da boten diese Voraussetzungen eine ziemlich sichere Gewähr dafür, daß Gott dem Nobizen mit dem Amte auch den nöthigen Verstand geben würde; heute aber, wo im Allgemeinen Neigung und Fähigkeiten das Metier des Arztes nur noch selten adeln, hat vor der Invasión des unfertigen und untüchtigen Mediziners der Staat die Gesellschaft zu schützen. Bei dem kritiklosen Andränge unzähliger Unberufener zu diesem Studium kommt aber auch die seelische Therapie zu kurz, weil darauf sich eben nur verstehen kann, wer mit dem Herzen bei der Sache ist und nicht nur wegen des Geldverdienens der Behandlung des Kranken obliegt.

Mit dem Ueberwuchern unbrauchbarer Elemente im ärztlichen Stande bemerkt man zugleich eine andere, nicht minder beklagenswerthe Erscheinung: den Konkurrenzkampf und damit auch den unlauteren Wettbewerb des wirtschaftlichen Lebens. Immer mehr schwindet der Typus des ehemaligen barschen, aber biedereren, kurz angebundenen, aber Vertrauen erweckenden, sonderlichen, aber charakterfesten Arztes, dessen bloßes Erscheinen suggestiv heilsam wirkte. Dieses Ansehen war natürlich zu einer Zeit, wo das numerische Verhältniß der Ärzte der Bevölkerungsziffer im Einklang stand, wo der „Doktor“ das Wohlwollen der Leute nicht zu kaptiviren, nicht bei Gevatter Schuster und Schneider demüthig jittend um eine Anstellung bei der Kasse zu betteln brauchte. Die Eigenschaften eines Annoncenacquisiteurs, eines Versicherungsagenten, eines Commis-Voyageur waren ihm fremd. Der Kampf ums Dasein drückt ihn heute oft auf das moralische Niveau eines schwachhaften und geldgierigen Geschäftreisenden hinab.



## Preßpranger.

**N**ord Rosebery soll, als vor ein paar Monaten die Faucheneimer von allen britischen Annoncenplantagen auf sein sündiges Haupt ausgegossen wurden, lächelnd gesagt haben: „Wenn man sich erst daran gewöhnt hat, ist es sehr amüsant.“ Ob er dabei ganz aufrichtig war, mag zweifelhaft scheinen: jedenfalls wird der von ihm gespendete Trost Denen nicht immer genügen, die nicht Carl und nicht Peer von England sind, nicht Rothschilb zum Schwiegervater haben und nicht auf einer eigenen Dampfyacht im Mittelmeer Erholung suchen und finden können. Die brauchen, wenn Wuth und Ekel sie wieder würgen, schon eine stärkere Stütze als das byronische Spottwort einer Vordschaft und sie müssen, um innerlich sich zu stählen, bis zu dem Tröster zurückgehen, der selbst arm und elend, geschmäht und verleumdete war und der gemahnt hat: Liebet Eure Feinde, segenet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch hassen, bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen. Der Pfarrer Raumann hat dieses Evangelienwort neulich sehr schön ausgelegt; er hat daran erinnert, daß Jesus selbst ein Kämpfer war, und kein säntiglicher, daß er den Feindschaften nicht aus dem Wege ging und sich nicht scheute, die Priester und Pharisaer Blinde, Narren und Otterungezücht zu nennen, und daß dieser streitbare Heiland, wenn er empfahl, die Feinde zu lieben, nur gemeint haben kann: im Kampf solle man nicht an sich und den eigenen Schmerz denken und jedes Stückchen persönlicher Rachsucht stets unterdrücken. Vielleicht ist diese Auslegung nicht ganz richtig, weil sie die christliche Auffassung vom läutern und erhöhenden Werth des martyrischen Leidens übersieht; sicher aber ist sie für Jeden tröstlich, der, ohne Hoffnung auf Paradieseseligkeit, hier auf der Erde zu kämpfen hat. Ein kleiner Mensch kann zu so adeliger Größe sich kaum jemals emporrecken; doch auch er muß mit aller Kraft sich bemühen, der milden Mahnung gerecht zu werden. Darf ich, in einer winzigen Angelegenheit, hier diesen Versuch wagen? Ich habe in den letzten Wochen, nicht zum ersten Male übrigens, nichtswürdige Beschimpfungen, ruchlose Lügen und ruppige Entstellungen meiner Worte durchzumachen gehabt, wie ein Privatmann sie wohl selten erlebt. Das wundert mich nicht; ich enthülle die Gaunertnisse der Preßbanditen und finde es nur natürlich, daß die an den Pranger gestellten Wichte, um sich zu wehren, behend nach jedem Nothklümpchen greifen. Was mich wundert, ist nur, daß die guten Leute noch immer an einen Erfolg ihrer Thätigkeit glauben, trotzdem sie doch sehen müssen, daß Alles, was sie seit Jahren geschmäht und bestattet haben, immer noch sehr lebendig ist, und daß Alles längst eingesargt ruht, was sie mit lauter Zungenleistung verherrlicht haben. Es ist so weit gekommen, daß selbst ein Herr Ahlwardt geraume Zeit berühmt und mächtig sein konnte, nur weil er von der Presse Tag für Tag ein Schuft und ein Schurke genannt wurde. Nun soll das alte Spiel mir gegenüber gelingen, dem man vielleicht völlige Unfähigkeit, aber ganz gewiß nicht die allergeringste Unsauberkeit nachweisen kann? Ich antworte ruhig und höflich auf die Erklärung der neun Staatsminister. Viele Zeitungen, ich muß es dankbar anerkennen, nehmen von dieser Antwort Notiz, geben wichtige Theile daraus wieder und knüpfen daran Raisonnements, die ich hier nicht zu beurtheilen habe. Die sogenannten großen berliner Blätter aber, die ja heutzutage fast ausnahmslos offiziös sind, und ihre offiziösen Genossen in der Provinz bringen entweder keine

Sterbenssilbe über die immerhin nicht ganz unwichtige Sache oder leichten Lügen und Fälschungen, die selbst jetzt, nach allen früheren Erfahrungen, noch überraschend wirken. Ein paar Beispiele. Herr Köbner, der für seine Verdienste um die gedruckte Begeisterung beim Kanalfest einen rothen Orden erhalten hat, hatte in der National-Zeitung behauptet, ich hätte in vorsichtiger Konditionalform Ehrabschneidereien vorgebracht. Ich beweise hündig, daß diese Behauptung eine dreiste Lüge ist. Herr Köbner sagt darauf: ich hätte die Ansicht, Herr von Boetticher sei der Großfinanz besondere Rücksicht schuldig, als ganz gewiß falsch bezeichnet, also sei die von ihm erhobene Beschuldigung richtig, denn es sei die Art boshafter Kaffeeschwestern, arge Gerüchte zu verbreiten und hinzuzufügen, daß sie ganz gewiß falsch seien. Herr Köbner kennt wahrscheinlich das Wesen der Kaffeeschwestern viel besser als ich; ich muß aber gestehen, daß ich Kaffeeschwestern nicht für gefährlich halten kann, die offen und öffentlich mit ihrem Namen erklären: Dies und Das wird behauptet; es ist ganz gewiß falsch, aber man sollte, aus bestimmten Gründen, doch dem schlimmen Raunen ein Ende machen. Herr Köbner behagt eine Fälschung; er hatte zuerst geschrieben, die Behauptung, der Staatssekretär habe von Bankiers Geld entliehen, sei in ungreifbarer Konditionalform vorgebracht worden; er sieht, daß er gelogen hat, — und führt nun zum Beweis seiner Ehrlichkeit die ganz andere Behauptung an, die ich stets als ganz falsch bezeichnete: der Staatssekretär sei der Großfinanz besondere Rücksicht schuldig. Zweite Fälschung: Herr Köbner behauptet, das Staatsministerium habe sich gar nicht mit der „Zukunft“ beschäftigt. Dritte Fälschung: Herr Köbner behauptet, daß im Jahre 1886 nicht eine Zeit angebrochen war, wo bedeutame Entscheidungen über den Bankverkehr zu treffen waren. Vierte Fälschung: Herr Köbner behauptet, meine Mittheilungen über die stralunder Angelegenheit seien „alte Geschichten“, — der selbe Herr Köbner, der acht Tage früher seinen Lesern vorgelesen hat, es habe sich dabei um „finanzielle Verlegenheiten“ eines Bankiers gehandelt. Und dieser Bursche, der alles Wesentliche aus meinem Artikel unterschlägt, hat noch die Stirn, munter von Ehrlichkeit und Sittlichkeit Etwas zu faseln. Mir ist's ganz gleichgiltig, was Herr Köbner von mir denkt; ich kenne unter den Redakteuren der National-Zeitung nur einen, dessen Urtheil mir werthvoll ist: Herrn Karl Frenzel; und der hat meine Thätigkeit in dem selben Blatte so beurtheilt, daß ich nicht nur zufrieden sein konnte, sondern beinahe beschämt sein mußte. Herrn Köbner schätze ich als den Mann, der die National-Zeitung völlig zu Grunde richtet; Das ist ein großes Verdienst und es würde mich schmerzen, wenn der Herr, der sich durch selbständige Arbeit nicht ernähren könnte, eines Tages von den kapitalistischen Oberherren der Zeitung aufs Pflaster geworfen würde. Ich wünsche ihm von Herzen alles Gute und Schöne, ich begreife, daß er die Großbankenpolitik machen muß, für die er gemiethet ist, aber ich bin erstaunt darüber, daß er seinen Kindern ins Auge zu sehen wagt, wenn er eben frisch vom geschäftsmäßigen Lügen kommt. Ein zweites Beispiel. Herr Hofazin, auch ein Dekorirter vom Kanalfest und ein Herr, über dessen freundschaftliche und journalistische Beziehungen zu Herrn von Riberlen-Waechter mir allerlei interessante Mittheilungen vorliegen, läßt im Hamburgischen Korrespondenten, nach anderen Lügen, verkünden, ich hätte mir „eine ganz infame Anzapfung des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe gestattet.“ Das klingt gut, nicht wahr? Aber mein Artikel ist ja leider gedruckt, er wird von sehr viel mehr Menschen gelesen als der

Hamburgische Korrespondent und die National-Zeitung zusammen, deren Existenzmöglichkeit immer zweifelhafter wird, und in diesem Artikel steht ganz deutlich, daß Fürst Hohenlohe, als ein untadelhaft vornehmer Mann, es sicher ablehnen würde, mit den Russen einen Handelsvertrag zu schließen, weil er in Rußland einen außerordentlich großen Grundbesitz hat. Ist Das eine infame Anzapfung? Ist die Ansicht falsch, mit den Russen, die doch keine Gemüthsmenschen sind, könne in schwierigen Verhältnissen kein Deutscher Reichskanzler Geschäfte machen, der mit einem wesentlichen Theil seines Besitzes in Rußland festgelegt ist und dem es, da Ausländer sonst in Rußland keinen Grundbesitz behalten dürfen, nur durch einen besonderen Gnadenakt des Zaren ermöglicht worden ist, diesen Besitz zu bewahren? Fürst Hohenlohe hält diese Ansicht gewiß nicht für falsch und ich bin sehr sicher, daß er, sobald wir in ein schwieriges Verhältniß zu Rußland kämen, von seinem Grundbesitz oder von dem Amt scheiden würde, das er in patriotischer Resignation übernommen hat. Er ist ein zu alter Politiker, um nicht zu wissen, daß vor dem Volkswußtsein weder Fürst Bismarck während des Battenbergerlärms noch Graf Caprivi während des Kampfes um den Handelsvertrag die Verantwortung hätten tragen können, wenn sie mit einem großen Theil ihres Vermögens in Rußland engagirt gewesen wären. Wozu leistet also Herr Rosafin seine Lügen? Herrn Kropatsched, den Redakteur der Kreuzzeitung, verstehe ich noch allenfalls; er fühlt, daß er als Journalist ganz und gar unfähig ist, und möchte sich den Weg in eine amtliche Stellung offen halten; und er will, so lange er noch Journalist bleiben muß, beweisen, daß er Hammersteins berufener Nachfolger ist. Deshalb vermischt er sich läblicher Versuche im Lügen und sagt, die „Zukunft“ sei ein Organ, das hauptsächlich in „pikant aufgepußten Standalgeschichten macht“. Das ist, lieber Herr Kropatsched, zwar schon gelogen wie ein ehrloser Gefelle, aber es ist doch noch nicht so geschickt gelogen, wie Ihr Vorgänger es vermochte; denn Jeder kann Ihnen die Lüge leicht nachweisen und Jeder weiß, daß die Männer, die für die „Zukunft“ schreiben, sich von der Kreuzzeitung wie von dem verpesteten Leichnam einer Preusszeitung fern halten würden. Aber ich verstehe Herrn Kropatsched trotzdem, denn: er nennt die „Zukunft“ nicht, er bezeichnet sie nur deutlich und strebt dem großen Muster der Vossischen Zeitung nach, deren Redakteur es fertig gebracht hat, ein Meisterstück entzückender Fälschung meines Artikels zu leisten, ohne den Ort, wo dieser Artikel zu finden ist, auch nur leise anzudeuten, und der dadurch Zweierlei erreicht hat: daß seine Leser ihm den Betrug nicht gleich auf den Kopf zusagen können und daß ich nicht von dem gesetzlichen Recht der Berichtigung Gebrauch machen kann. Aber sollen so schätzbare Kräfte wirklich weiter ganz zwecklos verzettelt werden? Wollen die Herren Röbner, Rosafin, Kropatsched, Stephanh, und wie sie sonst heißen mögen, nicht endlich einsehen, daß ihr emsiges Mühen vollkommen nutzlos ist, weil allgemach schon kein Mensch mehr ihnen glaubt? Ich hege nicht die leiseste Nachsicht gegen sie und bitte sie herzlich, in einer Mußestunde der Frage nachzudenken, ob es für ihre schönen Talente nicht eine erprießlichere Verwendung giebt, als Lügen auszustreuen, die Jeder sofort als Lügen erkennt, und einen unbeträchtlichen Privatmann zu verleunden, der, statt sich in persönlichen Aerger einzuspinnen, der bösen Absicht mit gutem Rath freiwillig vergilt. M. S.



Berlin, den 2. November 1895.

## Rußland und Skandinavien.

Es sind wohl ungefähr neun Jahre vergangen, seit Lord Churchill in der City eine Rede hielt, in der er unter großem Beifall die Lehre wiederholte, daß die europäische Festlandspolitik England nicht angehe. Ich erlaubte mir damals, an die Pall Mall Gazette einen Aufsatz zu senden, worin ich fragte, ob Rußlands immer wachsende Macht und sein immer wachsender Einfluß in der europäischen Politik England wirklich nicht anginge? Der Traum der russischen Jugend, daß Rußland sich Europa und Asien unterwerfen sollte, während die Vereinigten Staaten sich Nord- und Südamerika unterwürfen und die beiden Riesenreiche dann zusammen der Welt die wohlthätige pax romana auferlegten, — ging auch der England nicht an? Gewiß war es blos ein „Traum“; doch eines jungen Riesen Traum ist wie der Schatten' den er vorauswirft, wenn er, die Morgensterne hinter sich, heraufsteigt.

Es war noch kein Menschenalter seit dem orientalischen Krieg vergangen, und schon waren alle Schranken, die die Weisheit der Westmächte gegen Rußland errichten zu müssen gemeint hatte, wie Strohesseln gesprengt; Rußland war mächtiger denn je. Schon war es fraglich, ob Bismarcks Politik: den Rassenhaß gegen Frankreich zu nähren und gleichzeitig Rußland groß zu ziehen, gerade die allerweinste der Zeit war.

Vor neun Jahren wußten wir nicht, daß von allen Freiern um Rußlands Günst, die einander damals auf die Fersen traten, Frankreich die glückliche sein würde, der die Braut unter Fanfarenstößen am Arme heimzuführen werde. Wir wußten vor neun Jahren nichts von der erhöhten Spannung, den erhöhten Kriegsbürden, die dieser Bund notwendig machen würde, und von der überredenden agitatorischen Macht, die der Sozialismus dadurch gewinnen sollte. Doch wir wußten auch nicht, was sich in Ostasien vorbereitete. Wir ahnten nicht, daß dort ein Krieg ausbrechen würde, der, als



sich der Kanonenrauch noch kaum verzogen hatte, uns eine neue Zukunftsperspektive sehen ließ, eine größere Bühne und ein anderes Schauspiel, in dessen erstem Akt der Untergang der russischen Träume von einer Weltherrschaft schon gewissagt wurde.

Die Furcht vor Rußland war Mitteleuropas politischer Alb geworden. Wer verstehen will, wie Das kam, muß Popovskys Broschüren lesen. Seine letzte: „Zur politischen Lage Europas am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts“\*) zählt noch einmal die Gründe auf, die uns vor dem Kolos Rußland in Furcht halten sollen. Herr Popovsky nimmt keine Rücksicht darauf, daß einige von diesen Gründen aufgehört haben zu wirken oder von anderen neutralisirt worden sind. Rußland hat doch jetzt keine kleinen und schwachen Nachbarn mehr, die es einzeln und in Ruhe verschlingen könnte, und seine Eroberungen sind nicht sämmtlich von der Art, daß es dadurch eine stärkere Militärmacht geworden wäre. Herr Popovsky rechnet auf alle Vortheile der einheitlichen und despotischen Regierungform Rußlands; aber auf die noch größeren Nachtheile, die daraus entstehen: eine korrupte Verwaltung, eine schwache finanzielle Stellung und alle die Zufälligkeiten in den Neigungen eines Zaren, seinem Willen, seinen Lieblingsideen, seiner Beeinflussung: auf dies Alles nimmt Herr Popovsky doch wohl nicht genügend Rücksicht. Ich glaube auch, daß er sich von der französisch-russischen Alliance eine unrichtige Vorstellung macht. In einem kommenden Krieg stellt er die vielen Völker Rußlands denen Europas als ebenbürtig gegenüber. Und was den russischen Traum von einer Weltherrschaft angeht, der so zu sagen das Temperament des russischen Kriegesgeistes ist, so bedenkt Herr Popovsky nicht, daß sich gerade dieses Temperament leicht verändern kann, — ja, er sieht nicht die schon vorhandenen Anzeichen eines solchen Umschwunges. Nicht einmal im Kolonisationsifer Europas sieht er Frühling. Je mehr die Völker der Civilisation ihr Kapital, ihre sozialen und ökonomischen Geseze auf fremdem Boden, weit weg und über die ganze Welt umpflanzen, desto inniger und stärker wird ihr Drang zum Frieden. Auch rechnet Herr Popovsky nicht mit den sozialen Bewegungen im Inneren (nicht zuletzt in Rußland), die diesen Drang nach Frieden bis zur Spannung treiben.

Der besorgte Ausblick auf Rußland, den Herr Popovsky mit ganz Mitteleuropa gemein that, ist maßgebend dafür, wie Deutschland und Oesterreich den Streit zwischen Schweden und Norwegen betrachten.

Noch heute, wenn ein Norweger mit einem Deutschen oder Oesterreicher über unseren Streit mit Schweden spricht, bekommen wir gleich zu hören, daß Rußland uns aufreffen werde. Daher müßten wir uns unter

\*) Bei Wilh. Fried, Wien.

das Kommando Schwedens stellen, das in einem Krieg gegen Rußland und Frankreich in raschen Märschen Deutschland und Oesterreich dies neue Hilfs-corps zuführen werde. Ungefähr ganz Deutschland und Oesterreich hat aus diesem Grund gegen Norwegen und für Schweden Stellung genommen. Was ist die Selbständigkeit eines kleinen, wenn auch zukunftsreichen Volkes gegen die militärischen Ziele einer Großmacht?

Schweden rüstet aus Leibeskräften, um diesen großen Erwartungen zu genügen; seine Ansprüche auf Revision der freien Verfassung Norwegens sind nur ein Theil dieser Rüstungen. Schweden hatte einen Minister des Aeußeren, der nicht weit genug gehn wollte; er wurde gerade jetzt verabschiedet; der Mann aber, der zuerst die Aufnahme Schwedens in den Dreibund empfohlen hatte, ist schwedischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten geworden. Er ist der erste nicht diplomatisch geschulte Mann, den Schweden zu diesem Amt verwendete.

Schwedens Aberglaube, daß Rußland Skandinavien verschlingen wolle, ist — und Das ist durch seine Geschichte begründet — nämlich noch solider als der Glaube Mitteleuropas an eine endlose Gefahr von Seiten Rußlands. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß, so lange Rußland noch in seinem alten Traum von einer Weltherrschaft beharrt, Grund vorhanden ist, auf der Hut zu sein. An allem Slavischen ist etwas Unberechenbares.

Bald jedoch wird es Allen klar sein, in und außerhalb Rußlands, daß Japans kolossale Rüstungen und die Wachsamkeit seiner Diplomatie den bestimmten Zweck haben, China eines Tages ein Bündniß anzubieten, zuerst und vor Allem gegen Rußland. Es liegt doch klar auf der Hand, daß Japans Politik dahin zielt, die gelbe Rasse zu vereinigen, wie es Preußen 1866 mit der germanischen that. Auch hier mußte ein Krieg dem Bündniß vorausgehen. Mit Japan und China gegen sich im Osten, mit England gegen sich im Süden, ist es aus mit Rußlands gefahrlosen Eroberungen in Asien. Und mit dem neugesammelten Deutschland, mit Oesterreich-Ungarn und Italien als Gegner im Westen, ist Rußland (seit dem Auftreten Japans auf dem Schauplatz) überhaupt in eine Stellung gebracht, von der es noch vor zwei Jahren keine Ahnung hatte. Und wir Anderen eben so wenig. Rußlands Träume von einer Weltherrschaft werden in Nebel aufgehen. Bald liegen die Pläne und die Politik, die diese Träume erzeugten, als ausgeraigirte Waffen in einem Museum.

Wenn der russische Genius in diesen neuen Verhältnissen sich auf sich selbst besonnen haben wird, kann es wohl geschehen, daß sein Entwicklungsgang sich nach innen wendet; da sind Eroberungen genug zu machen. Es kann geschehen, daß es in diesem Umbildungsprozeß für höhere Ideale zu erwärmen beginnt, für eine fruchtbarere Ehre als die des Krieges; Das

lassen Rußlands Volkslieder ahnen, seine zahllosen Freiheitmartyrer, seine große Literatur und Kunst, all das Beste und Stärkste in der Neubildung Rußlands, die wir Alle bewundern.

Doch in einem Tage geschieht dies Alles nicht und die Gefahr ist noch nicht vorüber. Es kann ja sein, daß Rußland erst versuchen will, ob die Ostgrenzen wirklich so unübersteigbar geworden sind; es müßte sich in diesem Falle sputen. Es kann ja auch sein, daß es irgend einen Zweck verfolgen will, einen alten oder neuen, unabhängig von den Weltherrschaftsträumen.

Mit der ersten Möglichkeit rechnen wir hier nicht. Die zweite führt die Gedanken auf den Bund mit Frankreich hin; einmal glaubten wir ja, Rußland werde Frankreich zu Elsaß-Lothringen verhelfen, wofür Frankreich Gegendienste im Balkan zu leisten hätte. Doch schon jetzt beginnen wir zu ahnen, daß die französisch-russische Alliance eine stattliche Parade ist, nicht ohne Nutzen, doch mehr für den europäischen Hausfrieden. Die Gefahr eines Zusammenstoßes am Balkan, die man dadurch für näher gerückt hielt, scheint im Gegentheil nun kleiner. „Der Schlüssel zur Weltherrschaft“ liegt schwerlich mehr dort. Bismarck äußerte ja schon vor mehreren Jahren, daß die Begebenheiten am Balkan Deutschland nicht angingen; sein Blatt hat kürzlich diesen Satz wiederholt. Es kann schwerlich „der Schlüssel zur Weltherrschaft“ sein, den Bismarck so von sich wirft. Entweder enthalten seine Worte eine Warnung für Oesterreich-Ungarn und Andere, keine zu großen Wechsel zu trassiren, oder es ist wirklich seine Meinung, daß der Balkan allmählich ein isolirter Schauplatz geworden sei. Jedenfalls ist es klar: an einen nahe bevorstehenden Krieg der Großmächte wegen des Balkans denkt er nicht.

Angenommen, wir hätten uns geirrt; wir hätten bald Das, was ich den „Kaiserkrieg“ nennen möchte, den Krieg, in dem die Kaiseradler einander die Federn ausreißen, so gut sie können. Wenn der Krieg nicht mehr der russischen Weltherrschaft gilt und wenn England, ob es nun mitthut oder nicht, eine Bürgschaft mehr giebt, daß die Folgen eines solchen Krieges keine verhängnißvollere werden, sondern höchstens einige Provinzen ihre Souveraine wechseln, — welcher gewissenhafte Mensch kann da von drei armseligen Späzen droben im Norden verlangen, daß sie sich in die wilde Schlacht der großen Adler stürzen, für eine Sache, die ihren Nestern so fernab liegt wie der Balkan?

Für Skandinavien gilt es jedenfalls, daß „die Begebenheiten am Balkan uns nicht angehen“. Wie bequem es auch den deutsch-österreichischen Strategen sein könnte, wenn wir den Russen in die Flanken fielen und ihre Heerführer nöthigten, in Finnland ein- bis zweimal hunderttausend Mann zurückzulassen, -- ein solcher Ueberfall von unserer Seite wäre eben so thöricht wie unanständig.

Daß es unanständig wäre, leugnet man: Rußland hat ja Finland Schweden weggenommen, das also das Recht hat, es wieder zu nehmen. Dies Recht hat aber Schweden gar nicht. Wie schon der Name sagt, ist Finland nicht schwedisch und die große Mehrzahl der Finen wünscht auch nicht, es zu sein. Man leugnet auch, daß ein solches Verhalten der Scandinaven thöricht wäre. Rußland, erzählt man, suche nur einen Anlaß, um Scandinavien zu verschlingen; folglich ist es gut, Rettung beim Dreibund zu suchen. Doch jedes Kind kann sehen, daß Rußland jetzt gegen Norden eine recht unzugängliche Grenze hat und neutrale Nachbarn vor dieser Grenze. Warum soll es, ehe es von Schweden dazu genöthigt wird, diese sichere Grenze aufgeben und sich eine andere schaffen, die nur von Feinden bevölkert und gegen England offen ist, — da es doch an eine Weltherrschaft nicht denkt, nicht denken darf, und folglich keinen Seekampf mit England aufnehmen will noch kann?

Das Einzige, was Rußland von uns nun wünschen kann, ist eine Transitlinie bis zum Meer, etwas südlicher als sein eigener eisfreier Hafen. So billig wie Eisenbahnanlagen und Eisenbahnbetrieb nach und nach zweifellos werden müssen, kann sich Das vielleicht einmal rentiren, — jetzt aber schwerlich.

Doch ein Krieg mit uns, eine Eroberung skandinavischer Länder, wenn sie nicht ein Glied in einer Weltherrschaft ist, — welchem Plan könnte sie dienen, welchen Vortheil könnte sie Rußland schaffen? Kein verständiger Mensch kann uns Das sagen. Und da sollten wir kleinen Völker weit über unser Vermögen rüsten, um ein heimliches Kriegs Bündniß gegen Rußland abzuschließen und diesem Reich in einem Kaiserkrieg, der mehr einem ungeheuren Militärsport als etwas Anderem gleichen würde, in den Rücken zu fallen? Eine Kraftprobe zwischen Völkern, deren Millionen sich das ganze Jahr hindurch im Kriege üben und deren kriegerische Instinkte dadurch aufgehetzt werden gleich brünstigen Hengsten: was haben wir damit zu thun?

Nun versteht man vielleicht, warum das kleine friedliche Norwegen, vereint mit einem Volk, das einmal eine Großmacht war und Erinnerungen voll Furcht und Rachelust hat, warum Norwegen eine eigene Leitung seiner Auswärtigen Angelegenheiten haben muß.

Gerade jetzt wirft uns Schweden vor, „daß wir nichts zur gemeinsamen Vertheidigung beitragen wollen“. Eine Bestimmung im norwegischen Grundgesetz verbietet nämlich, die Landwehr außerhalb der Grenzen des Landes zu verwenden. Dies geschah, um dem Storching die Guttheißung eines Krieges zu sichern. Das Storching kann gleich, wenn es zusammentritt und den Krieg billigt, die Landwehr in Linie verwandeln. Warum soll das Storching gerade jetzt diese Macht ausliefern?

Wir rechnen auf Hilfe in Schweden; denn auch in Schweden muß man nach und nach begreifen, daß beide Reiche an Sicherheit gewinnen, wenn das friedliebende Norwegen sich selbst regirt.

Wir rechnen auf mehr, nämlich auf die Sympathie der Angehörigen aller Völker, die volksthümliche Institutionen, stark entwickeltes Geistesleben und die Lösung sozialer Aufgaben lieben, die heute die meisten anderen Völker noch vertagen müssen. Die Norweger sind nämlich ein wirklich voran schreitendes Volk und wünschen Frieden bei der Arbeit. Darum hat dieses Volk auch sein Zutrauen in die Friedenssache gesetzt. Fünf Sechstel des Storting haben dafür gestimmt, daß das Land suchen solle, Schiedsgerichtsverträge mit anderen Staaten (vor Allem natürlich mit Rußland) abzuschließen; doch der schwedische Minister des Aeußeren lehnte ab, nach dieser Richtung vorzugehen. Daher kam es, daß die norwegische Linke ein eigenes Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten auf ihr Programm setzte.

Ich weiß wohl, daß die Friedenssache von Allen verhöhnt wird, die sich auch in der Zukunft nichts Anderes denken können als die Seligkeit, in der wir jezo leben; von Allen, die davon ausgehen, daß auch in der Zukunft Volksinteressen und Fürsteninteressen sich nicht ganz werden decken können. Eine Aristokratie mit Großmannstraditionen, ein ganz oder halbabeliger Offiziersstand mit Kriegstraditionen, sie sollen auch in Zukunft die Volksmeinung und Regierung beherrschen.

Ich hoffe, die Menschen, die so denken, täuschen sich gewaltig. Ein Vorzeichen ist die internationale Friedensarbeit. Aus dem Traum einiger Weltgenies ist es vieler Edlen bedeutendste Aufgabe geworden. Schon ist die Friedensarbeit daran, die Kirche zu erobern, in die Schule einzubringen; sie hat den Kongreß und die Regierung Amerikas, das Parlament von England beschäftigt; sie wird mit dem Vorschlag fester Schiedsgerichte nun eine mächtige Propaganda in allen Volksvertretungen beginnen.

Man hat abweisend gesagt, daß die Schiedsgerichtsverträge nie beachtet werden würden, weil keine Machtmittel dahinter stehen. Doch auch dieses Mittel ist gefunden. Hat ein internationales Schiedsgericht ein Land wegen Kontraktbruches verurtheilt, so sollen alle anderen Staaten alle mit diesem Lande abgeschlossenen Uebereinkünfte für ungiltig erklären, bis es dem internationalen Schiedsrichter gehorcht. Ich glaube wohl, daß man in diesem Vorschlag ein starkes Machtmittel erkennen wird.

Norwegen sagt nun zu Schweden: Droht Gefahr von Rußland, so bittet zuerst dieses Land um feste Schiedsrichterstühle für alle auftauchenden Streitigkeiten! Bittet um Neutralität! Wenn Rußland uns Das verweigert, so wird ringsum in Norwegen nur eine Meinung herrschen: Anschluß an Schweden mit unserer ganzen Macht.

Warten wir darum die weitere Entwicklung ab.

München, Ende Oktober 1895.

Björnstjerne Björnson.



## Die Frage des Geldwerthes.

Es möge mir gestattet sein, wenn auch mit großer Verspätung, auf die Einwendungen zurückzukommen, die Herr Karl Fecht in dieser Zeitschrift\*) gegen meine Ansichten über die Bestimmungsgründe des Geldwerthes erhoben hat. Zunächst eine allgemeine Bemerkung über das sogenannte Ricardosche Gesetz, nach dem der Preis einer Waare, die nur unter zunehmend sich erschwerenden Bedingungen vermehrbar ist, durch die Herstellungskosten unter den ungünstigsten Bedingungen „bestimmt“ wird. Offenbar drückt dieser Satz, wenn er auch manchmal als eine selbständige, aktive Norm der Preisbestimmung aufgefaßt wird, nichts weiter aus als das nach den gewöhnlichen Erfahrungen im Großen und Ganzen zu erwartende Resultat der freien Konkurrenz von Angebot und Nachfrage unter den angegebenen besonderen Bedingungen der Produktion. Er stellt einfach eine Gleichung auf zwischen dem Preis und den höchsten noch aufwendbaren Produktionskosten, aus der man mit dem selben Recht herauslesen kann, daß der Preis die höchsten Produktionskosten, wie daß diese jene bestimmen. Die erste Auffassung ist allein die unmittelbar den wirklichen Vorgängen entsprechende. Wenn eine unbefriedigte Nachfrage vorhanden ist, von der ein erhöhtes Preisangebot ausgeht, so wird dadurch eine Mehrproduktion mit erhöhten Kosten hervorgerufen, die nun eben des höheren Preises wegen noch haltbar ist, d. h. ihren Unternehmern den normalen Gewinn einbringt. Da wir aber niemals im Voraus wissen, wie weit sich die zahlungsfähige Nachfrage bei steigendem Preise ausdehnen wird, so ist klar, daß der Ricardosche Satz nur eine durchaus relative Bedeutung hat und keinerlei Aufschluß darüber gewährt, warum der Preis sich absolut auf den Punkt stellt, den er wirklich einnimmt. Ohne Zweifel gilt prinzipiell und abgesehen von den aleatorischen Ueberschreitungen der richtigen Grenze auch für das Gold, das wir hier allein als das spezifische Geldmetall betrachten wollen, jene Gleichung zwischen Preis — d. h. in diesem Fall Verkehrswerth — und Produktionskosten unter den ungünstigsten Bedingungen. Aber was erfahren wir Brauchbares für unsere Einsicht in die Bestimmungsgründe des Verkehrswerthes oder der Kaufkraft des Goldes, wenn wir lesen, daß in einigen chinesischen Flüssen Goldwäscherei betrieben wird, die auf den Kopf einen täglichen Ertrag von zwanzig bis dreißig Pfennigen ergibt? Wir können daraus allerdings schließen, daß dort der nothdürftige Lebensunterhalt eines Chinesen der ärmsten Klasse mit dieser geringfügigen Summe bestritten werden kann; aber was ist damit für unsere Kenntniß von der Bildung des Geldwerthes überhaupt gewonnen? In Deutschland ist die Goldproduktion unter den ungünstigsten Bedingungen

\*) S. „Zukunft“ 12, 177.

wohl die Wäscherei, die — wenigstens im Anfang der siebziger Jahre noch — am elsassischen Rheinufer betrieben wurde. Sie brachte den wenigen Wäschern täglich je 1,20 bis 1,50 Mark ein, woraus wir also wieder das Existenzminimum unter den dortigen Preisverhältnissen erkennen, ohne aber über die uns beschäftigende Frage irgend eine weitere Belehrung zu erhalten. Die Menge des auf diese Art gewonnenen Goldes war immer höchst geringfügig und das Selbe darf man überhaupt von dem Rohertrage aller jener Goldproduktionbetriebe sagen, die auf der äußersten Grenze der wirtschaftlichen Existenzfähigkeit stehen. Der geringe Gewinn oder die Zubußen bei diesen Betrieben haben aber fast immer zur Ursache die geringe Menge des gefundenen Goldes, nicht aber die Schwierigkeit der Förderung und Zugutmachung reichlich vorhandener hochhaltiger Erze; und wenn daher etwa in Folge einer allgemeinen Steigerung der Löhne oder des Preises des nothdürftigen Lebensunterhalts diese ganze äußerste Produzentengruppe verdrängt würde, so fiel von dem jährlichen Gesammterzeugniß ein so kleiner Bruchtheil aus, daß der Verkehrswerth des Goldes dadurch nicht merklich beeinflusst würde; und eben so unmerklich würden die Folgen sein, wenn es nach einem Sinken der Lebensmittelpreise möglich würde, in Deutschland noch bei einer Mark und in China bei fünfzehn Pfennigen Tagesertrag Gold zu waschen. Die Erniedrigung des Geldwerthes im ersten Falle und seine Erhöhung im zweiten würde also gänzlich unabhängig von der äußersten Produktionsschicht auftreten und sie würde ihrerseits die wirtschaftliche Stellung dieser Schicht bestimmen. Bedeutende Vermehrungen der Goldgewinnung finden nicht dadurch statt, daß man mit höheren Produktionskosten zur Ausbeutung geringhaltiger Lagerstätten übergeht, sondern sie werden, wie in Kalifornien, Australien, Transvaal, durch die Entdeckung neuer reicher, mit relativ geringen Kosten zu bearbeitender Fundstätten herbeigeführt. Solche Entdeckungen aber sind nicht Erfolge der Arbeit, sondern Sache des Glückes. Daher hat nicht etwa, wie Herr Hecht anzunehmen scheint, die Verbilligung der Waaren oder die relative Werthsteigerung des Goldes in den letzten Jahren die Mehrproduktion von Gold hervorgerufen. Es ist stets mit der höchstmöglichen Intensität nach Gold gesucht worden, ohne daß die Waarenpreise darauf irgend einen Einfluß gehabt hätten; aber in den Vereinigten Staaten und in Australien reichten die neuen Entdeckungen bei Weitem nicht aus, um die Produktion auf der in den fünfziger Jahren erreichten Höhe zu erhalten; dagegen war das Glück den Goldsuchern im Transvaal endlich in überraschender Weise gewogen: nachdem zwanzig Jahre lang alle Nachforschungen so gut wie vergeblich geblieben waren, nachdem noch im Jahre 1885 bergmännische Autoritäten sich über die Aussichten der Goldproduktion in der südafrikanischen Republik durchaus ungünstig ausgesprochen hatten, wurde

1887 das reiche Konglomeratlager am Witwatersrand erschlossen, dessen Ertrag dann in acht Jahren die Produktion Australiens überflügelte. Dieser Verlauf würde im Wesentlichen der selbe geblieben sein, wenn in diesen Jahren die Waarenpreise der Gründerperiode 1872 bis 1873 bestanden hätten; es wären dann nur bei gleichen Roherträgen an Gold (auf die es hier allein ankommt) die Reingewinne der Ausbeute liefernden Gruben kleiner gewesen, auch wohl manche unergiebigere Betriebe früher zum Stillstande gekommen. Da aber diese Betriebe auch nur einen verhältnißmäßig geringen Beitrag zu dem Gesamtertrag an Gold lieferten, so würde ihr Wegfallen ohne wesentlich Bedeutung für den Goldwerth gewesen sein.

Die letzte Schicht der Goldproduktion ist also ihrerseits abhängig von dem ohne ihr Zuthun jeweilig bereits bestehenden Gold- oder Geldwerthe. Wie aber wirkt die Eröffnung neuer reichlicher Quellen des Goldzuflusses oder andererseits die erfaslose Erschöpfung vorher hochergiebiger Fundstätten? Nun, ich behaupte, eine nachhaltige bedeutende Vermehrung der Goldproduktion wirkt in letzter Instanz und durch mancherlei Vermittelungen auf eine Verminderung des Geldwerthes, d. h. auf eine Erhöhung der Waarenpreise hin, wie umgekehrt eine dauernde bedeutende Verminderung der jährlichen Goldzufuhr die Tendenz hat, schließlich und ebenfalls durch besondere Vermittelungen eine Wertherhöhung des Geldes oder eine Erniedrigung der Waarenpreise herbeizuführen. Ich bin aber weit entfernt, im Sinne der abstrakten Quantitätstheorie einen direkten mechanischen Zusammenhang oder irgend eine feste quantitative Beziehung zwischen Goldmenge und Waarenpreisen anzunehmen. Es kann also z. B., wie ich hier schon in meinem ersten Artikel bemerkt habe, längere Zeit hindurch die Goldproduktion steigen bei sinkenden Waarenpreisen und auch umgekehrt eine Steigerung der Preise bei abnehmender Goldzufuhr eintreten. Der erste Fall liegt in der neuesten Zeit offenkundig vor, denn das allgemeine Niveau der Waarenpreise ist in den Jahren 1893 und 1894 tiefer als jemals im letzten halben Jahrhundert gesunken, während gleichzeitig die Goldproduktion auf eine überhaupt vorher niemals dagewesene Höhe stieg. Die Möglichkeit des zweiten Falles scheint Herr Hecht bestreiten zu wollen, die Erfahrung lehrt aber, daß sie vorhanden ist. In Frankreich und England trat im Jahre 1872 eben so eine allgemeine Erhöhung der Waarenpreise ein wie in Deutschland, obwohl jene beiden Länder eine bedeutende Summe in Gold abgeben mußten. England führte 1879 und 1880 über 130 Millionen Mark Gold mehr aus als ein; und doch begann dort in der zweiten Hälfte des Jahres 1879 eine Hebung der Waarenpreise, die sich bald auch auf den Kontinent übertrug und 1880 fortbauerte. Herr Hecht fragt, welches Gesicht der englische Geldmarkt machen würde, wenn die Goldzufuhr aus Transvaal plötzlich ausbliebe. In dieser Frage finde ich zunächst



eine Stütze für meine Meinung, daß Herr Hecht im Grunde der Goldmenge ebenfalls eine große Bedeutung für die Gestaltung des allgemeinen Marktes, also auch der Preise, beilegt. Ohne Zweifel, das Ausbleiben des transvaalischen Goldes könnte unter gewissen Umständen eine Krisis verursachen; die Folge der Krisis aber würde ein allgemeiner Sturz der Waarenpreise sein, — und so hätte sich also doch ein Zusammenhang zwischen Goldmenge und Waarenpreisen geltend gemacht. Eine andere Einwirkung der Unzulänglichkeit der Goldmenge auf die Waarenpreise als die durch akute oder chronische Krisen vermittelte nehme ich überhaupt nicht an. Die Bedingungen, unter denen eine starke Verminderung der Goldzufuhr eine solche Wirkung ausüben könnte, sind in diesem Augenblicke vielleicht gegeben; vor einigen Monaten aber waren sie schwerlich vorhanden, denn ein großer Theil des neugewonnenen Goldes hat sich seit längerer Zeit unthätig bei der Bank von England angehäuft und es ist nicht einzusehen, weshalb die Marktverhältnisse sich wesentlich anders hätten gestalten sollen, wenn dieses brachliegende Gold in Afrika geblieben wäre. Der Baarvorrath der Bank von England betrug am zweiten Januar 1895 33,1 Millionen £str., der gleichzeitige wirkliche Notenumlauf 25,9 Millionen, die Ueberdeckung also 7,2 Millionen £str. Am 25. September aber war der Baarvorrath auf die noch nie dagewesene Höhe von 43,7 Millionen gestiegen, der Notenumlauf aber war auf 25,9 Millionen stehen geblieben und die Ueberdeckung hatte also jetzt die enorme Summe von 17,8 Millionen £str. oder 356 Millionen Mark erreicht. Die gesammte Goldproduktion von Transvaal in den ersten neun Monaten dieses Jahres betrug 160 Millionen Mark, während sich der Baarvorrath der Bank in der selben Zeit um 212 Millionen und die Ueberdeckung ihrer Noten um eben diese Summe erhöht hat. Wenn die Bank dieses müßig gebliebene Gold nicht erhalten hätte, so würde Das unter den damaligen Verhältnissen keine irgend erhebliche Folge gehabt haben. Die Reserve des Bankdepartements wäre dann auf 24,6 Millionen £str. zurückgegangen, andererseits aber hätte sich auch der dieser Reserve gegenüberstehende Betrag der stets fälligen Depositen um 10,6 Millionen, nämlich auf 45,5 Millionen £str. erniedrigt, so daß sich noch ein Deckungsverhältniß von 54 Prozent ergeben hätte, während die Bank 33 Prozent als genügend betrachtet und ihren Diskont erst erhöht, wenn die Reserve unter dieses Verhältniß den Depositen gegenüber zu sinken droht. Wenn überhaupt die ganze transvaalische Goldproduktion wegfiele, die 1895 etwa 200 Millionen Mark ausmachen wird, so bliebe doch noch ein Jahreserzeugniß von 550 Millionen übrig, 70 Millionen mehr als das der Jahr 1889 und 1890, in denen die Waarenpreise in die Höhe gingen.

Man könnte mir Widerspruch mit mir selbst vorwerfen, wenn ich in dieser Art die Unabhängigkeit der Waarenpreise von der Goldmenge dar-

zuthun suche und doch andererseits der Goldmenge wieder eine wesentliche Bedeutung für die Bildung des Geldwerthes zuschreibe. Aber diese Bedeutung ist eben nach meiner Ansicht immer nur eine vermittelte, und so lange die nöthigen Vorbedingungen fehlen, tritt sie nicht zu Tage. Vor Allem muß man bedenken, daß die abstrakte Kaufkraft, die den Waaren gegenübersteht und auf die Preise einwirkt, im heutigen Wirthschaftssystem zwar ausschließlich in Geldeinheiten gemessen und ausgedrückt, aber nur zu einem kleinen Bruchtheile durch wirkliches metallisches Geld dargestellt wird. Wer eine Waare an einen zahlungsfähigen Käufer verkauft hat, besitzt daraufhin freie, schlagfertige, abstrakte Vermögensmacht oder Kaufkraft, die er auf mannichfaltige Art ohne irgend welche Mitwirkung von effektivem Gelde bethätigen kann. Die Summe der bei den britischen Banken stehenden, hauptsächlich durch Gutschrift von Checks und diskontirten Wechseln entstandenen, stets fälligen Depositen beträgt 650 bis 700 Millionen £str., sechsmal mehr als der gesammte Gelbvorrath des Vereinigten Königreiches. Jene Depositen, nicht die nur als Sicherheitfonds dienenden Kassenvorräthe an Gold, stellen die in ihren Bestandtheilen stets wechselnde, aber sich im Ganzen behauptende und langsam zunehmende Summe der im englischen Großverkehr vorhandenen freien Kaufkraft dar; und die auf dieser Grundlage vollzogenen Operationen kommen mit Hilfe des Check- und Clearinghausystems fast ohne jede Mitwirkung von effektivem Golde zu Stande. Aber jede dieser durch Forderungen dargestellten Millionen muß nach Gutdünken der Bankkunden jederzeit auch in baarem Gelde zur Verfügung gestellt werden können. Die Bank wird das zurückgeforderte Guthaben vielleicht in Noten der Bank von England bezahlen, aber diese müssen dem Inhaber auf Verlangen in Goldmünzen eingelöst werden. So kann also das Gold unter Umständen wieder ein gewaltiges Uebergewicht über alle anderen Formen der freien Kaufkraft und Vermögensmacht erlangen; aber Dies trifft nur ein, wenn das kunstreiche Bank- und Kreditsystem, das bei normalen Zuständen die Mitwirkung des Geldes als Cirkulationmittel größtentheils überflüssig macht, erschüttert und zerrüttet ist und seinen Dienst in größerem oder geringerem Maße versagt. So lange das Kreditumlauffsystem ungefährdet fungirt, kann das Preisniveau steigen, ohne daß eine Vermehrung des baaren Geldes erforderlich wäre, und die Preissteigerung wird, unabhängig von dem Metallgelde, wirklich eintreten, wenn die realen volkswirtschaftlichen oder vielmehr weltwirtschaftlichen Faktoren einem allgemeinen Aufschwung der Geschäfte ünstig sind, wenn insbesondere die Produktion unter günstigen natürlichen und technischen Bedingungen steht, Produktion und Konsumtion richtig zueinander eingestellt sind und freies, auf Geld lautendes, wenn auch in irgend welcher anderen Form dargestelltes Kapitalvermögen reichlich verfügbar

ist. Aber jede Bewegung dieser Art kommt bei einem gewissen Punkte zum Stillstande und damit ist zugleich die Krisis da, weil stets noch große Spekulationen in der Schwelge sind, die auf noch weitere Erhöhungen der Waaren- und Effektenpreise gerechnet hatten. Hätte nun aber während der Periode des Aufschwunges in Folge einer bedeutenden Vermehrung der Goldproduktion auch der baare Geldvorrath des Landes eine große Zunahme erfahren, so würde entweder die Preissteigerung noch höher getrieben worden sein oder es würde bei ihrem Ende das Verhältniß der Kreditumlaufsmittel zu dem baaren Gelde ein günstigeres gewesen sein; in beiden Fällen aber würde der durch die Krisis bewirkte Sturz aller Preise weniger tief sein, als wenn jene Goldvermehrung nicht stattgefunden hätte; demnach würde auch die nach der schlimmsten Zeit wieder eintretende Besserung der Preise von einem höheren Stande ausgehen und auch deren normales Niveau in Folge der großen Goldzufuhr sich höher stellen als vorher.

Die Erhöhung der Preise entsteht also an sich unabhängig von der Geldmenge durch günstige weltwirthschaftliche Konjunkturen; je mehr aber gleichzeitig der Bestand an baarem Gelde wächst, um so höher bleibt das Preisniveau des neuen Normalzustandes; und umgekehrt, je mehr Gold in der Periode des Aufschwunges abgeschlossen ist, um so tiefer bleiben die Preise auch nach der Krisis stehen. Sind dagegen die weltwirthschaftlichen Bedingungen einer allgemeinen aufsteigenden Bewegung der Preise nicht gegeben, so bleibt selbst eine bedeutende Vermehrung der Goldvorräthe an sich wirkungslos, da sie nur eine Ueberfüllung der Bankgewölbe verursacht. Von einem irgendwie festbestimmten Geldbedarf einer Volkswirtschaft kann demnach überhaupt nicht die Rede sein. Man könnte darunter nur etwa die Summe an baarem Gelde verstehen, die nöthig und hinreichend ist, um den auf dem Bankkredit beruhenden Formen der freien Kaufkraft eine äußere Stütze zu geben. Diese Summe aber ist eine von den wirthschaftlichen Konjunkturen und dem öffentlichen Vertrauen abhängende, höchst veränderliche Größe. In günstigen Zeiten besitzt das Kreditumlaufsystem eine außerordentlich große Elastizität; es kann sich auf verhältnißmäßig schmaler werdender Metallbasis zu immer größerer Ausdehnung entfalten, ohne seine Solidität zu verlieren, zumal seine vollkommeneren Ausbildung die Verhältnißgröße des nöthigen Sicherheitfonds immer mehr herabsetzt. Ist aber eine Katastrophe eingetreten und das Vertrauen erschüttert, so ist eine sehr bedeutende Erhöhung des früher ausreichenden Deckungsverhältnisses nöthig, um das Mißtrauen des Publikums zu überwinden.

Faßt man den Geldbedarf in diesem Sinne auf, so besteht gegenwärtig in England nach den vorhin angeführten bankstatistischen Thatsachen ein unerhörter Goldüberfluß; von Frankreich, dessen Centralbank in diesem

Jahre stets einen Goldvorrath von 2 020 bis 2 140 Millionen Francs. neben einem Silberbestande von etwa 1 250 Millionen aufzumweisen hatte, kann man das Selbe sagen und auch in Deutschland übersteigt das Metallgeld den Bedarf, da es in diesem Jahre Monate lang nicht nur alle ungedeckten Banknoten verdrängt, d. h. in gedeckte umgewandelt hat, sondern auch durch seine Ansammlung bei der Reichsbank zeitweise eine bedeutende Ueberdeckung der Noten erzeugt hat.

Herr Hecht weist nun selbst auf diese Ueberfüllung der Banken hin, um meine Behauptung zu widerlegen, daß die Jahresproduktion an Gold, auch wenn sie sich verdoppelte, immer mit gleicher Leichtigkeit in die Adern des Weltverkehrs fließe. Ich halte diesen Satz, in dem Sinne, in dem er gemeint war, durchaus aufrecht. Es handelte sich um die Beziehungen zwischen Goldproduktion und Goldwerth und ich hatte das Gold im Auge in dem Zeitpunkte, da es aus den Händen der Goldproduzenten in den Verkehr tritt. Für die Minenbesitzer und ihre Arbeiter ist das neugewonnene Gold in seiner Eigenschaft als Geldmetall realisirtes Einkommen, unmittelbar freie Kaufkraft, die zunächst zur Beschaffung von Konsumtionmitteln dienen soll. Dem Golde in der Hand des Konsumenten steht überhaupt die Welt offen, jede noch so große Summe wird vom Markte bereitwilligst aufgenommen. Etwas Anderes aber ist es, wenn das Gold als Repräsentant von freiem Kapitalvermögen erscheint, also als abstrakte Kaufkraft, die sich auf Produktionsmittel und Arbeitskräfte richten, überhaupt zu Erwerbszwecken dienen soll. Zu vortheilhaften Geschäften oder zur Gründung neuer Gewinn versprechenden Unternehmungen findet sich nicht immer Gelegenheit und daher sammeln sich bei mattem Pulschlage des Wirthschaftlebens oft ungeheure Summen von freiem flüssigen Kapital an, das zum Theil auch in der Form von überschüssigen Goldvorräthen erscheint. Auf die Goldproduktion aber hat dieser Ueberfluß von Gold in der Eigenschaft als privatwirthschaftliches Kapitalvermögen nicht den mindesten beschränkenden Einfluß, denn für die Goldproduzenten ist das neue Gold, wie gesagt, Kaufmittel für Konsumtionzwecke und nicht Kapital. Eher könnte man annehmen, daß die Verbilligung der Lebensmittel und sonstigen Waaren, die die Perioden wirthschaftlicher Stagnation begleitet, die Goldproduktion, also auch den Ueberfluß an Goldkapital, noch befördert. Jedoch sind die lokalen Detailpreise und Lohnsätze in den Gebieten mit großer Goldproduktion von den Bewegungen der europäischen Marktpreise in einem hohem Grade unabhängig.

Aber weshalb wirken die großen Goldmengen, die der Verkehr jährlich gierig von den Goldproduzenten übernimmt, so wenig drückend auf den Werth des Goldes gegenüber den Waaren ein, wie sich Dies in den letzten Jahren gezeigt hat? Zunächst also deshalb, weil das neue Gold, nachdem

es vielleicht durch eine lange Reihe von Händen als Konsumtion-Kaufmittel gelaufen ist, schließlich an solche Besitzer gelangt, die es als Unternehmerkapital verwerthen wollen. In günstigen Zeiten wird durch dieses Gold die Nachfrage nach Arbeitskräften Maschinen, Rohstoffen u. s. w. vermehrt und die Steigerung der Preise befördert; bei stöckendem Gange der Geschäfte aber warten die Kapitalisten auf günstige Gelegenheiten, — und die Bewegung des Goldes und daher auch seine Einwirkung auf den Preis wird gehemmt. Ich habe aber noch einen anderen Grund für die verhältnißmäßig geringe Wirkung selbst einer bedeutenden Vermehrung der jährlichen Goldproduktion angeführt, gegen den Herr Hecht ebenfalls Einwendungen erhebt. Der Werth des Goldes wird von der jährlichen neuen Produktion nach meiner Ansicht nicht in der Weise beeinflusst, wie Dies bei gewöhnlichen Waaren der Fall ist; denn bei diesen ist gerade die laufende jährliche Produktion das entscheidende Element für die Preisbildung, da das Erzeugniß der vorhergegangenen Zeit aus dem Verkehr verschwunden und in die Konsumtion übergegangen ist. Das Gold aber, sofern es als Geldmetall dient, sammelt sich im Verkehr immer mehr zu einer kolossalen Masse an, gegen welche die neue Jahresproduktion immer verhältnißmäßig klein bleibt, weshalb diese an sich auch bei ungehemmter Wirkung keinen großen Einfluß auf den Werth des Goldes ausüben kann. Dagegen sagt Herr Hecht, die 15 Millionen Mark, auf die der Bestand an gemünztem und an Barrengold geschätzt wird, seien nicht auf dem Markte in dem Sinne wie Waaren in der Hand des Händlers. Sie seien im Verkehr, aber nicht mehr als Waare, sondern nur, weil ihre Konsumtion darin besteht, daß sie dem Verkehr dienen. Darauf ist zu erwidern: das Gold ist als Geldmetall niemals (abgesehen von anomalen Zuständen wie in der ersten Zeit der Produktion in den noch wilden und menschenleeren Goldbistrikten Kaliforniens und Australiens) wie eine gewöhnliche Waare in der Hand des Händlers am Markte gewesen. Es kann sofort unentgeltlich oder gegen eine geringe Gebühr zu Geld geprägt werden und die größten Banken sind gesetzlich verpflichtet, die Barren zu einem festen Preise gegen Noten anzukaufen. Das neue Gold ist also, abgesehen von dem zu industriellen Zwecken zurückgehaltenen Theil, von vorn herein als Geld zu betrachten. Welche Wirkung man nun aber auch dem Metallgelde im Verkehr zuschreiben mag, es ist gewiß, daß das bereits vorhandene Geld sich in dieser Hinsicht in nichts von dem neu geprägten unterscheidet. Und Das ist denn doch ein fundamentaler Unterschied von allen Waaren. Selbst die dauerhaftesten Gebrauchsgegenstände wirken doch, wenn sie einmal in die Hände der Konsumenten gelangt sind, überhaupt nicht mehr auf den Verkehr ein, aber die alte Goldmünze wird eben so wie die neu geprägte stets von Neuem gegen andere Güter ausgetauscht und jeder dieser Umsätze hat eine, wenn auch noch so kleine Be-

deutung für die Bildung des Tauschwerthes des Geldes gegen die Waaren. Denn wie kann sich der Tauschwerth eines Gutes überhaupt anders bestimmen als durch das Mengenverhältniß, in dem es gegen andere Güter ein- oder ausgetauscht wird? Auch in den Kassenbeständen spielt das neue Gold genau die selbe Rolle wie das alte. Die meisten dieser Bestände sind nur scheinbar in Ruhe, da ihre Bestandtheile, wie Herr Hecht selbst hervorhebt, fortwährend wechseln. Jedes Geldstück aber, das in sie eintritt oder sie verläßt, übt seine infinitesimale Mitwirkung bei der Bildung des Geldwerthes aus, nur wird die Gesamtwirkung einer Kasse um so kleiner, je langsamer der Wechsel von Statten geht. Daß größere Summen längere Zeit gänzlich unberührt bleiben, ist nur ein Ausnahmefall ohne praktische Bedeutung. Im Ganzen ergibt sich zu jeder Zeit aus den Bewegungen in den einzelnen Kassen eine gewisse durchschnittliche Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, die von der einfachen abstrakten Quantitätstheorie stillschweigend als konstant angenommen wird. Daß in der modernen Geldwirthschaft die freie Kaufkraft nur zum kleinsten Theil durch effektives Geld, zum größten aber durch Depositen Guthaben bei den Banken dargestellt wird, kann den unmittelbaren Einfluß der jährlichen neuen Goldzufuhr auf den Werth der — gleichviel in welcher Form erscheinenden — Geldeinheit nur noch mehr beschränken. Andererseits aber vervielfacht sich diese Wirkung entsprechend der Masse der aus der Metallgrundlage erwachsenden Kreditumlaufmittel, wenn die Konjunkturen der Weltwirthschaft den Anstoß zu einer allgemeinen Hebung des Preisniveaus geben. Und solche Konjunkturen treten immer von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht in regelmäßigen Abständen, wieder ein und manche Anzeichen deuten darauf hin, daß wir vielleicht jetzt — die Erhaltung des Friedens vorausgesetzt — am Beginn einer Periode steigender Preise stehen, in der dann auch die vermehrte Goldproduktion ihre bisher gehemmte Wirkung entfalten können würde. Die weltwirthschaftlichen Konkurrenzverhältnisse freilich, wie sie sich durch die moderne Verkehrsentwicklung gestaltet haben, würden auch in den relativen Stellungen der erhöhten Preise zum Ausdruck kommen.

Was endlich die Spezialfrage der Kurswerthe von Gold und Silber in Frankreich unter der Herrschaft des Doppelwährungssystemes betrifft, so kann ich Herrn Hecht der vollen Genauigkeit meiner Angaben versichern. Ich werde bei passender Gelegenheit eine ausführliche Tabelle über die Edelmetallkurse an der pariser Börse von 1814 bis 1873 veröffentlichen, die ich aus einer vollständigen Sammlung der Originallexemplare der Kurszettel ausgezogen habe. Die wichtigsten Zahlen daraus habe ich bereits in dem Artikel „Doppelwährung“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften mitgetheilt. Bis 1851 wurde eine Prämie nicht nur für Barrengold, sondern auch für

Zwanzigfrancsstücke notirt und diese repräsentirte also ein reines Goldaufgeld, ganz unabhängig von der bei dem Barrengolde in Betracht kommenden Prägungsgebühr (etwa 3 pro mille). Abgesehen von der Periode des Notenzwangskurses (1848 und 1849) stieg das Agio der Zwanzigfrancsstücke im Jahre 1845 zeitweilig auf 15,5 bis 16, im Jahre 1846 auf 13 bis 13,5, im Jahre 1847 auf 15 bis 16. Durchschnittlich stand es in diesen Jahren auf mindestens 1 Prozent, und Das war mehr als ausreichend, um die Goldmünzen aus dem gewöhnlichen Verkehr gänzlich zu vertreiben. Die Silberprämie bezieht sich auf Barren mit dem von der Münze bezahlten Preise als Ausgangspunkt, und zwar wurde 1856 bis 1860 der damalige wirkliche Münzpreis von 220,56 Francs zu Grunde gelegt, während man später wieder den sogenannten alten Tarif annahm (1 Kilogramm Silber gleich 218,89 Francs). Nun stand die Silberprämie z. B. anfangs Januar 1857 auf 24 bis 25 pro mille, stieg im Laufe des Januars auf 28 bis 30 pro mille, erreichte im Mai das Maximum mit 30 bis 35 pro mille, und diese Notiz bleibt bis zu den letzten Tagen des Dezember un geändert; für den dreißigsten Dezember finde ich in meinem Auszuge 25 bis 30, für den zweiten Januar 20 bis 25, also den selben Kurs, den Herr Hecht für den einunddreißigsten Dezember an giebt. Die hohe Prämie war also keineswegs eine ephemere Erscheinung, und wenn auch von den obigen Sätzen  $7\frac{1}{2}$  pro mille abzuziehen sind, weil der Münzpreis um die Münzgebühr zu niedrig ist, so bleibt doch eine Nettoprämie übrig, die weitaus genügt, um das Silbergeld, soweit es nicht für den Kleinverkehr unentbehrlich war, aus dem Umlauf zu verdrängen und weitere Silberprägungen fast gänzlich zu verhindern. In der That, während 1856 noch für 46 Millionen Francs silberne Fünffrancsstücke geprägt wurden, schrumpfte die entsprechende Ziffer 1857 auf 467 030 Francs zusammen; 1858 betrug sie, obwohl die Prämie gesunken war, 133 950 Francs, 1859 (bei einer fast unveränderten Prämie von 24 pro mille) 16 825 Francs; 1860 wurde überhaupt kein Fünffrankenstück geprägt (Prämie 20 bis 25) und auch in den folgenden Jahren bis 1867 waren die Prägungen unbedeutend. Ein zweites Maximum erreichte die Prämie im Januar 1864, nämlich 35 (nicht 30 bis 35) pro mille, und auch Dies war keine vorübergehende Erscheinung, denn die Notiz bleibt bis Ende Juli 31, worauf ein stärkerer Rückgang eintrat. Da die Prämie damals wieder nach dem alten Tarif berechnet wurde, so hat man 15 pro mille abzuziehen, um die Nettoprämie zu erhalten; daß aber auch diese noch groß genug war, um den Silberumlauf zu erschweren, beweist schon die Thatsache, daß in diesem Jahre nur 160 840 Francs in Fünffrankenstücken ausgemünzt wurden, obwohl die Prägung seit November wieder ohne Verlust möglich war.

Göttingen.

Professor Wilhelm Lexis.



## Der Mittellandkanal.\*)

Daum war der Nord-Ostsee-Kanal vollendet, so folgte die Grundsteinlegung zum Elbe-Trave-Kanal; dazu kam etwas später die Eröffnung der Schifffahrt auf der kanalisirten Fulda, einem Gliede des größeren Projectes einer völligen Schiffbarmachung der Weser, und mit diesem Projecte steht wieder in engster Verbindung das Project eines Rhein-Weser-Elbe-Kanals, das in der nächsten Zukunft sicherlich eben so viel von sich reden machen wird wie in der jüngsten Vergangenheit der Nord-Ostsee-Kanal.

Der Mitlebende sieht die einzelnen Ereignisse, der Historiker die Epoche. Der zukünftige Kulturhistoriker wird finden, daß wir in verkehrspolitischer Beziehung mitten darinnen in einer Epoche leben, die sich nach dem in der Hauptsache vollendeten Ausbau des Eisenbahnnetzes das Ziel setzte, dieses durch ein dem modernen Dampfmotor entsprechendes Wasserstraßennetz zu ergänzen und in der Bewältigung des Verkehrs eine allgemeine Arbeitstheilung zwischen Eisenbahn und Wasserstraße herbeizuführen. Er wird die Bewegung als eine in dem Verlauf der Kulturentwicklung wohl begründete erkennen. Dies ist wenigstens mein Glaube; und wer mit mir dieses Glaubens ist, wird mir gern seine Aufmerksamkeit zuwenden, wenn ich jetzt über das wichtigste norddeutsche Wasserstraßenproject, über den Plan eines Rhein-Weser-Elbe-Kanals, Einiges erzähle.

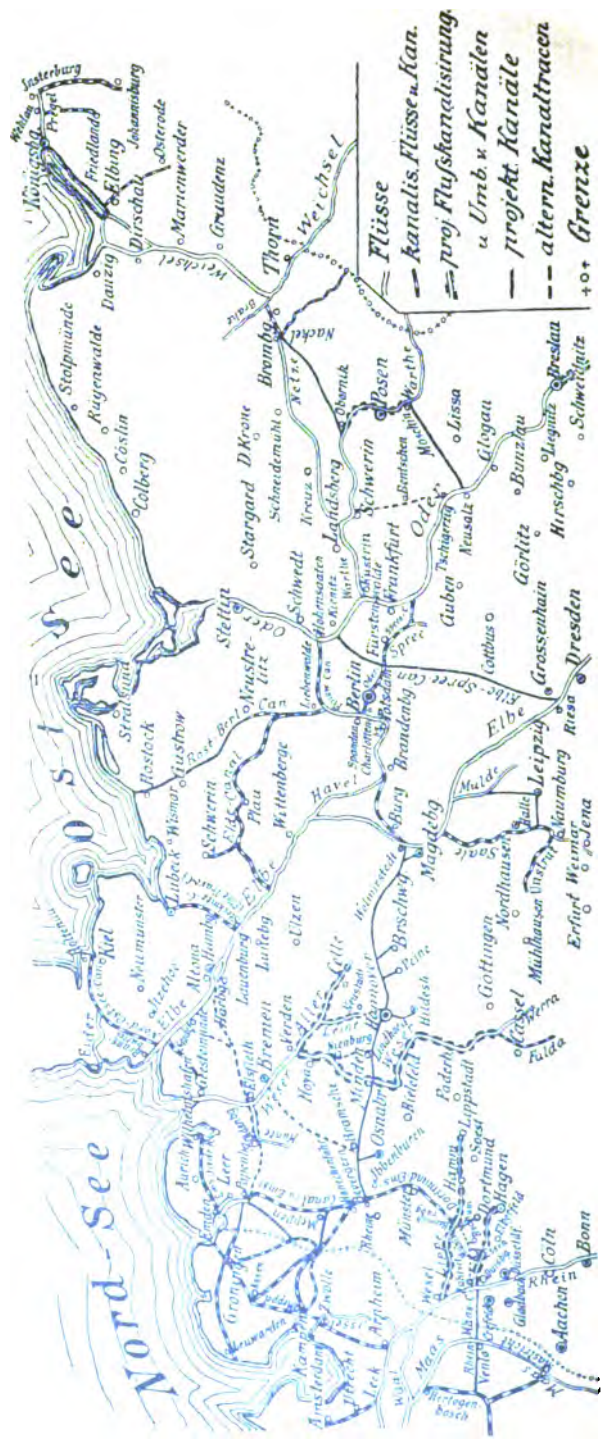
Der älteste Vertreter der Idee eines Rhein-Weser-Elbe-Kanals ist, was wenig bekannt ist, kein Geringerer als — Leibniz. Zu ihm gesellt sich ein anderer Polyhistor der damaligen Zeit, der besonders zwei im Grunde gar nicht so unähnliche Wissenschaften, die Alchymie und die Nationalökonomie, betrieb, J. J. Becher. Dieser wollte seinen Rhein-Weser-Elbe-Kanal übrigens nicht in der norddeutschen Tiefebene, sondern mittels des Maines, der fränkischen Saale, der Gera, Unstrut und sächsischen Saale zu Stande bringen. Verwirklicht wurden jedoch diese Projekte des siebzehnten Jahrhunderts nicht.

Dagegen wurde bekanntlich im Osten Deutschlands unter dem großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern, besonders unter Friedrich dem Zweiten, ein Kanalnetz für Schiffe von etwa hundertundfünfzig Tonnen Tragfähigkeit geschaffen. Diesem brandenburgischen Wasserstraßennetz, dessen Ausbau — durch die starke preußische Territorialregierung begünstigt — in dem politisch zersplitterten und geschwächten Deutschland einzig dastand, die deutschen Wasserstraßen westlich der Elbe anzugliedern, war nun die Aufgabe der neueren und neuesten Zeit. Bei den Versuchen zur Lösung dieses großen verkehrspolitischen Problemes in Norddeutschland treten frühzeitig zwei Richtungen auf, deren eine nach der Verbindung der Elbe mit der Weser und Ems im Mündungsgebiet dieser Flüsse trachtet, während die andere nach einer Trace in deren mittlerem Lauf sucht. Schon in den 1770er Jahren wurde mit dem Bau eines zugleich als Moorkulturkanal gedachten Küstenkanals von Bremen nach Hamburg begonnen, dieser Kanal aber in Dimensionen gehalten, die nur Schiffen von zwei bis drei Lasten die Fahrt gestatteten, während auf dem alten Steinkanal Schiffe bis zu sieben Lasten

\*) Dieser Aufsatz wird erweitert nächstens in dem Buche „Mittelländische Verkehrsprojekte“ (bei Siemenroth & Trotschel in Berlin) erscheinen.



Uebersichtskarte der mittelländischen Kanalprojekte in Norddeutschland.



und auf dem holsteiniſchen Nord-Oſtſee- oder Eider-Kanal Schiffe bis zu fünfzig Laſten fahren konnten. Auch das im Gegenſatz zu dem „Küſtenkanal“ als „Mittellandkanal“ erſcheinende Projekt einer Verbindung des mittleren Laufes der Elbe, Weſer, Ems und des Rheines wurde im achtzehnten Jahrhundert zum Gegenſtand von Unterſuchungen und Verſuchen gemacht. Ins achtzehnte Jahrhundert fällt auch der Verſuch, von der Ems eine Kanalverbindung mit dem Rheine herzuſtellen, indem unter den Biſchöfen Mag und Klemens von Münſter von da bis Magdafen etwa zehntauſend rheinländiſche Ruthen lang ein Kanal zu der in den Zuderſee fließenden Bechte gebaut wurde, wodurch Münſter und Amſterdam in ſchiffbare Verbindung geſetzt werden ſollten. Dieſes Unternehmen iſt aber aus techniſchen und politiſchen Gründen mißglückt und der „Mag-Klemens-Kanal“ bald bis zur Unfahrbarkeit verſchlammt.

Erſt die politiſche Einheit Norddeutſchlands konnte das Unternehmen einer Kanalverbindung der weſtelbiſchen Gegenden mit den oſtelbiſchen ausſichtsvoll machen. Zundächſt war es die durch die Gewaltherrſchaft Napoleons geſchaffene politiſche Einheit, die den Anstoß zur Wiederaufnahme des Rhein-Weſer-Elbe-Kanalprojektes in unſerem Jahrhundert gab. Napoleon aber hat auf dem Gebiete des Kanalweſens wie auf ſo manchen anderen kulturellen Gebieten mehr Hoffnungen erweckt als erfüllt. Er wollte ein Kanalnetz von der Seine zur Oſtſee einerſeits, zum Schwarzen Meere andererſeits (vermitteltſt eines Donau-Rinig- oder auch Main-Donau-Kanals!) herſtellen, er wollte den Rhein mit der Maas und Scheibe verbinden und er wollte auch einen Rhein-Weſer-Elbe-Kanal bauen. Sowohl unter der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft wie nach deren Beſeitigung beſchäftigten ſich auch deutſche Regirungen und Ingenieure mit dem Rhein-Weſer-Elbe-Kanalprojekt. Der preußiſche Finanzminiſter von Bülow ließ durch den damals berühmten bayeriſchen Waterbautechniker Wiebeking ein generelles Projekt und durch den Diſtriktsbaumeiſter und Waterbaudirektor Nauck aus Minden ein Detailprojekt für den Rhein-Weſer-Elbe-Kanal ausarbeiten. Die Trace zog ſich von der Elbe bei Magdeburg mittels der Aller und Ohre zur Weſer hin, in Elſſeth ſollte Anſchluß an das franzöſiſche Ems-Weſer-Rhein-Kanalprojekt geſucht werden. Auch dieſer Entwurf kam nicht zur Ausführung und das Projekt ſcheint nun einige Zeit geruht zu haben; aber die raſche, durch die moderne Dampfkraft verurſachte Entwicklung der rheiniſch-weſtfälischen Induſtrie brachte das Rhein-Weſer-Elbe-Kanalprojekt bald wieder auf die Tagesordnung des öffentlichen Interesses. Der Weſtfale Fritz Hartort begann im Jahre 1840 eine Agitation für den Ausbau der Waterſtraße vom Rheine zur Nord- und Oſtſee, worauf im Jahre 1856 auf Anregung des Baumeiſters Karl von Hartmann ein Ausſchuß ſich bildete, der auch eine Denkschrift über den Rhein-Elbe-Kanal veröffentlichte.

Nun kommt ein weſentlicher Schritt nach vorwärts, als die preußiſche Regierung zu Anfang der ſechziger Jahre ſich zum zweiten Male entſchloß, geſamtschaftlich mit der hannoveraniſchen ein Projekt für einen Rhein-Weſer-Elbe-Kanal ausarbeiten zu laſſen. Dem Wiebeking-Nauckſchen Entwurf folgte nun ein von den Bauräthen Michaelis und Heß verfertigte. Der techniſche Fortſchritt der Zeit zeigte ſich darin, daß der neue Entwurf Dimenſionen für Schiffe von etwa dreihundertundfünfzig Tonnen zu Grunde legte, während die Entwürfe in den

ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts, sowohl der französische als der deutsche, mit dem alten französischen Kanaltypus, also mit Schiffen von ca. hundertundfünfzig Tonnen operierten. Der politische Fortschritt trat aber nicht minder deutlich hervor, denn man begann jetzt im engsten Zusammenhange mit dem Rhein-Weser-Elbe-Kanalprojekte unter einheitlichen technischen, wirtschaftlichen und finanziellen Gesichtspunkten Entwürfe für ein gesamtes norddeutsches Wasserstraßennetz auszuarbeiten, das mittels der Fortsetzung des Rhein-Weser-Elbe-Kanals durch einen Rhein-Maas- und Schelde-Kanal (Uerdingen-Wenlo) sich bis nach Holland erstrecken sollte. Als erstes Glied dieses Kanalnetzes kam der Dortmund-Ems-Kanal zur Verwirklichung, aber auch dieser erst durch Landtagsbeschluß vom Jahre 1886 (Gesetz vom neunten Juli 1886), nachdem Ende der sechziger Jahre, dann in den siebziger Jahren durch die politischen Ereignisse, durch das Eisenbahnfieber und weiterhin durch die wirtschaftliche Krisis kein rechter Boden für Verwirklichung der Kanalprojekte zu finden war. Gelegentlich des Dortmund-Ems-Kanals wurde in Preußen die prinzipielle Frage des Kanalbaues im Zeitalter der Eisenbahnen nach heftigen Streitigkeiten im Sinne einer entschiedenen, in finanzpolitischer Beziehung vielleicht etwas zu nachgiebigen und deshalb bald zu einer Reaktion führenden Kanalfreundlichkeit gelöst. Dabei war man aber zu dem wichtigen, für die ganze neueste Kanalbewegung Grund legenden Ergebnisse gekommen, daß nur Kanäle von ganz großen Abmessungen, welche die sogenannte Großschiffahrt gestatten, im Zeitalter der Eisenbahn, d. h. also wenn eine solche mit dem Kanal parallel läuft und konkurriert, eine Existenzberechtigung haben. Der Dortmund-Ems-Kanal wurde deshalb bei einer Tiefe von 2,5 Metern für Schiffe von 600 bis 700 Tonnen Tragfähigkeit bestimmt. Um aber eine Tiefe von drei Metern nach und nach herstellen und somit Schiffsgefäße von 800 bis 1000 Tonnen Ladefähigkeit allmählich auf dem Kanal zulassen zu können, hat man die Drempeeltiefe in den Schleusen und die Tiefen über Schwellen von Bauwerken und über Durchlässen und Unterführungen gleich für drei Meter Wassertiefe eingerichtet. Für Denjenigen, der immer noch nicht überzeugt ist, daß moderne Schiffahrt und moderne Kanäle sich zu den alten gerade so verhalten, wie die alten Poststraßen zu den modernen Eisenbahnen, sei bei dieser Gelegenheit Folgendes rekapituliert. Die Entwürfe für den Rhein-Weser-Elbe-Kanal zu Anfang des Jahrhunderts hatten Dimensionen für 150 Tonnen-schiffe (eine Tonne = 1000 Kilogramm), die um die Mitte des Jahrhunderts für 350 Tonnen und die am Ende des Jahrhunderts für 1000 Tonnen-schiffe. Die Agitation für den Bau weiterer Glieder eines norddeutschen Großschiffahrtnetzes wurde nun von einer ganzen Reihe entsprechender, ad hoc gebildeter Interessenten-Korporationen mit großer Rührigkeit aufgenommen. Der für den Rhein-Weser-Elbe-Kanal wirkende Verein, der sich als spezieller Ausschuß zur Förderung des Mittellandkanals von dem nieder-sächsischen Kanalverein abzweigte und durch Zeitung-artikel, Flug-schriften und Vorträge seines Geschäftsführers Fritz Geck eine rege Tätigkeit entfaltete, brachte, dank der Opferwilligkeit seiner Mitglieder, eine Summe von 135 000 Mark zusammen, die der preußischen Staatsregierung behufs Aufstellung eines neuen, den Dimensionen des Dortmund-Elbe-Kanals entsprechenden technischen Projektes für den Rhein-Weser-Elbe-Kanal zur Verfügung gestellt wurde. Die für den Bau des Dortmund-Ems-Kanals in Münster ein-

gesetzte königlich preussische Kanalkommission wurde mit der Ausarbeitung dieses neuesten Entwurfes eines mittelländischen Rhein-Weser-Elbe-Kanals betraut. Dieser Entwurf wurde von 1891 bis 1893 unter Leitung von Duis und Prüssmann (Dortmund-Rheinstraße) und Messerschmidt (Ems-Weser-Elbestrecke) fertiggestellt und bietet mir für die nachfolgende Erörterung des Rhein-Weser-Elbe-Kanalprojektes die technischen Grundlagen.

Der Rhein-Weser-Elbe-Kanal soll zu Ruhrort den Rhein verlassen und sich zunächst in der Nähe der Ruhr hinziehen. Bald hinter Ruhrort ist der Ausgang einer zweiten Verbindung mit dem Rheine bei Neuenkamp gedacht, von welcher aus der Hafen der Stadt Duisburg angeschlossen werden kann. In der Nähe von Oberhausen wird ein Zweigkanal nach Mühlheim a. d. R. entsendet, während der Hauptkanal das Ruhrthal hier verläßt und am nördlichen Abhang des Haarstranggebirges in der Nähe der Emscher hinziehend bei Altenessen, wo der Zweigkanal nach Essen mündet, die Höhe der Wasserscheide zwischen Rhein und Ems erreicht. In der Nähe von Gelsenkirchen zweigt der Seitenkanal nach Bochum ab. Bei Herne trifft der Emscherkanal den im Bau begriffenen Kanal von Dortmund nach den Emshäfen, der bis Bevergern bei Rheine einschließlich des von Henrichenburg ausgehenden Zweigkanals nach Dortmund als Theil des Rhein-Weser-Elbe-Kanals zu betrachten ist. Die genannte Scheiteltrecke muß über Emscher, Lippe und Stever auf Brücken hinweggeführt werden; er berührt die Städte Dlfen und Lüdinghausen wie die westfälische Provinzial-Hauptstadt Münster. Ferner ist die Ems zu überbrücken, an deren rechtsseitigem Thalgehänge sich die Wasserstraße hinzieht, bis in der Nähe von Bevergern die westlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes erreicht werden. Während der Zweigkanal nach der unteren Ems von hier ausgeht, der den Kanal von Dortmund nach den Emshäfen vervollständigt und die Städte Vingen, Meppen, Papenburg, Leer und Emden mit dem Mittellandkanal in Verbindung bringt, verfolgt der Stammkanal den nördlichen Hang des Gebirges, entsendet bei Dalen einen Hafensanal nach Osnabrück und überbrückt die Haase. Fernerhin zieht er an Bramsche, Osterkappeln, Essen, Fr. Oldendorf, Lübbecke vorüber und überschreitet in der Porta Westfalica die Weser, deren Thal und die nebenherlaufende Eisenbahn auf einer hohen Brücke. Noch auf dem linken Weserufer ist die Anlage eines Verbindungskanals mit der Weser und nahe der Stadt Minden anzulegenden Umschlaghafen geplant. Ostlich der Weser tritt die Wasserstraße sehr bald in Schaumburg-Lippe ein und berührt die Hauptstadt Bückeburg wie Stadthagen. Bei Lindhorst wird die Provinz Hessen-Nassau erreicht, innerhalb deren Bad Nenndorf getroffen wird. Alsdann aber tritt die Schifffahrtsstraße in die Provinz Hannover ein und erreicht Linden und Hannover. Bevor hier die Ihme und die Leine überbrückt werden, ist die Mündung eines Zweigkanals über Pattenfen, Sarstedt nach Hilbesheim vorgesehen. In ihrer Fortsetzung soll die Wasserstraße an Misburg und Lehrte vorüberziehen, wobei Lehrte durch einen kurzen Stichkanal anzuschließen ist. Weiterhin ist bei Immensen, wo zugleich der Hafen der Kreisstadt Burgdorf anzulegen ist, der Ausgang eines Zweigkanals nach der Industriestadt Peine gedacht und in der Nähe von Meinerfen im Okerthale derjenige nach der Residenzstadt Braunschweig. Bald wird Gifhorn in geringer Entfernung und Fallersleben am Bahnhofsge-

troffen. Nachdem der Kanal bei Vorsfelde auf braunschweigisches Gebiet gekommen ist, tritt er in der Nähe von Debisdelle in den Drömling und zugleich in die Provinz Sachsen ein, die er bis zu seiner Mündung in die Elbe nur in dem braunschweigischen Amte Calvörde wenige Kilometer lang verläßt. Angetroffen werden außer Calvörde noch die Städte Neuhalbensleben und Wolmirstedt. Um zwischen dem Westen und dem Osten Norddeutschlands einen ununterbrochenen Zug von Wasserstraßen herzustellen, soll der Rhein-Weser-Elbe-Kanal bei Heinrichsberg in die Elbe eintreten, wo gegenüber bei Niegrüpp der Ohre-Plaue-Kanal beginnt, der über Brandenburg und Berlin die Elbe, Oder und Weichsel vereinigt und einen regen Schiffahrtbetrieb unterhält. Von sehr großer Wichtigkeit für den Verkehr des Rhein-Weser-Elbe-Kanals ist eine Verbindung mit dem Hafen zu Magdeburg. Bei den wechselnden Wasserständen und der oft sehr geringen Fahrtiefe der Elbe ist eine jederzeit freie Verbindung nur durch einen Zweigkanal zu gewinnen; dieser wird in der Nähe von Wolmirstedt den Hauptkanal verlassen und den neuen Hafen zu Magdeburg-Neustadt bei der Hafeneinfahrt erreichen. Auf dieser ganzen, vom Rheine bis zur Elbe 475 Kilometer langen Trace erhält der Rhein-Weser-Elbe-Kanal nur acht Kammerschleusen und drei Schiffshebewerke, wovon zwei auf die Rhein-Emßstrecke und eine auf die letzte Kanalhaltung an der Mündung des Kanals in die Elbe bei Heinrichsberg kommen. Der Kanal hat schleusenlose Haltungen von 85 beziehungsweise 45 und 245 Kilometern und unterscheidet sich dadurch in vortheilhaftester Weise von den deutsch-österreichischen Kanalprojekten.

Noch ist die Mittellandkanalfrage nicht so ganz glatt gelöst, wie es nach einigen Publikationen, die von dem Geiste der Kritik und des Zweifels durchaus nicht „angekränktelt“ sind, erscheinen müßte. Da ist vor Allem der verschiedenen Interessen an der Traceführung zu gedenken. Zunächst ist der alte Gegensatz zwischen dem Küstenkanal und dem Mittellandkanal immer noch nicht ganz gehoben. Einige wollen eine Fortsetzung des Dortmund-Emß-Kanals durch den Ausbau eines Großschiffahrt-Kanals von Bremische über Bremen nach L'amburg und so einen Rhein-Weser-Elbe-Kanal zur Küste herstellen. Das Gebiet, das dieser Kanal durchschneiden würde, ist industriell und landwirtschaftlich nicht so entwickelt wie das Mittellandkanalgebiet und es steht zu erwarten, daß der Verkehr des Küstenkanals nicht so intensiv wie der des Mittellandkanals werden würde, was natürlich auf die Rentabilität von großem Einfluß ist. Diese Küstenkanaltrace könnte auch bis Bohmte bei Lemförde die Mittellandkanallinie benützen und von dort zur Weser sich hinziehen. Von Bremen aus soll der Kanal nach Ueberschreitung der Lesum zur Hamme und über Bremerförde durch das Schwingethal nach Harburg in die Elbe geleitet werden. Andere wollen den Kanal von Ashendorf nach Glesfleth, unter Speisung durch die Hunte, und von der Weser, sei es nach Brunsbüttel oder nach Stade, zur Elbe traciren. Wieder Andere wollen den Mittellandkanal bis Minden benutz und dann durch Kanalisierung der Weser bis zur Alleremündung den Großschiffahrtanschluß zur Küste hergestellt wissen. Meiner Ansicht nach ist es nicht angezeigt, die beiden Projekte zu verquiden, ich bin mit Weizen der Ansicht, daß die Herstellung der Mittellandkanallinie eine verkehrspolitische Aufgabe für sich ist. Für eine Verbindung der Mittellandkanalgebiete mit der Küste können

sobann verschiedene Tracen in Erwägung gezogen werden. Es wird außer den genannten Tracen auch eine Abzweigung aus dem Mittellandkanal bei Gaste zur Weser bei Nienburg oder eine Verbindung Nienburg—Lindhorst (nach Franzius) oder Nienburg—Nenndorf empfohlen. Auch die Leine- und Allerkanalisierung hat ihre Vertreter und soll auf neun Millionen Mark zu stehen kommen, während die Kosten des Nienburg-Lindhorster Kanals von Franzius auf sechzehn Millionen Mark berechnet werden. Andere gehen einen Mittelweg und wollen die Leine nur bis Neustadt benutzen und von hier bis Nienburg einen Kanal bauen. Ob sich aber überhaupt die Aller und Leine nach Kanalisierung für Großschiffahrt eignen, ist noch eine unsichere Sache.

Eben so viele Varianten wie für den Anschluß des Mittellandkanals an die Küste existiren auch für dessen Anschluß von Dortmund an den Rhein. Für diesen westlichen Theil des Rhein-Weser-Elbe-Kanals sind zwischen dem Rheine und dem Ausgangspunkte des Zweigkanals nach Dortmund bei Henrichenburg fünf verschiedene Linien möglich und für diese durch die königliche Kanal-Kommission in Münster die Vorarbeiten ausgeführt. Fritz Ged gibt in seiner Denkschrift hierüber folgende Daten:

- I. Der Lippesfluß, der von seiner Mündung in den Rhein bei Wesel bis zu dessen Kreuzungstelle mit dem Kanal bei Datteln durch Kanalisierung mittels Einbaues von neun Wehranlagen und Kammererschleusen schiffbar zu machen ist und durch ein Schiffshebewerk mit dem fünfzehn Meter über dem Lippespiegel liegenden Hauptkanale verbunden werden kann.
- II. Die kanalisierte Lippe von Wesel bis Dorsten und von da ein Kanal nach Henrichenburg. Der Höhenunterschied zwischen dem Hauptkanale bei Henrichenburg und der Lippe bei Dorsten soll durch zwei Schiffshebewerke überwunden werden.
- III. Nördlicher Emscherkanal, der bei Alsum wenig unterhalb Ruhrort den Rhein verläßt und am nördlichen Hange der Emscher nahe dem Flusse hinziehend die Höhe des Hauptkanals bei Henrichenburg mittels dreier Schiffshebewerke erreicht.
- IV. Südlicher Emscherkanal, dessen Ausgang vom Rhein durch den Hafen zu Ruhrort vermittelt wird und der, am südlichen Abhange des Emscherthales hinlaufend, bei Herne an den Stammkanal anschließen und den Höhenunterschied durch zwei Kammererschleusen und zwei Schiffshebewerke überwinden soll.
- V. Die Ruhr von ihrer Mündung in den Rhein bei Ruhrort bis Steele unter Verbesserung der Schiffbarkeit durch Kanalisierung (vierzehn Schleusen); daran anschließend ein Verbindungskanal von Steele nach Herne.

Von der preussischen Staatsregierung ist nach Anhörung einer am neunundzwanzigsten September 1893 zu Dortmund stattgehabten Interessenten-Versammlung zunächst die Linie IV in Aussicht genommen. Da diese südliche Emscherlinie (IV) durch das Industriegebiet zieht, wo augenblicklich die leistungsfähigsten Werke der Kohlen- und Eisenindustrie das vom Kanal aufzuschließende Gebiet nicht besetzen, so wird diese Linie von dem Ortsverkehr vielleicht voll in Anspruch genommen werden. Sollte sie demnach der Vermittelung des Durchgangsverkehrs zwischen Rhein, Ems, Weser und Elbe weniger dienen können, so wird man

wohl eine Verbindung des Stammkanals durch die außerhalb des Industriegebietes liegende Lippe wählen und den Fluß, wie unter I erläutert, kanalisieren müssen, sobald der Verkehr auf dem südlichen Emscherkanale über die Leistungsfähigkeit der Wasserstraße hinausgeht. Jedenfalls bietet die Kanalisierung der Lippe weniger technische Schwierigkeiten als die der Ruhr, und wenn es wahr ist, daß der Abbau der Kohlenflöze für die Zukunft auf das Lippegebiet hinweist, so hat die Lippekanalisierung Manches für sich.

Ein weiterer Gegenstand des vom Minister Thielen geförderten Studiums des Mittellandkanalprojektes war dessen wirtschaftliche Seite. Ich möchte in diesem Punkte die lokale Bedeutung von der Fernwirkung eines Kanals trennen. Nach beiden Richtungen ist das Projekt noch wenig von Sachleuten in exakter Weise studirt. Sicher ist, daß in lokaler Beziehung die Hauptbedingung für die Zweckmäßigkeit eines Kanals, die Verbindung großer und sich ergänzender Produktions- und Konsumtionsgebiete, in hohem Maße erfüllt ist. Der Osten hat einen Ueberschuß an Getreide und anderen landwirtschaftlichen sowie forstlichen Produkten, der Westen einen Ueberschuß an Industrie- und Bergbauzeugnissen. Daß ein Theil der Erzeugnisse des niederrheinischen Industriegebietes, insbesondere Kohle, Eisen und Thomaschlacke, nach dem Ausbau des Mittellandkanals auf diesem seine billige Beförderung nach Osten findet, ist sicher. Meißner hat schon vor fünfzehn Jahren darüber einigen Aufschluß erteilt. Welcher Antheil aber von dem bisherigen Eisenbahnverkehr dieses Gebietes nach dem Osten dem künftigen Kanal zugerechnet werden darf und in welchem Maß die durch den Kanal zu erzielende Frachtverbilligung vermehrend auf diesen östlichen Abjaß des niederrheinischen Industriegebietes überhaupt einwirkt, ist noch nicht genügend untersucht; doch sind derartige Untersuchungen, auf Grund enquetemäßigen Materials bearbeitet vom Wasserbauinspektor Sympher, in Aussicht gestellt. Es kommt aber nicht bloß das westliche Ende des Kanals als Industriegebiet in Betracht, sondern auch das von ihm durchzogene Gebiet selbst. Auch hier wird vor Allem Kohle und Eisen gewonnen. Es kommt in Betracht die Kohlenindustrie von Esnabrück, Minden und Ibbenbüren, vom Biesberg, Deister und Harz die Braunkohlenindustrie im Herzogthum Braunschweig und in der Provinz Sachsen, die Eisenindustrie von Esnabrück, Hannover, Magdeburg, Hildesheim und Braunschweig, die Stein- und Cementindustrie, die Zuckerindustrie von Hildesheim, Halberstadt, Braunschweig (Gef. zählt 148 Zuckerrfabriken in den vom Kanal berührten Bezirken!), die Kalisalzindustrie von Schönebeck und Staßfurt, die allein 1,5 Millionen Tonnen jährlich produziert. Von Nordosten her sind vor Allem Getreide, Rüben, Kartoffeln, Heu, Stroh und Nutzholz zu erwarten, während im Südosten das bedeutende schlesische, böhmische und sächsische Industriegebiet sich hinzieht und schließlich steht als ein Konsumtionsplatz von höchst mannichfaltigen Bedürfnissen die Stadt Berlin zu dem Mittellandkanal in Beziehung.

Das wären die einfachen Grundzüge der wirtschaftlichen Konfiguration des Mittellandkanalprojektes, die aber bei näherer Betrachtung doch etwas verwickelter erscheint. Nicht von allen Betrieben der genannten Industrie wird der neue Verkehrsweg freudig begrüßt werden. Wie immer bei Neuanlage eines solchen freuen sich die wohlthuirten und wirtschaftlich Mächtigen über

ihre erhöhte Konkurrenzfähigkeit, die wirthschaftlich Schwächeren aber sind bange für ihre schwachen Seiten und suchen nach Kompensation. Die Konkurrenz des niederrheinischen Industriegebietes, insbesondere im Kohlenverkehr, wird sich in den centralen und östlichen Theilen der preußischen Monarchie stärker geltend machen und die Braunkohlenindustrie ist deshalb zum Theile Gegnerin des Projektes und in Schlesien, wo eine industrielle Ausfuhr von zwanzig Millionen Tonnen gegen eine Einfuhr von drei Millionen Tonnen steht, fürchtet man eine Verringerung der Ausfuhr und wünscht zur Kompensation gegen den Mittel-landkanal weiteren Ausbau der von der Oder zur Elbe und Spree führenden Kanäle und besonders einen Ober-Warthe-Kanal, um der eigenen Industrie für die in Folge des Mittellandkanals in Verlust gehenden Absatzgebiete neue Märkte zu eröffnen. Ähnliche Kompensationkanäle werden auch in Sachsen gewünscht.

Wenn ein Zweig der preußischen Volkswirtschaft Ursache hat, widerspruchslos für den eigentlichen Mittellandkanal, also abgesehen von den die Verbindung mit der Küste anstrebenden Projekten, einzutreten, so ist es die ostelbische Land- und Forstwirtschaft. Diese konnte dem Theilprojekte des Dortmund-Rhein-Kanals mit einer durch allgemeine wirthschaftliche Verstimmung gesteigerten Theilnahmelosigkeit gegenüberstehen, weil sie eben kein direktes Interesse daran hat; sie konnte dem Dortmund-Emis-Kanal, wie anderen zur See führenden Kanalprojekten, feindlich gegenübertreten, weil sie eine Förderung der überseeischen Konkurrenz darin erblickt; aber sie kann unmöglich einen im centralen Theile der an den Grenzen mit landwirthschaftlichen Schutzzöllen umgebenen Monarchie sich hinziehenden, sie mit dem konsumfähigen industriellen und kommerziellen Westen verbindenden Verkehrsweg zurückweisen, wenn anders sie nicht in totaler Entmutigung auf jede Aktion verzichten und sich auf den Standpunkt mittelalterlicher Lokalwirthschaft zurückziehen will. Der preußische Landwirtschaftsminister von Hammerstein-Boitzen erklärte deshalb auch bei der letzten Landtagsdebatte, einen Dortmund-Rhein-Kanal ohne einen Emis-Weser-Elb-Kanal zu bauen, heiße den einheimischen agrarischen Interessen geradezu ins Gesicht schlagen. „Wenn wir uns,“ so schloß der Minister, „nach der See einen Zufuhr- und Absatzweg verschaffen, dann ist es erst recht nothwendig, im Innern diejenigen Wasserstraßen auszuführen, die erforderlich sind, um der einheimischen Landwirtschaft die Konkurrenz mit den von außen kommenden Produkten im eigenen Staatsgebiete zu ermöglichen.“ In ähnlicher Weise wie der Minister haben sich auch schon zahlreiche einsichtsvolle Landwirthe für den Mittel-landkanal ausgesprochen. Das ist sehr begreiflich, wenn man erwägt, was der freikonservative Abgeordnete Holz in einer der letzten Landtagsitzungen äußerte: „Wir sind mit dem Vertrieb unserer landwirthschaftlichen Erzeugnisse viel schlechter gestellt als Amerika. Von dorthier kostet das Getreide bis nach Deutschland die Tonne vier bis fünf Mark, von der Grenze bis Berlin zwei Mark, von meinem Wahlkreise Marienwerder nach Berlin hingegen beträgt die Fracht elf Mark. (Hört, hört! rechts.) Leider sind unsere Eisenbahn-Einnahmen festgelegt, so daß Tarifiermäßigungen in erheblichem Umfange nicht möglich sind.“ Damit ist aber die Bedeutung des Kanals für die ostelbische Landwirtschaft nicht erschöpft. Denn es kommt ja auch der Bezug vom Westen her (Industrieerzeugnisse, Maschinen, Werkzeuge, Kohlen, Düngemittel, besonders



Thomasschlacke, Kalisalze etc.) in Betracht. In den landwirthschaftlichen Gegenden des Westens und des Kanalgebietes selbst wird man dagegen den neuen Verkehrsweg wegen der ostelbischen Konkurrenz mit getheilten Empfindungen betrachten. Für diese Gegend kommt aber die Meliorationbedeutung des Kanals hinzu, die in Folge Entwässerung einiger versumpfter Gegenden nicht gering anzuschlagen ist. Sie soll nach einer von dem Oberpräsidenten von Leipziger im Jahre 1882 der preussischen Staatsregierung überreichten Denkschrift einen Werth von 27,4 Millionen Mark repräsentiren.

Wie sehr die Fracht auf dem Mittellandkanal den Eisenbahnfrachten an Billigkeit überlegen wäre, ersehen wir aus den in der Regierungsvorlage für den Dortmund-Rhein-Kanal aufgestellten Berechnungen, wobei eine Kanalgebühr von einem Pfennig für den Tonnenkilometer zu Grunde gelegt wurde. Trotzdem Das schon eine Gebühr von recht beträchtlicher Höhe ist, stellt sich für Kohle und Cokes bei einer Kanalfracht von einem Pfennig das Verhältniß von Eisenbahn und Kanal wie folgt:

Bei einer Entfernung von	auf der Eisenbahn	Bei einer Entfernung von	auf dem Kanale
10 Kilometer . . . . .	0,80 Mark	10 Kilometer . . . . .	0,20 Mark
15 " . . . . .	1,00 "	15 " . . . . .	0,30 "
20 " . . . . .	1,10 "	20 " . . . . .	0,40 "
30 " . . . . .	1,50 "	30 " . . . . .	0,60 "
40 " . . . . .	1,80 "	40 " . . . . .	0,80 "

Dabei ist zu berücksichtigen, daß sowohl die Kanalfracht von einem Pfennig wie die Kanalgebühr in gleicher Höhe als sehr hoch gegriffen erscheinen und daß sich wohl auch niedrigere Sätze, für die Kanalfracht etwa 0,7 Pfennig pro Tonnenkilometer, rechtfertigen ließen. Wie hoch die Kanalgebühr zu bemessen wäre, um aus dem ganzen Rhein-Weser-Elbe-Kanal eine Verzinsung und Amortisation zu erzielen, steht noch nicht fest und wird wohl auch erst durch das vom Minister Thielens angeordnete Studium des Projektes klar gestellt werden. Es verlautet jedoch, daß die beteiligten Provinzen zu den Kosten herangezogen werden sollen, und zwar bis zur Höhe der Grunderwerbungskosten. Es würde dann vermuthlich eine weitere Abwälzung dieses Kostenantheiles auf die Kreise und schließlich auf die Gemeinden vor sich gehen, die dann wiederum auf die direkt interessirten Privaten zurückgreifen könnten.

Jedenfalls wird der neue Entwurf, den die preussische Staatsregierung dem nächsten Landtage vorlegen wird, nach allen Richtungen hin über das Rhein-Weser-Elbe-Kanalprojekt Klarheit bringen. Da aber die Tradition, daß das Wohl des Staates allen anderen Erwägungen voranzugehen habe, trotz aller Verstimmung und Parteileidenschaftlichkeit in Preußen immer noch tiefer wurzelt als in vielen anderen Staaten, so wird man wohl damit rechnen dürfen, daß eine neue, alle Interessen klar darlegende und die Nothwendigkeit eines Rhein-Weser-Elbe-Kanals für den preussischen Gesamtstaat wohlbegründende Vorlage die Genehmigung der Volksvertretung finden wird.

Nürnberg.

Dr. Gottfried Zoepfl.



## Der Dichter des Weibmysteriums.

In Paris bei Lemerre erscheinen seit einiger Zeit die gesammelten Werke des normannischen Dichters Barbey d'Aurevilly. Eine Freundin des Verstorbenen giebt sie heraus und von Zeit zu Zeit fällt ein neuer Band, schwer wie ein großer Tropfen, auf den Büchermarkt. Sie marschiren auf in zwei Kolonnen: „Les oeuvres et les hommes“ — Buch- und Theaterbesprechungen, die meisten über längst vergessene Bücher und längst verschollene Stücke, oft rasch hingeworfen während seiner langjährigen Wirksamkeit als Kritiker an einem längst verschwundenen Blatt — in einer Reihe schöner Quartbände mit schönem, einladendem Druck; seine Novellen und Romane — darunter Unverwittbares von jener ewigen Gattung, die war, ist und sein wird wie die immer gleichen Grundgesetze des Lebens —, in ganz kleinen, reizenden Oktavbändchen mit perlfainen Letterchen gedruckt, daß Einem nach zweistündigem Lesen die Augen übergehen und der Kopf rundschnurrt. So wollte es die weibliche Weisheit. Die vergänglichen Kritiken sollten da stehen in monumentaler Gestalt als passendes Gegengewicht; und die unvergänglichen Novellen sollten nur ja recht hübsch und lecker aussehen und sich spröde machen gegen den Leser wie junge Mädchen, denn sie besitzen ja in sich Lockung genug, sollten sie auch mit dem Mikroskop genossen werden. Wenn nur die schlaue Dame sich nicht verrechnet. Barbey d'Aurevilly war bei Lebzeiten kein gelesehener Dichter und die erschwerenden Umstände, unter denen er jetzt zugänglich wird, dürften die Vielleser und Raschleser verschrecken.

Oder ist das nun alte Fräulein, das den Siebenzig- und Achtzigjährigen mit einer Mischung von Mutter- und Heiligenliebe pflegte, bediente und aufheiterte und sich jetzt ängstlich dagegen wehrt, als Herausgeberin genannt zu werden, obgleich das ganze literarische Paris sie als solche kennt, — ist sie dabei dem selben Zuge der Abgeschlossenheit gefolgt, der ihrem Dichter eigen war, so lange er lebte? Will sie gar nicht, daß die triviale Menge ihn lesen soll? Hat sie darum Nonpareil-Lettern für den Druck gewählt, damit eine heilsame Schranke errichtet werde gegen den Lesepöbel? Will sie nur die starken Seelen und echten Leser hereinlassen, die die Prüfung bestehen und ihre Augen verderben mögen, Leser, die kein Buch verschlingen, sondern jeden Tag nur ein paar Seiten genießen und verdauen wollen? Es sind ihrer vielleicht nur ein paar hundert in Europa und der Filiale in Boston oder New-York. Aber diese paar hundert werden ihren Dichter lieben und unvergänglich im Gedächtniß tragen.

Als Barbey d'Aurevilly vor einigen Jahren in einer kleinen Stube in einer der stillen Seitenstraßen um den Bon Marché herum starb, da

wußte man in den Literaturgeschichten und im Publikum wenig mehr von ihm, als daß er sich in seinen jüngeren Jahren sehr exzentrisch und auffallend kleidete und einen durchaus unzeitgemäßen antiquirten Katholizismus im Reden und Schreiben zur Schau trug. Solch ein Mann konnte selbstverständlich auch als Dichter nichts Rechtes sein, da waren Hugo und Gautier, Dumas fils und Zola ganz andere Leute. Die beschäftigten sich mit „modernen Problemen“, waren liberal und radikal und Pessimisten und Sittenschilderer. Reaktionär war Keiner von ihnen, — und erst recht nicht gläubiger Katholik. Aber als dann in den letzten Jahren der Einfluß der Kirche und die Devotion zunahm und wuchs in einem Grade, daß sogar der tief skeptische Bourget es zeitgemäß findet, in jedem neuen Buch immer noch katholischer als im vorletzten zu werden, da — änderte sich dadurch doch nichts Wesentliches für Barbey. Denn der modernen Frömmigkeit ist er viel zu stark, zu liberal, zu radikal, in zu erschreckendem Grade Menschenbilderer. In diesen Zeiten der plagenden Bomben mögen die ängstlichen Seelen unter den träumerischen Kirchenwölbungen sich nicht auch noch durch Lecture erschrecken lassen. Die Zeiten können sich ändern, wie sie wollen: unzeitgemäß war er, unzeitgemäß ist er, und bei der Ausstattung, die seine Freundin seinen Büchern hat angebeihen lassen, ist Aussicht vorhanden, daß er es auch weiter bleiben wird.

Ein Mann, der so spät und so schwer zu Ehren zu kommen Aussicht hat, muß schon ein ganz großer Dichter oder ganz und gar nichts sein.

Paul Bourget war der ersten Meinung, als er nach Barbey's Tode einen feinen und werthvollen Essay, unterstützt durch persönliche Bekanntschaft, über ihn schrieb. Aber dieser Essay ist nicht aufzutreiben, denn er hat ihn noch in seine „Etudes psychologiques“ über zeitgemäße Persönlichkeiten, wie die Goncourts, Amiel, Turgenjew, selbst Stendhal und Taine, nicht aufgenommen. Denn er ist zu stark, er ist zu stark, dieser Barbey, — Das geht noch über die Renaissancegestalten Stendhals. Und als ich durch eine Dame, der er noch, fast mit sterbender Hand, ein ganz kleines Buch mit einer jener graziösen und tiefen Wendungen bediziert hatte, die jetzt eine ausgestorbene Kunst sind, als ich durch diese stille, müde Verehrerin auf ihn gewiesen worden war und anfang, ihn zu lesen, da wirkte seine Stil auf mich wie der scharfe, herbe Geruch und die unendliche Weite des Meeres. Und seine Schilderungen des Lebensmysteriums durchführten mich wie der heimliche Stich eines Messers, mit einem Schauder, mit einem stummen Schrei, den nur das Weib hat, wenn es das Innerste seines Weibwesens offenbar werden sieht. Nur Shakespeare in der ganzen Dichtung hat diese Größe ohne Gnade, diese auf sich selbst stehende Ganzheit der Menschen, diesen Stolz, der Gesetz, Moralgebot, Religion und Weltall für sich ist. Da ist nichts so rucklos und nichts so

grauenvoll, das nicht durch die Größe des Weltblickes in seiner Nothwendigkeit voll von den Schauern der Erhebung wäre. Und Barbey d'Aurevilly ist einer vom Stamme Shakespeares.

Er ist es im eigentlichen Sinne des Wortes und zunächst durch seine normannische Abkunft. Es ist nichts vom Gallier in ihm, — nicht in seiner Empfindungsweise, nicht in seinem Stil, nicht in seiner moralischen Werthung, in seiner Lebensauffassung, in seinen Sym- und Antipathien. Er ist ein Landschaftler, was kein wirklich französischer Dichter ist, er ist ein Mensch der Einsamkeit in kleinen abgelegenen Flecken, an weiten Meeresgestaden. Er ist kein Stadtmensch und flüchtet sich von Paris; dem Centrum, wo es für jeden produktiven Franzosen allein schön, ehrenvoll, anregend und vergnüglich zu leben ist, so oft er kann. Er hat keine Frivolität, keine Lüsterheit, dagegen einen grandiosen Humor und ein eisernes Zugreifen in der Schilderung. Er sucht die verschleierteiten Seiten der Menschennatur auf, aber es ist in seinen Schilderungen des Neuzersten eine Scham, die nur der Nordländer, nicht der Gallier und der Italiener kennt. Er ist ein Landsmann von Flaubert und Maupassant, aber ohne das Plebejerhafte in der Exklusivität des Ersten und ohne die tabelleisische Gauloiserie des Zweiten. Denn er ist in einem unerhörten und unbegreiflichen Grade reine Rasse, — der skandinavische Normanne ohne die Schwere des angelsächsischen Blutes, wie wir ihn in Shakespeare und unter dessen Zeitgenossen so häufig und dann im Laufe der Jahrhunderte immer seltener antreffen, bis er ganz verschwindet.

Und betrachten wir sein Portrait, mit jener eigenthümlichen und unter den Gegenwartsmenschen kaum anzutreffenden Vereinigung von Verfeinerung und Kraft, jener scharfen subtilen Modellirung der Züge, die nur die lange rein erhaltene Rasse hervorbringt, dann tauchen in der Erinnerung unwillkürlich einzelne Portraits des jüngeren Holbein in der Windsorgalerie und der baseler Sammlung auf. Aber auch ein anderer Kopf taucht daneben auf, der eines noch nicht lange Verstorbenen, ein massiverer Kopf, weniger durchgeformt, kontemplativer, gleichsam schlummernder im Ausdruck, aber mit dem selben Rassetypus, den selben stolzen, fürstlichen Linien, der selben scharf vorspringenden Nase und den großgeschuittenen Augen des Entdeckers, der Kopf eines normannischen Bauern, Millet's, jenes Landmannes, des Schöpfers eines neuen Naturempfindens und einer neuen Naturanschauung in der Malerei.

Was Millet von allen Anderen unterscheidet und ganz einzig macht, in seinen Zeichnungen noch viel mehr als in den von einer dumpfen Farbe beschwerten Gemälden, Das ist: er sah den Menschen nur als eine Linie in der Natur. Welcher Unterschied ist bei Millet zwischen dem Rabenschwarm, der sich auf das herbstliche Feld niederschlägt mitten in der grauen Unendlichkeit eines feuchten Tages, und jenem Mann und Weib, die, Harke und

Spaten neben sich aufgestützt, betend beim Abendläuten dastehen, in einer Haltung, die die stille Andacht der Natur selbst ist beim Raben des Dunkels. Wie die Linie der heranschließenden Raben das große Selbstgenügen der Landschaft unterbricht und dadurch erst recht hervortreten läßt, so sind die mächtigen, einfachen Umrißlinien des Mannes und des Weibes nur noch ein unterstrichenerer Ausdruck des feierlichen Schweigens, das der Abend über das Land legt. Und so wie Millet seine Menschen in die Natur stellt, ein unablösbares Stück dieser Natur, eins mit ihr, so stellt Barben d'Aurevilly seine Menschen auf die weiten, einsamen Meeresgestade, den gelben Sand und die flachen, langen, grünen Wiesen der stürmischen Normandie. Es ist ganz die selbe Linie hier wie dort, die sich abhebt, groß und einfach, feierlich groß und einfach, ruhig und unheimlich, wie das Schicksal, von der großen, einfachen, ruhigen Landschaft. So wie Millets Weiber sich abheben, mächtig und gebunden, wie ein Berg vom ewigen Himmel, so heben Barben d'Aurevillys trotzige und unterwürfige Frauen sich ab von der unvergänglichen Landschaft ihrer Heimath, mit der selben mächtigen Einfachheit der Linie Millets, unbeugsam für fremde, vergängliche Gesetze, aber unterwürfig dem Gesetz, das in ihrem Leibe zu ihnen redet.

So wie Millets Bäuerin eckig und fest und ergebungsvoll über das melancholische Feld schreitet, individuell und doch das immer wiederkehrende Weib, das gestern war und heute ist und morgen sein wird, so wandert „L'Ensorcélee“, die großlinige, gerade denkende Tochter des alten Adelshauses, die widerstrebende, unfruchtbare Gattin des reichen Plebejers der französischen Revolution, von der Kirche heim über den Frühling der Felder, die Feuersbrunst einer ewigen Gluth in ihrem redlichen Gesicht, — die Gluth des aufgewallten Blutes, als sie in der Kirche und auf dem Predigtstuhl des Mannes ansichtig geworden, dem das starke, spröde Weib in ihr gehörte bei dem ersten Blick. Und dieser Mann, ist er anders als jener Bauer Millets, der sich den Rock anzieht, einsam auf der weiten Ebene nach gethaner Arbeit? Kein Kaisermantel auf keinem Krönungsbild hebt sich ab wie dieser erhobene Arm von dem grauen Himmel, Ehrfurcht gebietend, als vollzöge sich eine heilige oder furchtbare Handlung, bloß durch die Linie, die diese starke, grobe, müde Gestalt im Raum beschreibt. Und was Anderes als bäuerische Kraft und bäuerischer Adel ist in diesem ehemaligen Chouan und jetzigen Priester Barbens, dem im Kampfe gegen die Soldaten der Revolution das ganze Gesicht zur Unkenntlichkeit zerfleischt worden ist und dem die Adelsstochter und Emporkömmlingsgattin bei der Prozession in der Kirche unter die den Kopf verbergende Kapuze geschaut hatte und in Liebe entbrannt war mit der Tollheit des Urthiers — und des sehr differenzirten Weibes, in dem die eigene brachliegende Kraft nach dem stärksten Manne schrie und an diesen

stolz und wie nicht bemerkt ertragenen Verstümmelungen mit Schauern fühlte: Dieser ist der Stärkste. Und er ist der Stärkste: denn dieser unbeugsame Verschwörer läßt sich durch kein Weib beirren und „L'Ensorcelée“, in sich selber als Weib entwurzelt, mit der ewigen Schmach des unter einer Blutverfälschung glühend roth gebliebenen Gesichtes behaftet, ertränkt sich.

Dies ist eine von Barbey's Frauengestalten, eine mächtige Stamm-mutternatur, die unterging, ein Weib, in dem ein lange ruhig verhaltener, in einer ihrem Stamm- und Rassegefühl widerwärtigen Ehe gekränkter Trieb plötzlich, in einer furchtbaren stummen Wallung, aufspringt. Der selbe Grundtrieb mit der selben grauensvollen Unerbittlichkeit, mit dem guten Gewissen im Verbrechen, springt auf in jener unerhörten Geschichte: „Le bonheur dans le crime“. Da vergiftet, wie eine Liebende der italienischen Frührenaissance es thun würde — eines jener räthselhaften Weiber mit den heißen Lippen, wie Botticelli sie malte —, ein stolzes, reines Mädchen die Gattin des Mannes, den sie liebt, vergiftet sie unter seinen Augen, mit seiner stummen Einwilligung; und in dem selben Haus, zwischen den selben Möbeln, in der selben einsamen, abgeschiedenen Natur, wo die Vergiftete gestorben ist, feiern die Beiden einen Lieberausch, der Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte ununterbrochen dauert, ein ganzes Leben lang glücklich und treu und reuelos, — nicht bloß reuelos, sondern ohne einen einzigen Gedankenblick rückwärts. Das wäre nichts für protestantische Maßstäbe, aber Das sind Menschen, wie Shakespeare sie schilderte, wie Millet sie in einer großen eckigen Linie gegen den Horizont dastehen ließ, Menschen, für die Burckhardt in seinem Werk über die italienische Renaissance die feine und tiefe Unterscheidung macht: sittliche Charaktere seien es nicht, aber sittliche Charaktere wären häufig doch unvollkommene Naturen, während der individuelle Charakter der vollkommene, jeder Lage gewachsene Mensch ist, der sein Maß in sich selber trägt.

Und was ist jene streng erzogene Bürgerstochter anders, die, eben aus dem Kloster gekommen und von den Eltern mit einer jezt ungekannten Schärfe überwacht, sich Nacht für Nacht auf bloßen Füßen über die steinernen Gänge durch das Schlafzimmer der Eltern zu dem in ihrem Hause einquartirten jungen Offizier schleicht und in einer Nacht in seiner Umarmung stirbt, stumm und so plötzlich, daß sie tot ist, ehe er selbst von dem Rausch zu sich kommt? Um Frauen in ein so unbändiges Flammen des tiefsten Lebensgefühles zu versetzen, — welcher Männer bedarf es dazu? Denn das Weib schöpft nicht aus sich selber seine Gluth wie der Mann: es ist, wozu der Mann es macht. Er bindet oder löst ihre Triebe, er läßt sie gut werden oder schlecht, lau oder lodernd, je nachdem sein Temperament auf das ihre anschlägt und in wie hohem oder geringem Grade er selbst der Mann ist. Und Barbey's Männer sind eine ganz eigene Rasse; sie sind in den verschiedensten Charakteren, Altern und

Körperlichkeiten immer er selbst, — Naturen ohne Sand und Blei in ihren Adern, mit der Spannung, dem Feuer, der nervösen Energie des Vollblutes.

Es ist nicht das französische Weib, das Barbey schildert, und kein Franzose würde und könnte es so schildern. Er selber ist so wenig Gallier, wie Millet Gallier ist, wie die Italiener der Frührenaissance volle Romanen waren. Wie in dem Dichter Tolstoi, je älter er wird, desto mehr die mongolische Blutmischung durchschlägt, so ist in Barbey und Millet, den beiden großen Normannen, das selbe Germanenthum durchgeschlagen, das wir in den Bildern der Praeraphaeliten erkennen und das später von dem spanischen Eindrang und der Klassizität endgiltig beseitigt ward. Millets Landschaften: Das ist der germanische Blick auf die Natur; Barbey's Vortrag: Das ist der germanische Stil mit seinem Ausschwellen ins Breite, seinem Stehenbleiben, seinem Verweilen, seiner Gleichgiltigkeit gegen die Pointe, seiner Unlust, die Erzählung technisch abzuschließen, sobald ein gewisser Punkt, für den der Dichter sich interessirt, überschritten ist. Da ist des Germanen, und besonders des meeranwohnenden Germanen, Sinn für das Unendliche, für das Auffaugende in der Natur, worin die Menschen verschwinden wie schwarze Punkte. Und Beiden gemeinsam ist der Sinn für das Wesentliche, das eben so der blonden italienischen Frührenaissance und seitdem keiner Zeitperiode mehr in dem selben Grade eigen war: dem Einen in dem Wesentlichen der Linie, dem Anderen in dem Wesentlichen der Individualität, dem Geschlechtskolorit. Das ist es, worin Barbey einzig ist, ohne Gleichen in der Gegenwart und unter allen früheren Dichtern, — und worin man merkt, daß dreihundert Jahre physischer und seelischer Verfeinerung des menschlichen Empfindens und Verstehens zwischen ihm und dem Zeitalter Shakespeares liegen.

Gleich in seiner ersten Jugendsichtung: „Ce qui ne meurt pas“, die breit ist wie ein Bulwerscher Roman und gefühlvoll wie Lamartinesche Verse, werden die Tasten angeschlagen, in denen das Innerste des Weibes erzittert und klingt und im Mann seine intimsten und komplizirtesten seelisch-sinnlichen Genüsse wach werden. „Ce qui ne meurt pas“ ist die ewige Hingebung des Weibes, die ewig physisch wird, selbst wenn das reife Weib nicht mehr jugendlich verlangen kann; es ist die Geliebte-Mutter, die der Mann, besonders der ganz junge, wie hier, inbrünstiger liebt als je ein ganz junges Mädchen und die Mutter wird durch ihn, — Matrone schon in der Seele. Und stets aufs Neue kommt Barbey, in seinen Aphorismen und in seinem gelesesten Roman: „Vieille Maitresse“, auf diese tiefste aller Leidenschaften des Mannes zurück für das Weib, das er neben sich altern und immer wieder jung werden sieht für ihn und an das ihn tausend unentwirrbare Erinnerungen binden, Erinnerungen an das Jugendliche seiner eigenen Mutter in seiner eigenen Kindheit, Erinnerungen des jungen Glückes und seiner eigenen jungen

Männlichkeit zusammen mit dieser nun alten Geliebten. Denn der verfeinerte Mann sucht bei dem Weib so sehr Vieles; und in Der, die ihn am Tiefsten fesselt, wird er immer das Allweibliche, die ganze Weibskala, lieben.

Das Weib ist für Barbey das Tragische, die Substanz des Tragischen an sich, durch seine Schicksalsbestimmtheit. Des Weibes Blüthe- und Altersperioden sind viel schärfer begrenzt und abgesteckt als beim Mann, auf Jahr und Tag, könnte man sagen. Es ist sich selber unbewußt in seinem Wesen; und wo es sich seiner ganz bewußt wird, wird es sich immer auch ganz seines Verhängnisses bewußt. Es steht so stark und unabwendbar unter dem Naturzwang, daß der Mann sich Das nicht ohne einen gewissen Schauer gegenwärtigen kann; und aus diesem Schauer des intimsten Mannesmitleides ist jene tiefste von Barbey's Erzählungen hervorgegangen, die er selbst „Une histoire sans nom“ betitelte. Das Weib, das Mutter wird, ohne es zu wollen, ja, ohne es zu wissen: Das ist der Inhalt dieser einzigartigen Weibschilderung. Kleist hat etwas Aehnliches in einer seiner Novellen durchgeführt, aber da ist es eine erfahrene Frau, der Das geschieht und die alsbald über sich Bescheid weiß. Und aus welchem gleichgiltigen Mannabstand beschreibt Kleist diese zum glücklichen Ende geführte Verwicklung; Barbey aber sucht das eigenste Tragische in seiner Wurzel auf, man könnte sagen: die Weibpassivität an sich, den tiefsten Grund von des Weibes ewiger Unterordnung unter den Mann: daß es nichts dazu noch davon thun kann in der Erfüllung seiner Geschlechtsbestimmung. Das sechzehnjährige, kindunschuldige junge Mädchen aus stolzestem Rasseblut, bewacht von der strengen Mutter in dem Allen verschlossenen alten Herrenhaus, in das nur der Missionprediger des strengsten Ordens auf einer Rundreise von Kirche zu Kirche aufgenommen wird, dies ahnungslose Kind, das zu nacht wandeln angefangen hat, ohne daß Mutter oder Magd es bemerkt hätten, wird nachts vom Mönch auf der Haustreppe angetroffen. — Am anderen Tag zieht er wieder auf seine Mission und das gute Kind und die strenge Mutter freuen sich bei ihren häuslichen Arbeiten, daß der finstere Mensch wieder weg ist. Aber die Saat, die er hinterlassen, wächst, bis kein Zweifel mehr vorhanden ist, und nun beginnt die Tortur der Mutter an der Tochter, da herausinquirirt werden soll, wie und durch wen Das geschehen konnte, was die Aermste, sich selber ein Grauen, nicht begreift und worüber sie nichts sagen kann. Und in diesem schrecklichen Zustand, unter diesem Verhängniß, das allein das Weib unter allen Geschöpfen er Erbe zu erfahren hat, vollzieht sich in der Gemarterten eine gleich rauenvolle innere Umwandlung — in Stumpfheit und Blödsinn.

Was Barbey in der Schilderung dieses psychisch noch mehr als physisch furchtbaren Vorganges an psychologischer Divination geleistet hat, darüber können eigentlich nur Frauen, und nicht mit Worten, nur mit dem Zittern



ihrer innersten Fibern, urtheilen. Denn es ist nicht blos dieser eine Fall, um den es sich handelt, — es giebt tausend andere Fälle, für den Mann ganz menschlich und erträglich aussehend, Fälle, noch gar nicht der Vergewaltigung, sondern blos des Irrthumes, des Selbstbetruges, die sich an ihn schließen in einer unendlichen Perspektive. Und noch Eins, was auch nur wir unter uns wissen: daß des Weibes unerbittlichster Henker das Weib ist; wie hier diese untadelige Mutter an ihrem einft in heißem Liebesglück empfangenen und geborenen Kind. Schon um dieser einen Novelle willen würde Barbey der Zukunft angehören, in der es eine Psychologie von Mann und Weib und den menschlichen Beziehungen geben wird, deren Anfänge nur eben in ihm und einem oder zwei Anderen sich zeigen.

Und sein Katholizismus? Er läßt diesen Mönch nach strenger Buße bei den Trappisten, absolvirt und verfährt mit dem Himmel, sterben. Denn Alles, was mit der Natur verbrochen wird, kann innerhalb der Natur gesühnt werden, weil alles Leben nur ein Bruchstück und ein Tappen im Finsternen ist und im tiefsten Sinne kein unerschütterlicher Kausalzusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, Verschuldung und Folgen existirt. Der Unschulbige muß leiden in mehr als menschlichen Martern, der Schulbige entkommt mit einer in ihrer Geringsfügigkeit, wie er annimmt, gerechten Buße. Das große, tiefe, schauende Verstehen, das alles Menschliche umspannt: Das ist Barbey's Katholizismus.

Echliersee.

Laura Marholm.



## Mann und Weib in Amerika.

**W**ie mag der energische, die Freiheit liebende und herrschsüchtige Amerikaner dazu gekommen sein, zuzugeben, daß die Frau in seinem Lande mehr als irgendwo sich von der männlichen Autorität emanzipiren durfte? Man sollte doch glauben, die rohen Eroberer, deren Kühnheit und Rücksichtslosigkeit Alles beugte, wären außer Stande, am eigenen Herd einen Willen, eine Initiative, kurz, eine Persönlichkeit zu dulden, die ihnen gleichberechtigt und selbständig neben ihnen existirte. Die Thatsache aber steht unleugbar fest, und wenn sie sich auch am Besten in dem gesellschaftlichen Leben beobachten läßt, so offenbart sie sich doch auch bei jeder Kleinigkeit in Sitten und Gebräuchen. Jedes Hotel, jede Bank, jedes öffentliche Gebäude hat einen besonderen Eingang für Damen, wo

diese eben so ungenirt und frei ein und aus gehen wie die Herren. Eine Dame besteigt einen Tramway. Alle Plätze sind besetzt. In neunundneunzig von hundert Fällen erhebt sich ein Mann, um ihr seinen Platz anzubieten. Sie setzt sich und sagt nicht einmal: „Danke schön!“ — so selbstverständlich erscheint ihr diese Zuvorkommenheit. Wenn einmal eine Ausnahme von der Regel vorkommt, so liegt Das höchstens daran, daß manche Frauen einen Mißbrauch und eine Erniedrigung in dem Umstande erblicken, daß man sie anders behandelt als die Männer. Ein Mann, der eine ohne Begleitung ausgehende Frau zu aufmerksam und dreist betrachtete, würde bald so verpönt sein, daß sich Niemand mehr mit ihm abgab. Aber es denkt erst gar Keiner daran, so Etwas zu thun, weil man zu sehr von der Gleichverthigkeit und Gleichberechtigung der Geschlechter durchdrungen ist. Diese Gleichberechtigung zeigt sich im Kleinen wie im Großen.

Besucht man eine öffentliche Schule, so sieht man die Knaben neben den Mädchen sitzen und der Unterricht wird unterschiedslos von Frauen oder Männern erteilt. Betritt man das Laboratorium einer Universität, so erblickt man junge Mädchen, die über das Mikroskop gebeugt sind und dicht neben den Studenten ein anatomisches Präparat betrachten. Der Reporter einer großen Zeitung meldet sich, ohne seinen Namen zu nennen. Man läßt ihn bitten, näher zu kommen: es ist eine Frau, die Einen interviewen will. Man sieht die Adresse eines Arztes und konstatiert bei dieser Gelegenheit, daß die Zahl der weiblichen Aerzte nahezu gleich der der männlichen ist. Geht man aufs Gericht, so ist der Schreiber ein Weib. Weiber sind Advokaten, Weiber predigen in manchen Kirchen. An die Spitze eines Buches, das sich mit den verschiedenen Berufen der Frau in den Vereinigten Staaten befaßt, hat Julia Ward Howe, eine beliebte Dichterin, den stolzen Satz gestellt: „Die Lehre, daß das Weib nicht arbeiten soll, ist auf den verderblichen Einfluß des alten aristokratischen Systems zurückzuführen. Die Achtung vor der Arbeit bildet die Grundlage jeder echten demokratischen Verfassung.“ Was Wunder, wenn Geschöpfe von so kühnem Stolz, von so sicherem Bewußtsein ihrer Individualität, nachdem sie durch ihre Thätigkeit den Beweis erbracht haben, daß ihr Geschlecht für die verschiedensten Berufsarten geeignet ist, was Wunder, sage ich, wenn sie widerspruchslos in dem eigens für sie geschaffenen gesellschaftlichen Leben die Herrschaft ausüben? Schon der Ursprung des gesellschaftlichen Lebens in Amerika weist dem Weibe eine solche Stellung zu. Hier haben die der Gesellschaft angehörenden Frauen nicht, wie bei uns oder in England oder in Deutschland, eine andere Erziehung genossen als die außerhalb der Gesellschaft lebenden. Von Geburt, von Familie, von Charakter sind sie die selben. Alle, unterschiedslos, bringen den gleichen resoluten Willen, den gleichen ausgesprochenen Wirklichkeitssinn und die gleiche unabhängige Persönlichkeit mit. Es fragt sich nur, warum der Mann, der Amerikaner, diese Unabhängigkeit in ihnen entstehen und groß werden ließ.

Die Ursachen für diese Erscheinung sind sehr mannichfach. Ausgezeichnete Beobachter haben ihnen nachgeforscht und sie erkannt. Da ist zunächst jener demokratische Sinn, jene Vergötterung der Gleichheitdoctrin, die hundert Jahre lang den Stolz und die Leidenschaft des Amerikaners bildete. Noch heutzutage ist in den mittleren Ständen die Gleichheitidee sehr lebendig, obwohl bereits in einige Städte des Ostens die alten europäischen Vorurtheile eingedrungen sind und ein

Bischofen von dem Geiste abgelagert haben, den der Jakobiner Stenbhal die „aristokratische Verfeuchung“ genannt hat. Ich habe erlebt, wie ein Theaterpublikum in frenetischen Beifallsjubel ausbrach, als auf der Bühne ein Arbeiter, der ein Wirthshaus betrat, die Worte sprach: „I am a free born American citizen and I will go where I please . . .“ Derartige Anschauungen haben natürlich auch ihre logischen Konsequenzen. Die Gleichstellung des Weibes und des Mannes war mit einer solchen Auffassung bereits angebahnt. Die religiösen Sekten haben dann das Ihrige gethan, da sie der Frau die Möglichkeit gewährten, wie der Mann zu predigen und ihm an Verstand, Beredsamkeit und Autorität sich selbst ebenbürtig zu halten und gehalten zu werden. In allen Konfessionen wirkten Weiber. Da ist Ann Lee, die die Shakers gegründet hat; Barbara Heed, die die Methodisten reformirte; Lucretia Mott, die den Hicksites ihren Glauben gab, den „Freunden“, die, wie Tolstoi, den Gehorsam gegen die innere Erleuchtung, „obedience to the light within“, predigen. Fortwährend findet man in den Zeitungen Annoncen wie die folgende, die ich hier wörtlich wiedergebe: „Ehswürden Anna H. E\*\*\* wird um vier Uhr in Hermann Hall in der Männervereinigung predigen. Knaben unter sechzehn Jahren ist der Eintritt nicht gestattet.“ Nachdem die Frauen einmal zur Verrichtung des Gottesdienstes herangezogen waren, mußten sie auch in der Häuslichkeit eine Stellung einnehmen, die naturgemäß die Bedingungen, unter denen der gewaltige Kontinent erobert wurde, nur noch erhöheten. In jenen Ansiedelungen nämlich, die, von den Pionieren der Civilisation immer weiter nach Westen hin gebaut, die einzelnen Stappen der großen Demokratie auf ihrem Zuge vom Atlantischen zum Stillen Ozean bildeten, waren die Frauen sehr selten. Sie waren aber zur Erhaltung dieses halbwildem Daseins nothwendig, wo der Mann gegen den Mann und die Natur zugleich ankämpfen mußte. Hätte man sie nun schlecht behandelt, so hätten sie nicht leben können, sie wären gestorben, wie die Mutter Vincolns starb, die der geheimnißvollen und unerbittlichen Krankheit der Prairie, der milk sickness, erlag. Man mußte die Frauen also schonen und schützen. Eine Art seltsamen Ritterthumes entwickelte sich so, das noch heute in vielen amerikanischen volksthümlichen Theaterstücken sich erhalten hat. Eine typische Figur, der Landmann des Westens, kommt in diesen Stücken oft vor: ein rauher, barscher Mensch, der priemt, trinkt und ein schreckliches Kauderwelsch näselst, dennoch aber, sobald ein Weib ins Spiel kommt, ein geradezu romanhaftes Ehrgefühl zeigt. Diesen seltsamen Helben habe ich nirgends besser darstellen sehen als in Boston, in einem Lustspiel mit dem Titel „In Mizzoura“. Der Schauspieler, der ihn gab, hieß Godwin. Ein Don Quixote von Cowboy rettet seinem Rivalen, der eben von der wüthenden Menge gehncht werden soll, das Leben. Wie der Schauspieler so dastand, die Backen voll Kautabak und den Speichel in mächtigem Strahle von sich speiend, erschien er mir, mit seiner plebejischen Stimme, mit dem ins Genick zurückgeschobenen Hut und den ruhigen, gleichgiltigen Bewegungen, die er machte, als die Verkörperung eines ungehobelten und doch zugleich rührseligen und anständigen Menschen. Auf mich als Fremden übte das Publikum, das dem Gelmuth des Mannes Beifall klatschte und doch dabei zu erkennen gab, daß es nicht übel Lust hatte, einer Lynchjustiz beizuwohnen, eine ganz merkwürdige Kontrastwirkung aus.

Unter hundert ähnlichen Einflüssen wie dem hier auf der Bühne geschilderten


Vorgänge hat sich der Typus des amerikanischen Weibes entwickelt. Hier, in den Anfängen des nationalen Lebens, muß man auch den Ursprung der unabhängigen, leichtfertigen, launenhaften Millionärstochter suchen. Doch die Beziehungen des Amerikaners zur Amerikanerin haben meiner Meinung nach noch eine andere, eine physiologische Ursache. Wenn es sich um die Erklärung der Gesetze handelt, die das Verhältniß der Geschlechter zu einander regeln, muß immer die Physiologie zu Rathe gezogen werden. Wenn die Orientalen zum Beispiel ihre Frauen zu Sklavinnen erniedrigt haben, so liegt Das daran, daß sie diese Frauen mit heißer Sinnlichkeit liebten. Nun verbirgt sich stets hinter der Sinnlichkeit Eifersucht und Haß. Diese verleiten den Orientalen zum Despotismus. Beim Engländer, der der Engländerin eine größere Freiheit gewährt als beispielsweise in romanischen Ländern der Mann der Frau, haben Klima, Rasse und Religion das Ungeflüm des Temperamentes verringert. Die jungen Amerikaner ähneln in dieser Hinsicht den jungen Engländern, sie sind sogar noch kühler und nüchterner als diese. Die Sache läßt sich historisch erklären. Die unaufhörlichen Anstrengungen, die die Leute machen mußten, um den eingeborenen Indianern und der Natur den Boden abzuräumen, die nervöse Spannung, die der harte Kampf ums Dasein bedingt, die schlechte Ernährung, das Fehlen von Reizmitteln, wie Wein und Alkohol, der religiöse und der politische Eifer, — kurz eine Menge von Ursachen haben die Rasse verhindert, sich nach der Richtung der sinnlichen Begierde hin zu entwickeln. Kunst und Literatur sind noch zu jung bei ihnen, als daß die Leidenschaft der Phantasie geweckt worden wäre. Eine an sich viel leicht belanglose Thatsache darf doch in dieser Beziehung als bezeichnend gelten. Es giebt in den Vereinigten Staaten keine völlig nackte Statue. Kürzlich erst haben die Bostoner zwei Kinderfiguren des großen Bildhauers Saint-Gaudens, die die Fassade der Bibliothek zieren sollten, zurückgewiesen, weil sie keine Kleider anhätten. Der Magistrat von Chicago hat einen anderen Bildhauer gezwungen, eine nackte Hebe für einen Brunnen mit einem Schleier zu versehen. Derartige Verhältnisse haben dazu beigetragen, daß im Sinnen und Trachten des Mannes das Verlangen nach dem Weibe nicht eine so hervorragende Rolle spielt wie in anderen Ländern. Es scheint fast, als habe der Umstand, daß man dem sinnlichen Leben geringere Wichtigkeit beimißt, die physiognomischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern vermindert. Ich erinnere mich eines Besuches, den ich in Cambridge im Klub der Harvardstudenten machte. Die jungen Leute spielten Komödie. Nach der Vorstellung betrachtete ich die Photographien, die einige Studenten in Weiberrollen darstellten. Ich war erstaunt, zu sehen, wie natürlich die Bilder waren. Die Ähnlichkeit mit wirklichen amerikanischen Mädchen, mit jenen schlachbrüstigen, schmalschulterigen Gestalten war ganz überraschend. Der Typus des Mannes hat sich mit zunehmender Civilisation allmählich verfeinert und seine ursprüngliche Unbeholfenheit abgelegt, während der Typus des kühnen, energischen Weibes den Ausdruck der Männlichkeit annahm. Hierdurch erklären sich manche Eigenschaften der Rasse, die bei bloßer Betrachtung des gesellschaftlichen Lebens mit seinem übertriebenen und erkünstelten Luxus unverstänlich bleiben würden.

Paris.

Paul Bourget.



## Gips im gewerblichen Rechtsschutz.


 n welchem Ansehen die deutsche Patentgesetzgebung und ihre Verwaltung im Auslande steht, ist auch in letzter Zeit besonders hervorgetreten.“ So begann die Norddeutsche Allgemeine Zeitung neulich einen Ausruf, der bei 30° R. in den Ferien natürlich sein Echo finden mußte. Es folgte die Behauptung, daß man in mehreren Auslandsstaaten die deutsche Patentgesetzgebung zum Vorbild genommen habe und nehmen werde. Darunter in Oesterreich. Jenes „auch“ des ersten Satzes bringt dies Waschlätzchen unwillkürlich in Zusammenhang mit der Fabrik für die öffentliche Meinung, aus der systematisch seit der Hundstagszeit, z. B. durch die Berliner Politischen Nachrichten, mitgetheilt wird, wie „das neue Gesetz über den Schutz der Waarenzeichen in seinen Wirkungen nur als günstig bezeichnet werden kann“, oder wie — mit Rücksicht auf die vielseitigen Angriffe gegen den Entwurf des Gesetzes über die Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes — „es angebracht ist, den Verrath von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen recht bald unter Strafe zu stellen.“\*) Für die Herren Michel junior (der alte Deutsche Michel, sagt man, hat vor gerade fünfundzwanzig Jahren sich zurückgezogen) sollen also die selben Schlafpflückerchen angewendet werden wie für den unsterblichen Alten. Warum? Sehr einfach. Der Gipsverband will nicht mehr halten, in den ein am gewerblichen Rechtsschutz kranker Michel am Königsplatz eingepackt wurde. Rumpf und Glieder sind zwangsweise und nicht einmal antiseptisch verbunden, obschon innere Gebrochenheit und offene Wunden unseren Freund Michel niederwarfen. Durch das offiziöse Gellingel hindurch hört Michel, wie man in Oesterreich sich laut gegen die Ansteckung („von draußen in Deutschland“) wehrt (vergleiche die „Gutachten über die Entwürfe eines Patentgesetzes und eines Gebrauchsmusterschutzgesetzes“, 600 Quartseiten, im Verlag der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei Wien), und er würdigt, wie man ihm, dem innigverbündeten Kranken, die Schlafmütze abzieht. Herr Michel junior ahnt brandige Stellen unter seinem Gipsverband, weil das österreichische Parlaments-Koncilium „die hohe k. k. Regierung auffordert: 1. mit thunlichster Beschleunigung die Vorlage eines neuen Patentgesetzes der verfassungsmässigen Behandlung zuzuführen; 2. einen Gesetzentwurf betreffend den Muster- und Modellschutz einzubringen; 3. der weiteren Entwicklung des Markenschutzrechtes ihre stete Aufmerksamkeit zuzuwenden; 4. die baldige Errichtung eines mit dem ganzen Dienste der industriellen Urheberrechte zu betrauernden besonderen Amtes vorzubereiten; 5. den thunlichst raschen Eintritt Oesterreich-Ungarns in die Staatenunion zum Schutze des gewerblichen Eigenthumes vom dreiundzwanzigsten März 1883, zum Zweck der dauernden

\*) S. „Zukunft“ 10, 383.

Sicherung des wirkamen Schutzes unserer Produktion und unseres Handels im Auslande, zu bewerkstelligen.“

Herr Michel junior hat auch das neulich ausgegebene, am ersten Januar 1896 in Kraft tretende ungarische Patentgesetz gelesen. § 1: Patentirt kann jede neue Erfindung werden, die gewerblich verwertbar ist. . . . § 33: Die Neuheit der Erfindung wird von Amts wegen nicht zum Gegenstande einer Prüfung und Entscheidung gemacht.

Sind diese, vor den diesjährigen Ferien in Oesterreich und Ungarn getroffenen Entschliessungen den offiziellen Zettelschreibern nicht bekannt geworden? Sind sie nicht völlig übereinstimmend mit Dem, was von gesunden Gewerbeschutzverständigen zur Behandlung unseres Kranken längst empfohlen wurde? Das gerade ist es, was mit Schlafpülverchen vergessen gemacht werden soll, denn die Nichtbeachtung rächt sich und die Folge fängt an, unerträglich zu werden. Das sehen auch die manchesterverständigen Urheber der Krankheit im Gipsverband und bereiten eine „Eig. Mitth.“ (vergleiche „Vossische“ vom fünfundzwanzigsten Juni 1895), ein eigenes Gipspflaster. Es heißt dort, daß ein „ausländischer“ Geschäftsmann, der in Paris ein Patent verkaufen wollte, erst nachdem er zufällig erwähnte, seine Erfindung sei auch in Deutschland patentirt, von Leuten umworben wurde, die ihn erstaunt anfielen: „Warum haben Sie Das nicht gleich gesagt, dann hätten wir sofort gewußt, woran wir sind.“

\* \* \*

In guter alter Zeit, da Herr Michel in Folge der ersten Gewerbeschutzgesetze den Schnupfen bekam, wandte sich ein großer deutscher Verein von Fachmännern nach eingehenden Berathungen an das damals maßgebende Ressort, das Reichskanzleramt, mit einer Vorstellung betreffend die Nützlichkeit des Anschlusses des Reiches an die Internationale Staaten-Union für den Schutz des gewerblichen Eigentumes, unterließ aber jeden Nachdruck, nachdem der auch damals stellvertretende Herr Reichskanzler, gez. v. Bötticher, aber allerdings nicht mehr „aus diplomatischen Gründen“, ablehnend antwortete. Die ablehnenden Gründe müssen dem Altreichskanzler selbst dauernd nicht als stichhaltig erschienen sein, denn er verflügte unmittelbar vor seinem Scheiden aus dem Amt die Entsendung des Präsidenten des Patentamtes zu einer Konferenz der Unionstaaten.

Als aus den Verhandlungen jener Konferenz bekannt geworden war, mit welchem Erfolg der deutsche Abgesandte die Berathungen zu unterstützen wußte und wie sehr der Anschluß Deutschlands den übrigen Staaten willkommen wäre, wurden alle an die Theilnahme unseres Reiches geknüpften Hoffnungen durch das Bekanntwerden der Aeußerung eines oft maßgebenden Mitgliedes des Bundesrathes niedergeschlagen: die Reichsregierung müsse streben, das Ausland für neue, ron ihr vorzuschlagende Konventionartikel zu gewinnen. Eine Enquete-Kommission aber, die wohl zur Stütze für ein solches Unternehmen dienen sollte, erklärte sich für einen alsbaldigen Anschluß an die bestehende Union, — und so blieb das „schätzenswerthe Material“ mehrere Jahre unberührt, bis die Gelegenheit der Handelsverträge benützt wurde, um ein Sonderabkommen mit Oesterreich-Ungarn und später mit Italien, nach langen Verhandlungen auch mit der Schweiz, zusammenzuflicken, obgleich die zuletzt genannten beiden Staaten der „Internationalen Union“ bereits angehörten. Die Separatverträge enthalten nicht

Neues, aber sehr viel weniger als die große völkerrechtliche Konvention. Auch sind sie ihrem Inhalt nach verschieden, insbesondere darin, daß die einzige praktisch wirksame Bestimmung (Ausübungnothwendigkeit der geschützten Objekte innerhalb nur eines der Staatsgebiete) von Italien allein angenommen wurde. Nun drängten auch, wie wir vorhin gesehen haben, die österreichischen Handels- und Industriekreise, trotz der Separatvereinbarung mit Deutschland, nach dem Anschluß an den großen Verband, mit vollem Erfolg, und so wird es kommen, daß wir Deutschen allein außerhalb der Vereinbarungen stehen, die für das gesammte Ausland schon eine mehr als zwölfjährige segensreiche Wirkung haben.

\* \* \*

Und Herr Michel hat mehr als eine Ahnung von brandigen Stellen unter seinem Gipsverband, seit die Trommel der ehemals besungenen „österreichischen Landwehr“ seinen Schlaf störte und die zum Ueberdruß genommenen Schlafpülverchen von Neuem verordnet werden. Wie stets, guckt er gern nach Dem, was weither kommt, und findet, daß man auch in England sehr unzufrieden ist und daß in den Vereinigten Staaten von Amerika Sachverständige sich zusammenschaaren, um von ihren Gesetzgebern Reziprozitätsmaßregeln zu verlangen „gegen die schlechte Behandlung ausländischer Schutzsuchenden im Deutschen Reich“. Gegen solche Aufregung wird alsbald wieder ein Narcoticum angeboten. Diesmal hält sich ein strebsamer chemischer Doktor dazu berufen; er nennt das amerikanische Ungeziefel „Caveat“ und sollte doch als inserirender Vermittler für gewerblichen Rechtsschutz wissen, daß die Komplikationen durch ein Caveat kaum den Folgen der Hilflosigkeit im deutschen Patentamt gleichkommen, woselbst wegen der angehäufteten Flichtinstanzen Schutzgesuche während Jahr und Tag keine Förderung erfahren und Patente vier Jahre nach der Anmeldung „ausgelegt“ und nach längerem Einspruchsprozeß endlich für den Rest von nicht zehn Jahren erteilt werden. Dann erscheinen Patentinhaber mit Jahre lang latent gewesenen Rechten urplötzlich vor der industriellen Welt und werden gegen „Hunderte von Kontraventionen“ streitfähig.

Herr Michel, Tausende der im Oktober 1894 angemeldeten Waarenzeichen warten noch der Entscheidung und der § 4 des neuen Gesetzes, der Worte, welche Beschaffenheit oder Bestimmung der Waare enthalten, ausschließen sollte, vernichtet alte, bestehende Rechte und ist, wie die Erfahrung beweist, nicht konsequent durchzuführen. Ueberhaupt ist das Material nicht zu beschaffen, um durch vorgeschriebene Prüfung ein gleichartiges und gerechtes Ergebnis zu erlangen. Ob z. B. ein Waarenzeichen als unzulässiges „Freizeichen“ gilt, hat die ausübende Behörde, das Patentamt, trotz den eifrigsten Bemühungen, und oft gerade wegen des Benehmens mit den Handelskammern, nicht festzustellen vermocht. Wird für diesen Fall — ganz abweichend von der übrigen Praxis im Patentamt — ein Urtheil des Reichsgerichtes präjudiziell wirken, in dem es heißt: „daß eine Marke in den betreffenden Kreisen als Freizeichen gilt, ist unerheblich“? Wird ein Prüfungsergebnis gesichert nach der Anweisung in jenem Urtheil: „Voraussetzung ist Notorietät, daß das Zeichen nicht die Waare eines einzelnen bestimmten Gewerbetreibenden bezeichnet, sondern eine historische oder anderweite Bedeutung hat“? Das zu untersuchen, bleibt also wieder Sache der

Gerichte. Warum denn die schleppende Prüfung vieler Tausende von Zeichen beim Patentamt, wenn nur für einen kleinen Bruchtheil der — praktisch noch unwirksamen — angemeldeten Zeichen die Prüfung glatt, ohne Unzufriedenheit und Prozesse zu erregen, verlaufen kann? Um die in Folge der notwendig sich verschleppenden Entscheidungen viel zu früh angestellte Präklusivfrist des § 9 für seine Staatsangehörigen nicht zu einer irreparablen Fatalität werden zu lassen, hat sich Oesterreich beeilt, sein Markenschutzgesetz zu amendiren. Auch Das war also erforderlich, trotz dem erwähnten „Uebereinkommen über den gegenseitigen Patent-, Muster- und Markenschutz“ mit Deutschland.

Das Muster- und Gebrauchsmusterschutzgesetz sind die besten Reinkulturen des Bacillus für „unlauteren Wettbewerb“. Die Klinik am Königsplatz bezahlt die Doktoren im Patentamt, die uns Allen dienen sollen, nur nach dem Schema für Assessoren, anstatt wie wohlberufene Spezialisten, die tausenderlei „Erfindungen“ nach Detailanalysen zu würdigen, die mannichfaltigsten „kleinen Erfindungen“ (Gebrauchsmuster) nach französischem System zu bearbeiten und ein Chaos von Baarenzeichen auf Kollision von Bild und Wort zu prüfen haben. Die Besten davon danken nach kurzer Zeit für den nur unbefriedigend auszufüllenden Dienst; Andere werden unter der Last ihrer Pflichten hartleibig und krank. Die Meisten sind junge Streber, zum Theil jung an Jahren, meist jung an Erfahrung. Sie behandeln, wie es von ihnen verlangt wird, das heterogenste Material mit gleicher Sachkenntniß und der von den Assessoren ihnen zugesprochenen Autorität. Das Lehrgeld zahlt die Familie Michel. Daß die zur Verfügung stehenden Heilmittel und Einrichtungen unzureichend oder schlecht sind, Das können die technischen Beamten füglich nicht laut beklagen. Wohin sollten sie auch solche Klagen richten? Ihr Chef ist ja Assessor mit gebundener Marschroute. Wenn jetzt einzelne unserer sogenannten besten Zeitungen sich der Leiden dadurch annehmen wollten, daß sie warnten und verlangten, der neue Leiter des Patentamtes dürfe nicht aus dem Kreise der Geheimräthe gewählt werden, von denen der Altreichskanzler unlängst sagte, daß sie beim alten Kurs möglichst zurückgestellt wurden, so ist Das auch nur Hilderei am unrechten Ort. Gewiß bekommen die Unzufriedenheiten neue Nahrung, wenn der berechtigte Glaube, der Präsident des Patentamtes könne die herrschenden Unebenheiten beseitigen, durch mangelnde Konnivenz und bürokratisches Verhalten erschüttert wird. Aber die Unebenheiten und Unzufriedenheiten werden in den meisten Fällen nicht durch die Ausübung der Gesetze, sondern durch den Pfasterkasten oder den Gipsverband erzeugt, der Gesetz heißt. Auch der Präsident hat lediglich gesetzlich zu handeln, und nur wie sich Dies der Form nach äußert, hängt von seinen persönlichen Eigenschaften ab. Uebrigens hat die Regierung viel eifriger nach einem geeigneten Präsidenten gesucht, als die wohlmeinende Presse ihnt, aber sie hat von Personen, die mit Jubel empfangen worden wären, abzuwehrende Antworten erhalten, weil der Assessorismus herrscht, weil der Gipsverband rückt und immer wieder zu flicken gesucht wird.

Karl Zoro.





## May Liebermann.

**A**ls May Liebermann seine Laufbahn begann, blühte in Deutschland der Klassizismus in ungehämelter Pracht. In München herrschten Kaulbach und Piloty; in Düsseldorf führten die Historienbildersfabrikanten das Szepter und Weimar war noch vom Ruhm Prellers erfüllt. In Berlin aber lebte und schuf Adolf Menzel.

May Liebermann wurde in Berlin am 29. Juli 1849 geboren, verlebte hier seine Kindheit, besuchte das Gymnasium, ging 1868 zur Universität und ließ sich, durch seinen Vater gedrängt, in die philosophische Fakultät einschreiben. Nebenher aber malte er bei Steffek, und nachdem er seinen Wunsch, Maler zu werden, durchgesetzt hatte, besuchte er die weimarer Kunstschule; sein erster Lehrer war dort — Paul Thumann. Später studierte er in der Malkschule von Pauwels und im Jahre 1873 stellte er im weimarer Kunstverein sein erstes Bild, „Die Gänserupferinnen“, aus. Es ist verständlich, daß damals und auf diesem geweihten Boden ein derartiges Bild, wenn es auch noch zahm und akademisch gemalt war, doch revolutionärend wirken mußte; es trug auch dem jungen Künstler, der die Verwegenheit hatte, als Erstlingswerk weder Götter noch Helben, sondern ordinäre Gänserupferinnen zu malen, viel lärmenden Zuruf, doch nicht allzu viel Verständnis ein. Bald aber wehte Frühlingsluft übers Land. Die alten Formeln des Klassizismus zerbrachen und eine neue Generation schuf neue Gesetze. Ueberall wurde man des einseitigen Nachahmens der Meister der Renaissance müde. Der Zug nach Italien hatte schon nachgelassen. Die Fruchtlosigkeit des Studiums der Alten ließ eine Ernüchterung folgen, die ohne Gleichen in der Kunstgeschichte dasteht. Wie ein Märchen mutet es uns an, wenn ehrliche Leute erzählen, wie ihnen beim Anblick der ersten Proben französischer Kunst zu Muthe wurde. Rom wurde mit Paris vertauscht, man arbeitete in den Ateliers von Gleyre, Couture, Ingres u. s. w. Zunächst wird das technische Können erweitert, Kaulbach und Genossen werden überwunden und Piloty, der Typus des Meisters des Geschichtsbildes, nimmt seinen Platz ein. Aber zu immer höherer Kunstentwicklung und feinerem Verständnis steigt man auf. Man lernt die Schule des „paysage intime“ kennen, man studirt Corot, Daubigny, Diaz. Und in rastloser Arbeit wird eine Kunst des intimsten Versenkens in die Natur und ihrer pietätvollsten Wiedergabe geboren. Bald ist der Einfluß des französischen Geschichtsbildes gebrochen, die Attrappen-Malerei Pilotys verfällt dem Schicksal des Unterganges und Liebermann, der Begründer des deutlichen Naturalismus, tritt an seine Stelle.

Es ist klar, daß dieser Umschwung der Dinge nicht ohne den Einfluß der französischen Kunst möglich gewesen wäre. Denn wenn auch bei uns Menzel in einem ähnlichen Sinne wirkte, so hat er doch eben so wenig wie sein großer Antipode Böcklin dauernd seine Zeit beeinflusst; sie haben wohl in ihr Wurzel geschlagen, sind aber einsame Genies geblieben. Man kann Menzel und Böcklin aus der Geschichte streichen und man wird trotzdem ein klares Bild — ein

graues freilich und unter sternlosem Himmel — der aufsteigenden Bewegung der deutschen Kunst gewinnen. Sie stehen abseits, der Eine mit feiner Ironie und überlegenem Verstande, der Andere mit großen, klaren Weltaugen die Dinge betrachtend. Und sind Schüler Böcklins ohne die heilloseste Verwirrung überhaupt nicht zu denken, so hat Menzel wohl Talente nach sich gezogen, aber sie sind entweder ohne nennenswerthen Einfluß geblieben oder, wie Liebermann und Skarbina, nur vorübergehend von ihm angeregt worden. Während aber bei Skarbina die Verehrung für Menzel Eindrücke hinterlassen hat, die wohl nie ganz verbleichen werden, hat sich Liebermann frühzeitig von dem Meister emancipirt und geht seit Jahren seinen eigenen Weg.

Als Liebermann im Jahre 1873 Weimar verließ und nach Paris kam, war hier der Naturalismus eine vollendete Thatsache, in der Literatur wie in der Malerei. In schneller Folge hatten Millet, Manet, Courbet und Bastien-Lepage die neuen Anschauungen gefestigt und das plein-air war so weit zu einer selbstverständlichen Forderung gewachsen, daß jeder Maler, der überhaupt mit der Entwicklung Schritt halten wollte, es respektiren mußte. In die erste Zeit seines Aufenthaltes in Paris fällt Liebermanns große Bewunderung für Munkaczyn. Von diesem Einfluß befreite er sich aber rasch. Er lernt im Walde von Fontainebleau Millet kennen und giebt sich ihm völlig hin. Hier, unter diesem Einfluß, entstanden „Die Arbeiter in einem Rübenfelde“ und mit diesem Bilde beginnt eine energische Wendung in Liebermanns Kunstanschauung. Es war der erste Schritt zu der großen Absage an alles Herkömmliche. Von nun an war sein Ehrgeiz: die Natur in ihrer Echtheit zu gestalten, ohne die banalen Zuthaten der kleinen Geister. Nicht mit vorgefaßten Meinungen, nicht mit einer fertigen Idee geht er an die Wirklichkeit heran, er will nicht die Dinge gestalten nach subjektivem Belieben, sondern pietätvoll, wie ein Schüler vor seinen Meister, tritt er vor sie hin. Er wartet, bis sie ihn ansprechen, und Alles, was dann in ihm zu tönen beginnt, sucht er zu fassen und zu gestalten. Ihm ist die Natur nicht Material, um Ideen auszudrücken, die er sich von der Welt macht, sie ist ihm vielmehr die große, ewige, unveränderliche Idee selbst, die Nährmutter und das Urleben aller Dinge. In diesem Streben nach kontemplativer Versenkung in die Natur liegt der markanteste Unterschied zwischen Menzel und Liebermann. Während Menzel ein fast aristophanischer Geist ist und in seine Darstellung der Natur auch gleichzeitig seine ironischen Randglossen hineinzeichnet, ringt Liebermann nach der vollständigen Verschmelzung mit der Natur. Er will in ihr verschwinden, ihr geheimstes Wesen offenbaren, nicht aber ihr einen Kommentar geben.

Ueber Holland, wo Liebermann die Bilder des Frans Hals kopirte, kehrte er 1878 in die Heimath zurück. Hier entstand — in einem Rückfall in die Menzelperiode — sein „Zwölfjähriger Christus im Tempel“, das einzige religiöse Bild, das Liebermann gemalt hat. Er erlebte damit in München eine vollständige Niederlage, und wenn das Bild auch unter Fachgenossen einige Anerkennung fand, so lehnte es doch die größere Oeffentlichkeit mit Entrüstung ab und die bayerischen Ultramontanen verfolgten den Künstler mit Hohn und Erbitterung. Aber bald besann sich Liebermann auf sich selbst. Noch in dem selben Jahre malte er die „Kleinlinderschule in Amsterdam“, zu der er im Waisenhause in Harlem schon vorher Studien gemacht hatte. Und nun entstanden in rascher Folge die „Konserven-

macherinnen“, das „Altmännerhaus“, die „Schusterwerkstätte“, „Vierkonzert in München“, „Die Bleiche“ und der „Hof des Waisenhauses in Amsterdam“. Inzwischen begann sich sein Ruf zu festigen. Das Altmännerhaus hatte 1881 im pariser Salon eine Auszeichnung erhalten und Liebermann wurde zum Mitglied des „Corele des XV“ ernannt, an dessen Spitze Bastien-Lepage und Alfred Stevens standen. 1884 siedelte er von München nach Berlin über, wo er seitdem geblieben ist und wo in rastloser Arbeit seine bedeutendsten Werke, „Die Spinnerinnen“, „Die Rezeptionsisten“, „Die Frau mit Ziegen“, „In den Dänen“, entstanden. Alljährlich während der Sommermonate geht Liebermann in ein kleines Dorf in der Nähe Silberjums, wo er seine künstlerischen Eindrücke empfängt. Er war der Erste, der Holland für die Malerei entdeckte, Uhde, Höder, Klaus Meyer und Ficle folgten ihm und so begann die Abkehr von der Historie, von den schönen Menschen mit hohem, falschem Pathos, die Abkehr von der stilisireten süblichen Landschaft mit ewig blauem Himmel und koulissenhaften Fernsichten — vorn die gestürzte alte Pinie, hinten der rauchende Bejuv —, die Abkehr von aller erlogenen, bengalisch beleuchteten Idealkunst und die Einkehr, die Rückkehr in die nordische Heimath, auf das Stück Erde, das grobknochige Gestalten im Schweiß ihres Angesichtes bestellen. Und hier setzt Liebermann ein: er malt das Volk in allen Beschäftigungen, bei seiner Werkeltagsarbeit, bei den einfachsten Verrichtungen. Licht, Luft, das flache Land mit seinen stumpf hindämmernden Bewohnern, Ebenen mit grauen Lüften —: das Alles malt er in wenigen Strichen, — nur die Impression, ohne Eingehen auf das Detail. Und er wirkt immer frisch, er packt die Natur in einer Stimmung, daß sie aus seinen Bildern zu uns spricht, unmittelbar, ohne Abzug.

Wenn Liebermann der ärgste Feind aller geleckten Schönfärberei und geistlosen, theaterpomphaft aufgepuzten Kunst ist, so hat er doch wiederum nichts mit den eifrigen Abschreibern der erstarrten Natur gemeinsam. Er will nicht mit photographischer Treue die Zufälligkeiten der Natur in übertriebener Schärfe und Härte, wie die obskuren Realisten, die jede Warze und Hautfalte abmalen, festhalten, er will mehr und Selteneres. Wenn er alte Männer auf Bänken in Hospitalgärten in der Sonne sitzend zeigt, so will er nicht vorzüglich gemalte alte Männer geben, sondern ihren Gefühlsinhalt, die Stimmung eines solchen greisenhaft beschaulichen Nichtsthuns will er wecken. Er führt in die Dänen und läßt uns von der großen Einsamkeit des Meeres anwehen; er zeigt die Debe endloser Felder und Wiesen bei Abend und Dunkelheit, wo Kinder, in ärmliche Lumpen gehüllt, Kühe und Ziegen hüten, damit wir die ungeheure Verlassenheit und Trostlosigkeit fühlen, die sich nun über die Erde breitet. Einen Höhepunkt in diesem Schaffen erreichte Liebermann mit den „Rezeptionsisten“, dem Gemälde, das ihm in Paris die Ehrenmedaille einbrachte und später von der Hamburger Kunsthalle erworben wurde. In keinem anderen seiner Bilder kommt die Energie und die Kraft seines Talentes so überzeugend zum Ausdruck. Dem Ernst und der Schwere des Vorwurfes hat sich eine Verwegenheit und Kühnheit des Vortrages verbunden, die eine fast monumentale Wirkung hervorbringen. Nicht immer ist er im Delbild so glücklich. Die Schwierigkeiten, die ihm die Behandlung der Telfarbe bereitet, verhindert ihn manchmal, reine Wirkungen zu erzielen. Und wenn er schon mit der Farbe als Material nicht auf bestem

Fuße steht, so macht ihm auch die Farbe als koloristisches Ausdrucksmittel Mühe genug. Mit Sicherheit trifft er nur koloristische Wirkungen farbig gebrochener Art, diese aber freilich mit überraschendem Glück.

Wohl das Bedürfnis, den materiellen Schwierigkeiten der Delmalerei aus dem Wege zu gehen, hat Liebermann in den letzten Jahren zum Pastell geführt, das er hauptsächlich für das Portrait wählt. Zwar sein noch immer bestes Bildniß, das des Bürgermeisters Peterfen von Hamburg, ist ein Delbild, und wenn auch hier die Pzigigkeit der Farbe gleichen Schritt mit der übertriebenen Graueheit des Tons hält, so hat er doch ein Bild geschaffen, das zwar nicht mit der selbstverständlichen Einfachheit und Schönheit des Tones eines Velasquez verglichen werden kann, das aber wenigstens jene Größe und Einfachheit erstrebt. Denn von Venbach abgesehen, der als Portraitist bei reichem Talent viel Größeres erreicht hat, wüßte ich keinen Künstler bei uns, der entschiedener und mit schärferem Blick auf diese Eigenschaften hinarbeitet. Liebermann ist als Portraitist mehr Psychologe als Maler. Während er die Schönheit der Farbe und des Tones vernachlässigt, weiß er mit spürendem Sinn die charakteristischen Züge einer Individualität zu finden. Seine Bildnisse wirken unfertig, denn ihn interessiert hauptsächlich die Erfassung des Kopfes; die Langeweile eines bis in alle Ecken „ausgeführten“ Bildes erspart er uns immer. Es ist nur zu bedauern, daß Liebermann nicht mit dem selben feinen Sinn, mit dem er die Charakterdiagnose stellt, auch die individuellen Ton- und Farbschönheiten findet. Er wird deshalb als Portraitist nicht leicht bei einem größeren Publikum Anerkennung finden. Er ist zu unnachgiebig, zu wenig schmiegsam und es ist begreiflich, daß nicht viele Menschen den Muth haben, in diesen unerbittlichen Spiegel zu schauen.

Um die Zeit der ersten Pastelle entstanden auch die ersten Versuche mit der Radirnadel; man weiß, welche ausgezeichneten Resultate er damit erzielt hat. Selten erreicht Liebermann im Delbild die Frische, die er in der Radirung und in der Zeichnung sich zu erhalten weiß. Nirgends spricht sich seine Eigenart so deutlich aus wie in diesen flüchtigen Blättern. In vollendeten Bildern hat er leicht etwas Kleines, Schwerfälliges; und die nicht geringen Qualen, die ihm die Durchbildung bereitet, stehen im stärksten Kontrast zu dem leichten und glücklichen Anfang. Wie in seinem ganzen künstlerischen Wesen die Liebe und der Hang für alles Chaotische, sich erst Bildende und Klärende, vorherrschend ist, so hat auch sein Vortrag etwas Wildes, Revolutionäres, das mit ruhiger, harmonischer Vollendung nicht zu vereinen ist. Aber durch seine Arbeit erst wurde die Bahn frei; und wenn jetzt ein frischerer Zug durch die deutsche Kunst weht, so ist Das vielfach ihm und Denen, die ihn am Werk halfen, zu danken. Alle Gebiete der Malerei sind durch diese Bewegung, durch den erneuten Rückgriff auf die Natur, befruchtet worden. Und man darf nicht vergessen, ob auch dem Naturalismus jetzt rastlos die Totenglocke geläutet wird, daß ohne die innigste Verbindung mit der Natur noch nie eine Kunst zu leben vermocht hat.

Hugo Ernst Schmidt.



## Verfumpfung.

**D**reißigtausend Castrands! Und exekutirt wurde darin an der pariser Börse — eine der berühmtesten Cocotten. Im Grunde nimmt es sich noch kläglicher aus, wenn Das einer eingetragenen Firma passiert, allein für die Ausbreitung der französischen Spekulation bleibt der Fall doch immer bezeichnend. Man kann nun einmal an der unruhigen Bewegung, die heute den Minenmarkt beherrscht, nicht gleichgiltig vorübergehen, denn enorme Verluste, in welche die verschiedensten Stände sich plötzlich hineingezogen sehen, können kaum lokalisiert werden, und vor Allem wird dadurch leicht der spekulative Muth überhaupt gebeugt. Sobald eine solche Wendung wirklich nachhaltig geworden ist, wird es schwer, auch die deutschen Börsen in vertrauensvoller Stimmung zu erhalten. Sieht man sich nun die Lage in Paris genau an, so liegt zu einer Krisis eigentlich noch kein triftiger Grund vor; die „Großen“ haben eingegriffen, — und zwar mit solchen Summen, wie sie nur die ernsteste Gefahr erzwingen kann. Sieht man sich aber die Kunden an, die Kreise, die sich in Frankreich und außerhalb in Goldshares fleißig bewegen, so dürfen Einem schon Bedenken aufsteigen. Hier fehlt nämlich jede Unternehmungslust, jedes Eingehen auf Vorschläge, wonach es räthlich sei, zu den gesunkenen Kursen wieder zu kaufen. Es ist kaum zweifelhaft, daß, falls die Rückwärtsbewegung durch neue Meinungskäufe gehemmt würde, auch eine neue starke Pause zur Entwicklung käme; es fehlt aber, wie gesagt, die Unternehmungslust. Gerade in solchen Tagen zeigt sich der Werth eines wirklichen Anhaltspunktes bei einem Papier. Gesezt, es würde bei uns eine starke Baisse eintreten und z. B. Deutsche Bank fallen; bei 180 Prozent könnten doch solide Leute wieder kaufen. Wer soll aber Randmines oder Chartered kaufen, wo Alles nur in der Luft schwebt und keine Reserven und keine Dividendenausichten vorhanden sind? Den Chartered-Aktien wurde noch vor einem Monat ein Kurs von zweitausend Francs (25 Francs = 1 Pfund Sterling) prophezeit, und keineswegs etwa nur von Leuten, die für die Zwangsjacke reif waren.

In diesem Augenblick ist es absolut nicht zu sagen, ob die Rückzugsbewegung in Goldshares noch glücklich aufgehalten werden wird. Bei einer Depression, die nun bald vier Wochen dauert, kann man es schon als günstig ansehen, daß an einem drohenden Krach überhaupt noch gezweifelt wird. Berlin hat in all dieser Wirrniß sich recht umsichtig erwiesen; es wußte schon morgens, wenn abends in Paris eine Schutzbank gegründet wurde, und es blickte klüglich nach dem Kurse von Ottomanbank, um zu wissen, woher der Wind blase. Es ist merkwürdig genug, daß in unruhigen Tagen sofort irgend ein Papier zur Fahne werden muß, die man nicht wieder losläßt, bis der Kampf vorüber ist. Die Ottomanbank gehört der feinsten französischen Finanzgruppe an; Das war diesmal ihr Glück; so ging auch Nothschild, der momentan schwere Interessen im Goldmarkte hat, mit ihr, während Wernher, Beith u. Co. natürlich geneigt waren, jeder Hilfsaktion beizutreten, deren Kosten sie nicht allein zu tragen brauchten. Der sehr ehrenwerthe Herr Barnato hat mit der neuen Minenbank nichts zu thun; er hat sich sein Mauselloch schon früher gebohrt. Jedenfalls hat diese

neue Gesellschaft Gewichtigeres zu bedeuten als die bisherigen Trusts. Diese beobachteten ein Geschäftssystem, das schon lange für unheilvoll galt; sie begnügten sich nämlich mit einem halben Pfund Sterling Nutzen und verkauften sogleich wieder an ein neues Syndikat, das seinerseits eben so bescheiden auftrat und abermals an ein neues Syndikat verkaufte; und so fort, — bis in die Unendlichkeit. Die Folge war, daß große Posten schwimmend wurden, und zwar zu immer höheren Kursen. Vielleicht haben gerade diese Trusts — wahre Zerrbilder ihres Namens — zu dem heutigen schlechten Befinden jenes Gebietes beigetragen. Dazu kam noch etwas Anderes: der erwachende Glaube, gewisse Ziffern möchten am Ende absichtlich — sagen wir: zusammengestellt sein. Männer, die in Südafrika waren und die der Minenkammer in Johannesburg große Achtung bezugten, halten es doch keineswegs für ausgeschlossen, daß einzelne Gesellschaften ihre Monatsresultate aus spekulativen Gründen ändern. Das hat natürlich nichts mit den großen Fundausichten zu thun, die drüben wirklich vorhanden sind und die Aktien einer ganzen Anzahl von Gesellschaften werthvoll erscheinen lassen, selbst wenn die Kurse noch stärker zurückgehen. Wichtig ist dabei zunächst die reelle Verwaltung; aber freilich: selbst den reellsten kann man, bei den neuerdings beliebten amalgamations, nur schwer auf die Finger sehen.

Am Festesten bleibt noch London mit Goldshares; aber man darf nicht übersehen, daß dort jetzt die Politik mitspielt und daß, wenn es den „Times“ beliebt, noch einige weitere ernste Mahnungen über Rußland und die Wandschürei zu bringen, die Geldgeber in der City vielleicht ihre Taschen zuhalten werden. An sich bleibt es ja ergötzlich genug, wie unsere diplomatische Kunst im chinesisch-japanischen Konflikt erst gegenwärtig wieder so recht illustriert wird. Wir sekundären Rußlands Vorstellungen in Tokio: zum Danke schnappt uns Rußland ein Anlehen weg, zu dem es keinen Pfennig giebt, über das es aber ein so entschienes Verfügungsrecht hat, daß z. B. neulich Herr Witte die Erlaubniß geben konnte, aus der 400 Millionen-Anleihe dem chinesischen Gesandten weitere fünf Millionen Taels auszuzahlen. Und nun raunt man gar von stillen Abmachungen zwischen Petersburg und Peking. Ein sehr feines Spiel. Die Hochfinanz war bereits wegen Südosteuropa ein Bischen ängstlich und nun kommt auch noch Ostasien als Schreckgespenst. Im Allgemeinen macht sich ja die Börse aus Politik nichts mehr, aber heute, wo man wegen der Lage des Minenmarktes eine besondere Aktivität der Bankmänner verlangt, liegen die Dinge ganz anders, und wenn man sich auch nicht gerade gleich verblüffen läßt, so leidet immerhin die Unternehmungslust. Deutschland würde direkt an südafrikanischen Werthen nicht allzu viel verlieren, wenn man vielleicht das Schwabenland ausnimmt, wo allerdings die sehr ausgebrehte Spekulation auch diesmal stark verdient hat. Der verstorbene Eckstein von Bernher, Beith & Co. war ein Stuttgarter: Dies erklärt das Heimathgefühl der Württemberger für Transvaal. Daß in Berlin Börsenleute von mäßigem Vermögen ganz munter 5000 Shares handeln, ist etwas Anderes und geht nur die Leute an, die so unaussprechlich glücklich sind, das Engagement für derartige „Kunden“ laufen zu haben.

Vielleicht besteht auch zwischen diesen gespannten Verhältnissen und den Exekutionen in Schweizer Bahnen ein ideeller Zusammenhang. Man sprach da von merkwürdigen Personen, d. h. man zischelte eigentlich nur von ihnen. Berg-

werksaktien sind an sich zu stark hinaufgetrieben, denn alle Paaisserhöhungen (Roheisen vielleicht ausgenommen) stehen vorläufig doch zumeist nur auf dem Papier. Die Konkurrenz drängt da nach wie vor zu Konzessionen.

Noch ein anderer Krach hat diese Woche von sich reden gemacht; er betraf einen ungleich plebejischeren Stoff als Gold, einen Stoff, der aber trotzdem seit Jahren von gewichtigen Spekulanten umschwärmt wird: Baumwolle. Natürlich stellt Unwissenheit den ganzen Ring wieder so dar, als ob er erst die Preise so enorm in die Höhe getrieben habe. In Wirklichkeit ist aber der effektive Bedarf seit dreißig Jahren nicht so stark gewesen wie jetzt und auch in normalen Zeiten würde es einem Ringe gerade in dieser Waare schwer fallen, die großen wirklichen Verhältnisse zu bezwingen. Rohbaumwolle stand in New-York anfangs  $4\frac{1}{2}$  Cents pro Pfund und stieg dann bis 9.77. Hierauf trat ein Fallen auf 8.11 ein, freilich noch an dem selben Tage eine Erholung bis zu 8.75. Diesen Kursschwankungen lag ein Umsatz von einer Million Ballen zu Grunde. Der Ring, der die Preise für ersten November noch treiben wollte, scheiterte, trotzdem er den wachsenden Bedarf seit Mitte September ganz richtig vorausgesehen hatte. In New-Orleans war das Ding kalkulirt worden, weil dort die Pflanzer und die Kaufleute Hand in Hand gehen können, und dann mußte man sich nach New-York wenden, wo der Preis für Rohbaumwolle diktiert wird, wie Liverpool über gesponnenes Garn entscheidet. In New-York spielen, wie man erzählt, sogar die Hausknechte in Baumwolle; Minimum 100 Ballen, also für ca. 10000 Mark. Bekanntlich schließt diese wildeste aller Spekulationbörsen das Termingeschäft auch in Fonds vollständig aus; auch eine Lehre für jene Börsenreformer, die den Satan mit Paragraphen austreiben möchten.

Die ungeheure Vermehrung des Absatzes nun ist aus der Nachfrage Hinterindiens wie überhaupt des Ostens entstanden. Wie immer nach einem Kriege sind umfangreiche Zerstörungen zu ersetzen und dann tritt auch der Händler ein, dem bei niedrigen Preisen der Muth zum Einkaufen ausgeht. Wohlgemerkt: die Rohbaumwolle geht dorthin, wird also da zu Kattun und Shirting fabrizirt. Nur England exportirt auch viel Zeug nach jenen Ländern, dagegen Deutschland unvergleichlich weniger. Wir arbeiten meistens für das eigene Inland, selbst das Elsaß fabrizirt höchstens für Europa, während England, wo in einem Monat mehr gewebt und gesponnen wird als bei uns in einem Jahr, den Weltmarkt bildet. Das klingt ärgerlich, ist aber wahr. Dieß man freilich die Zeitungen und die Handelskammerberichte, so sollte man glauben, wir marschirten an der Spitze. Es geht aber da ähnlich wie neuerdings leider mit unserer Kolonialpolitik. Wir gründen die Vereine, halten die Reden, revidiren die Karten, — und mittlerweile ist es selbst den Franzosen möglich, in China und auf Madagaskar wirkliche Ländergewinne einzustreichen.

Pluto.





Berlin, den 9. November 1895.

## Chlodowech.

In Reims rüstet der älteste französische Kirchenfürst zur vierzehnten Jahrhundertfeier der Taufe Chlodowechs, des Frankenkönigs. Während auf dem Theater der Porte-Saint-Martin der tapfere Messire Bertrand du Guesclin in prangendem Krönungzug Karl den Fünften in die Kathedrale von Saint-Rémy führt und, mit der schreckenden Erinnerung an die Jacquerie und die Tardvenus, auch die strahlende Herrlichkeit des alten Königthumes, des alten Glaubens und der alten Größe des Vaterlandes aus den Gräbern erweckt, wird schon das Fest für den nahenden Tag bereitet, der einst die Geburt des allerchristlichsten Frankenreiches sah. Das Fest wird großartig werden, selbst wenn der radikale Herr Bourgeois und der Positivist Verthelot dann noch Minister sein sollten; denn ein unendliches Sehnen nach altem Glauben und neuem Ruhm geht durch das Gallierland und der esprit nouveau hat die stolze Sicherheit der Materialisten längst, wie dürres Blattwerk vor dem ersten Schneefall, hinweggeweht. Der celebrirende Kardinal wird vielleicht an Messire Bossuet erinnern, den Bischof von Meaux, an den Lobspruch, mit dem er den ersten Roi Très-Chrestien begrüßt, und von den Anekdoten, die das verblaßte Bild des Heiligen Clovis umgolden, wird sicherlich keine fehlen; wieder wird man vernehmen, wie der Franke beim Anhören der Passiongeschichte den prachtvoll unsinnigen Ruf fand: Que n'étais-je là avec mes Francs! und wie er in monarchischem Gottähnlichkeitsgefühl die Siechen und Bresthafsten mit allergnädigstem Finger zu berühren und mit der wunderbaren Tröstung zu entlassen pflegte: Le Roi te touche, Dieu te guérisse! Es wird ein Fest der



katholischen — und namentlich der französischen — Christenheit werden, Clovis wird, wie Jeanne d'Arc, die Erniederung zum Heiligen der Revanche erfahren und die überlebenden Voltairianer und Comtisten, die Feinde der Kirche, des Gottesgnadenthumes und der übernatürlichen Mächte, werden, wenn ihnen mit Bossuets Wort verkündet wird, nur das Bekenntniß zum Christenglauben habe dem Frankenkönig den Sieg über die Alamannen bescheert, sich mit der Gewißheit trösten müssen, daß die Ampulla wenigstens, in der eine Taube das Salböl für die Taufe Chlodowechs vom Himmel gebracht haben soll, vom Sturm des Jahres 1794 zertrümmert worden ist. Das angeblich unversiegbare Del ist für immer zerronnen, werden sie sagen, und keine Brunntmese und kein Drommetengeschmetter wird die Gruftgewölbe der allerchristlichsten Könige sprengen.

Uns ist der Heilige Clovis der Legende ein toter Mann und von allen Anekdoten aus seinem Sagenkreise ist uns die eine nur noch wahrscheinlich, die Montaigne erzählt: wie der Franke drei Verräthern güldenes Gewaffen und klingenden Lohn verspricht und sie mit den versprochenen Schätzen dann aufknüpfen läßt. Die grausame Schnurre zeigt uns den schlauen Barbaren, der strupellos über geschichtete Leichen schritt, den die Eroberergier seines Stammes zu blutigen Thaten drängte und trieb und dem auch der Christenheiland nur ein willkommener Bundesgenosse in Kampfesnoth schien. Den allerchristlichsten Clovis mögen lärmend die Gallier feiern; wir wollen still des echten Chlodowechs gedenken, des brutal strogenden Sprossen aus dem Hause der Merovingen, der für Jahrhunderte die Weltenuhr stellte und für die germanische Macht ein providentieller Mann wurde. Er stand am Ende einer Zeit: in die gallischen Gefilde waren lange schon römische Rechtsbegriffe, römische Kultur und römische Geldwirthschaft eingezogen und hatten das Gemeineigenthum und die sozialen Gliederungen umgestürzt; die Gewalt der Latifundienbesitzer wankte, denn Alles strömte den Städten zu, wo neben dem Patriziat der Senatorialen eine neue Handelsaristokratie, der Geldadel der Kurialen, entstanden war, und auf dem Lande fehlten die Arbeiter; ein unfähiges Beamtenheer saugte dem Volk das letzte Lebensblut aus, der jähe Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft führte bald zu krankhaften Stockungen und in der dumpfen Hoffnungslosigkeit, die sich über das Land gelagert hatte, war es fast wie ein erstes Zeichen zur Befreiung begrüßt worden, als die Germanenfäuste an den Thoren des Imperiums zu rütteln begannen. Einmal nur, als es galt, die westeuropäische Kultur

vor den Hunnen zu schützen, hatten die Völker Galliens sich zusammengescharrt und bei Châlons der Schreckensherrschaft Attilas ein Ende bereitet. Die Verwirrung aber und die Unsicherheit, die jedem technischen Fortschritt, jedem sozialen Umsturz und jedem neuen politischen Triebe zu folgen pflegen, dauerten fort und führten zu einer leisen Zersetzung, die im zweiten christlichen Jahrhundert begonnen hatte und erst am Ausgang des fünften Jahrhunderts durch Chlodowech zum Abschluß gebracht werden sollte. Er hat in den dreißig Jahren seiner Regierung aus dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches die germanische Zukunft gerettet und dem erschlafften Muth des Volkes, das sich in die Unbequemlichkeit einer veränderten Schichtung nicht schicken konnte, zu neuen Zielen neue Wege gezeigt. Der kaum Zwanzigjährige stürzte den römischen Statthalter Syagrius und dehnte das Frankenreich der Merowingen zunächst bis zur Loire. Der Dreißigjährige schlug die Alamannen und sicherte die deutsche Entwicklung, deren Träger für vier Jahrhunderte nun an wichtiger Stelle die Franken wurden. Und in demselben Jahre 496, das ihm den entscheidenden Sieg verleiht, bekannte Chlodowech, der seit 492 mit Hrotechild, der Tochter des orthodoxen Burgundenkönigs, vermählt war, den Christenglauben. Vielleicht ist das Verdienst Hrotechilds um die Bekehrung des fränkischen Heiden geringer als das der Tochter Theophanos um die Taufe Wladimirs von Kiew; das Ereigniß selbst ist gewiß nicht weniger bedeutsam als der spätere weltgeschichtliche Vorgang, der in den Horden vom Dnjepr dem alten Byzanz einen Erben erweckte. Chlodowech war nicht der Mann, den ein heißer Herzenswunsch nach christlicher Heilswahrheit überwältigen konnte; der zähe Barbar, den Lamprecht nüchterner als Bossuet beurtheilt, folgte kühlen Erwägungen, als er von den Heidengöttern Abschied nahm: er brauchte die Verbindung mit Rom, brauchte den katholischen Glauben als gemeinsame Grundlage für die germanische und die keltoromanische Bevölkerung seines Reiches und erkannte früh den Werth, den das orthodoxe Bekenntniß im Kampf gegen die arianischen Burgunden und Westgothen haben konnte. Er hatte gelobt, Christ zu werden, wenn der Christengott ihm über die Alamannen den Sieg verliehe; er siegte und empfing mit den Schwestern Albofled und Lantechild und mit dreitausend Mannern in Reims die Taufe. Die Hoffnung, auch die Burgunden und Westgothen seinem Szepter noch unterworfen zu sehen, wurde nicht ganz erfüllt, denn die Könige

Gundobad und Theoderich waren nicht so rasch über den Haufen zu rennen wie einst die Führer der Tugern und Angeln; als aber Chlodowech im Jahre 511 starb, sah er von seiner Residenzstadt Paris nicht nur in ein mächtiges Frankreich der Merovingen, sondern auch in eine durch sein starkes Vollbringen völlig veränderte Welt. Karl Lamprecht, der Klärer und Kün der deutscher Vergangenheit, drängt das Ergebnis dieses Lebenswerkes in die Sätze zusammen: „Indem Chlodowech dem Zuge zur Centralisirung seines Stammes folgte, indem er ein Königthum begründete über Germanen und Romanen, schuf er die Vorbedingung für das Universalreich der Karlinge. Indem er Verbindungen mit Byzanz gegen die Ostgothen anknüpfte oder aufnahm, indem er sich zum römischen Consul ernennen ließ, deutete er die pippinischen Feldzüge nach Italien an und die Kaiserkrone Karls des Großen. Indem er sein Haupt dem Taufwasser beugte, ein nicht mehr roher Sifamber, übernahm er für seinen Staat die Verbindung mit Rom, dem Centrum der christlichen Welt, übernahm er für sein Volk die Aufgabe christlicher Mission in Germanien.“ Der Mann sieht in dieser Beleuchtung anders aus als der fromme Schwärmer, dem in Reims die Jahrhundertfeier gerüstet wird; doch dieser derbe, dreiste und dabei tüchtige Barbar darf ein politisches Genie genannt werden, weil er, im dunklen Drange der Stammesherrschaftsucht, seinem Volk aus einer vergehenden den Weg in eine werdende Zeit zu finden vermochte.

Der mächtige Schatten dieses Instinktpolitikers erscheint an der Schwelle eines Jahres, das uns mit weltgeschichtlichen Entscheidungen bedroht. Lange hatten die Klügsten geglaubt — und die Kurzsichtigkeit glaubt es noch heute —, Europa werde der Schauplatz dieser Entscheidungen sein: ein Krieg des franko-russischen Bundes gegen die im Dreibund vereinigten Staaten werde im alten Welttheil die Grenzen verrücken und für eine Weile den Zwist zwischen Germanen und Slaven zum Stillstand bringen. An eine wesentliche Machtverschiebung im romanischen Sprachgebiet dachte kaum noch Jemand; Frankreich, das als Kolonialmacht unbeträchtlich erschien, würde den Versuch einer Revanche für Sedan wagen, aber das entscheidende Treffen würde zwischen Deutschen und Russen geliefert werden. Seit Nikolaus dem Minister Tocqueville sagen ließ, die Einigung der deutschen Stämme müsse Rußland und Frankreich zu gemeinsamem Kampf aufrufen, war diese Meinung maßgebend geblieben; nur die Neckengestalt Bismarcks

hatte den Weg zu dem lange geplanten Bündniß gesperrt; als er befeitigt war und in Deutschland die Waffenbrüderschaft mit England allzu laut gefeiert wurde, fiel mittelmäßigen Diplomaten die reife Frucht in den Schooß. Und nun war es klar: von den Vogesen oder vom Balkan würde das Wetter heraufziehen und dilettirende Politiker verkündeten als der Weisheit letzten Schluß, Alles müsse daran gesetzt werden, gegen die Eroberergier der Russen den südeuropäischen Osten und namentlich das Britenreich aufzustacheln. Rückständige Geister wiegen sich wohl noch in dem Wahn, dieses Bemühen könne zu Erfolgen führen; den Anderen aber, die mit hellem Blick den Ereignissen folgen, dämmert allmählich die Erkenntniß ihres Irrthumes auf. Der Südosten Europas ist uninteressant geworden, mancher Deutsche schämt sich schon der Dienste, die er den Türkenhorden geleistet hat, und die kleinen oder großen Putzche, die England dort jetzt anstiftet, um einen Kolosß mit Nadelstichen zu ärgern, werden höchstens noch von Holzpapierdespoten ernst genommen. John Bull, dem die lungernde Phantasie der Zeitungsmacher die bequeme und dankbare Rolle des Mannes zugebracht hatte, der von zwei Bündnissen nach Lust und Laune das vortheilhaftere wählen darf, steht nun als der am meisten Bedrohte vor Aller Augen und muß froh sein, wenns ihm gelingt, durch Nachgiebigkeit den alten Besitzstand zu wahren. Wie in einem Zauberstück die enge Hütte sich plötzlich in eine weite Gebirgslandschaft verwandelt, so hat sich, nur von den Kundigen geahnt und lange verkündet, der Szenenwechsel vollzogen: das kleine Europa verschwindet und hinter der schmalen Halbinsel, die durch Jahrtausende der Schauplatz der entscheidenden Kämpfe um die Macht und um den Menschheitsfortschritt war, dehnt sich in schwellender Fülle der asiatische Kontinent. Nil permanet sub sole . . . die ekklesiastische Warnung tönt durch die Zeiten und mahnt an die Vergänglichkeit aller Dinge. Nie vielleicht, seit Atilla einst bis ins Burgundenreich vordrang, war die europäische Civilisation, die Henry Maine eine verschwindende Ausnahme in der Geschichte der Welt nennt, so nahe bedroht wie jetzt, — und die Aufgabe, die Chlodowechs wüstes Genie bewältigen konnte, rückt den schaffenden Staatsmännern heute hart auf den Leib.

Sie ist schwerer seitdem und auch größer geworden, denn nicht mehr die germanische, sondern die europäische Zukunft steht auf dem Spiel und das Deutsche Reich, das darauf angewiesen ist, Weltmachtspolitik zu treiben und auf der Erde Raum zu gewinnen, wird ungefährdet nicht

lange mehr ein müßiger Zuschauer bleiben dürfen. Es ist in Europa ein saturirter Staat, aber es ist in dem Augenblick ernstlich bedroht, wo für Europa Gefahren aufsteigen, — und dieser Augenblick ist vielleicht näher, als die Blindheit sich träumt. Bisher sah man fast überall nur die wirthschaftliche Gefahr, die von den ungeheuren Produktionsgebieten Rußlands und Amerikas drohte, und man wäunte, um die politischen Machtfragen könne der Streit nur in Europa ausgefochten werden. Diese Illusion geht allgemach ihrem Ende entgegen; dafür hat das finstere Reich gesorgt, dessen schlaue Staatsmänner rechtzeitig merkten, wie verhängnißvoll ihnen eine Lage werden müßte, die sie in drangvoll fürchterliche Enge zwischen Germanen und Mongolen brächte. Während unsere Mitternachtspolitiker, die ihre Weisheit aus englischen Quellen schöpfen, Rußland mit Balkannöthen beschäftigt glaubten und sich emsig mühten, noch mit der Leiche des biederen Stambulow wacker zu krebzen, hatte das Zarenreich sich längst auf seinen asiatischen Beruf besonnen. Während Japan Ostasien aus dem Schlummer pochte und in Europa der Jubelruf erklang, nun sei den Russen ein neuer mächtiger Gegner erstanden, wurden von der Newa zum Blauen Fluß seine Fäden geknüpft. Ob das Bündniß zwischen Rußland und China schon geschlossen ist: diese Frage mag höchstens für Depeschenagenturen bedeutsam sein. Sicher ist, daß die Erben der Goldenen Horde heute in Asien die beherrschende Stellung haben; und da es auch den Japanern wohl weniger um die formalpolitische Macht als um die Rassenstärkung zum Wirthschaftskampfe zu thun ist, kann man sich die Folgen dieser Vorgänge ungefähr ausmalen. Rußlands Streben geht rastlos dahin, die asiatischen Völkerschaften zu einem Bündel zusammenzuraffen, das in der Hand eines moskowitzischen Khanes ein ungeheures Gewicht wäre. Den Erfolg dieses Strebens kann das winzige Japan, trotz der Kulturvermummung, nicht hindern, schon weil ein Volk, das sich muthwillig von jeder organischen Verbindung mit der eigenen Vergangenheit gelöst hat, niemals die Kraft zu selbständigem Dasein finden wird. Und England? England wird um sein Lebensrecht gewiß tapfer kämpfen, wenn es nicht, noch ehe der Kampf beginnt, einsieht, daß selbst die äußerste Anstrengung ihm das Schicksal Spaniens, Portugals und Hollands nicht ersparen kann; die Engländer sind heute bereits in Egypten und Indien bedroht, es wird nicht vieler Rubel bedürfen, um in beiden Ländern Aufstände hervorzurufen, und die Freude, einen übermächtigen Handelskon-

furrenten loszuwerden, wird jedes irgendwo etwa laut werdende Mitgefühl übertönen. Lord Salisbury täuscht sich darüber nicht; deshalb giebt er den unermesslichen Gedanken des Freihandels bereits billig her und läßt die dreiste Grobheit der Russen mit Schmeichelfkünsten erwidern. Seine letzte Hoffnung beruht wohl darauf, daß die heranziehende Gefahr nicht die Briten nur, sondern alle Europäer bedroht, — und diese Hoffnung ist nicht ganz unberechtigt. England wird den ersten Anprall auszuhalten haben, aber die Kraft des Stoßes wird ganz gewiß weiter reichen. In Europa wird früher oder später der Versuch gemacht werden, die Botschaft von der natürlichen Gleichheit der Menschen in die Wirklichkeit umzusetzen und den Stachel auszureißen, der im Kampf ums Dasein den Ermattenden immer wieder vorwärts trieb. Altruismus und Sozialismus werden in Europa langsam fortwirken und ihr Strom wird die soziale Ethik der bürgerlichen Handelsgesellschaft so lange bespülen, bis sie völlig verwässert und verzärtlicht ist. Wenn die Zahl Derer mehr und mehr zusammenschrumpft, die sich geduldig noch ferner ausbeuten lassen wollen, kann der europäischen Kultur eines Tages der Dünger fehlen und dann hätte die Moral der Chinesen, der Muschiks und Yankee's ein leichtes Spiel. Für Europens Völker wird es eine Lebensfrage sein, ob sie sich in eine neue soziale Schichtung schicken und unter veränderten Umständen die Kraft finden werden, das an Ruhm reichste Gelände der Menschheit gegen den Ansturm dumpfsinniger Massen und unbarmherziger Eroberer zu verteidigen. Sie schütteln sich in den Krämpfen einer furchtbaren Krisis und sehen ringsum keinen ragenden Führer, der aus einer vergehenden in die werdende Zeit ihnen den Weg bahnen könnte, wie es auf engerem Schauplatz Chlodowech einst für den Frankenstamm und für alle Germanen that.

Weltgeschichtliche Entwicklungen vollziehen sich nicht von heute auf morgen. Aber das Beispiel des Instinktpolitikers aus dem fünften Jahrhundert lehrt, daß selbst ein brutaler Barbar den Gang solcher Entwicklungen frühzeitig wittern kann. Instinkt und richtige Witterung werden heute kaum noch ausreichen können, da man längst erkannt hat, daß eine Volkheit ein lebendiger Organismus ist, dessen Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse genau, wie die Möglichkeiten einer chemischen Zusammensetzung, erforscht werden müssen. Heute wird der helle Geist und der weit dringende Blick den Instinkt zu ersetzen haben. Die Hauptsache ist, daß die Gefahr überhaupt erst einmal klar erfaßt

und offen dargestellt wird, und Das ist im Deutschen Reich bisher nicht mit genügendem Nachdruck geschehen. Vielleicht ahnt der Kaiser die Gefahr; er hat dem Zaren ein Bild geschenkt, das — in einer Allegorie, die seit Lessings Laokoon nicht mehr hoch im Kunstwerth steht — Europas Bedrohung durch die gelbe Rasse zeigt. Das Bild kam an die falsche Adresse, denn gerade Rußland, dessen Interessen niemals mit denen Europas solidarisch waren, hat selbst die Führung der Bedrohenden übernommen, Rußland ist, trotz Peters Kulturposse, die jetzt in Japan neu einstudirt wird, eine asiatische Macht und kann nur gewinnen, wenn der alte Welttheil mählich zu welken beginnt. Seit fünf Jahren ist die Weltstellung des Zarenreiches unaufhörlich stärker geworden und hat im letzten Jahr eine breite Grundlage gewonnen, von der selbst Katkow noch nicht zu träumen wagte. Diese Veränderung kann dem Monarchen entgangen sein, der sich auf seine Berather verlassen muß, aber es wäre traurig und könnte verhängnißvoll werden, wenn diese Berather sich selbst über den Szenenwechsel noch länger täuschten. Ein Politiker, der heute die Geschäfte einer Großmacht besorgen will, muß den Blick über die Grenzen Europas hinaus schicken und für eine neue Lage auch neue Gedanken mitbringen. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der mit dem alten Chlodowech weder im Bösen noch im Guten irgend eine Aehnlichkeit zeigt, mag solche Gedanken im Busen hegen; aber es wäre sehr schön, wenn er sie endlich auch offenbar werden ließe. Der Genius eines Volkes enthüllt seine Kraft und Lebensfähigkeit deutlich erst da, wo es nöthig wird, alten Institutionen neue Bedürfnisse anzupassen; dann erst zeigt es sich, was ein Volk leisten kann, dessen Kräfte vorher vielleicht von schwachen Zufallsführern gelähmt oder in falsche Richtung gelenkt waren. Ein solcher Augenblick steht uns, wenn nicht alle Anzeichen trügen, bevor und die gesammelte Thätigkeit der ganzen Nation wird sich darauf richten müssen, daß er uns bereit und gerüstet finde. Die Zeiten Chlodowechs, der ein Volk von Knechten durch Dick und Dünn vorwärts zerran konnte, sind für immer vorüber und das heilige Del bringt keine Taube mehr nach Reims zurück; in den kommenden Kämpfen wird ein schöpferisch begabter Staatsmann aber Möglichkeiten einer Einigung erkennen können, die nicht den gallischen Verehrern des allerchristlichsten Clovis nur, nein, auch den germanischen Bewunderern des genialen Frankenhäuptlings jetzt noch wie verschwimmende Märchenwunder erscheinen würden.





## Die geächteten Pastoren.

Der, den die Konservativen hassen, wird es merken und fühlen. Sie sitzen um die Quellen der Macht herum und haben Mittel und Wege, die es für andere Parteien nicht giebt. Fast immer werden die Könige bei uns von einer adeligen Wolke umschwebt, die ihre Hoheit und Größe dem Volke, das in den Tiefen wohnt, nur allzu sehr verhüllt. Hat ja einmal ein Windstoß diese Wolke etwas vom Felsen abgetrieben, so dauert es doch nicht lange, bis die Umhüllung von Neuem beginnt. Ein Regent mag der selbständigste und edelste Charakter in der Welt sein, er wird doch nicht ganz unberührt bleiben können von den Einflüssen der konservativen Schicht, die mit Füßen geboren wird, die über das Parquet der Höfe zu wandeln verstehen. Und wann wäre der konservative Geist ganz aus den Ministerien zu bannen gewesen? Oft genug haben vortreffliche Männer mit der Umarmung der konservativen Tradition gerungen; aber nur Niesen wie Stein und Bismarck haben gelegentlich Etliche von ihnen an die Wand werfen können, um dann doch wieder die Kraft der Besiegten zu empfinden. Die Provinzialregierungen sind vielfach umwunden von konservativem Gewebe. Die Kirchenregierungen haben meist eine gewisse Neigung zu den Achtbaren und Wohlgeden gehabt, eine Neigung, von der zweifelhaft bleibt, ob sie von Jesus von Nazareth geheilt werden würde. Konservative Landräthe, konservative Patrone, konservative Vorstände wohlthätiger Vereine, konservative Unverfrorenheit und konservative Geschmeidigkeit: erst wenn man sich das Alles vorstellt, weiß man, was es bedeutet, wenn die konservative Partei beschlossen hat, die christlich-sozialen Geistlichen „auf das Aeußerste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln“ zu bekämpfen. Wir werden in dieser Hinsicht Manches sehen und hören, was sich von der Praxis ehrlicher und gerechter Leute eben so weit entfernt, wie es die Erklärung der konservativen Korrespondenz thut, in der das Tafelbuch zerschnitten wird.

Diese Erklärung, die aus den Tagesblättern bekannt sein dürfte, bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der konservativen Partei. Der Traum, sich mit etwas Volksfreundlichkeit die Uniform verschönern zu können, ohne ernstlich dabei verpflichtet zu sein, ist ausgeträumt. Die Epoche des christlich-sozialen Einwirkens Stoeckers innerhalb der konservativen Partei ist abgeschlossen. Zwar wird Stoecker nicht genannt, es werden nur radikalere Geister, wie man meint, namhaft gemacht, aber der Schlußsatz der Erklärung heißt so viel wie: Nun geh durch das laudinische Joch, wenn Du bei uns weiteren Einfluß haben willst! Der betreffende Schlußsatz lautet:



Wir erklären demgemäß, daß Politiker sowohl wie Zeitungen, welche diesen Kampf nicht aufnehmen oder gar — offen oder verschleiert — ihm entgegenwirken, zur konservativen Partei nicht gerechnet werden können.

Nach diesem Schlußsatz wird Stoecker sich entscheiden müssen, ob er reinkonservativ sein will oder fernerhin mit uns jüngeren Christlich-Sozialen auf dem evangelisch-sozialen Kongress tagen und dieses Wirken seiner Partei gegenüber aufrecht halten kann; die Zeitung „Das Volk“, um welche herum die sozial angehauchten Konservativen sich bisher gruppieren, wird nach rechts oder nach links gehen müssen, entweder brav den adeligen Standesherrn dienen oder flott mit uns sie bekämpfen; Abgeordnete wie Hüpeden, Jakobskötter und wer sonst bisher etwas sozialen Zug im Herzen hatte, sind vor ein böses aut — aut gestellt; und Tausende einzelner Männer, bei denen sich bis jetzt beide Richtungen in dem Gedanken des Schutzes von Thron und Altar vereinigen, werden bei sich selbst Hausfuchung zu halten haben, ob sie mehr eine konservative oder mehr eine christlich-soziale Seele haben.

Was heißt eigentlich konservativ? Das „konservative Handbuch“ giebt folgende Begriffsbestimmung: „Der innere Gegensatz beider Auffassungen, nämlich der liberalen und der konservativen, liegt im Wesentlichen darin, daß die liberale von gewissen idealen Grundsätzen ausgeht und das wirkliche Leben danach einzurichten sucht, während die konservative mehr Werth auf geschichtliche Bewahrung legt und neue Prinzipien vor Allem ernstlich daraufhin prüft, ob die thatsächlichen Voraussetzungen, unter denen sie segensreich zu wirken vermögen, auch wirklich vorhanden sind.“ Diese Definition ist in ihrer Art gut und charakteristisch, sie zeigt den Konservativen als Gegenbild des bürgerlich Liberalen, als historischen Realisten neben diesem Idealisten, aber sie zeigt auch, daß selbst im Jahre 1894, in dem diese Definition veröffentlicht wurde, der Konservative noch immer denkt, die Zeitfragen würden vom Liberalismus gestellt. Was aber ist heute der bürgerliche Liberalismus? Er unterschreibt in seiner einen Hälfte mit zitternder Hand Umsturzgesetze und deklamirt in seiner anderen Hälfte von Freiheiten, die er selber nicht mehr wünscht, weil sie nicht ihm zu Gute kommen würden. Das würdige Gegenbild dieses Liberalismus sind die Konservativen. Mit ihm mögen sie sich streiten, wie zwei Alte, die ihren Zank nicht vergessen können, bis sie Beide grimmig und grollend in die Grube fahren. So viel der Liberalismus noch von Idealen versteht, so viel verstehen die heutigen Konservativen noch von geschichtlichen Vorgängen. Einst vertraten sie das Historische, heute beginnen sie historisch zu werden.

Der bürgerliche Liberalismus ist abgelöst worden durch die Sozialdemokratie; und die Konservativen werden abgelöst durch uns, die wir christlich-sozial sind. Wie die Sozialdemokratie die Begriffe der Republik

und der allgemeinen Gleichheit, des Atheismus und Industrialismus aus den Händen der Bourgeois genommen und in die Seelen der Volksmasse gegossen hat, so nehmen wir den preußisch-deutschen Staatsbegriff, den christlichen Glauben und die Idee des geschichtlichen Reformfortschrittes aus den Händen der Konservativen, die für so große Güter nicht mehr sicher genug sind, und tragen sie in die Hütten und schlichten Häuser in Stadt und Land. In diesem Sinn sind wir allerdings eine Parallelererscheinung zur Sozialdemokratie, aber nicht in anderem Sinn, als der Konservatismus seiner Zeit Gegenbild des Liberalismus war. Aus diesem Sachverhalt folgt, daß uns der Konservative von irgend einem Zeitpunkte an eben so grimmig besehden muß, wie der Liberalismus seinen ungerathenen Sohn, die Sozialdemokratie, zu hassen begann. Dieser Zeitpunkt scheint näher gekommen zu sein, — die Erklärung ist der erste laute Schuß.

Als die Sozialdemokratie die liberalen Ideale übernahm, bekamen sie durch das Proletarische der Arbeiterbewegung einen etwas anderen Ton. Das Wort Freiheit wurde aus dem Politischen ins Oekonomische übersetzt. Eine ähnliche Veränderung werden die konservativen Begriffe durchmachen, wenn wir sie unter den Besitzlosen in die Höhe halten. Der Staatsbegriff verliert Etwas von aristokratischem Schimmer, er wird demokratischer auf den Unterstufen und sozialmonarchisch auf der Oberstufe; der Glaube wird mehr Kampf als Geduld, Kampf, wie er alle wahren Knechte Gottes erfüllt hat, die Reform wird weniger Patronage und mehr freie Berufsorganisation. Diesen Umschwung empfinden die Konservativen, sie begreifen ihn aber nur halb, da sie nie lernten, mit dem Auge des Armen zu sehen und mit dem Ohr des Bedrängten zu hören. Aus diesem Unverständnis heraus kommen die lächerlichen Uebertreibungen, mit denen die konservative Erklärung gegen uns polemisiert. Man höre folgenden Satz:

Diese friedensstörende Thätigkeit (der Christlich-Sozialen) beruht einzig auf der verwerflichen Absicht, die Arbeiter zu umschmeicheln und sich — nach Art der Sozialdemokraten — einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen.

Das ist die Partei, die früher das historische Verständnis vertrat! O Gott, wie ist da der Sinn so eng geworden! So etwa redeten vor zwanzig Jahren weniger einsichtvolle Liberale von Bebel und Liebknecht. Besonders nett ist aber die Stelle, wo behauptet wird, daß wir „der staatlichen Autorität Hohn sprechen“. Das kann nur Jemand geschrieben haben, der längere Zeit hindurch sich von politischer Lecture gänzlich fern gehalten hat und bei seinem Wiedereintritt in das Leben tappende Versuche macht, sich zurechtzufinden. Den Lesern der „Zukunft“ brauche ich nicht erst zu berichten, daß gerade unsere Staatsauffassung der breite Graben ist, der uns

von der Sozialdemokratie trennt. Wir stehen und warten, daß sich die Monarchie wiederum den Kaiserworten vom Februar 1890 zuwendet, wir stimmen für jede Vermehrung der nationalen Macht, wir weisen jeden Revolutionsgedanken an der Schwelle ab, — und wir sollen nun der staatlichen Autorität Hohn sprechen! Das macht die Kurzsichtigkeit des Alters.

Was stellt sich wohl ein echter Konservativer unter „sozialem Frieden“ vor? Jedenfalls eine Gegend, in der „Autorität und nicht Majorität“ regirt. Die Autorität ist natürlich er selbst oder ein Onkel von ihm. Zu dieser Autorität gehört auch die Gefinde-Ordnung, das Vorrecht der Besitzenden in den Gemeindevertretungen und vor Allem die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen. Zum geschichtlich Gewordenen scheint man auch die „Unsitlichkeit auf dem Lande“ zu rechnen, denn zwei von den sieben Geistlichen, die wie gefangene Raubvögel an das konservative Scheunenthor genagelt worden sind, haben gar nichts Anderes verbrochen, als im Dienste des Vereins gegen Unsitlichkeit auch über ländliche Verhältnisse zu sprechen. Die Pastoren Wagner und Wittenberg sind, so viel ich weiß, in keiner anderen Hinsicht belastet, aber sie haben bei ihren Studien über Volkssittlichkeit auch Etwas gegen historische Landautoritäten gelästert: Grund genug, sie des Sozialismus zu verdächtigen. Soll auch die Unsitlichkeit konservirt werden? Fast hätte ich in diesem Zusammenhang Lust, anzufragen, ob es nicht auch ein Antrag in der Richtung auf dieses Gebiet war, der im Dezember 1892 den vorzeitigen Schluß des berühmten Livolitages mit veranlaßte. Schon damals muß es „Elemente“ gegeben haben, denen eine Anfrage betreffs der Rede des Abgeordneten Holleufer zur lex Heinze nicht konservativen Traditionen entsprechend schien.

Selbstverständlich darf über die Unsitlichkeit des Volkes nach wie vor geredet werden, aber man soll es nicht zu laut thun. Der Schatten Hammersteins wandelt durch das Feld. Will der Geistliche über diese Dinge sprechen, so soll er es innerhalb seiner Gemeinde thun. Die Konservativen sagen:

Wollen Geistliche sich darum bemühen, soziale Mißstände zu mildern oder abzustellen, so wird eine solche Berufsthätigkeit von konservativer Seite mit Freude begrüßt und unterstützt werden. Eine derartige Thätigkeit aber kann nur dann von Erfolg begleitet sein, wenn sie im Wesentlichen innerhalb der Gemeinde entfaltet wird und dem Frieden dient.

Ist Das nicht Heuchelei? Wie groß die Freude ist, wenn ein Landpfarrer im Sinne dieser Regeln wirkt, hat der Fall Kock gezeigt; und der deutsche Osten ist voll von weiteren sprechenden Beispielen der Unterstützung, die der Pastor beim Gutsherrn findet, wenn er ein offenes Wort über Schäden redet, an denen dieser Herr theilhaftig ist. Den Pfarrer in die Gemeinde verweisen, heißt in diesem Fall: seinen Mund zuhalten. Wollen

unsere evangelischen Pastoren im Osten freie Propheten der göttlichen Wahrheit werden, so können sie auf die Mitwirkung der öffentlichen Meinung nicht verzichten. Sie können ihrer Pflicht, die sie vor Gott haben, sittliche Erzieher des Volkes zu sein, nicht genügen, wenn sie nur Anhängsel der gnädigen Herren bleiben wollen. Uebrigens ist es eine einfache — Merkwürdigkeit, wenn eine Partei, die sich unzählige Male der Pastoren für ihre Agitation bedient hat, die gegen Stoeckers Reisen nie Etwas gehabt hat, so lange sie ihr dienten, nun mit einem Male den Pastor einkapseln will, wo er ihr unbequem wird. Die Pastoren haben, vom Standpunkt politischer Parteien aus betrachtet, genau die selben öffentlichen Rechte wie alle übrigen Staatsbürger. Solche Rechte nicht zu achten, ist vielleicht — konservativ.

Neben den zwei Pastoren, die im Verein gegen Unsitlichkeit ihre Stimme erhoben haben, stehen noch fünf andere. Bei vier von diesen ist es ganz klar, warum sie auf die Liste der Frevler kamen; Göhre in Frankfurt a. D. hat vor fünf Jahren das Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter“ geschrieben und war auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Frankfurt a. M. Referent der Enquete über die Lage der ländlichen Arbeiter. Als solcher hat er vom Niedergang des Großgrundbesitzes und von der Nothwendigkeit der Organisation der Landarbeiter gesprochen. Rauh in Kladow (Pommern) hat sich in Vorträgen und Artikeln mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt und es wird ihm nicht helfen, daß er noch bis in die neueste Zeit hinein für das Zusammengehen mit den Konservativen eingetreten ist. Wer für den Landarbeiter redet, ist verloren. Köpfschke hat die Landfragen in Ruhe gelassen, aber er hat einen etwas sehr offenen Brief an den Freiherrn von Stumm geschrieben, und da dieser Freiherr zur Zeit der Großsultan der Besitzenden ist, so wird Köpfschke mit den Uebrigen abgethan. Was den Verfasser dieser Zeilen anlangt, so ist er als Herausgeber des christlich-sozialen Blattes „Die Hilfe“ schon an sich verdächtig, hat auch schon das Wort des Professors von Schulze-Gävernitz: „Das Land der Masse“ nach Kräften verbreiten helfen und ist bereits öfter von konservativen Blättern in allen Wärmegraden verurtheilt worden. Warum wir Bier also öffentlich angezeigt werden, wissen wir und wundern uns nicht, daß wir genannt sind, sondern höchstens, daß etliche eben so wackere Freunde nicht genannt wurden. Was aber den Pastor Habermann in Zwinge am Harz anlangt, so müssen wir doch dagegen protestiren, daß er mit uns in gleicher Verdammniß sein soll. Wir schätzen ihn überaus hoch, aber wir wissen, daß er nie in der Weise sozialistisch aufgetreten ist wie wir Anderen. Ehe wir weiteres Material über diesen Punkt erhalten, müssen wir annehmen, daß hier Rache genommen werden soll für ein Schriftchen, in dem Habermann vom religiösen Standpunkte aus vor längerer Zeit die Konservativen kritisiert hat.

Wir Sieben also werden öffentlich in einem Parteierlaß an den Pranger gestellt. Welches sittliche Recht hat die konservative Partei zu einem solchen Verfahren? Sie erklärt selbst:

Mit der konservativen Partei haben solche Elemente selbstverständlich absolut nichts zu thun.

Nun gut; wenn wir selbstverständlich mit der konservativen Partei absolut nichts zu thun haben, was hat dann die Partei mit uns zu thun? Ist es etwa sonst üblich, daß politische Parteien einzelne Männer proskribiren, die nicht zu ihnen gehören? Unterstehen wir etwa der Censur der Herren von der konservativen Korrespondenz? In Wahrheit liegt hier ein Fall fast unbegrenzter Anmaßung vor. Eine Partei mag ihre eigenen Mitglieder kritisiren, aber an ihren Grenzen hört ihr Erziehungsrecht auf. Oder bildet etwa die konservative Partei einen freiwilligen Kirchenrath, der über die Amtsführung sämmtlicher evangelischen Pfarrer zu wachen hat? In diesem Fall müßten wir doch bitten, die Vollmachten dieser freiwilligen Kirchenräthe vorher zu prüfen.

Kein Nicht-Geistlicher ist genannt. Es ist bekannt, daß es genug Nationalökonomien und andere Leute giebt, die ganz ähnlich denken wie wir. Warum nahm man nur die Pfarrer aufs Korn? Weil man sie den Kirchenbehörden anzeigen wollte:

Es wird Sache der Kirchenbehörde sein, diese Art von Berufsthätigkeit der Seelsorger besonders zu würdigen.

Ganz wie ein Landrath an den Ortsschulzen schreibt: „Es wird Sache des Bürgermeisters sein, das Weitere zu veranlassen“, so schreibt die konservative Partei an die Kirchenregimente. Als selbstverständlich wird angenommen, daß die Kirchenbehörden einen eben so engen Gesichtskreis haben wie die konservative Parteileitung. Eigentlich sollten sich die Kirchenregimente gegen solche naive Herrenstimme eindringlichst verwahren; sie sind keine Unterbeamten politischer Richtungen oder sollen es wenigstens nicht sein. Früher überantwortete die Kirche die Männer, mit deren dogmatischen Regereien sie nicht allein fertig werden konnte, der Gewalt des Staates, heute überantwortet eine politische Partei Leute, mit deren politischen Regereien sie nicht zu Rande kommt, der Macht kirchlicher Behörden. Die Kirchenregimente sollen uns strafen, weil wir den Konservativen unbequem werden. Das ist ein Gedankengang, gegen den sich jeder Mensch empören wird, der überhaupt politisch denken gelernt hat.

Die Kirche soll zur Dienerin der Parteipolitik der Herren gemacht werden. Das wollen die Vertreter einer Partei, die sich immer christlich genannt hat und der auch in früheren Zeiten Verdienste um die Vertretung des christlichen Glaubens nicht abgesprochen werden konnten. Für wen hat

Jesus gelebt, mit wem ist er gegangen, wer waren seine Jünger? Und nun sollen die offiziellen Vertreter der Lehre eben dieses Jesus Christus veranlaßt werden, Geistliche zu maßregeln, nur weil sie versucht haben, in aller Schwachheit, so gut sie es konnten und wie es unter modernen Verhältnissen möglich ist, es mit der Nachfolge Jesu ernst zu nehmen. Glaubt man wirklich, daß der Heiland, der den Armen das Evangelium predigte, geistige Gemeinschaft haben kann mit den heutigen Konservativen? Muß er nicht sagen: Ich habe Euch nie erkannt! Jesus ist die große helfende Liebe —: wo ist diese im Livolioprogramm, das von den Armen, Angestellten, Dienstleuten, Arbeitern gar nicht redet? Jesus ist die Wahrheit —: wo ist diese bei einer Partei, die kein offenes Wort verträgt und die für Umsturzgesetze stimmt? Jesus ist die Reinheit —: wie paßt dazu der Gegensatz gegen die Enthüllungen über die Unsitlichkeit auf dem Lande? Jesus ist die Freiheit —: wie kann man Geistliche zwingen wollen, zu schweigen, und sich auf Jesus berufen, den die konservativen Kreise seines Volkes kreuzigten, weil er ihre Ruhe störte? Der erste Paragraph des neuen konservativen Programms von 1892 lautet:

Wir wollen die Erhaltung und Kräftigung der christlichen Lebensanschauung in Volk und Staat und erachten ihre praktische Bethätigung in der Gesetzgebung für die unerläßliche Grundlage jeder gesunden Entwicklung.

Mit diesem Paragraphen 1 in der Tasche kündigen die Konservativen den Christlich-Sozialen Krieg bis aufs Messer an! Da sieht man, wie viel ihnen am Christenthum gelegen ist. Sie mögen an uns noch so viel zu tabeln haben, Eins steht doch fest: wir arbeiten mit ganzer Seele, mit aller Lust und Hingabe, mit Geist und Kraft für die Verbreitung des evangelischen Christenthumes im deutschen Volke. Die Meisten von uns würden gar nicht in die Doffentlichkeit treten, wenn sie es nicht um ihres Glaubens willen für Pflicht hielten. Das aber schützt uns nicht. Weder unser Glaube noch unsere Staats-treue kommt in Betracht, sobald wir an die politische und ökonomische Herrschaft der grundbesitzenden Klasse rühren. Die selben Herren, die über den materiellen Egoismus anderer Volksschichten sich lebhaft aufregen können, vergessen alle ihre eigenen idealen Bekenntnisse, wenn es sich darum handelt, im Besitz der Macht zu bleiben.

Was werden die Kirchenbehörden thun? Ganz sicher ist es nicht. Sie werden verschieden handeln. Einige werden wahren Christengeist genug haben, um solche unwürdige Anforderungen von sich ablaufen zu lassen, wie der Straßenstein den Regen ablaufen läßt; andere aber werden unter dem wachsenden Druck der konservativen Kreise bedenklich und immer bedenklicher werden, sie werden ermahnen, verwarnen und schließlich diszipliniren. Die Verwarnung der schleichenden Geistlichen, die den Protest gegen das Umsturz-

gesetz unterschrieben haben, das Verfahren des großherzoglich hessischen Konfistoriums gegen den Pfarrer Wenck in Darmstadt, das Eingreifen des Oberkirchenrathes im Fall Kock und manches Aehnliche zeigen, wie die Dinge liegen. Falls ein noch stärkerer Druck von oben erfolgt, so weiß ich nicht, wie viele Säulen der Kirche biegsam werden. Das Reich Jesu Christi ist aber nicht in erster Linie auf den offiziellen Apparat der Kirche gegründet. Wenn der Geist des lebendigen Glaubens an den Spitzen da und dort versagen sollte, so ist er deshalb nicht tot. Die persönlichen Opfer, die voraussichtlich von den Männern unserer Richtung gebracht werden müssen, werden für die Einzelnen schwer zu tragen sein, aber der Gesamtheit zum Segen gereichen. Nie sind Wahrheiten ohne Opfer zum Siege gelangt und nie gab es einen Fortschritt in der Geschichte des Christenthumes, der nicht von Vertretern der Kirche bekämpft worden wäre. Wir zweifeln nicht, daß, wenn sich die Kirche zur Dienerin politischer Interessen macht, die Stimme der Christen aus allerlei Beruf und Stand den Kirchenregimenten hörbar genug ins Ohr und vielleicht auch ins Gewissen dringen wird.

Es ist ein Verhängniß alternder Parteien, daß sie nicht wahr bleiben können. Sie müssen ihre eigenen Ideale opfern, um ihre Macht behaupten zu können. Der Liberalismus hat die Idee der Freiheit hingeben müssen und die Konservativen müssen die lebendige Kraft des christlichen Glaubens von sich weisen. Wenn man Das eingesehen hat, kann man die Männer bedauern, die genöthigt sind, dieses Opfer zu vollziehen; aber die persönliche Theilnahme für dieses tragische Geschick darf uns nicht abhalten, im Interesse der wahren Ideale diese alternden Gruppen zu bekämpfen. Wir werden gern zugestehen, daß zahlreiche einzelne Konservative keine direkte Mitverantwortung tragen für den Zustand ihrer Partei und daß es viele von ihnen giebt, die als Menschen und Christen von den Vorwürfen völlig frei sind, die wir der Partei als solcher machen müssen. Gegen diese einzelnen Konservativen zu streiten, haben wir nicht den geringsten Anlaß, zumal sie vielleicht selbst schwer unter dem Schicksal ihrer Partei mitleiden. Unser Kampf gilt nicht Dem, was an gutem Geist noch vorhanden ist, sondern der neueren Parteientwicklung, die diesen Geist vermissen läßt, dem Herrenthum, das von Arbeiterrechten nichts wissen will. Der Kampf wird nicht leicht sein und wird lange dauern. Die Macht der Konservativen ist viel zäher als die Macht des bürgerlichen Liberalismus. Einzelne Leute von uns können und werden in diesem Kampf untergehen, die Bewegung selber aber geht ihren Gang. Alle geschichtlichen Anzeichen deuten darauf hin, daß der christliche Sozialismus kommt. Er kommt, — und glücklich sind Die, die ihm in seiner ersten Jugend dienen dürfen.

Frankfurt a. M.

Pfarrer Friedrich Naumann.



## Die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft. \*)

**A**ls im Jahre 1888 der erste Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich erschien, begegnete er in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes einer sehr ungünstigen Beurtheilung. Die Hauptvorwürfe, die man gegen ihn erhob, bestanden darin, daß er keinen sozialen Charakter an sich trage, daß er den Grundsätzen des römischen Rechtes auf Kosten der deutsch-rechtlichen Anschauungen einen ungebührlichen Spielraum gewährt habe, endlich daß er in Betreff seiner Form nicht volkstümlich genug abgefaßt sei. Die beiden letzten Vorwürfe, daß in dem Entwurf das richtige Verhältniß zwischen den römischen und germanischen Elementen unseres Rechtszustandes nicht getroffen und daß ein für das ganze deutsche Volk bestimmtes Gesetzbuch in ein unverständliches Juristendeutsch gekleidet sei, — diese beiden Mängel sind mehr technischer Natur und können mit Erfolg nur vor einem juristischen Kreise besprochen werden. Dagegen kann eine Erörterung der sozialen Aufgaben der Gesetzgebung und namentlich der Rechtswissenschaft in unserer Zeit auf das Interesse und das Verständniß einer ausgedehnten Oeffentlichkeit rechnen.

Konstatiren wir zunächst, daß der Vorwurf, der Entwurf eines Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches habe den Schutz der Schwachen veräußert und besitze deshalb keinen sozialen Charakter, zwar an sich vollständig richtig, aber im Munde der Juristen, die ihn erheben, doch nur in geringem Maße berechtigt ist. Es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß jedes Gesetzbuch, weil es in seinen wichtigeren Bestandtheilen nothwendig von Fachjuristen abgefaßt wird, die in der Rechtswissenschaft des betreffenden Zeitalters herrschenden Anschauungen und Bestrebungen widerspiegeln muß. Nun kann man aber mit gutem Grunde behaupten, daß die deutsche Rechtswissenschaft bis zur Abfassung des ersten Entwurfes eines Bürgerlichen Gesetzbuches, die in die Jahre 1874 bis 1887 fällt, keine Spur von sozialen Bestrebungen gezeigt hat. Ueberhaupt dürfte die Anwendung der sozialen Ideen auf die Jurisprudenz der Kulturvölker schwerlich über meine Schrift „Das Recht auf den vollen Arbeitertrag“ zurückreichen, die im Jahre 1886 zuerst erschien und sich überdies mit den einzelnen Rechtsinstituten des bürgerlichen Rechtes nicht beschäftigt. Wenn nun gar manche Juristen, die ganz im Banne der bisherigen Anschauungen befangen sind und die sich bei ihren eigenen Arbeiten nie auch nur die Frage vorgelegt haben, ob das ganze Privatrechtssystem oder einzelne Theile vorherrschend im Interesse der begünstigten Volkskreise aufgebaut sind, gegen den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches den Vorwurf erheben, daß er keinen sozialen Charakter besitze, so konnten die Verfasser darauf mit Recht antworten, daß Das nicht sowohl ein Mangel ihres Entwurfes als ein solcher der deutschen Rechtswissenschaft, ja, der Jurisprudenz aller Kultur-

\*) Die Rede, die Herr Professor Anton Menger bei der Uebernahme des Rektorates in Wien gehalten hat, erscheint mir so bedeutend, daß ich, obwohl sie bereits in der wiener Universitätsbuchhandlung von Braumüller erschienen ist und hier sonst nur vorher nicht veröffentlichte Arbeiten mitgetheilt werden, um das Recht der Veröffentlichung gebeten habe. Herr Professor Menger hat in dankenswerther Liebenswürdigkeit erklärt, er werde die Rede besonders gern in der „Zukunft“ sehen; sie wird hier mit geringfügigen Auslassungen wiedergegeben. M. S.



völker überhaupt sei. Denn in der That ist die Rechtswissenschaft der hervorragendsten Nationen in sozialer Beziehung den Anforderungen der Zeit nicht einmal in dem düftigsten Maße gerecht geworden.

Die Rechtswissenschaft hat nämlich, wenn sie ihrer Aufgabe vollständig genügen soll, ein dreifaches Ziel zu verfolgen, wovon das eine in der Gegenwart, das andere in der Vergangenheit, das dritte in der Zukunft liegt. Die erste Aufgabe, die sich auf die Gegenwart bezieht, sucht die dogmatische Rechtswissenschaft zu erfüllen, welche die in jedem Zeitpunkt geltenden Rechtsnormen zu sammeln und in ein wissenschaftliches System zu verarbeiten, ihre Lücken und Widersprüche zu entfernen und überhaupt dem geltenden Rechtsstoff die für die Anwendung tauglichste Form zu geben hat. Die geschichtliche Rechtswissenschaft trachtet dagegen, den Ursprung der einzelnen Rechtsinstitute und Rechtsätze in der Vergangenheit zu ermitteln, ihre allmähliche Entwicklung im Laufe der Zeit zu verfolgen und sie bis zur Gegenwart fortzuführen. Die Aufgabe der legislativ-politischen Jurisprudenz besteht endlich darin, den überlieferten Rechtsstoff mit den Zuständen der Gegenwart zu vergleichen und daraus zu schließen, welche Aenderungen dieses Stoffes in der Zukunft nothwendig sein werden. Diese legislativ-politische Jurisprudenz kann, wie wir bald sehen werden, bei dem Eintritt gewisser Voraussetzungen sich zur sozialen Rechtswissenschaft gestalten.

Den breitesten Raum in der juristischen Literatur aller Kulturvölker nimmt die dogmatische Jurisprudenz ein, schon deshalb, weil sie in erster Reihe dem praktisch wichtigsten Zwecke, nämlich der Rechtsanwendung, dient. In den Ländern, in welchen fremde und in einer fremden Sprache geschriebene Rechtsquellen oder sehr veraltete einheimische Gesetze gelten, hat die dogmatische Rechtswissenschaft gegenüber der Rechtsanwendung eine einflußreiche, ja, eine gebietende Stellung, weil hier Dasein und Inhalt der einzelnen Rechtsätze nur durch ein schwieriges wissenschaftliches Verfahren festgestellt werden kann. Dies ist der Zustand mancher Länder des gemeinen Rechts; sie haben einen schlechten, oft unerträglichen Rechtszustand, aber eine blühende Rechtswissenschaft.

In den meisten modernen Kulturstaaten sind die Verhältnisse gerade entgegengesetzt. Hier bestehen regelmäßig über alle wichtigeren Rechtsgebiete außerordentlich spezialisirte Gesetze und die ewig bewegte Gesetzgebungsmaschine kommt jedem Bedürfnis, ja, jeder austauchenden Strömung durch Schaffung neuer Gesetze entgegen. Unter der Herrschaft solcher Verhältnisse muß sich die Lage der dogmatischen Rechtswissenschaft, wenn man sie vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, nothwendig sehr unbefriedigend gestalten. Eine eigentlich schaffende Thätigkeit kann sie nur in geringem Maße ausüben, ihre Thätigkeit ist vielmehr, ähnlich wie jene der Theologie und der Philologie, hauptsächlich auf die Auslegung bestimmter Texte gerichtet. Während aber die Theologen und Philologen sich mit den Aeußerungen von Religionstiftern, großen Dichtern und Schriftstellern beschäftigen, hat die dogmatische Rechtswissenschaft im Großen und Ganzen die Aufgabe, festzustellen, was ein bestimmter Gesetzesverfasser mit seinen Gesetzesbestimmungen festzusetzen beabsichtigt. Daß aber die Personen, denen in den modernen Staaten die Verfassung der zahllosen Gesetze anvertraut ist, nur in den seltensten Fällen zu den geschichtlichen Männern gehören, die, wie Religionstifter, große Schriftsteller und Dichter, die Denkweise vieler Zeitalter bestimmen, wird gewiß Niemand bestreiten.

Freilich pflegt man zu sagen, daß das Gesetz durch die Kundmachung sich von seinen Urhebern löst und ein selbständiges Dasein erlangt, daß das Gesetz klüger sein kann als sein Verfasser u. s. w. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß eine gewisse systematische und konstruktive Thätigkeit der dogmatischen Rechtswissenschaft durch keinen Zustand der Gesetzgebung entzogen werden kann und daß ihr durch die Anwendung des geltenden Rechtes auf die neuen Erscheinungen des Lebens auch ein gewisses Maß schaffender Thätigkeit erhalten bleibt. Aber das ganze juristische Detail — und auf dieses legt insbesondere die Rechtsanwendung das Hauptgewicht — hängt von der Beantwortung der Frage ab, welchen Sinn die Gesetzesverfasser, die nur allzu häufig durch Zufall in diese Stellung gelangt sind, mit den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes verbunden haben. Der weit überwiegende Theil der dogmatischen Jurisprudenz trägt daher einen rein individuellen, zufälligen Charakter und es ist deshalb ganz natürlich, daß die dogmatische Literatur bei einem Wechsel der Gesetzgebung rasch der Vergessenheit anheimfällt.

Weit befriedigender ist, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, die Aufgabe der geschichtlichen Rechtswissenschaft. Ihr Gegenstand ist der nämliche wie jener der dogmatischen Jurisprudenz; allein indem sie die historische Entwicklung der einzelnen Rechtsinstitute bei ihrem Durchgange durch Zeiten und Völker verfolgt, verlieren diese den zufälligen und vergänglichen Charakter, der dem Rechtsgedanken in seiner individuellen Erscheinung so oft anhaftet. Viele Juristen und auch Gelehrte anderer Wissensgebiete sind deshalb geneigt, die geschichtliche Erforschung des Rechtes als die eigentlich wissenschaftliche Form der Jurisprudenz zu betrachten.

Wäre der Gegenstand der rechtsgeschichtlichen Forschung so geartet wie jener der politischen und Kulturgeschichte, so könnte man das Wirken der historischen Schule, welche die deutsche Rechtswissenschaft etwa seit dem völligen Abschluß der französischen Revolution durch die Besiegung Napoleons des Ersten beherrscht, mit reiner Freude betrachten. Denn die Masse der geschichtlichen Erkenntniß, die in diesem Zeitraume durch die europäische und namentlich durch die deutsche Rechtswissenschaft herausgearbeitet wurde, ist außerordentlich groß. Aber das Recht ist nicht, wie der geschichtliche Verlauf der politischen und Kulturverhältnisse, ein abgeschlossenes, der Vergangenheit angehöriges Ganzes; vielmehr ragt das Recht überall in die Gegenwart hinein, sein Hauptzweck ist die Anwendung, die vernünftigste Ordnung unseres sozialen Lebens, mit einem Wort: praktische Bethätigung. Sofern nun die geschichtliche Erforschung des Rechtes diese praktische Seite beeinträchtigt und in den Hintergrund drängt, kann sie, obgleich an sich löblich und wünschenswerth, sehr leicht in ein verderbliches Uebermaß ausarten. Und dieser ungünstige Verlauf ist nun in der That eingetreten, insbesondere ist die Entwicklung der Civil- und Strafgesetzgebung durch die vorherrschende Wirksamkeit der historischen Rechtsschule auf das Schwerste geschädigt worden.

Bis etwa zum siebenzehnten Jahrhundert hatten die beiden Hauptzweige der menschlichen Erkenntniß: die Natur- und die Rechtswissenschaft, eine sehr analoge Entwicklung. Beide beruhten nicht auf eigener Forschung, sondern auf Autorität. Wer sich über die Naturwissenschaft unterrichten wollte, hatte

die Schriften des Aristoteles und seiner Ausleger zu studiren; für die Juristen war in eben so unbedingter Weise der Inhalt der römischen und kanonischen Rechtsquellen maßgebend. Seit der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts läßt sich auf dem Gebiete jener beiden Wissenschaften eine Abwendung vom Autoritätprinzip wahrnehmen. Baco und Galilei, die innerhalb der Naturwissenschaft die Anwendung der rein empirischen Methode, namentlich des Experimentes, lehrten, und Hugo Grotius, der als Begründer des modernen Naturrechtes betrachtet werden kann, gehören der selben geschichtlichen Epoche an. Es ist zwar bekannt, daß diese Männer in der Lage waren, die Arbeiten bedeutender Vorgänger zu benützen; allein zu einer allgemeinen Charakteristik wird die Hervorhebung jener Namen genügen. Seit der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hat die Naturwissenschaft durch fortschreitende Verbesserung der experimentellen und der übrigen empirischen Methoden ihren Siegeszug bis auf den heutigen Tag ununterbrochen fortgesetzt.

Der Rechts- und Staatswissenschaft war dagegen ein gleich stetiger Fortschritt nicht beschieden. Denn diese Disziplinen werden wegen ihres engen Zusammenhanges mit dem öffentlichen Leben nicht nur durch die in dem jeweiligen wissenschaftlichen Zustande liegenden Antriebe, sondern in erster Reihe auch durch den geschichtlichen Verlauf der politischen Dinge beeinflusst. So sehen wir denn, wie das Naturrecht im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich entwickelt und in den letzten Jahrzehnten vor dem Ausbruche der französischen Revolution den Höhepunkt seines Einflusses erreicht hat. Ich überschätze nicht den Werth der naturrechtlichen Forschung; sie beruhte viel zu sehr auf abstrakten, aprioristischen Grundlagen, als daß man sie mit den mathematischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen von Descartes, Newton, Leibniz, Euler, Lavoisier in eine Reihe stellen könnte. Aber immerhin bedeutete das Naturrecht die Verleugnung des absoluten Autoritätprinzips auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und verbürgte gegenüber dem überlieferten Rechtsstoff eine freie Denkungsart, die in den drei großen Gesetzbüchern, die sich an die Aufklärungsepoche angeschlossen, dem preussischen, französischen und österreichischen, ihre deutlichen Spuren zurückgelassen hat. Diese Situation änderte sich jedoch vollständig, als die französische Revolution ausbrach und die Stellung der herrschenden Klassen wenigstens in staatsrechtlicher Beziehung in Frage stellte. Man war geneigt, einen Theil der Schuld an dem Ausbruche dieser Bewegung auch der naturrechtlichen Literatur zuzuschreiben, obgleich die Unverläßlichkeit der französischen Armee gegenüber der beginnenden Bewegung zu ihrem Ausbruche ungleich mehr beigetragen hat als die Schriften von Rousseau, Voltaire und der Encyclopädisten. Eine Reihe von Publizisten, denen jebenfalls ihre politischen Zwecke viel wichtiger waren als die Wahrheit und die wissenschaftliche Erkenntniß, darunter Edmund Burke und Friedrich Genz, haben dann am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die geschichtliche Auffassung von Recht und Staat in dem modernen Sinne als ein Mittel der Gegenrevolution ausgebildet. Erst spät, als nach Befiegung Napoleons jene Doktrinen auf die Förderung der Regirungen rechnen konnten, wurde die historische Rechtsschule gegründet; denn, meint merkwürdiger Weise das Haupt dieser Schule, Savigny, in seiner Schrift über den Veruf unserer Zeit für Gesetzgebung (1814), während der Herrschaft Napoleons, „als der Code civil in

Deutschland eindrang und 'krebbsartig immer weiter fraß', also in der Zeit, wo die geschichtlichen Ordnungen in Deutschland aufs Aeußerste gefährdet waren und einer Vertheidigung vom historischen Standpunkte am Meisten bedurften, „wäre es fruchtlos gewesen, darüber zu reden“.

Die historische Rechtsschule, die durch politische Triebfedern mindestens in gleichem Maße wie durch die wissenschaftlichen bestimmt wurde, war gleich von allem Anfange zu einer Ueberspannung des Autoritätsprinzipes geneigt. Schon die Schriften der Gründer der historischen Rechtsschule lehrten eine fast unbedingte Hingabe an die geschichtlich gewordenen Ordnungen der Völker, eine blinde Bewunderung der klassischen römischen Jurisprudenz, eine unkritische Unterwerfung unter die geschichtliche und wissenschaftliche Autorität. Noch mehr wurde diese Richtung gesteigert, als eine Juristengeneration auftrat, die das Naturrecht und die französische Revolution nicht mehr erlebt hatte; hier begegnet man oft einem Autoritätsglauben, der unverkennbar an die wissenschaftlichen Methoden des Mittelalters erinnert. Auch die Regierungen unterstützten aus politischen Gründen diese Entwicklung, indem sie in den Lehrplänen der juristischen Fakultäten den historischen Wissenschaften den breitesten Raum gewährten, dagegen die kritischen Rechtsdisziplinen, namentlich die Rechtsphilosophie, entweder ganz strichen oder bis zur Bedeutungslosigkeit zurückdrängten.

Und all Dies geschah in einer Zeit, wo auf politischem Gebiete durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht, des allgemeinen Stimmrechtes und namentlich der allgemeinen Wehrpflicht, auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete dagegen durch die Großindustrie und durch die Ansammlung großer Massen von Industriearbeitern eine völlige Umänderung der Machtverhältnisse eintret und unabweislich eine Aenderung der sozialen Lebensformen erheischte. In der unabsehbaren Rechtsliteratur, die sich in den nächsten sechs oder sieben Jahrzehnten nach der Gründung der historischen Rechtsschule aufgehäuft hat, wird man schwerlich auch nur eine Andeutung dieser ungeheuren Umwälzung und der daraus sich ergebenden Rückwirkung auf das Rechtssystem finden können. In Beziehung auf diese Frage, die an wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung alle anderen übertrifft, blickt die Rechtswissenschaft der Kulturvölker gerabezu auf ein verlorenes Jahrhundert zurück; und der heutige Zustand wäre noch beklagenswerther, wenn nicht die Nationalökonomie jene kritische Aufgabe, freilich in ungenügender Maße, auf ihre Schultern genommen hätte.

Diese unkritische Hingabe an das Autoritätsprinzip — nicht die geschichtliche Erforschung des Rechtes, die vielmehr sehr loblich und wünschenswerth ist — erscheint mir nun als das Moment, welches das Wirken der historischen Rechtsschule zum großen Theile von dem lebendigen Strome moderner wissenschaftlicher Entwicklung ausschließt und in diesem Wirken gerabezu einen Rückfall in die Befangenheit der wissenschaftlichen Methoden des Mittelalters erkennen läßt. Das Programm der modernen wissenschaftlichen Forschung hat Descartes in seiner bekannten Abhandlung über die Methode geschrieben, deren Grundgedanke darin besteht, daß keine wissenschaftliche Meinung blos auf die Autorität ihres Urhebers angenommen, sondern daß jedem Lehrsatz, wie fest er auch auf den ersten Blick begründet sein mag, der Zweifel, die kritische Prüfung, entgegengesetzt werden müsse. Diese Regel ist nichts als der methodologische Ausdruck für den Er-

fahrungsaß, daß in allen menschlichen Dingen, namentlich auch in wissenschaftlichen Meinungen und politischen Institutionen, die Unvollkommenheit das Vollkommene weit überwiegt und daß ihnen gegenüber deshalb weder ein blinder Autoritätsglaube noch eine oberflächliche Verwerfung, sondern eine gründliche, wohlüberlegte Prüfung am Platze sei.

Diesen kritischen Sinn, die erste Voraussetzung jeder echt wissenschaftlichen Thätigkeit, hat nun die historische Rechtsschule in Ansehung der überlieferten Ordnungen nicht nur selbst nicht bewährt, sondern sie hat auch durch einseitige Bekämpfung des Naturrechtes verhindert, daß andere wissenschaftliche Richtungen jene unabweisbare kritische Aufgabe zu lösen versuchten. Zwar konnte das Naturrecht des achtzehnten Jahrhunderts in seiner überlieferten Form schwerlich aufrechterhalten werden, weil es viel zu sehr auf aprioristischen Grundlagen beruhte, um sich in einer Epoche vorherrschender Erfahrungswissenschaft behaupten zu können. Aber bei einigem guten Willen der wissenschaftlichen und auch der Regierungskreise wäre es leicht möglich gewesen, diese Disziplin, die einst die Welt bewegt hatte, durch Hinzufügung empirischer Elemente auch im neunzehnten Jahrhundert lebendig zu erhalten. Dadurch wäre bewirkt worden, daß neben der bewundernden Hingabe an die überlieferten Institutionen auch die nötige Kritik nicht fehle und daß über der Erforschung vergangener Rechtszustände nicht die Vorbereitung künftiger Rechtsgestaltungen verkümmert werde.

Selten ist ein großer wissenschaftlicher Irrthum so unzweifelhaft klargestellt worden wie jener der historischen Rechtsschule bei der Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Seit mehreren Menschenaltern hatten sich die deutschen Juristen mit der geschichtlichen Erforschung des Rechtes beschäftigt und den Ursprung aller Institutionen bis an ihre Wurzeln verfolgt; Savigny selbst würde wahrscheinlich zugeben, daß die Anforderungen, die er einst an die geschichtliche Rechtswissenschaft gestellt hatte, heute annähernd erfüllt sind. Da machte das politische Bedürfnis des geeinigten Deutschland ein gemeinsames Bürgerliches Gesetzbuch notwendig und mit dessen Abfassung wurden naturgemäß ausschließlich Juristen betraut, die in der historischen Rechtsschule aufgewachsen waren. Als aber nach vierzehnjähriger mühevoller Arbeit der erste Entwurf des Gesetzbuches erschien, war die Enttäuschung allgemein; es bot sich dem deutschen Volke ein Gesetzeswerk dar, das der Form nach abschreckend, dem Inhalt nach völlig ideenlos war. Und doch war die Mißstimmung, die damals in Deutschland die weitesten Kreise ergriff und bis zum heutigen Tage anhält, nur in geringem Maße begründet. Seit sechzig bis siebenzig Jahren herrschte in der deutschen Rechtswissenschaft fast unbedingt das Autoritätsprinzip und jede Kritik des Bestehenden war verstummt; was konnte man von den Verfassern des Bürgerlichen Gesetzbuches erwarten als ein in Paragraphen gebrachtes Pandektencompendium? Der Autoritätsgläubige mag den Anforderungen des wissenschaftlichen Kleinbetriebes genügen; aber zur Lösung großer wissenschaftlicher Aufgaben ist vor Allem ein freier kritischer Sinn gegenüber den überlieferten Meinungen und Einrichtungen unerläßlich. Auch der Gesetzgeber, der neue Bahnen eröffnen soll, muß originell, d. h. mit weisem Vorbedacht unhistorisch sein.

Hier ist also zweifellos eine Lücke in der deutschen, ja, in der europäischen Rechtswissenschaft vorhanden. An die Seite der dogmatischen und geschichtlichen

Rechtswissenschaft muß, wie ich bereits früher hervorgehoben habe, die legislativ-politische Jurisprudenz treten, deren wichtigster Theil jedenfalls die Disziplin ist, die ich früher die soziale Rechtswissenschaft genannt habe. Eine Umbildung des bestehenden Rechtszustandes, die dem Gebiete der legislativ-politischen Jurisprudenz anheimfällt, kann nämlich aus den verschiedensten Gründen nothwendig werden; ich nenne nur die Veränderungen in dem Verhältniß des Staates zu anderen Staaten, die fortschreitende Kenntniß der rechtlichen Institutionen fremder Länder, den Wechsel der religiösen Anschauungen, endlich Aenderungen in den übrigen Theilen der Gesetzgebung und in der juristischen Technik. Aber die bei Weitem bedeutungsvollsten Umgestaltungen der Rechtsordnung sind in unserer Zeit ohne Zweifel diejenigen, die aus den geänderten Machtverhältnissen der einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft entspringen und deshalb dem eigenthümlichen Gebiete der sozialen Rechtswissenschaft angehören.

Jede Rechtsordnung ist ein großes System von Machtverhältnissen, die sich innerhalb eines Volkes im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung herausgebildet haben. Die Interessen der herrschenden Klassen, wenn sie sich dauernd behaupten, verändern sich in Rechte und Rechtsnormen, die von den übrigen Staatsgenossen als etwas objektiv Gegebenes Anerkennung heischen. Andern sich aber diese Machtverhältnisse für die Dauer, so verlieren die Rechte und Rechtsnormen ihre natürliche Grundlage und sinken wieder in den Zustand der Interessen und der Interessentkämpfe zurück. Es ist nun die Aufgabe der sozialen Rechtswissenschaft, dieses Auf- und Abwogen der Machtverhältnisse genau zu beobachten, um daraus ihre Schlüsse für die Rechtsgestaltungen der Zukunft zu ziehen. Sie hat insbesondere die Kongruenz zwischen Recht und Macht zu erhalten und den sozialen Katastrophen, die aus dem Gegensatze Beider so oft entstehen, rechtzeitig vorzubeugen. Erst durch diese Thätigkeit wird die Jurisprudenz, die in ihrem dogmatischen und geschichtlichen Theile bis zu einem gewissen Grade nothwendig an dem Buchstaben und an der Autorität haftet, zu einer frei schaffenden Wissenschaft, die mit den höchsten Problemen der Menschheit verknüpft ist. Ja, wenn die Juristen diese vermittelnde Thätigkeit mit voller Unabhängigkeit nach oben und nach unten ausüben, muß ihnen in der Zukunft nothwendig bis zu einem gewissen Grade das Schiedsrichteramt zwischen den verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zufallen.

Es kann nun meine Absicht nicht sein, an dieser Stelle die Thätigkeit der sozialen Rechtswissenschaft im Einzelnen zu charakterisiren, da mich eine solche Darlegung viel zu sehr in das Detail juristischer Technik führen müßte. Folgende Beispiele werden jedoch dem Verständniß weiterer Kreise begegnen. Die meisten Normen des geltenden bürgerlichen Rechtes sind in einer Zeit der absoluten Fürstenmacht entstanden, als die Bildung der Massen gering und die Bewahrung des sozialen Friedens Berufsbeamten anvertraut war. Dieses bürgerliche Recht läßt sich in unserer Zeit, wo in den meisten Kulturländern das allgemeine Stimmrecht, die allgemeine Schulpflicht und namentlich die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, nur mit großen Modifikationen behaupten. Oder ein anderer Fall. Bei den Römern befand sich die große Masse der arbeitenden Bevölkerung in dem Zustande der Sklaverei; der Sklave war aber nach römischem Recht eine Sache, für ihn bestand keine Rechtsordnung. Schon

das Mittelalter und die neuere Zeit mußten in dieser Richtung zahlreiche Rechtsinstitute entwickeln; vollends in unserer Zeit, wo die arbeitenden Klassen sich überall zu einer einflußreichen Volksklasse entwickelt haben, stehen wir vor der Aufgabe, für sie ein ganzes System von neuen Rechtsgestaltungen zu schaffen.

Die Hauptschwierigkeit, die dem Bearbeiter der sozialen Rechtswissenschaft entgegentritt, besteht freilich darin, die dauernden Veränderungen in den Machtverhältnissen der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gehörig festzustellen. Die tatsächlichen Grundlagen für diese Feststellung wird ein genaues Studium der Staats-, Rechts- und Kulturgeschichte jedes Landes bieten, in Verbindung mit den statistischen Aufnahmen über die sozialen Zustände der Gegenwart, welche die modernen Kulturstaaten in immer steigendem Umfange durch ihre Organe durchführen lassen. Auch die geltende Rechtsordnung, in der sich die Machtverhältnisse der Vergangenheit widerspiegeln, wird bei dieser Untersuchung eine bedeutame, aber keineswegs eine ausschließlich maßgebende Rolle spielen. Vielmehr ist es geradezu die Hauptaufgabe der sozialen Rechtswissenschaft, den Gegensatz zwischen dem geschichtlich gewordenen Rechtszustande und den Machtverhältnissen der Gegenwart festzustellen und die daraus sich ergebenden Veränderungen der Rechtsordnung vorzubereiten.

Für die Verschiebung der sozialen Machtverhältnisse ist natürlich die wirtschaftliche Entwicklung von großer Bedeutung. Wird doch die Krisis, in der sich beträchtliche Theile unseres Rechtssystems unleugbar befinden, hauptsächlich durch zwei wirtschaftliche Thatsachen bestimmt, die übrigens in engem Zusammenhange stehen: erstens durch die Entstehung zahlreicher großer Städte in allen Kulturländern, ferner durch das Aufkommen der Großindustrie, die große Massen von Arbeitern an gewissen Punkten vereinigt. Andererseits wäre es aber gänzlich verfehlt, die wirtschaftlichen Verhältnisse etwa mit Marx und Engels als das für den geschichtlichen Verlauf allein maßgebende Moment zu betrachten, von dem aus sich Staat, Recht und Religion als bloße Folgeerscheinungen darstellen. Diese sogenannte materialistische Geschichtsauffassung ist eine natürliche Reaktion gegen die noch in unserer Zeit vorherrschende rein politische Geschichtschreibung, welche die Geschichte der Völker fast ausschließlich als eine Reihe von diplomatischen, militärischen und parlamentarischen Aktionen betrachtet. Allein, wenn man erwägt, daß das Schicksal der Staaten, der Rechtsordnungen, ja, der sozialen Machtverhältnisse selbst noch heute vom Ausgange der Kriege bestimmt wird, so ist eine rein wirtschaftliche Betrachtung des geschichtlichen Verlaufes unmöglich. Dazu kommt noch, daß das Streben nach einem transzendenten Dasein, das den Kernpunkt aller religiösen Ueberzeugungen bildet, in das Handeln der Einzelnen wie der Nationen ein Element hineinträgt, das nicht wirtschaftlicher Natur ist, ja, mit den ökonomischen Triebfedern oft genug geradezu im Widerspruch steht. Die soziale Rechtswissenschaft darf sich deshalb nicht auf einzelne Elemente in dem großen sozialen Umbildungsprozeß unserer Zeit beschränken, sondern muß alle Seiten dieses Prozesses in Betracht ziehen.

Man wirkt unserer Zeit nicht selten vor, daß wir in unserem politischen Leben die trennenden Parteiunterschiede allzu sehr hervorheben und darüber oft die Fälle der gemeinsamen Aufgaben und Ziele vergessen. In der sozialen Rechtswissenschaft, der die strenge Technik der dogmatischen und geschichtlichen

Jurisprudenz fremd ist, erscheint ein würdiger Gegenstand für die Bemühungen aller Studierenden gegeben, ohne Rücksicht auf die Fakultät, der sie angehören, ohne Rücksicht auf ihre politische oder nationale Parteistellung. Ja, es ist zu hoffen, daß durch das Studium der Sozialwissenschaft, deren knappster und praktischster Ausdruck die soziale Rechtswissenschaft ist, wenigstens für die jüngeren wissenschaftlichen Kreise jenes einigende Band, jene allgemeine Doktrin gefunden wird, welche die Bearbeiter der einzelnen Wissensgebiete seit geraumer Zeit schmerzlich vermissen.

Unsere Zeit der vorherrschenden Erfahrungswissenschaft drängt in allen Wissenszweigen auf Spezialisierung. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Weltlauf, der durch die Entwicklung der Verkehrsmittel und der internationalen Beziehungen immer mehr in das Ferne und Allgemeine strebt, sind die Gelehrten durch Ansammlung eines ungeheuren Erfahrungstoffes genötigt, ihre Forschungsgebiete fortwährend zu begrenzen und zu verkleinern.

Dadurch entstehen aber auf dem Gebiete der Wissenschaft ähnliche Uebelstände wie in der Volkswirtschaft durch die übermäßige Theilung der Arbeit. Roscher fragt einmal, wie es in der Seele des Arbeiters ausgesehen haben mag, der in einer Fabrik seit vierzig Jahren kein anderes Geschäft trieb, als den Silberfluß zu beobachten und zu sehen, wann er vollständig wäre, der jedoch durch diese Beschäftigung für alle anderen Arbeiten so gut wie blind und untauglich wurde. Aber, mag man fragen, muß der höhere wissenschaftliche Sinn nicht auch dadurch Abbruch leiden, wenn ein Gelehrter viele Jahre seines Lebens ausschließlich der Erforschung einer bestimmten Insektenart widmet oder über ein längst verschollenes römisches Rechtsinstitut bündereiche Werke schreibt? Hier ist offenbar die Gefahr vorhanden, daß jede Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Ideen zwischen den Bearbeitern der verschiedenen Wissensgebiete aufhört und der wissenschaftliche Betrieb selbst in eine bloße virtuose Technik ausartet.

Bis etwa in die Mitte dieses Jahrhunderts war bekanntlich die Philosophie das einigende Band, das bis zu einem gewissen Grade eine solche ungünstige Entwicklung verhindert hat. Aber das Interesse an der Philosophie ist in unserer Epoche der vorherrschenden Erfahrungswissenschaft erheblich in den Hintergrund getreten und es mag zweifelhaft erscheinen, ob die empirische Ausgestaltung dieser Wissenschaft in der neuesten Zeit das philosophische Interesse wieder beleben wird. Dagegen giebt es einen Gegenstand, dem in unserer Epoche alle Kulturvölker ein tiefes, ja, leidenschaftliches Interesse entgegenbringen, das an die große geistige Bewegung erinnert, aus der vor zwei Jahrtausenden das Christenthum hervorgegangen ist: dieser Gegenstand ist das soziale Problem. Hier ist die Grundlage für einen alle Geister vereinigenden Gedankenkreis gegeben und die Intensität jenes Interesses mag dafür Ersatz bieten, daß die Sozialwissenschaft, die in der sozialen Rechtswissenschaft ihren Mittelpunkt findet, nicht, wie ehemals die Philosophie, alle theoretischen und praktischen Probleme, sondern nur die wichtigsten praktischen Fragen des menschlichen Daseins umfaßt.

Die große geschichtliche Aufgabe, das bürgerliche Recht und damit den wichtigsten Theil unserer Rechtsordnung umzugestalten, war durch die Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches zunächst Deutschland angeboten; aus Gründen, die ich früher dargelegt habe, ist das Problem nicht gelöst worden. Zwar ist



seit dem Erscheinen des ersten Entwurfes eines Bürgerlichen Gesetzbuches ein zweiter ausgearbeitet worden, der manche sozialpolitische Ideen, die ich und Andere vertreten haben, aufgenommen und auch die abschreckende Form jenes ersten Entwurfes bis zu einem gewissen Grade verbessert hat; aber Das kann man schon jetzt mit aller Bestimmtheit voraussagen: die Hoffnungen der besten deutschen Patrioten, daß das Deutsche Reich ein nach Form und Inhalt volksthümliches Gesetzbuch erhalten wird, können auch durch diesen zweiten Entwurf niemals erfüllt werden. Dennoch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß dieser zweite Entwurf in Deutschland Gesetzeskraft erlangen wird, weil allzu gewichtige politische Erwägungen auf ein einheitliches bürgerliches Recht für ganz Deutschland hindrängen. Bürgerliche Gesetzbücher haben aber ein sehr zähes Leben, wie überhaupt das Civilrecht zu den konservativsten Elementen des menschlichen Lebens gehört. Welche ungeheuren Veränderungen haben auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seit Erlassung des preussischen, französischen und österreichischen Gesetzbuches am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts stattgefunden, ohne daß die Geltung jener Gesetzeswerke im Wesentlichen berührt worden ist. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß die auf eine Reform des bürgerlichen Rechtes gerichteten Bestrebungen, wenn einmal der Entwurf Gesetzeskraft erlangt hat, in Deutschland für lange Zeit zurücktreten und daß die deutsche Rechtswissenschaft sich vorzüglich mit der geistigen Aneignung und Verarbeitung des neuen Rechtsstoffes beschäftigen wird.

Dadurch ist, wenn ich den geschichtlichen Verlauf richtig zu deuten weiß, die große Aufgabe einer volksthümlichen Reform des bürgerlichen Rechtes auf uns Oesterreicher übergegangen. Unser Bürgerliches Gesetzbuch, einer der letzten Ausläufer des Naturrechtes und -der Aufklärungszeit, war wohl für seine Zeit ein großer Fortschritt, ja, es ist der sozialen Entwicklung jener Epoche in manchen Richtungen sogar vorausgeeilt. Aber das Gesetzbuch steht jetzt seit mehr als achtzig Jahren in Wirksamkeit, sein Inhalt ist zum überwiegenden Theile fast hundert Jahre alt; es stammt aus einer Zeit der absoluten Fürstengewalt, in welcher der Einfluß des hohen Adels und Klerus vollständig überwog, die Interessen des Mittelstandes und vollends jene der ärmeren Volksklassen nur wenig Beachtung fanden. Ich erinnere nur daran, daß in unserem Bürgerlichen Gesetzbuche der Dienstvertrag, obgleich die ganze Existenz der überwiegenden Mehrheit des Volkes auf diesen Vertrag gegründet ist, doch nur in wenigen, ziemlich inhaltsleeren Paragraphen behandelt erscheint.

Es ist nun gewiß nothwendig, daß die überlieferten Normen - jetzt nach hundert Jahren wieder einer Prüfung unterzogen werden, ob sie mit den gegenwärtigen Machtverhältnissen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft noch vereinbar sind und welche Abänderungen in Folge der sozialen Umgestaltungen vorgenommen werden müssen. Diese Reformbestrebungen können auf Erfolg hoffen, weil die Grundlage, von der sie auszugehen haben, eine gute ist. Wenn die österreichische Rechtswissenschaft und Gesetzgebung die unvergleichliche Situation, die ihnen durch den Lauf der geschichtlichen Entwicklung zugefallen ist, mit Ernst und Einsicht zu benutzen wissen, so können sie innerhalb des Kreises der Kulturvölker in Beziehung auf die legislative Reformarbeit in gewissem Sinne eine führende Stellung erlangen.



## Das Fräulein mit der goldenen Kaze.

„**S**ie“, meinte unser alter Freund Tribourbeaug, ein Mann von literarischer und philosophischer Bildung, wie man sie unter Militärärzten selten findet, — „ja, das Uebernatürliche ist überall; es umgiebt, bedrängt und durchdringt uns . . . die Wissenschaft möchte es greifen, aber es entzieht sich ihrem Bemühen und sie kann es nicht fassen. Unserem Geist geht es wie den fernern Ahnen, die ein paar Morgen Waldes urbar gemacht hatten: sobald sie den Grenzen ihres Besitztumes nahe kamen, hörten sie dumpfes Gebrüll und sahen die leuchtenden Augen wilder Thiere. . . . Ich selbst habe das Gefühl, hart an die Grenzen des Unerforschlichen zu stoßen, mehr als einmal in meinem Leben kennen gelernt . . . einmal besonders.“

Eine junge Frau sagte:

„Doktor, Sie wollen eine Geschichte erzählen. Vorwärts!“

Der Arzt schüttelte den Kopf:

„Nein, ich will gar nicht. Ich erzähle diese Geschichte so selten wie möglich, denn sie beunruhigt die Hörer und verstört mich selbst. Aber wenn Ihr durchaus wollt, — meinethwegen.“

Ich war 1863 Arzt zweiter Klasse in Orleans. Die Junggesellenwohnungen sind in dieser Adelsstadt, wo man überall vornehme Paläste sieht, selten. Ich brauche Raum und frische Luft und hatte mich deshalb im ersten Stock eines großen Gebäudes eingerichtet, das ganz am Ende der Stadt, dicht bei Saint-Euverte, lag und das ursprünglich einem Deckenfabrikanten als Magazin und zugleich als Wohnhaus dienen sollte. Der Fabrikant hatte Bankrott gemacht und die Niesenbarade, die, trotz ihrer Neuheit, schon verfiel, weil kein Mensch sich um sie bekümmerte, war um einen Pappenstiel verkauft worden, — mit der ganzen Einrichtung. Der Käufer hoffte, später auf seine Kosten zu kommen, da die Bebauung der Stadtfläche nach dieser Seite ging; und ich glaube wirklich, heute giebt's da ein großes neues Quartier. Als ich einzog, stand das Haus wie eine Schildwache vor dem Lande, am Ausgang einer Straße, die, mit ihren leeren Grundstücken und vereinzelt Häuschen, einem Gebiß glich, in dem ein paar Zähne fehlen. Ich mietete die Hälfte des ersten Stockwerkes: vier Zimmer; die beiden, die auf die Straße gingen, nahm ich zum Schlafen und Arbeiten; in das dritte that ich Bretter und Töpfe mit Blumen; das vierte blieb leer. Mir gefiel meine Wohnung ganz gut. Zum Spazirengehen hatte ich, längs der Fassade, einen großen Balkon, — oder, richtiger, die Hälfte dieses Balkons, denn er war (Ihr hört doch aufmerksam zu?) durch ein niedriges Eisengitter, über das man leicht klettern konnte, in zwei Hälften getheilt.

Seit ungefähr zwei Monaten war ich eingezogen. Da, an einem Juliabend, als ich nach Hause kam, sah ich zu meinem Erstaunen hinter den Fenstern des unbewohnten Logis ein Licht schimmern. Der Effekt dieses Lichtes war sehr merkwürdig; mit einem blassen Reflex beleuchtete es einen Theil des Balkons, die Straße und ein Stück des unbauten Landes. Ich dachte bei mir: „Ich habe also einen Nachbarn.“ Das war mir langweilig. Als ich oben war, schlich ich geräuschlos auf den Balkon. Aber das Licht war schon aus. Ich ging in mein Zimmer zurück und las eine Stunde, vielleicht auch zwei. Mitunter kam

mir's dabei vor, als hörte ich rings herum, gleichsam im Mauerwerk, Schritte. Ich legte mich ins Bett und schlief ein. Um Mitternacht fuhr ich jäh auf. Ich hatte das bestimmte Gefühl, dicht neben mir sei Jemand gegangen. Ich stand auf und machte Licht; und nun hört, was ich sah:

Mitten in meiner Stube stand eine große Kage, mit leicht gekrümmtem Rücken, und sah mich mit ihren Phosphoraugen fest an. Eine prachtvolle Angorakage mit langem Haar und buschigem Schwanz, aber mit merkwürdigem Fell, wie gelbe Raupenseide. Das Licht fiel auf dieses Kagenkleid und das Thier schien ganz von Gold. Es kam näher, mit sammetenem Schritt, und rieb die geschmeidigen Glieder sacht an meinen Beinen. Ich bückte mich, um es zu streicheln; es ließ sich gefallen, murrte behaglich und sprang auf meine Knie. Da sah ich denn, daß ich's mit einer sehr jungen Kage zu thun hatte; die kleinen roßigen Saugwärtchen waren im dichten Bauchfell noch kaum zu sehen. Sie schien Lust zu haben, sich noch recht lange streicheln zu lassen. Ich setzte sie auf die Erde und wollte sie hinausjagen, aber sie versteckte sich unter meine Möbel. Kaum hatte ich aber das Licht ausgeblasen, da sprang sie auch schon auf mein Bett. Ich schlief trotzdem ein. Um anderen Morgen, als ich spät erwachte, war mir's nicht möglich, das Thier wiederzufinden.

Man sollte nicht glauben, wie leicht ein Menschenhirn aus dem Gleichgewicht kommt. Was hatte ich schließlich erlebt? In einer untermietheten Wohnung hatte erst ein Licht gebrannt und war dann ausgelöscht worden; eine Angorakage von auffälliger Farbe erscheint und verschwindet geheimnißvoll. Bei Alledem, nicht wahr, ist nichts besonders Aufregendes? Und doch . . . stellen Sie sich vor, daß diese kleinen Ereignisse sich während einer Woche täglich und völlig gleichmäßig wiederholen: Das genügt, um das Gehirn eines einsamen Menschen zu beunruhigen und um ihm das leise Gruseln einzuflößen, von dem ich vorhin sprach, das Gefühl, hart an der Grenze des Unerforschlichen zu stehen. Der Mensch, wie er nun einmal ist, verlangt unbewußt den zureichenden Grund; für jede Reihe gleichartiger Vorgänge sucht er einen Grund, ein Gesetz, und er wird unruhig, wenn er diesen Grund und dieses Gesetz nicht wittert.

Ich bin kein Hasenfuß. Aber ich habe bei Anderen die Furcht eifrig beobachtet, von der naivsten Form, bei den Kindern an, bis zur Tragik bei den Tollen. Ich weiß, daß sie aus Ungewissheiten sich nährt und daß sie zur bloßen Neugier wird, wenn man ihr die Ursachen der Dinge zeigt. Ich mußte also die Wahrheit finden. Ich fragte meinen Burtschen. Er wußte nichts von unseren Nachbarn. Jeden Morgen kam eine alte Frau und brachte nebenan die Wohnung in Ordnung; der Burtsche hatte versucht, sie auszufragen, aber sie war entweder stotternd oder sie wollte nicht antworten.

Dennoch konnte ich mir die erste Merkwürdigkeit erklären: das Ausblasen des Lichtes, als ich heimkam. Ich hatte bemerkt, daß die Fenster nebenan nur mit Spitzengardinen verdeckt waren; außerdem standen unsere Balkons in engster Verbindung; mein Nachbar oder meine Nachbarin konnte indiskrete Blicke befürchten, und deshalb wurde vielleicht das Licht ausgelöscht. Um zu sehen, ob meine Voraussetzung richtig war, brauchte ich, mit bestem Erfolg, ein sehr einfaches Mittel. Ich ließ mir gegen Mittag von meinem Burtschen ein kaltes Abendessen aus dem Kasino bringen und ging abends nicht aus. Als es dunkel

wurde, legte ich mich am Fenster auf die Lauer. Bald sah ich, wie vor dem Fenster der Nachbarwohnung der Balkon hell wurde. Leise schlich ich nun auf meinen Balkon und stieg über das Gitter. Jetzt, wo ich wußte, daß ich mich einer wirklichen Gefahr aussetzte — ich konnte den Hals brechen oder mit einem Manne handgemein werden —, spürte ich nicht die geringste Aufregung. Ich kam, ohne jedes Geräusch, bis an das erleuchtete Fenster: es war halb geöffnet; die Spitzenvorhänge, die mir, da ich im Dunkeln stand, den Blick frei ließen, machten mich für einen Beobachter in der Wohnung unsichtbar.

Ich sah, im Schein einer Hängelampe, ein sehr großes Zimmer; sehr hübsche, aber sehr schlecht erhaltene Möbel; hinten ein sehr niedriges Bett, Stil Henri II. Auf diesem Bette lag, ganz entkleidet, eine hübsche junge Frau. Das aufgelöste Haar tauchte Kopf und Schultern in eine Goldfluth. Sie betrachtete sich, streichelte sich, führte die Arme an die Lippen und wand sich in läßchenhafter Geschmeibigkeit. Und jede Bewegung enthüllte Gold . . .

„Aber Doktor!“ meinte Einer bedenklich . . .

„Bitte — ich erzähle diese Details nicht etwa, um meine Geschichte pikanter zu machen. Gleich sollen Sie sehen, wie nöthig die Schilderung war.“

Ich sah noch immer hin — ein Bißchen unruhig, offen gesagt —, als sich plötzlich die Augen des jungen Weibes auf mich richteten: seltsame Augen, wie aus grünem Phosphor und leuchtend wie eine Lampe. Ich wußte genau, daß man mich, da ich im Schatten lauerte, nicht sehen konnte, — und doch fühlte ich, daß man mich sah . . . Die Frau schrie auf und verbarg dann den Körper in die Fußdecke, das Gesicht in die Kopfkissen.

Ich stieß das Fenster auf, sprang ins Zimmer und ging gerade auf das Bett los. Ich beugte mich über das Gesicht, das sie versteckte, und versuchte, in starker Erregung, mich zu entschuldigen und zugleich anzuklagen; ich behandelte mich selbst wie einen indiskreten Feigling, wollte geschlagen und fortgejagt sein, — aber nicht ohne ein Wort der Verzeihung. Lange quälte ich mich ohne Erfolg ab. Endlich drehte sie sich um: ich sah ein junges, ungewöhnliches, reizendes Gesicht, das mir zulächelte. Sie flüsterte Worte, deren Sinn ich nicht verstand: ‚Sie finds . . . Sie finds.‘ Das Betttuch war ein Bißchen heruntergerutscht, ich sah eine zarte Mädchenbrust und Rippen, die zum Ruß riefen . . . Ich fand kein Wort mehr, sah sie nur an und dachte, ganz verstört: ‚Wo hast Du nur dieses Gesicht, diesen Blick, diese Bewegung schon einmal gesehen?‘ Ummäglich stieg ein heißer Wunsch in mir auf. Ich wollte die Unbekannte in die Arme schließen; sie entwand sich mir mit der Geschicklichkeit eines Akrobaten, lief zur Lampe und löschte sie aus. Dann kam sie zurück . . . und nun nahm sie meinen Kopf in die schlanken Hände und küßte mich zärtlich.“

Ein Murmeln: „Rasch, Doktor, halten Sie sich dabei nicht auf! . . .“

„Nur keine Angst! Ich erzähle nur das Nöthigste. Als ich gegen vier, berauscht und verstört, das Zimmer verließ, ging ich, wie beim Hereinkommen, über den Balkon. Ich empfand Etwas wie Furcht vor dieser schönen und leicht zu gewinnenden Frau, die zu mir sagte: ‚Sie finds!‘, als ob sie mich längst gekannt hätte, die so wenig sprach und allen Fragen auswich. Ihren Namen hatte sie mir genannt: Linda; aber Das war auch Alles. Ich wurde die Erinnerung an diese grünen Phosphoraugen, die man im Dunkel mitunter-

auffleuchten sah, und an die elektrischen Blitze nicht los, die aus ihrem Haar aufflammten, wenn ich streichelnd mit der Hand darüber hinfuhr. Kaum lag ich in meinem Bett, da fühlte ich, wie eine Last mir auf die Beine fiel: die goldene Krone. Ich wollte sie wegzagen, aber sie kam wieder; endlich ergab ich mich drein und schlief, wie allmählich, in Gesellschaft meiner seltsamen Bettgenossin ein. Aber mein Schlaf war unruhig und von krampfartigen Träumen gestört.

Kennen Sie das Gefühl — es ist fast wie eine Gehirnentzündung —, wenn ein verrückter, ein aberwitziger Gedanke, den Vernunft und Wille abwehren, wie die Bluthelmen sich gegen ein Gift sträuben, dennoch ins Hirn dringt, sich da festsetzt, einkapselt und weiter entwickelt? Während der Tage nach meinem sonderbaren Nachtabenteuer sollte ich dieses Gefühl unter Qualen kennen lernen. Neues passirte nicht; was geschehen war, wiederholte sich, — mit dem Unterschied freilich, daß ich jetzt von meiner Nachbarin erwartet wurde und nicht mehr eigenmächtig und überraschend einbrang. Beim Tagesanbruch verließ ich Linda. Kaum war ich in meinem Zimmer, so erschien auch die goldene Krone, sprang auf mein Bett, richtete sich da häuslich ein und blieb bis zum Morgen. Ich wußte jetzt, wem das Thier gehörte. Als ich einmal davon sprach, hatte Linda gesagt: „Ach ja, meine Krone . . . nicht wahr, sie sieht aus, als ob sie ganz von Gold wäre?“ Neues passirte also nicht, — und doch lagerte sich allmählich ein dunkles Entsetzen über meinen Geist, die Entzündung im Gehirn nahm zu, der aberwitzige Gedanke erweiterte sich: erst ein Punkt, dann ein Fleck, endlich ein Sinnenausfluß, dem der Blick nicht mehr ausweichen konnte.“

Die junge Frau, die zuerst gesprochen hatte, meinte jetzt: „Das ist doch ganz einfach: „Linda und die Krone waren eben Eins.“ Tribourdeaux lächelte.

„Ich hatte diese Sicherheit nicht, selbst damals nicht, . . . aber ich kann nicht leugnen, daß die tolle Vorstellung mich in den wirren Stunden oft packte, wo ich schlaflos lag und mich nach Schlummer sehnte. Ja; in gewissen Augenblicken schien mirs, als ob diese beiden Geschöpfe mit den grünen Augen, den geschmeidigen Bewegungen, dem Goldhaar und dem geheimnißvollen Wesen nur Eins wären, zwei Formen einer einzigen Seele. Bedenkt, daß es mir, trotzdem ich Linda darum gebeten hatte und oft versuchte, sie zu überraschen, nie gelungen war, sie Beide zusammen zu sehen. Ich gab mir alle Mühe, mir selbst Vernunft zu predigen, ich sagte mir, daß schließlich in Alledem, was ich erlebte, nichts absolut Unerklärliches sei; ich verhöhnte mich mit meiner Angst vor einem Weibe und vor einem kosenden Käzchen —: am Ende, wenn ich mit dem Vernunftpredigen fertig war, fand ich, daß ich nicht vor der Krone und nicht vor dem Weibe Angst hatte, sondern vor einem symbolischen Dualismus, der meine Träume schreckte, Angst vor etwas Körperlosem, vor einem Gebilde meines Geistes, — die schlimmste Angst: die vor einem Gedanken.“

Ich litt. Auf Nächten eines irren Rausches folgten Tage geheimer Qualen, wie die Wahnsinnigen sie kennen müssen. Langsam keimte ein Entschluß in mir, er wuchs und reifte in meinem Hirn. Das Weib hielt mich durch die Sinne; ich beschloß, das Thier zu töden.

Eines Abends, ehe ich über den Balkon zu Linda kletterte, nahm ich aus meiner Apotheke einen Topf mit Glycerin, ein Fläschchen mit Blausäure und ein kleines Glasstäbchen, wie die Chemiker sie benutzen. Linda und ich

waren noch zärtlicher als sonst mit einander; ich umklammerte sie mit meinen Armen und aus ihrem Haar sprangen unter meinen streichelnden Fingern helle Funken. Als ich wieder in meinem Zimmer war, kam, wie gewöhnlich, die goldene Kage zum Besuch. Ich rief sie heran: sie rieb sich an mir, machte einen Buckel, hob den Schwanz und schnurrte. Ich nahm das Stäbchen, tauchte die Spitze ins Glycerin und hielt sie dem Thier hin, das sie mit der hellrothen Zunge ableckte. Dieses Spiel wiederholte ich dreimal. Beim vierten Mal tauchte ich das Stäbchen in die Blausäure. Die Kage leckte ohne Mißtrauen den Stab ab; sofort stand sie unbeweglich, wie erstarrt; dann sprang sie, in tetanischen Krämpfen, dreimal in die Luft und drehte sich um sich selbst; endlich fiel sie zu Boden, mit einem furchtbaren, einem furchtbar menschlichen Schrei: sie war tot.

Mit feuchten Schläfen und zitternden Händen beugte ich mich über den warmen Leichnam. Die verdrehten Augen hatten einen Ausdruck, der mir das Blut gerinnen ließ. Die Zunge hing schwarz zwischen den Zähnen hervor. Die Glieder waren in seltsamer Verkrampfung zusammengezogen. Ich zwang meinen Willen: ich nahm die Kage bei den Pfoten und trug sie aus dem Hause; ich lief durch die einsame Straße, immer gerade vor mich hin, bis zum Quai. Da warf ich meine Last in das Wasser der Voire.

Bis zum hellen Tag irrte ich durch die Stadt; ich weiß heute noch nicht, wo ich entlang strich. Als der Himmel heller wurde, beschloß ich, endlich nach Hause zu gehen. Ich zitterte, als ich die Hand auf die Thürklinke meiner Wohnung legte: ich fürchtete, das Thier, das ich getödtet hatte, wie in Poes berühmtem Gedicht, lebendig wieder zu finden. Nein: mein Zimmer war leer. Wie vernichtet sank ich aufs Bett und fand zum ersten Male, da ich nun sicher war, allein zu sein, wieder Schlaf, den Schlaf eines erschöpften Thieres, . . . den Schlaf eines Mörders. Ich schlief bis sechs Uhr abends."

Alle schwiegen. Nur Einer sagte: „Ich ahne den Schluß. Linda verschwand zugleich mit der Kage.“

„Seht Ihr“, antwortete Tribourbeaug, „daß zwischen den einzelnen Vorgängen dieser Geschichte ein geheimnißvoller Zusammenhang besteht, da Ihr den Ausgang ahnen könnt? . . . Ja, Linda verschwand. Man fand in ihrer Wohnung ihre Kleider, ihre Wäsche, Alles, was sie besaß, sogar das Hemd, das sie zuletzt getragen hatte, — aber keine Spur sonst von ihr. Der Wirth hatte an ‚Fräulein Linda, Sängerin‘ vermietht; weiter wußte er nichts von ihr. Ich wurde vor den Untersuchungsrichter geladen. Man hatte mich, in der Nacht, wo Linda verschwunden war, mit verstörter Miene nahe beim Fluß umherirren sehen. Zum Glück kannte ich den Richter; er war, abermals zum Glück für mich, kein gewöhnlicher Geist. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, wie ich sie Euch erzählt habe, — und er schickte mich heim. Selten ist Einer so glatt dem nahen Strafgericht entschlüpft.“

Rings um den Erzähler schwiegen Alle. Plötzlich rief ein Herr, mit erzwungener Lustigkeit: „Na, Doktor, nicht wahr, die ganze Sache ist ein Spaß? Sie wollten unsere Damen nur vor dem Einschlafen bewahren?“

Tribourbeaug, verbeugte sich, ganz ernsthaft, und sagte:

„Ganz wie es Ihnen beliebt, geehrter Herr.“



## Die soziale Aufgabe des Offiziers.

Wie jede ganz große Persönlichkeit nur Freunde und Gegner auf Leben und Tod erwirbt und die nüchternste Neutralität in leidenschaftliche Liebe oder heißen Haß hineinzwängt, so üben auch die wirklich großen geschichtlichen Bewegungen ihre unwiderstehliche Macht, zerreißen die starken Bande der Familie, des Volkes und schaffen unter den Blutsverwandten, den Stammesgenossen Heerlager, die zu erbitterter Fehde, zum Entscheidungskampfe rüsten.

Eine solche geschichtliche Erscheinung ist die soziale Frage. Noch vermögen es Wenige, sie historisch zu betrachten, ihrem Entstehen nachzuforschen, ihre Entwicklung zu belauschen, ihren Inhalt zu würdigen; schon aber trübt das persönliche Interesse der Mehrzahl den Blick, schon verblendet die Furcht gar Manche und die uneigennützigte Betrachtung, die vor Allem verstehen will, um gerecht sein zu können, verstummt im lauten Haber der Parteien. Die eine Ueberzeugung jedoch wird allmählich Gemeingut: hier ist es Pflicht, Klarheit zu gewinnen, Stellung zu nehmen, den Friedenskampf zu kämpfen, ehe der Bruderkrieg entbrennt. Nun schaaren sich die Einzelnen zusammen und jeder Stand beginnt für die Interessen seiner Gemeinschaft zu wirken.

Nur ein Stand steht abseits. Der Offizierstand, der so herrlich die äußere Einheit Deutschlands erringen half, er sollte dem Ringen um die innere Einheit fern bleiben? Gewiß nicht, denn noch immer ist das preußische Offiziercorps jeder Pflicht gerecht geworden, noch immer hat es sich jeder Aufgabe gewachsen gezeigt.

An der Wende des Jahrhunderts erwächst ihm eine große soziale Aufgabe. Ehornhorst hat den Grundgedanken zu dem Thema geliefert, welches das Offiziercorps jetzt bearbeiten soll, da zu der Schulung des Heeres für den Krieg die Erziehung des Volkes für den Frieden hinzutritt. Diese Anschauung muß das Offiziercorps sich zu Eigen machen, dieser hohen sozialen Aufgabe muß es vom Feldmarschall bis zum jüngsten Lieutenant sich bewußt werden.

Schon während dieser Gedanke im Einzelnen heranreift und noch mehr, wenn die edlere Auffassung sich zur Standestradiation herausgebildet hat, wird sich auch in der Lebensanschauung des Offiziers eine wichtige Wandlung vollziehen. Das Bewußtsein, als Persönlichkeit und Glied des Standes in der entscheidenden Frage der Gegenwart bedeutsam mitzuwirken, wird dem Offizier eine ernstere Richtung geben, wird ihm eine neue geistige Anregung schaffen, seinem ganzen dienftlichen Thun tieferen Gehalt verleihen und ihn mehr noch als bisher mit dem Streben befeelen, seine Lebensführung vorbildlich zu gestalten. Der große Zug wird auch die schwächeren Intelligenzen über sich selbst erheben, die schwankenden Charaktere festigen; eine innere Reorganisation des Offiziercorps wird von diesem Gedanken ausgehen.

Damit ist nicht gemeint, der Offizier solle Tagespolitik treiben. Mit Recht befürchtet man, daß die Betheiligung an der Politik, die meist den Charakter und bisweilen auch die guten Sitten verdirbt, die Kameradschaft schädigen und die Geschlossenheit der Anschauungen lockern könne. Von thätiger Theilnahme an der Tagespolitik ist also nicht die Rede. Wird man es aber dem Offizier versagen wollen, wenn der Streit entbrennt um der Menschheit große Gegenstände, eine dringende Frage auszusprechen, eine kräftigende Antwort zu

heischen? Gewiß nicht. Wird man es versagen können? Nimmermehr. Und es bedarf auch der künstlichen Schranken nicht. Das Offiziercorps ist stark in seiner ererbten Liebe und Treue zu seinem Kriegsherrn; man traue ihm die Kraft zu, die Anschauungen der Gegner durchzudenken und zu überwinden, um in solcher Arbeit die eigenen Anschauungen zu klären und zu festigen.

Daran hat es bisher bei uns gefehlt. Der Standpunkt, auf dem auch die Besten unseres Offiziercorps stehen, ist fast immer der völliger Unkenntnis; und doch ist jedem Offizier der Gedanke geläufig, daß man den Gegner kennen müsse, um ihn besiegen zu können. Eine Episode, die nicht etwa gut erfunden, sondern wahr ist, mag die starke Behauptung stützen. Ein Offizier richtete bei der Erörterung der Kriegsartikel stets die folgende Frage an die Mannschaften: „Was ist ein Sozialdemokrat?“ — „Ein Schweinehund.“ — „Falsch! Der Nächste!“ — „Ein gemeiner Schweinehund.“ — „Falsch! Der Nächste!“ — „Ein ganz gemeiner Schweinehund.“ — Diese Antwort endlich galt als zutreffend und der „innere Feind“ für vernichtet. Ich bemerke, daß dieser Offizier ein Ehrenmann ohne Falsch und Feh! war, dem Alle, Kameraden und Untergebene, Achtung und Zuneigung entgegenbrachten. Aber man wird mir zugeben, daß diese Art des Dienstunterrichtes doch gar zu summarisch ist. Wer über die Sozialdemokratie und ihre Ziele nur diesen einen Begriff hat, kann wohl ein ehrenhafter Mann, ein braver Soldat und ein treuer Diener seines Königs sein, aber er versteht nicht, er ahnt nicht einmal, was heute das ganze Volk in seinen Tiefen und Höhen erschütterte. Und auf diesem Standpunkt stehen die meisten, vor Allem die älteren Offiziere. Die den stattlichen Bau errichteten halfen, möchten ihn auch unangetastet erhalten. Soll er aber nicht im Innern vermodern, so muß umgebaut und ausgebaut werden. Das will auch der große Baumeister nicht. Aber die Jugend klopft.

Gerade das Offiziercorps hat, wie kein anderer Stand, die Möglichkeit, thätkräftig mitzuarbeiten, um ein Verständniß zwischen den niederen und den höheren Klassen herbeizuführen. Seit wir die allgemeine Wehrpflicht theoretisch als Grundlage unserer Heeresverfassung anerkannt und auch praktisch nahezu durchgeführt haben, geht die ganze Nation durch die Schule des Heeres. In einem Alter, wo die Eindrücke sich dem weichen Gemüth noch tief einprägen, in einem Alter, das mit keinemdem Kraftgefühl dazu drängt, das Empfundene in Thaten umzusetzen, tritt jeder wehrhafte Angehörige des Volkes in tägliche enge Berührung mit den Offizieren, die ihm als Erzieher gegenüberstehen und den Geist des Ganzen durch das Medium ihrer Persönlichkeit auf den Jüngling übertragen sollen. Welche reiche Gelegenheit zu einer Einwirkung, die für Jahre, vielleicht für das ganze Leben, bestimmend sein könnte; wie nahe liegt hier die Frage, ob jeder Offizier bestrebt sei, hier seine erzieherische Pflicht wahrzunehmen.

Wie schwer ist es, im bürgerlichen Leben ein auf gegenseitiges Vertrauen begründetes Verhältniß, vom Fabrikherrn zum Arbeiter, vom Gutsbesitzer zum Tagelöhner, zu schaffen! Der Arbeitgeber mag die Arbeitnehmer mit „meine Freunde“ oder „meine Herren“ anreden: zwischen dem Sprecher und den anhängigen Zuhörern steht das Gespenst des Interessengegenstandes. Er mag noch so verständlich und aufrichtig Wohlgemeintes und Wohlerwogenes sagen: der Arbeiter, der vielleicht nichts zu entgegnen weiß, hört eine leise heiße Stimme



raunen, die ihn mißtrauisch macht gegen den Medner. Sind die Worte verflungen und die Debatte beginnt im Kreise der Gleichgestellten und Gleichgesinnten, so spricht mit ganz anderer Autorität der Arbeiter zum Arbeiter; denn die Interessen sind die gleichen und kein Mißtrauen hemmt die Verständigung.

Noch immer ist die Armee eine populäre Institution; noch immer besitzen wir in den Erinnerungen an den großen Krieg einen Schatz gemeinsamen Empfindens, der dem ganzen deutschen Volke zu Eigen ist. Der gute Zweck wird auch durch den Charakter unserer Heereseinrichtungen in hohem Grade begünstigt. Der Offizier ist täglich Stunden lang durch den Dienst mit den Untergebenen vereinigt, er theilt ihre Mühen und Strapazen, er hat alles Das, was von ihnen gefordert wird, selbst leisten müssen, und was für sie nicht immer leicht ist, die doch in rauher Lebensschule heranwuchsen, war für ihn, den verzärtelten und in langer Schulzeit verkümmerten „Gebildeten“, häufig recht schwer. Aber dieser durchaus soziale Gedanke hat zur Festigung des Verbandes unendlich viel beigetragen und die Thatsache, daß der Infanterie-Lieutenant nicht auf stolzem Roß, sondern bescheiden zu Fuß die Manövermärsche zurücklegt, ist im Zusammenhange des Ganzen bedeutsam. Kein Interessengegensatz besteht zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Der Soldat erhält karge Wohnung, der Lieutenant schmales Gehalt. Die Untergebenen arbeiten nicht, um dem Vorgesetzten Augenblicke schwelgerischen Genußes, Stunden behaglicher Lebensfreude zu verschaffen, nicht um ihm ein Kapital zu vermehren, das sie unterjochen soll, sie schmieden, um mich einer agitatorischen Wendung zu bedienen, nicht an den eigenen Ketten, nein, sie arbeiten zusammen zum gemeinsamen Zweck und auch der Unbegabte versteht, was es heißt: „Mit dem Handwerk, das wir Sie lehren, können Sie Ihre Eltern und Geschwister, können Sie Frau und Kinder verttheidigen.“ Der Offizier befehlt den Mannschaften und sie müssen gehorchen; aber auch der Vorgesetzte steht unter dem Gesetz, auch er muß gehorchen, nur die Strenge der Disziplin gebietet und ein Jeder fühlt: Wir Alle dienen. Weil aber Alle dem Gesetz sich fügen müssen, weil keine Ausnahme den Einen begünstigt, keine Willkür den Anderen schädigen darf, so erscheint das Gesetz nicht hart, die Last, die Alle tragen, nicht drückend. Soll nun das Offiziercorps seiner großen Aufgabe entgegenreisen, so ist freilich vor Allem nothwendig, daß der junge Mann, der in das Heer eintritt, sich ernstlich fragt, ob er wirklich den Beruf zu dieser Laufbahn in sich fühlt, die dornenvoll genug ist. Aber auch wenn Liebe zu seinem Beruf den jungen Offizier befeelt, wird er eifrig an sich selbst arbeiten müssen, um seinen Pflichten gerecht zu werden. Die Schwierigkeiten der erzieherischen Aufgabe wachsen immer mehr, je kürzer die Dienstzeit wird, weil nicht mehr das Gefühl der Solidarität in Jahre langer Gewöhnung erstarrt, und je höher die Zahl der Eingestellten steigt und die Pflege des Individuellen erschwert, um so mehr muß der Offizier von vorn herein bestrebt sein, ein persönliches Band zu dem Untergebenen zu knüpfen. Und gerade Das wird heutzutage häufig vernachlässigt.

Thut der Offizier nur seine dienstliche Pflicht, so ist Das nicht genug, wenn er sie nicht auch als soziale Pflicht begreift. Befeelt er aber die Thätigkeit seines Dienstes mit einer Nächstenliebe, die dem Menschen im Untergebenen gilt, so wird sich sein Thun an ihm und an uns Allen belohnen. Freilich ist die Aufgabe nicht leicht, denn es ist leider war: wir sprechen kaum noch die

Sprache unseres Volkes; Denken und Empfinden trennt uns; und nicht die Kluft des Militarismus scheidet die Volksgenossen, sondern die tiefere Kluft, die sich zwischen Gebildeten und nicht Gebildeten, zwischen Besitzenden und nicht Besitzenden aufgethan hat. Darum ist es erfreulich, daß jetzt so Viele bemüht sind, Brücken zu bauen, und vollen Anspruch auf den Dank der Gutgesinnten haben die Männer, die, unbekümmert um alle Anfechtungen, an der inneren Einigung der deutschen Nation arbeiten. An der guten Natur unseres Volkes können wir nicht zweifeln und ich brauche mir nur einige Bilder anzusehen, die mir Musketiere meines ehemaligen Regiments als Andenken geschenkt haben, so belehrt mich ein Blick auf die treuherzigen ehrlichen Gesichter, die mir eine freundliche Erinnerung belebt, daß wir Deutschen zusammengehören, und die Hoffnung erfüllt mich, daß wir die schweren Krisen der Jahrhundertwende überwinden werden, ohne daß Brüderzwist zu den Waffen ruft.

Und nun die praktische Frage: wie soll denn der Offizier auf seine Leute wirken? Die Antwort wird sich von selbst einstellen, wenn in der That erst die Idee der hohen Aufgabe den einzelnen Offizier und das ganze Offiziercorps ergriffen hat. Keineswegs soll einer lazen Handhabung des Dienstes das Wort geredet werden; eine strenge Zucht des Mannes und des Volkes soll der Dienst im Heere bleiben, aber in jedem Augenblick wird sich die Ueberzeugung der Offiziere geltend machen: nicht nur unserem Gewissen, dem gesammten deutschen Volk sind wir für unser Thun und Lassen verantwortlich, ja, wir sind die Zukunft unseres Volkes selbst. Das ist kein neuer Gedanke, soll auch nicht als solcher gelten. Die ideale Forderung ist stets erhoben worden, Einzelne haben stets in diesem Sinne gedacht und gehandelt, aber es sind eben Einzelne geblieben.

Die Offiziere studiren alle technischen Zweige ihres Berufes, Konstruktion, Handhabung und Wirkung der Waffe; den Menschen, der die Waffe führen soll, studiren sie nicht. Bisweilen rümpft der Standeshochmuth die Nase, bisweilen unterjocht die natürliche Lässigkeit den guten Willen, vor Allem aber ist das Offiziercorps sich der Thatfache noch nicht bewußt geworden, daß ihm gerade hier eine bedeutame Aufgabe zufällt. Nehmen die Mannschaften die Ueberzeugung in das bürgerliche Leben mit, daß sie einer zwar strengen, aber gesehlichen und gerechten Behandlung sicher sind, daß die Offiziere, die ihnen als die Vertreter der höheren Stände erscheinen, uneigennützig ihr Bestes wollen, in ihnen den Menschen achten, Theilnahme für ihre Interessen nicht nur zeigen, sondern auch besitzen (und nicht nur besitzen, sondern auch zeigen), so wird viel von der Bitterkeit schwinden, mit der die arbeitenden Klassen heute auf uns blicken.

Nun könnte mir ein Mißgünstiger einwenden, ich wollte den Geist des Offiziercorps durch sozialdemokratische Tendenzen vergiften. Ich bin aber streng konservativ und erblicke vor Allem in einem starken Königthum nach wie vor unseren rocher de bronze. Davon aber bin ich freilich überzeugt, daß auch der Konservatismus Sozialkonservatismus werden muß, wenn er eine lebendige Macht bleiben will. Die werbende Kraft der Gedanken, die die sozialistische Bewegung birgt, ist gewaltig; je öfter und je tiefer aber Männer, die ihr Vaterland lieben, diese Gedanken nachdenken und dadurch überwinden, desto stärker wird die Zahl, desto tiefer die Ueberzeugung Derer werden, die der Revolution durch die Reform begegnen wollen.

Eduard Goldbeck.

## Turbanwerthe und Goldaktien.

Der große Börsenhause verfolgt die Ottomanbank erst seit Wochen mit einem Interesse, das sie eigentlich schon seit Jahren verdient hätte. Die Aktien, die Anfangs Oktober noch 765 Frcs. (für 500 Frcs.) standen, notirten in Paris am einundzwanzigsten Oktober nur noch 718 und sanken dann rasch auf 620, wobei an einzelnen Tagen die Rückgänge 25 bis 33 Frcs. ausmachten. Seitdem blickte man auf den Kurs dieser Bank wie auf ein Barometer, um zu sehen, ob das Wetter am französischen Minenmarkt sich klären oder noch dunkler werde. Dieses Institut, das, gemäß seinem Beinamen Impériale Ottomane, auch die türkische Notenbank ist, hat doch gewissermaßen türkische Interessen zu vertreten und so konnte man an seinem Kursfall auch das allgemeine politische Mißtrauen herausfühlen. Das genügte den Armeniern noch nicht, bei denen sich bekanntlich niemals genau feststellen läßt, wo ihr Patriotismus anfängt und ihr Handelsgeist aufhört; sie arbeiteten das sehr ehrenwerthe Projekt eines „run“ aus, der auf die Aktien der Bank gemacht werden sollte, und — welcher harmlose Zufall! — gerade am dreißigsten Oktober schleuderte eine russische Telegraphenagentur eine vorzüglich gefälschte Depesche an die deutschen Börsen. Dort, wo man noch etwas in den Ulimowegen lag, that der Schreck dann sein Ueberstes und neben unseren leitenden Bankpapieren fielen dann sofort, geführt von der Banque Ottomane, fast sämtliche türkischen Werthe. Fern im Osten feilen einige Viebermänner eine Zeitungsnote und im Westen müssen nachmittags alle Börsenleute ihre Bücher nachsehen. Denn ein großer Kurssturz macht sofort wegen der Adressen ängstlich, da doch der Kommissionär im Ernstfalle weit schlimmer daheist als der Kunde. Bezahlt der Kunde nicht, so giebt es höchstens einen Prozeß, stockt aber der Kommissionär, so ist am anderen Tage sein geschäftlicher Ruin da. Inbessen ist Sir Edgar Vincent nicht der Mann, seine Bank einem „run“ auszusetzen; er hat dafür gesorgt, daß genügende Baarmittel zur Stelle sind, aber es ist ihm freilich nicht gelungen, dem von der Pforte beabsichtigten Generalamortorium, das nun die Gemüther schreckt, noch in letzter Stunde entgegenzuwirken.

Da nun gegen die Konversion der türkischen Anleihen überhaupt schon Bedenken hervorgetreten waren, so konnte die Ottomanbank leicht die bereits beschlossene Konversion der türkischen Schuld wieder zurücklegen. Welcher Bankbesitzer würde auch zu den heutigen Kursen gern in die Konversion willigen? Jeder würde da lieber sein Geld verlangen. Wie Vincent sich aber dennoch die weitere Option auf dieses Geschäft gesichert hat — ein kleines Diplomatenkunststück —, Das bleibt Geheimniß der Sultanskasse, die ja bekanntlich meistens leer ist. Bedeutsam ist nur die Erscheinung, daß man in den nächsten Bankkreisen die Konversion geradezu als für Jahre aufgeschoben ansieht. Sir Vincent ist dann nach Berlin gefahren und hat die Deutsche Bank für die spätere Mitübernahme interessirt. Dieses Institut hat, als Emittentin der unter türkischer Garantie geschaffenen Eisenbahnwerthe, dort große Interessen, während der Hauptsache nach solche Konversion nur mit der Ottomanbank möglich ist. Alle Zeitungsnachrichten, die von anderen Firmen dabei sprachen, übersehen, welche Macht die Ottomanbank in allen Gattungen von Türkenwerthen besitzt. In England selbst sind die Eisenbahnobligationen nie gegangen, nur die B.-Türken liegen dort, während sonst Alles von deutschem, französischem und belgischem Kapital absorbirt ist.

Im Uebrigen wäre eine Reaktion in Turbanwerthen vielleicht auch ohne den armenischen Lärm erfolgt. Die in Paris und London hausende Spekulantengruppe ist eine der gefährlichsten, zur Hauffe und zur Baisse war ihr jedes Mittel willkommen: kein Wunder daher, daß auch die betreffenden Reportirungen schon lange recht schwierig waren. Diese Clique hatte sich aber auch der Ottomanbank-Aktien bemächtigt und später, als Goldsharesgewinne eintraten, den Kurs immer wieder getrieben. Wer den konservativen Charakter gerade des pariser Kommittees dieser Bank kennt, der alten Häuser wie Mallet, Pillet-Will, André, Gottinguer etc., Der kann ruhig annehmen, daß dem Aufsichtsrath selbst jene Kurstreiberei sehr unangenehm war. Allein, was ist dagegen zu thun, wenn ein blutjunger pariser Krösus 40 000 Ottomane durchaus in der Hauffe haben will? Der junge Gebaudy, ein hundertzwanzigfacher Millionär, hatte diesen Wunsch und die Zwangsverkäufe in diesen Posten haben denn auch nicht wenig auf den Kurs gedrückt. Beiläufig gesagt: als der hoffnungsvolle Jüngling einundzwanzig Jahre alt wurde, beantragte die Mutter, ihm wegen seiner bisherigen Verschwendungssucht die Verwaltung des Vermögens noch vorzuenthalten. Darauf erschien Herr Waldeck-Rousseau Arm in Arm mit seinem Klienten vor den Richtern und wußte von dessen Sparsamkeit und Solidität ein so rührendes Bild zu entwerfen, daß man ihm seine Reichthümer getrost aushändigte.

Die Ottomanbank existirt bekanntlich schon seit 1863, aber erst später sind die großen Monopole hinzugekommen: die alleinige Notenausgabe, die Einziehung der türkischen Revenuen (auf die allerdings Vorzuschüsse laufen), die Zahlung der inneren und äußeren Anleihcoupons. Der Sitz ist in Konstantinopel, mit Agenturen und Kommittees in Paris und London und Filialen vor Allem in Adrianopel, Philippopel, Salonichi, Beyruth, Damaskus, Smyrna, Brussa, Alexandrien, Port Said, Kairo u. s. w. Viele dieser Filialen hat Sir Edgar Vincent, der Generaldirektor, gegründet oder rentabel gemacht, so daß man mit Recht von einem großen regulären Geschäft spricht. Im Einzelnen verschmäht es leider der Bericht, die Gewinnposten aufzuführen; auch das Effektenkonto kennt nur zwei summarische Rubriken: fonds d'Etats français et anglais und Valeurs diverses. Der Bericht ist nämlich in französischer Sprache abgefaßt, rechnet aber nach Pfund Sterling. Das Aktienkapital beträgt 10 Millionen Pfund Sterling, mit zur Zeit 50 Prozent Einzahlung, und zwischen sieben und acht Prozent hat bisher die Dividende betragen.

Sir Edgar Vincent ist der berühmte „Pacifikator“ der ägyptischen Finanzen, auf ihn setzte man auch für die Türkei die größten Hoffnungen, allein der Sultan ist ein ungleich theureres Spielzeug als in Kairo jetzt der Khebidé. Im Sommer weilt der Generaldirektor nie in Konstantinopel, es bot sich ihm also auch Gelegenheit, einmal nach Südafrika zu reisen. Weshalb that er Das? Ganz einfach, weil seine Bank enorme Kapitalien liegen hatte, für die sie nicht mehr zu den üblichen Reportirungen geneigt war. Erst als dann der Direktor sich von den Aussichten im Transvaal überzeugt hatte, schritt die Bank dort zu großen Operationen. Nun sagen die Wikholde: wenn die Sachen gut gehen, gehören sie Vincent, wenn sie schlecht ausfallen, seinem Institut. Dagegen sprechen aber zwei Thatsachen: erstens sind die Unternehmungen gut ausgefallen und zweitens bildet Vincent selbst eben einen festen kapitalistischen Mittel-

punkt. Da er, aus der Familie eines Herzogs von Leinster, eng verknüpft mit dem reichen Adel und im Besitze einer gewaltigen Autorität ist, wird es ihm leicht, für weittragende Unternehmungen sehr große Summen aufzubringen. Auch hat Vincent mit der Bank nie einen Vertrag unterschrieben, der ihm eigene Geschäfte verbietet. Das ist vielmehr für gewöhnlich ein deutscher Vertragspunkt, der von vorn herein dem Doppelspiel Thür und Thor zu öffnen pflegt. Man kann auch ruhig annehmen, daß die Ottomanbank ihre Traditionen nicht so völlig umgestürzt hat, daß sie nun ihre Gewinne auf dem Papiere stehen ließe, anstatt einen Theil zu realisiren. Die von ihr gegründete New-African-Company gilt als sehr gut und auch an Werthen wie z. B. van Rhyn muß sie wohl viel Geld verdient haben. Dennoch muß es immer auffallend bleiben, daß eine türkische Notenbank, oder besser: eine Bank mit so großen Interessen in der Türkei, Serbien und Egypten, nun auch noch ein weltfernes Goldland aufgesucht hat. Da aber die Aktionäre sich hüten werden, diese Chance aus den Händen zu geben, und da die Pforte immer wieder durch kleine oder große Geschenke befanftigt wird, so dürften sich diese eigenartigen Zustände so bald nicht ändern.

Es muß aber auch erlaubt sein, weiter zu sehen und nicht die Platttheit jener Zeitungen zu theilen, die Gegenwart und Zukunft Südafrikas wie eine niedliche Spiegeberei behandeln. Eine solche Pedanterie gegenüber dem Ungeheuren, das man beständig wie „Bermischtes“ abthut, wird nur wieder den westlichen Nationen zu Gute kommen. Die Engländer unter ihrem Cecil Rhodes, der heute mächtiger als irgend ein Minister ist, arbeiten in dem neuen Goldlande mit einem Eifer, einer Umsicht und Energie, der wir im deutschen Interesse höchstens unsere ersten Vertretungen in Johannesburg entgegenstellen können. Aber welcher Unterschied an Macht! Wir würden zwar sehr rasch die überaus wichtige Unterstützung des Transvaalstaates erhalten können, der bekanntlich die Ausbreitung Englands in seiner Nachbarschaft stündlich verflucht; allein unsere europäischen Interessen hindern uns daran. Unterdessen thut Cecil Rhodes, was er will, und sagt mit einem Schein von Recht, daß, wo die Engländer eine Kultur erschließen, sie auch allen Fremden offenen Zutritt gewähren.

Im Transvaal gelten die Aussichten als unverändert gut, wenngleich die ersten Ausweise der Deep Levels nicht für alles Uebrige ausschlaggebend sind. Randmines, ein Gebiet so groß wie Baden, das zu seiner Inbetriebsetzung jede noch so ungeheure Summe zur Verfügung hat, werden von Werner Beit & Co. mit einem Werth von 70 Pf. pro Aktie geschätzt, könnten also bei einer ausschweifenden Agiotage noch höher gehen. Trotz Alledem muß man sagen: die Phantasie ist vorläufig dem Minenmarkt entflohen. Nur unter dieser Bedingung läßt sich die Lage der französischen Spekulation als beruhigt erklären. Gewiß werden die letzten Schreckenswochen wieder dazu benutzt werden, um in allen populären Tonarten vor der offiziellen Notiz von Goldshares bei uns zu warnen. Es ist aber jedenfalls nicht so ganz einfach, diese Frage zu beantworten; meine bescheidene Meinung geht dahin, daß die Goldaktie das eigentliche Papier der Zukunft werden, daß zur allmählichen Ausbeutung der neuen Fundgebiete ein gewaltiger Prozentsatz europäischer Kapitalien einst nach Südafrika gehen wird und daß wir dann den Zinssatz wieder höher sehen werden. Pluto.



## Tenzonen.

An einen jungen Dichter.

**D**aß Dir schon beim ersten Gang  
Vieles, junger Bühnendichter,  
Zum Erstaunen wohl gelang,  
Dreißt verschweigts der Zeitungrichter.

Desto bündiger beweist  
Deiner Gaben ledem Fehler,  
Daß Talent es bar Du seist,  
Jeder kleine Neulingsfehler.

Weiter dichte Du getrost!  
Nur die Furcht vor sichern Zeichen,  
Daß Du siegen wirst, erbost  
Ihn zu faulen Fechterstreichen.

Weil er, selber schaffend, nichts  
Je vermochte recht zu machen,  
Ward es Neidberuf des Wichts,  
Andrer Schaffen schlecht zu machen.

Was er sich zum Selbstbetrug  
Auch an Größenwahn erschreibe,  
In der Hölle tief genug  
Brät er bei lebend'gem Leibe.

Nur wo zweifellos ein Stück  
Durchfall holt mit größtem Schnitzern  
Sieht man hell von Teufelsglück  
Seine Rattendüglein glitzern.

Wechselnd aber wird er roth  
Erst vom Zorn, dann gelb von Galle,  
Wann ihm seine Marter droht:  
Daß ein neues Werk gefalle.

Wann im ausverkauften Saal  
Beifall bröhnt von allen Sizen,  
Wirft er fast vom Krampf der Dual,  
Stumm sein Krötengift zu schwoizen.

Laß ihn reifen, laß ihn schmä'h'n!  
Sich zu grimmen Rezensenten  
Mit der Neidwuth aufzublähn,  
Ist das Loos der Impotenten.

## Zwei Wunder.

Zweierlei ist wunderbar,	Chemisch aus dem Koth gewonnen
Schier unglaublich, dennoch wahr:	Und zuweilen selbst ein Schuft
Daß man süßen Beilichendust	Schönes in der Kunst erfonnen.

## Rezept.

Dem Autor, der nicht Flitterschmud verschmäht noch grelle Schminke,  
Auch denkt, wie jener Kaiser Rom's, daß gutes Gold nicht stinke,  
Obwohl ers mit der Steuerschraub' entpreßte den Kloaken,  
Empfiehlt sich dies Rezept zum Fang der heutigen Phäaken.

So denkfaul wie der Andacht feind sind Leser längst und Käufer;  
Wer sie belohnt ergötzen will, sei Blender und Verauscher.  
Was auf dem Büchermarkt Geriß sogar nach schaaalen Wischen  
Erzielt, Das lehrt zu dem Behuf den rechten Fusel mischen.

Zusammen würfle kunterbunt ein Buch aus lauter Brocken;  
 Da läst're, was für löblich gilt, da preise unerschrocken  
 Den Lastermuth; Dein Fasel'n laß mit Abergwitz verblümt sein:  
 Du wirst als Modophilosoph ein Weilchen marktberühmt sein.

Wofern es Dich nach Meisterlob der Bühnenkunst gelüftet,  
 Erwinne, was mit Nervenrausch so Kopf als Herz verwüftet.  
 Der schlichten Schönheit ziehe vor das Prunkende, Pompöse,  
 Dem Edeln, Guten das pikant mit Reiz geschminkte Böse.

Da Anallefekt zumal verbürgt das lüstern Ungefunde,  
 Wirf Sittenstrenge, Treuepflicht zum Kumpellammer-Schunde;  
 Laß Heimathglück und Ehrgefühl wie scharfes Scheidewasser  
 Zeräßen den frivolen Witz der Schufte, Duhler, Prasser.

Wie weiß uns zum Grempel jach zu packen und empören  
 Herr Sudermann, wenn draußen wir ein Mädel kreischen hören  
 Indessen auf der Bühne Lob ein Freund dem Schurken spendet,  
 Der eben ihm die Braut, von sich die Pflegechwester, schändet.

Wie spannt er uns im „Kassensteg“ mit Angst, sein Held vergesse,  
 Daß ihm verpönt als Buhle sei des Herrn Papas Maitresse!  
 Weinade lieben wir sie selbst, da wirklich Aphroditen  
 Talentvoll dieser Bildner formt aus Schmutz und Koprolithen.

Wenn Tristan und Isolde schier den ersten Akt verbrauchen,  
 Wie starr vom Krampfe geiler Hier einander anzufaucen —:  
 Wem, ob auch längst der Lebensherbst sein Jugendfeuer kühle,  
 Durchsieberts nicht das Rückenmark mit widerlicher Schwüle?

Das fragst Du Dich ergrimmt, entfliehst dem schänd' entweichten Hause  
 Und — hörst Dich lange noch umdröhnt vom wüthenden Applause;  
 Denn eben was mit Ekelzorn Dich übervoll geladen  
 Verhert den Schwarm zu modischen Bacchanten und Mänaden.

Ist solche Massentrunkenheit Dein letztes, höchstes Trachten,  
 So führe schonungslos den Krieg mit allem Hergebrachten,  
 Den Ibsen grob und offen kämpfst, Herr Sudermann verschlagner,  
 So sei wie Nietsche wigigtoll und ohne Maß wie Wagner.

Frankfurt a. M.

Wilhelm Jordan.



## Ein Theaterbrief.

**N**urlich erhielt ich einen Brief, den ich, ohne die streichelnden Stellen, hier wiedergeben will: „. . . Aber warum bekümmern Sie sich jetzt so wenig um die Theater? Finden Sie denn nicht, daß die Politik heutzutage gräßlich langweilig und ekelhaft ist, so langweilig und ekelhaft, daß man von dem ganzen Jammer am Liebsten gar nichts mehr hört? Sie verschwenden Ihre Zeit, um bis ins Einzelne die Unhaltbarkeit einer ministeriellen Ehrenerklärung zu beweisen, deren Lücken, Irrthümer und Unklarheiten doch jeder leidlich verständige Mensch schon vor Ihrer . . . Darstellung erkannt hatte. Was erreichen Sie damit? Die neun Excellenzen stellen sich tot und das Gesunde versucht, mit dem Inhalt des Nachtgeschirres Ihr sündiges Haupt zu nezen. Wäre es nicht viel besser, und auch viel angenehmer für Sie selbst, wenn Sie wieder mehr über das Theater schrieben, das doch der Brennpunkt der Literatur ist? Früher thaten Sie es und wir Alle hatten unsere Freude daran, obgleich Manche von uns fanden, daß Sie ein Bißchen viel schimpften . . . Also: bekümmern Sie sich wieder mehr um die Theater! Wir werden Ihnen nicht eher Ruhe lassen, als bis Sie unseren Wunsch erfüllen . . .“

Dieser Brief war nicht der erste und nicht der letzte seiner Art. Und da man dankbar den Stimmen stets horchen soll, die, allzu selten noch immer, aus dem Dämmerdunkel eines weiten Leserkreises an unser Ohr dringen, habe ich dem Wunsch ernstlich nachgedacht, den so Viele zu hegen scheinen. Aus diesem Nachdenken entstand wieder ein Brief, den ich hier abdrucken will, — auf die Gefahr, daß da oder dort Einer Das gar zu bequem oder altmodisch findet.

. . . Was Sie über die Politik sagen, ist vollkommen richtig. Aber die Politik umfaßt, wie ich sie verstehe, die Summe der Erscheinungen, Vorgänge und Stimmungen, die für unser menschliches und staatliches Leben bedeutsam sind und die Jeder von dem Ort aus, an den Wahl oder Pflicht ihn geführt haben, nach dem Maß seiner Einsicht beurtheilen kann. In der Politik kommt, früher oder später, stets die Zeit, wo sich zeigt, wer den weiteren Blick und die bessere Kenntniß der handelnden Menschen und der Vorgänge gehabt hat; eine Weile heißt da wohl auch mitunter: der boshafte Esel beschimpft den großen Caprivi; allmählich aber wird es doch klar, manchmal sogar den Staatsanwälten, daß der gepriesene und verhätschelte Held ein unverständiger Führer des Volkes war und daß Keiner, dem diese Gewißheit frühzeitig aufging, sich der Pflicht entziehen durfte, sie ins Lobgebrüll mitten hinein offen und frei zu verkünden. Sogar gegen ministerielle Erklärungen ist man nicht ganz wehrlos; man kann sie abdrucken, ihnen die nothwendige Ergänzung geben und den verständigen Leuten im Lande dann das Urtheil darüber lassen, wer die Wahrheit gesagt, nichts verschwiegen und nichts vertuscht hat. Das



Kothbombardement, mit dem das Gesinde oder Gesindel den *Rindzug* zu decken versucht, ist, weil die Kerle zu niedrig zielen, *vollkommen* unwirksam und stimmt auf die Dauer nur heiter. Die *Thätigkeit* des politischen Schriftstellers ist in einer *anspruchsvollen* Zeit, deren Ton anmaßliche Mittelmäßigkeit bestimmt, gewiß nicht sehr angenehm; aber sie ist nöthig, sie kann mitunter nützlich werden und sie ist wenigstens zu kontrolliren. Jeder, mag er in Insterburg oder in Weinheim wohnen, kann sich ein Urtheil darüber bilden, ob der Schriftsteller, dessen Artikel er liest, ein boshafter Lügner, ein Dummkopf oder ein erträglich gescheites Menschenkind ist, das zwar manchmal wohl irrt, aber die Dinge unbefangen auf sich wirken läßt und die empfangenen Eindrücke gewissenhaft in seinem Hirn oder Hirnchen verarbeitet. Ob das Deutsche Reich sich unter dem ersten oder dem dritten Kanzler besser befand, darüber giebt es in jedem Marktflecken berufene Richter. Ganz anders ist's mit dem Theater: da kann Der nur mitreden, der die Theater, die Stücke, die Direktoren, Regisseure und Schauspieler aus eigener Anschauung kennt. Ein Mann, der in Insterburg oder in Weinheim sitzt und in seinem Blättchen immer wieder von neuen Genies und Talenten liest, die in Berlin entdeckt worden sind, von poetischen Meisterwerken, von jungen Rossis und unbeschreiblich großartigen Inszenirungen, — ein solcher Mann muß, wenn der Zufall ihm meine Berichte vors Auge rückt, wirklich glauben, daß es mir ein ganz besonderes Vergnügen macht, das Strahlende zu schwärzen. Wie soll ich ihn überzeugen? Soll ich ihn bitten, herzukommen und selbst zu prüfen, was uns geboten wird? Das wäre kostspielig und würde nicht einmal nützen, denn der fremde Mann kennt den Bestigstand und die Entwicklung des Theaters nicht, ihm fehlt die Möglichkeit des Vergleiches und er weiß nicht, was wir von einer hauptstädtischen Bühne erwarten und fordern dürfen. Er ahnt auch in seiner provinziellen Arglosigkeit nicht, wie das Ding beschaffen ist, das man die berliner Theaterkritik nennt, und wie in diesem Gerichtshof Unwissenheit, Eitengeist und Interessenwirthschaft auf die Urtheilsbildung einwirken. Der Mann kann mich nicht kontrolliren und wird mir deshalb nur selten ganz glauben. Sie sagen ja selbst, daß von ihren Freunden Manche behaupten, ich schimpfe ein Bißchen viel. Ich könnte antworten: Zeigen Sie mir einen bedeutenden Dichter, den ich „geschimpft“ habe, — und ich will gern reuig Buße thun; Sie werden keinen finden. Aber gerade Das ist das Unglück. Wer einen Großen schmäh't, ist ein feiner, ein origineller Kopf, ein selbständig denkender Mann und ihn feiert der ganze Troß der Kleinen, dem alles Große ein Gräu'el ist; wer einen Kleinen zu lästern wagt, einen aufgelobten Gerngroß, hat natürlich das Gehudel der Kleinen zur Feindeschaar und wird als ein ruchloser Schurke gebrandmarkt. Für die Wahrheit dieses Satzes können Sie auf allen Gebieten Beweise suchen und finden: jede Verdächtigung Bismarck's war erlaubt,

aber der leiseste Zweifel an der Seelengröße des Herrn von Boetticher wird wie ein todeswürdiges Verbrechen verdammt; Lessing mag man **bedlich** herunterreißen, wenn man nur Herrn Ludwig Pietsch, den Professor der **Vollleiderkunde**, säuberlich schont. Nun stellen Sie sich einmal vor, welche behaglichen Zustände durch solche Sitte im Bereich der Theatrokratie geschaffen werden müssen. Ihnen ist das Theater der Brennpunkt der Literatur; mir nicht; ich glaube, daß unser Theater den Zusammenhang mit der Literatur beinahe völlig verloren hat, daß es heute wirklich, nach Nießches hartem Wort, ein Unterhalb der Kunst ist, etwas Vergröbertes, etwas für die Massen Zurechtgebogenes, Zurechtgelogenes, und ich möchte für das Buch, das vergessene, gegen das maßlos überschätzte Theatergeschreibsel von Herzen gern einen frischen, frühlichen Kampf wagen. Auf dem Theater herrschen die Kleinen, die Gefälligen, die den großkapitalistischen Unternehmern rasch und gut verkäufliche Stoffe liefern, . . . und wenn Sie lange genug die Luft dieser bretternen Welt ge-rochen hätten, würden Sie die tiefe Philosophie des edlen Vordenave begreifen, der wüthend wurde, weil man sein Vordell ein Theater nannte.

Das klingt nicht wie eine Erfüllung Ihres Wunsches? Vielleicht doch: da wären wir ja beim Theater und Sie müssen schon gestatten, daß ich Ihnen in bescheidener Subjektivität meinen Standpunkt bezeichne. Nur, fürchte ich, werden wir mit den Allgemeinheiten nicht weit kommen; Sie werden mir im Allgemeinen stets Recht geben und im Besonderen finden, daß ich reizende Stücke und wundervolle Aufführungen mitunter doch über Gebühr schlecht behandle. Weil ich Das ahne, bin ich, nicht allzu gern, ins Theater gegangen und will Ihnen berichten, was ich da sah. Am Ende wird so Ihr Wunsch erfüllt und mein Bedenken beseitigt. Der Theaterabend brachte „Robinsons Eiland“, eine Komödie vom Herrn Ludwig Fulda. Der Name dieses hervorragenden Dichters ist Ihnen gewiß bekannt; die Gelehrten von der Brumm-schädelbildung des Herrn Schlenther schwanken noch, ob sie ihn Molière, Grillparzer oder nur Gozzi als ebenbürtigen Gesellen an die Seite rücken sollen. Einstweilen wissen Sie, daß es sich hier um einen gefeierten Poeten handelt, einen Führer der sogenannten modernen Bewegung, von der Sie noch immer Erschreckliches in den Zeitungen lesen. Ich will Ihnen, möglichst nüchtern und nach der Schnur, erzählen, wie es in seiner Komödie aussieht.

Herr Castor, Kommerzienrath, ist ein großer Spekulant, also ein entschieden liberaler Mann und wahrscheinlich Mitglied der Freijünnigen Vereinigung. Er erhält täglich aus Südamerika, Indien und anderen fruchtbaren Gegenden Telegramme, beschäftigt sich also wahrscheinlich damit, an der berliner Börse Getreideschwänzen zu arrangiren und auch sonst, so weit die vorhandenen Kräfte reichen, im Handeln und Wandeln dem theuren Vaterlande nützlich zu sein. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege hat er

viele Millionen und beinahe eben so viele Orden erworben. Außerdem ist er Besitzer oder Theilhaber einer großen Mhederei, für deren Schiffe er eine ins Gasglühlichtartige emporragende Reklame plant. Eben ist ein neuer, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Dampfer — Fahrtgeschwindigkeit: fünf- undzwanzig Knoten — fertig geworden; er soll in den Stillen Ozean dampfen, ein früher reichsunmittelbarer Fürst soll, gegen gute Bezahlung, die Weltreise patronisiren und die ganze Presse wird, nach berühmtem Nordostseemuster, feierlich geladen sein. Das wird eine köstliche Fahrt: fünf Mahlzeiten jeden Tag und Weinheftbücher mit nachwachsenden Blättern. Herr Kommerzienrath Castor weiß, daß unter solchen Bedingungen alljährlich viele Journalisten weite Reisen machen, er hat die enthusiastischen Berichte gelesen, die von den reichlich Gefütterten und Getränkten dann in die Heimath gesandt werden, und reibt sich im Vorgefühl kommender Hymnen schon behaglich die fetten Hände. Einstweilen braucht er nur einen Manager für die Presse, einen findigen Mann, der die Waschzettel geschickt unterbringt und aus abgelagerten Leitartikelsätzen von Kultur, Humanität, Wissenschaft und Patriotismus die richtige Saucenmischung bereitet. Dieser Mann, dem zwar kein rother Orden, sicher aber eine ansehnliche Geldsumme winkt, ist in dem Doktor Georg Ruprecht gefunden, dem Redakteur einer höchst liberalen Zeitung; er wird die Sache besorgen, denn — nicht wahr, Herr Kommerzienrath? — die beiden Großmächte Kapital und Presse müssen in dieser schweren Zeit doch einträchtiglich mit einander gehen und für Sitte und Ordnung kämpfen. Herr Castor macht die Reklame für ein Schiff, das er nie gesehen hat, Herr Ruprecht verbreitet die Reklame, von der er ganz genau weiß, daß sie ins Abenteuerliche übertrieben ist. Warum auch nicht? Beide wollen verdienen.

Beide sind Hallunken, werden Sie fürwitzig sagen und vielleicht die angeblich neue Schule schelten, die uns immer nur die Nachtseiten des Lebens und der Gesellschaft zeigt. Sie irren oder treffen wenigstens mit dem Empfinden des Dichters durchaus nicht zusammen. Der würde sich hüten, einem Parquet von Bankleuten und Journalisten Standesgenossen als Schelme vorzuführen. Ihm ist das biedere Paar eine sympathische Kumpanei, er findet Herrn Castor höchst spaßhaft, allenfalls ein Bißchen närrisch, und sieht im Herrn Ruprecht einen untadeligen Ehrenmann, der des Besitzes der edelsten Gattin vollkommen würdig ist. Sittenstrenge muß man sich abgewöhnen, wenn man in Berlin ein gefeierter Dichter werden will. Es ist nicht etwa verboten, einen Lumpen auf die Bühne zu bringen, — gewiß nicht; nur darf der Lump nicht ein Typus der Klassen sein, die im Theater den Ton angeben, ein Bankier oder gar ein Journalist: Lavedans Prince d'Aurec ist in Berlin unmöglich und Sardous Nabagas wird immer rasch wieder von den Brettern geschleucht. Unser Poet hat die Weltflugheit, die er in zierlich geseilten Reimen früher

erflehte, längst schon erlernt und deshalb in einem ungefährlichen Kreise für seine Komödie den Wicht gesucht. Die Herren Castor und Ruprecht sind bei ihm harmlose Leute, an denen Niemand ein ernstes Aergerniß nehmen kann, aber Fürst Bodo Hartenstein, der ehemals Reichsunmittelbare, ist ein vollendeter Lump, den man aus der Tiefe des Gemüthes verachten darf. Bewundern Sie diese Weisheit? Im Deutschen Theater sitzen bei ersten Vorstellungen sicher mehr Kommerzienräthe und Redakteure als Fürsten, — und diese Mehrheit hat eine Herzensfreude, wenn ihr ein Fürst Hartenstein gezeigt wird, der leise ins Hammersteinige schillert. Ganz so schlimm wie Floras flüchtiger Liebster ist Bodo nun freilich nicht; er will nur die Nichte und Erbin des Millionengainers heimführen und giebt sich, um dieses glänzende Ziel zu erreichen, gelassen zu jeder Kuppigkeit her. Immerhin' muß die Härte auffallen, mit der er von seinem Schöpfer beurtheilt wird und die den Eindruck erzeugt, in einer lustigen Gesellschaft sei der böse Bodo der einzige schlimme Geselle gewesen.

Dem Bösen steht, wie sich noch immer gehört, ein Guter gegenüber, der aber bald aus dem Millionentempel vertrieben wird. Herr Arnold Palm ist der nicht unbekannte Jugendgespieler des Fräuleins Lydia, das einst blutarm war und jetzt, als die Castorerbin, steinreich geworden ist. Arnold und Lydia haben als Kinder zusammen gespielt und einander rechtschaffen lieb gehabt; das Schicksal hat sie getrennt und nun dient Arnold bei Lydias Onkel als Schreiber. Er ist der treue Knabe aus den Jugendschriften, der unentwegt brave, fleißige und anspruchslose Proletarier, wie er in Kinderbüchern steht, und es ist kein unverzeihliches Verbrechen, daß der Kommerzienrath ihn aus dem Hause jagt. Herr Castor scheint, ganz richtig, zu meinen, daß der vortreffliche junge Mann in dem Stück gar nichts zu suchen hat; aber Herr Fulda weiß es besser. Er hat vielleicht gehört, daß es Leute giebt, die behaupten, eine vernünftige soziale Auslese könne nur bewirkt werden, wenn beim Beginn des Kampfes ums Dasein die Lebensbedingungen und die Mittel zum Kampf gleich sind, und er will, wie er sich früher in den Spuren des John Stuart Mill bemühte, jetzt wohl den Enrico Ferri dramatisiren. Dazu braucht er einen begabten, strebsamen und armen Mann, der nicht vorwärts kommen kann, weil er nicht genug gelernt und kein Geld in der Tasche hat, und einen hochadeligen Müßiggänger, dem, ohne daß er auch nur einen Finger rührt, die gebratenen Tauben in den lässig geöffneten Mund fliegen. Arnold Palm kann nicht Privatsekretär werden, weil er nicht französisch und englisch korrespondiren kann; Bodo Hartenstein kann mit einem hübschen Mädchen Millionen erhaschen, weil er in einem fürstlichen Bett gezeugt worden ist. Da liegt für einen Satiriker ein großer Stoff, — aber auch ein gefährlicher. Herr Fulda konnte zeigen, daß Arnold Palm eben nicht zu Denen gehört, die für den Kampf ums Dasein in der bourgeois Gesellschaft tauglich sind, daß dieser Kampf fast

immer nur von den Castors und Ruprechts siegreich bestanden wird, und er konnte daran die Lehre knüpfen, daß die Begriffe von Gut und Böse allmählich eine Umwerthung vertragen könnten. Der ehrliche Tugendbold, der von gerissenen Leuten verhöhnt und aufs Pflaster geworfen wird, weil er in ihre — göttliche? — Weltordnung nicht paßt, wäre eine wunderbar erste Komödien-gestalt. Aber Herr Fulda ist nicht der Mann des kühnen Wagens und der starken Satiren und er mag diesmal auch daran gedacht haben, daß er selbst vielleicht nur ein Schmod unter Schmöcken geworden wäre, wenn ein freundlicher Zufall ihm nicht die goldene Rüstung für den Daseinskampf in die Wiege gespendet hätte. Er klemmt sich sacht an der Versuchung zu einer sozialen Satire vorbei und schlägt entschlossen den breiten Poffenpfad ein, wo die Witzweiser die Wegrichtung verbürgen. Was wird aus der bunten Gesellschaft werden, die sich bei elektrischem Licht da in prangenden Sälen tummelt, wenn sie plötzlich in Urzustände zurückversetzt wird? Mit dieser Frage entläßt uns der Dichter aus dem ersten Akt, dessen läuderliche Verworrenheit selbst die eifrige Freundeschaar nicht beklatschen konnte.

Was wird aus dieser Gesellschaft? Der neue Prachtdampfer scheitert im Stillen Ozean; Arnold Palm, der zufällig als Heizer die Fahrt mitmacht, kann zufällig seine Lybia retten und mit diesem Paar retten sich zufällig auch die Darsteller der übrigen Hauptrollen, ohne eine einzige Ausnahme, auf eine unbewohnte Tropeninsel. Bei diesen Kleinigkeiten brauchen wir uns nicht aufzuhalten, denn wir sind in einer gräßlich zurechtgepinselten Poffenwelt, in die kein menschlicher Laut mehr hineinklingt. Und selbst der Poffenstoff wird schmählich verthan. In lustigen Bildern ließ sich zeigen, wie, fern von der gewohnten Kultur, alle Bande frommer Scheu mählich reißen und die Bestialität des Höhlenbewohners sich offenbart, wie zwischen den brünstigen Männern der Kampf um die Weibchen beginnt und alte Triebe zu neuen Zielen Maulwurfswege graben. Herr Fulda begnügt sich mit spottbilligen Kostümwirkungen und pflanzt in die wahrhaft tropische Langeweile seines armseligen Eilandes spärliche Feuillettonwize. Ein Sportstutzer, der Holz hacken muß, ein Kommerzienrath, der im Fellanzug Kartoffeln buddelt und sich, mit einem bangen Seufzer der Sehnsucht nach Hillers Fleischtöpfen, darüber beklagt, daß ihn alle Tage Lama vorgefetzt wird: fürchtbar komisch, nicht wahr? Manchmal sieht es so aus, als sollten wir zu dem Thema der sozialen Satire zurückgeführt werden, und vielleicht hat der gepriesene Dichter wirklich geglaubt, er habe in seiner Robinsonade den Zustand der Gleichheit hergestellt, der uns die Auslese der Tauglichsten sichern könnte. Das wäre ein arger Irrthum, denn auch jetzt, auch auf Robinsons Eiland, sind die Mittel zum Kampf ums Dasein durchaus nicht gleichmäßig vertheilt. Herr Castor, der in einem bewegten Leben wohl Allerlei durchgemacht hat, würde sich zwar kaum wie ein blöd-

sinniger Hanswurst benehmen, aber er wäre in langer Luxusgewöhnung für ein Horbendasein gewiß untauglich geworden. Der Fürst, sollte man meinen, müßte als geübter Jäger, als alter Soldat und Landmann sich noch am Chesten in die Wildniß schiden; aber der Fürst soll, so will es sein schlauer Schöpfer, bis ans Ende die traurigste Rolle spielen. Wer bleibt? Arnold Palm. Er war Arbeiter, Heizer, er hat stets für sich selbst gesorgt und er, der Paria der bourgeoisen Gesellschaft, wird hier ihr Retter, ihr Held und Häuptling. Aus dem trüben Ulf dieser Szenen kann ich deshalb als die Moral der Geschichte nur die weise Lehre entnehmen, daß auf unbewohnten Inseln Proletarier nützlicher sind als Kommerzienräthe. Wenn Herr Fulda diese Weisheit Herrn Castor vortragen wollte, würde der schlaue Spekulant ihn väterlich auf die Schulter klopfen und schmunzelnd sagen: Das war mir auch früher nicht unbekannt; da wir aber gewöhnlich doch im berliner Thiergartenviertel und nicht auf einsamen Inseln haufen, werde ich trotzdem fortfahren, mir die Gehilfen zu suchen, die für unsere Form des Daseinstampfes am Tauglichsten sind, und zu denen gehört ihr papierstiliger Schützling eben nicht; er mag meinerwegen meine Nichte heirathen und in sein Injelreich zurückkehren, bis ihm das Pflanzen und Kolonisiren langweilig wird und er einsieht, daß er sich gründlich ändern muß, um in unsere Welt zu passen. Dann könnte Herr Fulda eine artige Verbeugung machen und lächelnd erwidern: Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Kommerzienrath; für Europa taugen nun einmal nur wir Vertreter von Besitz und Bildung und ich wollte gerade zeigen, wie thöricht das ewige Gerede von der Nothwendigkeit einer besseren Auslese ist; ich gestatte mir auch, in Ergebenheit zu bemerken, daß ich zwar mitunter nach der Mode sozialistisch gefäuselt, aber seit den Tagen der Wilden Jagd nie Etwas geschrieben habe, das dem Thiergartenviertel ernstliches Aergerniß geben könnte.

Dieses Gespräch wäre möglich gewesen, denn Herr Castor wird mit seinen Gästen aus der Verbannung erlöst, er kann wieder Getreideschwänzen arrangiren, Zeitungschreiber bestechen und bis an sein seliges Ende ein scherzhafter Herr bleiben. Soll ich Ihnen den Schluß des Stückes noch ausführlich erzählen, der genau so wirr und so albern wie der Anfang ist und nach dem Fürsten auch noch einen Baron der Parquetverachtung ausliefert? Ich denke, es ist nicht nöthig. Oder soll ich über die Aufführung berichten, die, ohne komische Kraft, den glatten Spaß verzettelt und so falsch gestimmt war wie ein Gasthausklavier? Ueber die Vorstellung, die man sich im Deutschen Theater von einer Millionärswohnung und von einer Tropeninsel macht? Ueber die Mannen, die bei solchen Anlässen den höchsten Gerichtshof bilden? Von berliner Schauspieleri, von berliner Regiekunst und berliner Theaterkritik können wir uns bei besserer Muße nächstens einmal unterhalten. Damit Sie meine Schilderung, die Sie nicht kontrolliren können, dann ohne all-

zu reges Mißtrauen aufnehmen: nur deshalb habe ich Ihnen heute weitschweifig gesagt, wie die neue Komödie des Herrn Ludwig Fulda aussieht. Vielleicht würde sie Ihnen gefallen; aber ich bin ja nicht verpflichtet, Ihr Urtheil auszusprechen, sondern darf es selbständig fällen, nach den Begriffen, die ich von dramatischer Kunst, von Menschengestaltung und vom Beruf der Schaubühne mir nach bestem Wissen erworben habe. Wenn ich an dem Maßstab dieser Begriffe die neue Komödie messe, scheint sie mir eine schlecht und sorglos gearbeitete Winzigkeit. Ein Halbdusend solcher Winzigkeiten hat ihren Verfasser zum gefeierten Dichter gemacht. Muß ich ihn deshalb gläubig bestaunen? Die ihn heute zum Parnassgipfel erhöhen, werden sich ihres Jubels über ein Kleines zu schämen haben, denn in ein paar Jahren werden alle verständigen Menschen erkennen, daß Herr Fulda, wenn er uns nicht ganz plötzlich noch ein neues Angesicht zeigt, an bleibender Theaterbedeutung kaum mit den verhönten Tölpeln und Tölpelgenossen wetteifern kann. Er hat eine angenehme Sprachgewandtheit und eignet sich, mit seinem weiblich anschnieg samen Talent, vortrefflich zum Uebersetzer leichter Poetenlaune; er kann, mit einer ordinären Grazie und einem flinken Wig, auch selbst niedliche Sachen und Säckelchen fertig bringen, wenn er sich Mühe giebt und sich weislich in engen Grenzen hält. Aber es ist eine läppische Frechheit, dieses Sorgenkind, das keine eigene Weltanschauung und nur den esprit d'autrui hat, das immer, mag es sich noch so genialisch und revolutionär geberden, am ödesten Philisterium kleben bleibt und nie die Tiefen der Tragik, nie die Höhen des Humors erreicht, nun als einen großen Dichter und Menschen schöpfer auszubrüllen. Von solchen falschen Größen wimmelt es ringsum auf unseren Bühnen und die paar wirklichen Dichter, die da oder dort noch leben, werden in dem Lärm, der die Talentalente umtobt, schnell vergessen. Deshalb ist es heute keine erfreuliche Aufgabe, den Theaterereignissen nachzugehen: man hat schließlich immer wieder das Selbe zu sagen und begegnet immer wieder dem selben Unglauben, weil die Gerechtigkeit des Urtheiles von der Kontrolle nicht geprüft werden kann; man wird des Schmähens und Schimpfens beschuldigt, weil man Zwerge nicht Riesen nennen und sich vor kleinen Leuten nicht in krampfiger Verzückung winden mag. Dennoch ist Ihre Mahnung vielleicht berechtigt. Auch in der bretternen Welt ist keine Kraftausübung völlig verloren und auch dort eröffnet sich die Möglichkeit einer Verständigung, wenn Schreiber und Leser niemals vergessen, daß eine literarische Kritik nicht ein unfehlbarer Behmeßpruch ist, sondern der Ausdruck eines bestimmten Temperamentes, das durch die Berührung mit einer künstlerisch oder unkünstlerisch empfundenen Leistung zu Lust oder zu Leid aufgerüttelt worden ist.

M. S.



Berlin, den 16. November 1895.

## Ophir-Aktien.

**N**u einem wunderschönen Maitage des Jahres 1720 gab es in der pariser Rue Quincampoix geschäftige Bewegung. Daran waren die Bewohner der Straße seit drei Jahren gewöhnt, denn hier war das gleißende Ziel der Sehnsucht gieriger Spekulanten, hier rieselte reichlich die Quelle, die den Dürstenden Labung verhieß, hier herrschte und thronte John Law, der schottische Herrenmeister. Er hatte durch Spiel und Schwindel rasch ein paar Millionen zusammengerafft, aber sein Genie mochte mit Kleinigkeiten sich nicht lange abgeben und hatte den feinen Plan ausgeheckt, den noch immer sogenannten Nationalreichtum durch die Ausgabe von Papiergeld ins Unbegrenzte zu steigern. In der Heimath wollte man den Propheten zunächst natürlich nicht gelten lassen; in Versailles aber, wo nach dem Tode des Sonnenkönigs das Geld so rar fast geworden war wie in der Kaiserpfalz, ehe Faust-Plutus als Retter erscheint, fand er freudige Aufnahme und bald hieß es auch dort: „Zu wissen sei es Jedem, ders begehrt: der Zettel hier ist tausend Kronen werth.“ Der große Gedanke des Staatskredites war erfunden und vorläufig wurden für ungefähr dreitausend Millionen Franken Banknoten ausgegeben. Doch Das war nur der bescheidene Anfang; nachdem das Metallgeld aus dem Verkehr beseitigt und eine Papierwährung mit Vorzugsrecht eingeführt worden war, die — wie jedes Währungsmonopol — dem großkapitalistischen Interesse dienen sollte, wurde der zweite Schritt gewagt: die Gründung der Compagnie des Indes Occidentales. Die Gelegenheit war günstig. Die ungeheuren Staatsschulden mußten getilgt, die käuflichen Aemter mußten, um den



wachsenden Unwillen des Volkes zu dämpfen, abgeschafft werden und der hohe und höchste Adel mußte, um beim höfischen Schwelgen wacker mitthun zu können, die leeren Kassen schnell wieder füllen. Der schlaue Schotte erkannte die Konjunktur, aber er sah auch sofort, daß ohne die Bethheiligung des großen Publikums ein Geschäft, wie er's träumte, nicht zu machen war, und er that deshalb, was seitdem Law's Erben immer besonders gern thaten: er schrieb in leuchtenden Lettern auf sein Firmenschild ein Kulturinteresse. Die Länder am Mississippi, die weiten westindischen Gebiete sollten der Civilisation erschlossen, die dort nutzlos lagernden Bodenschätze sollten gehoben und nutzbar gemacht werden: Das war eine Aufgabe, für deren Bewältigung auch der kleinste Kapitalist sein Vermögen einsetzen konnte. Das Gewissen will, ehe die Eier frei schalten darf, mit einem narkotischen Mittel eingekullt sein; ein frommer oder wohlthätiger Zweck — wie bei Lotterien — oder eine Kulturmission — wie bei großen Gründungen — leistet da gute Dienste. Manches kam noch hinzu, um den Plan Law's zu fördern: die Märchenferne des Landes, das die Schätze liefern sollte; die Neuheit der Transaktion; die Armuth der von Seigneurs und Steuerpächtern ausgepreßten Bevölkerung; und endlich die lockende Thatsache, daß nicht nur der schottische Zauberer selbst ein Riesenvermögen gemacht hatte, sondern daß mit seiner Hilfe auch Herzöge und Prinzen rasch zu Millionenbesitz gelangt waren. Wer mochte zaubernd da wohl zurückbleiben, wer bei rückständigen Ansichten von Geschäft und Verdienst die kostbare Stunde versäumen? Die Jagd nach dem Glück begann und man mag in der *Histoire de Law*, die Thiers uns geschrieben hat, lesen, wie das wilde Getümmel aussah. Den guten Bossuet, der gerade seinen Versuch einer Weltgeschichte zu Ende führte, stimmte der Anblick ganz apokalyptisch; überall, wohin er sein Auge schickte, fand er die unheilvollen Wirkungen der Contagion Mississippienne — denn die Ansteckung hatte sich schnell über Europa verbreitet — und in zürnender Rede brach er gegen die allgemeine Verderbniß los. Das neue Schauspiel konnte auch einen Kälteren aus der Gleichgiltigkeit scheuchen. Alle Gesellschaftschichten hatte der Aktienschwindel ergriffen, alle Stände und Klassen wurden vom Spekulantenfieber geschüttelt, und während die Menge den Papiersegen nachlief, als wären es wirklich münzbare Goldklumpen, vollzog sich eine soziale Umpflüfung, die der Schreckenszeit den Boden bereiten konnte. Aus dem Nichts wurden Reichthümer gewonnen, Dienstboten

zogen in verlassene Herrenschlösser ein, Lakaien ließen sich von Denen bedienen, die ihnen vorgestern noch befohlen und inzwischen ihr Geld verloren hatten, und mit dem neuen Geschäftsbetrieb wurde auch eine neue Sittlichkeit geboren, eine Geldmachermoral, die im gehäuften Besitz nur noch den Werthmesser sah und reuelos über Leichen schritt. Im Juni des Jahres 1721 konnte Bossuet schreiben: *Le jeu des Actions s'empara de tous les esprits, on courut après, comme les enfans courent après des boules de savon; et sans songer qu'elles se fondaient en les touchant, on était assez dupe pour les acheter, et l'on trouvait d'autres dupes à qui les revendre.* Das war ein anfangs lustiges Spiel; aber es wurde recht traurig, als die schillernden Seifenblasen zerplatzten und die Betrogenen, um sich mit letzter, fast schon erlahmender Kraft über Wasser zu halten, gezwungen waren, nun wieder an Anderen zu Betrügern zu werden. John Law hatte den Gipfel der Macht erreicht, er war Generalkontroleur der Finanzen geworden und hatte die Geldgier des Volkes so geschickt angefaßt, daß der Kurs seiner Mississippi-Aktien um das Bierzigfache gestiegen war. Da kam in England der Krach der Compagnie du Sud, deren Direktoren lüderlich und betrügerisch gewirthschaftet hatten. Die Untersuchung verlief zwar im Sande, weil mächtige Helfer und Begünstiger geschont werden mußten und weil ein wichtiger Zeuge, wie später der ehrenwerthe Cornelius Herz, durch keine Polizeigewalt zur Stelle zu schaffen war. Aber das Vertrauen war in der Wurzel erschüttert, die Spekulanten wurden unsicher, und als vom Süden nun noch die Pestgefahr heraufzog, bis Loulon vordrang und die Gemüther schreckte, war das Unheil nicht mehr aufzuhalten. Law wehrte sich mit der Wuth eines Verzweifelnden, aber seine Kniffe und Pässe versagten, der Gläubigersturm auf die Kassen begann und an einem wunderschönen Maitage des Jahres 1720 hieß es in der Rue Quincampoix, die Wunderbank sei schmähslich zusammengebrochen.

Damals hatten die Börsen noch nicht die Bedeutung von heute; sie waren zuerst, nach dem Muster der Collegia Mercatorum, Waarenmärkte zur Vermittlung von Kauf und Bestellung gewesen und hatten allmählich dann, mit dem Wachsen des überseeischen Handelsverkehrs, an Umfang und Wichtigkeit zugenommen. Das war die erste Blütheperiode des modernen Zwischenhandels, die Karl Marx als die Epoche der gleichzeitigen Exploitation zweier Produktionsländer bezeichnet und die Adam Smith in dem knappen Satze schildert: „Die Bewohner der

Handelsstädte führten aus reicheren Ländern verfeinerte Manufakturwaaren und kostspielige Luxusartikel ein und boten so der Eitelkeit der großen Grundeigenthümer Nahrung, die diese Waaren begierig kauften und große Mengen vom Rohprodukt ihrer Ländereien dafür zahlten.“ Es war auch der erste Höhepunkt des Börsenverkehrs, der allein den Händlern die Möglichkeit gab, die Preisschwankungen und die Lage des Weltmarktes kennen zu lernen. Mit dem Fortschreiten der ökonomischen Entwicklung verfällt aber diese Form des Zwischenhandels und die Kaufleute werden vielfach selbst Produzenten; sie gründen Werkstätten und lassen die Gegenstände, für deren Bedarf sie den Geschmack geweckt haben und nach denen nun eine rege Nachfrage ist, im eigenen Lande anfertigen. Und jetzt erst, mit der Ausgabe von Staatspapieren und der Gründung großer industrieller Gesellschaften, deren Aktien wie Waaren gehandelt werden, beginnt das Zeitalter der Börsenherrlichkeit, an dessen Schwelle John Law steht, — als ein mächtiger Schutzpatron, den aber die reifere Kunst der Nachfahren längst überholt hat. Er war ein großer Mann — oder, wenn man lieber will: ein großer Gauner — für seine Zeit, aber er mußte ohne Börse und ohne Presse arbeiten und sieht deshalb neben den größeren Gründern, die nach ihm kamen, recht winzig aus. Balzacs Mercadet und die muntere Bande, die den guten Caesar Birotteau rupft, ist schon aus ganz anderem Holz; aber auch dieses Gewimmel bewegt sich noch in engen Verhältnissen und erst in Jolas Aristide Saccard tritt uns der ausgewachsene Typus des modernen Börsenlöwen entgegen. Wie er, ohne einen Heller in der Tasche zu haben, die Banque Universelle mit einem Aktientkapital von fünfundzwanzig Millionen Francs gründet, wie er die durch den Preußensieg bei Königgrätz verursachte Panik benützt, um Gundermann-Rothschild acht Millionen abzuzapfen, wie er mit Hilfe seiner Zeitung, der *Espérance*, immer wieder die Menge stachelt und endlich den Kurs seiner Aktien auf 3060 treibt: Das sind Bilder, die viel vernehmlicher sprechen als alle Börsenquete-Berichte, weil sie Perspektive haben und einen deutlich erkennbaren Hintergrund. Die nahende Agonie des Kaiserreiches überheult bacchische Lust; käufliche Weiber und wahnwitzige Spekulanten umdrängen den morschen Thron, eine Nacht bei der kaiserlichen Maitresse wird mit Hunderttausenden bezahlt, Saccard, der die allgewaltige Rothschildgruppe zum Weichen gebracht hat, schreitet als Triumphator über den Kampfplatz und Offenbach wird zum Orpheus der tobjüchtig

jubelnden Decadence. Dieser Sieg schillert in üppigeren Farben als der Erfolg des schottischen Zauberers; aber freilich: auch die Niederlage nimmt noch schlimmere Formen an. Der sechzehnte Januar 1867, der den Triumph der Kontremine über den hitzigen Hausfrier Saccard sieht, blickt düsterer drein als der Maitag des Jahres 1720, der in der Rue Quincampoix Lavois Ende sah; damals fiel ein Mann und riß in seinen Sturz unzählige Opfer mit, jetzt fällt ein System und der erste Krach verkündet den nahen Untergang des schwindelhaften Imperialismus. Der Ausgangspunkt aber war bei beiden Beutezügen der selbe gewesen: die Märchenferne, die Schätze einer unbekannteren Wunderwelt hatten sie der Hoffnung näher gerückt und zugleich die schmeichelnde Aussicht auf eine großartige Kulturmission eröffnet. John Law versprach, das Mississippireich der Civilisation zu erschließen, Aristide Saccard förderte seine Kunden mit dem Plan, Kleinasien mit einem Eisenbahnetz zu bedecken, auf dem Rücken des Taurus menschliche Wohnungen zu erbauen, aus dem Karmel Reichthümer hervorzugraben und schließlich, um würdig zu vollenden, den Papst im Gelobten Lande als Herrscher einzusetzen. Das Geschöpf des Dichters überragt die Grenzen der Wirklichkeit und reißt sich zum epischen Freskenstil auf, aber es bleibt Herrn Lesseps verwandt, der das Wunder von Panama sann, und Herrn Bontoux, der weislich bedachte, daß in den Jugendentagen der Union Générale auch Ungarn und Serbien den lieben Landsleuten noch in holden Nebeln verschwimmende Fabelländer waren. Die spekulative Gier ist ein wilber Schößling der Phantasiethätigkeit; deshalb haben große Gründer sich immer bemüht, erst einmal die Phantasie zu befruchten und dann dem Gewissen, das den Drang nach rasch zu erraffender Habe sonst hemmen könnte, ein Schlafpülverchen einzugeben.

Karl Peters hat eben ein kleines Buch veröffentlicht, das den fremd klingenden Titel trägt: „Das Goldene Ophir Salomos.“ Er will auf die Frage, wo das Land Ophir zu suchen ist, das im Alten Testament als Goldquelle erwähnt wird, die Antwort suchen und kommt zu dem Ergebnis, daß es in dem Sambesi-Gebiet hinter Sofala zu finden ist. Ob die Hypothese haltbar ist, werden die Gelehrten zu prüfen haben. Renan suchte, mit Christian Lassen, Ophir in Indien, das die Flotte Salomos von Ozeon-Geber aus durch die Meerenge von Aden erreicht haben soll; alle drei Jahre, zur Zeit der Monsunwinde, hätte danach die Flotte, der Hiram die Mannschaft stellte, die Anker gelichtet und

aus Indien und China Gold, Silber, Edelgestein, Sandelholz, Elfenbein, Pfauen und Affen nach Syrien heimgebracht. Peters, der Renan nicht erwähnt, bekämpft Lassens Ansicht mit wirksamen Gründen und führt den Laien zu dem anheimelnden Glauben, das alte Ophir sei das modernste Feld der Goldgewinnung, das britische Kolonialgebiet des Mashona- und Manica-Landes. Vielleicht hat der Führer Recht und vielleicht müssen wir es ernstlich beklagen, daß dieses subtropische Gebiet nicht, nach dem Plan, den Peters vor zwölf Jahren der deutschen Regierung unterbreitete, in den Besitz des Deutschen Reiches übergegangen ist. Aber wäre das Baalgelände uns deshalb weniger fern und fremd? Und ist am Ende nicht die älteste Hypothese auch die richtigste, die unter dem Namen Ophir ein südlich prangendes Märchenland versteht, eine Ultima Thule, auf deren unbekannte Fabelschätze die Blicke der Hoffenden sich sehnsüchtig richten? Salomo hatte, wie später der größte Louis von Frankreich, durch kostspielige Bauten und üppigen Prunk die Mittel des Landes erschöpft; warum soll die Legende ihm nicht ein Wunderland gegeben haben, wo er mühelos Gold ernten konnte, wie Lav an den Ufern des Mississippi und Saccard auf dem Karmel? Die Annahme ist gewiß nicht sehr wissenschaftlich, aber sie rechnet mit einer Menschenschwäche, die in Jahrtausenden nicht geschwunden ist. Es wäre freilich ein guter Witz, wenn man in dem ältesten auch das neueste Goldland erkennen könnte und wenn die Zeit, wo wider die Feinde der göttlichen Weltordnung zum Kampf aufgerufen wird, das alte Ophir auf Aktien gegründet sähe.

Die neue Gründung ist kein Schwindel im Sinne der Lav und Bontour und Saccard. Der preussische Bergrath Schmeißer, dessen Gutachten vielleicht besser geheim geblieben wäre, hat die Goldbaubeute der Kapminen für die nächsten dreißig Jahre auf vier bis acht Milliarden geschätzt. Diese Riesenziffern klangen zunächst unseren Monometallisten wonnig ins Ohr, weil sie eine hündige Widerlegung der Ansicht schienen, die Golddecke könne bald einmal zu kurz werden. Aber die Freude währte nicht lange, denn noch immer herrscht Goldknappheit, eine dauernde Goldplethora ist nicht zu erwarten, die natürlichen Produktionsverhältnisse bestimmen, wie Suez nachgewiesen hat, das Gold für die Dauer nicht zum monopolisirten Währungstoff, und wenn die Goldgarde nicht bessere Waffen hat, steht es um ihre Sache schlimm. Besser erging es der Spekulation. Mit der rasenden Eier, die sie einst in die Rue

Quincampoix getrieben hatte, stürzte die Menge sich nun auf die Goldaktien: zuerst wurde die englische Gentry völlig umgepflügt, dann ergriff die Fieberhitze in Frankreich die großen Jobber und die kleinen Rentiers und bald war die ganze stolze Kulturwelt von der Epidemie befallen, — auch das sittsame Berlin, wo die Minenwerthe offiziell nicht notirt werden. Der Schwindel, der dabei getrieben wurde, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; später, wenn erst das Schlachtfeld gründlich gesäubert ist, kann in Ruhe darüber gesprochen werden, was an einem Blatt Papier, einer vorläufig doch werthlosen Landkonzession, verdient wurde, wie allerliebste man verstand, auch die kleinsten Kapitalisten heranzuziehen, und wie nett die Gesetze von schlauen Männern umgangen wurden. Einsteuilen ist das Geschäft der Beachtung werth, das die Händlersprache reell nennt und an dem die Barnato, Levi, Michaelis, Marx und alle die Andern Millionen verdient haben. Es war ein glattes Geschäft, scheinbar ohne Wunder und Mystik; ein neues Goldland von außerordentlichem Reichtum, eine Kapitalistenchaar, die überall unter dem sinkenden Zinsfuß leidet und gierig nach lohnenden Anlagewerthen späht, im deutschen Hintergrunde, als besonders stachelndes Moment, ein Börsengesetz, dessen Vorbereitung in der Boetticherei freilich schon ein langes Lustrum währt, das aber vielleicht doch noch einmal fertig wird und dann den spekulativen Verkehr mit — sicher nicht unübersteiglichen, aber unbequemen — Schranken umdroht: da lag das Geld auf der Straße, ein blöder Narr, wer nicht zugriff, ehe es zu spät war. Alles ging in Ehren zu, nur der Aerger konnte die ganze Aktion, die doch auf Thatfachen gegründet war, als Schwindel bezeichnen, — und dennoch nahte auch hier aus heiterem Himmel der Krach. Woher er kam? Niemand kann es recht deutlich sagen. Sind die Börsenbeherrscher, die sonst manchem Sturm standen, wirklich so naive Leute, daß sie sich durch ein gefälschtes Telegramm schrecken ließen, für das Herr Witte jetzt, wie man erzählt, einen russischen Redakteur und einen Beamten der russischen Depeschenagentur verantwortlich macht? Oder haben sie, trotz der feinen Witterung, nicht bemerkt, daß die Reden der englischen Minister nur den Zweck haben, die Vorgänge in der Türkei möglichst schwarz zu malen, um die Aufmerksamkeit von Ostasien abzulenken? Das klingt nicht recht glaublich und auch das Gemunkel von einer Ueberspekulation klärt den Verlauf der Sache nicht völlig. Der wahre Grund wird wohl sein, daß heute, in einem Zeitalter schwacher Regierungen und rastlos fortschreitender Demokratisirung,

unumschränkt und allmächtig öffentliche Meinungen herrschen und daß diese öffentlichen Meinungen eben ihre jäh wechselnden Launen haben. Schon vor vierzig Jahren schrieb Lothar Bucher aus England: „Die höchste Blüthe und der empfindlichste Indikator dieser öffentlichen Meinung ist die Fondsbörse: um 12 Uhr himmelhoch jauchzend, um 12 $\frac{1}{4}$  zum Tode betrübt, und in dem Augenblick, da wir schreiben, heftig darüber entzweit, weßwegen sie eigentlich in der ersten Hälfte des Oktobers einen panischen Schrecken gehabt hat, wegen des Mißwachses in Amerika, wegen der russischen Blokade, wegen der Ueberproduktion in Manchester, wegen des Uebervertrauens in Liverpool, wegen des Eisenbahnschwindels in New-York, wegen der Cholera, der Kriegskosten, des Sieges an der Alma, Gladstones Finanzpolitik oder weßwegen sonst. Die wirthschaftliche Bewegung zu beobachten, ist eine Aufgabe der Wissenschaft. Die Resultate der nervösen Aufregung, in welche die geschlossene Gesellschaft in Capel Court sich hineinschwindelt, ehrfurchtvoll als Offenbarung der Göttin Börse entgegenzunehmen, in den Hieroglyphen des Kurszettels nach tiefer Weisheit graben: Das ist ein Skandal für unser angeblich so überaus aufgeklärtes Zeitalter.“ Das Zeitalter ist seitdem angeblich noch viel aufgeklärter geworden, aber der skandalöse Unfug dauert munter fort und nach jedem Krach, mag er die Union Générale, Panama, das Comptoir d'Escompte oder den Minenmarkt treffen, werden tief sinnige Erwägungen über Ursprung und Ursache angestellt und das ganze Gebiet der hohen Politik wird alarmirt, um einen Feind zu finden, der doch ziemlich leicht aufzuspiüren wäre, weil er in der Basis solcher Unternehmungen seinen Sitz hat. Was die Phantasie schafft, kann die Phantasie stürzen. Die Sicherheit oder Unsicherheit des Geschäftes vermag das Publikum nicht zu kontrolliren; es überläßt sich der Neigung zum Abenteuerlichen, Fernen, und ihm ist heute noch jedes geschickt erfonnene Gründerprojekt ein Ophir, das Märchenschätze verheißt. Schlägt irgendwo dann die Laune um, hat etwa gar eine starke Finanzgruppe den Wunsch, die zu hoch gestiegenen Werthe herunterzudrücken, um von der Beute auch ihren Theil zu erhaschen, dann färben die bläulichen Dünste, die das Wunderland bargen, sich geschwind tief schwarz und krachend bricht, wenn nicht ein Millionenjupiter herrisch den Bligen gebeut, das Gewitter los.

John Law mußte noch mit den einfachen Mitteln des plumpen Schwindels wirthschaften; ihm fehlte der moderne Apparat des Telegraphen, der Börse und der politischen Börsenpresse. Heute könnte er

sehr viel feinere Arbeit leisten und brauchte nicht einmal in den üblen Geruch eines Schwindlers zu kommen. Er könnte durch leise Lancirungen und Nachrichten wirken, die aus weiter Fern herflattern — vires acquirit eundo, sagt von der Fama schon der harmlose Agrarier Virgil — und immer wieder als die eigentlichen Ursachen von Hauffe und Baiffe und Panik angestaunt werden, während sie in Wirklichkeit doch erst diese Ursachen schaffen sollen. Aber dem schottischen Herrenmeister fehlte auch die moderne Gliederung der Gesellschaft, die Gelbaristokratie der voll und ganz demokratischen Massen. Die Gier nach gleißenden Schätzen lebte längst schon in dem zweizinkigen Gabelthier; sie lockte die Barbarenhäuptlinge auf die Fahrt nach dem Goldenen Bieß, sie ließ in Schwarzen Küchen emsige Männer sich um den Stein der Weisen bemühen und hatte an der Blüthe der Renaissance und der Reformation ihren reichlichen Antheil; vielleicht wäre Luthers Werk nicht so rasch gelungen, wenn Fürsten und Edelleute nicht nach den Kirchengütern geschickt hätten, und Columbus hätte Spanien vielleicht nie verlassen, wenn nicht die Hoffnung auf ein indisches Ophir ihn aus der Heimath getrieben hätte. Die Begierde ist alt; neu sind nur die Formen, in denen sie Stillung sucht, und neu ist die „Welt,“ in der sie sich hastig bewegt. Als die Schranken der Feudalität gefallen waren und der Versuch gemacht wurde, auf der Grundlage der natürlichen Gleichheit ein ragendes Gesellschaftsgebäude zu errichten, da hoffte man, eine Aristokratie des Geistes und des Talentes werde in dem stattlichen Palast die hellsten Wohnräume beziehen. Aber die Hoffnung erwies sich als eben so trügerisch wie die Grundlage des Hauses; die Masse, der neue Souverain, vermag Geist und Talent nicht zu wägen und nicht zu werthen und findet schließlich nur einen Werthmesser: das Geld, den Besitz. Immer und überall, in Hellas wie in den Vereinigten Staaten, hat die Demokratie zur Plutokratie geführt, zur Herrschaft der Reichsten, die alle Klassen und Stände, den Gelehrten, den Künstler, den Arzt, den Anwalt, den Techniker, den Handarbeiter und den Politiker, in ihre Leibeigenschaft zwangen. Diese Herrschaft wird nicht offen geübt, aber sie ist deshalb nur um so gefährlicher. In der sozialen Schichtung hat der Millionär keinen höheren Rang als der arme Teufel, der sein Leben lang im Tagelohn darbt, und der Liberalismus preist, wo er überhaupt noch zu reden wagt, das Allheilmittel dieser formalen politischen Gleichheit. Inzwischen



aber sind die behenden Geldmänner längst dabei, auf unterirdischen Wegen Das zu erreichen, was ihnen in den Tagen der proletarischen Kämpfe bei Sonnenlicht nicht mehr gewährt werden kann. Sie schaffen sich heimlich die Macht, die ihnen öffentlich versagt wird, und ihre güldenen Ketten sind nicht leichter zu tragen als einst die ehernen Handschellen der Feudalherren. Sie sind keine Schwindler, wie der Mann aus der Rue Quincampoix und der schwächliche Schuft aus Plassans, sie sind höchst honette Ehrenmänner, machen nur noch reelle Geschäfte, rauben, nach alter Parasitenfitt, ganz in der Stille die Wirthsvölker aus und rümpfen empört die Nasen, wenn irgend ein Wolff oder Sommerfeld das Diebshandwerk offen betreibt. Sie sind auf ihre besondere Weise sogar Poeten, denn sie rechnen mit dem Walten der Phantasie und lassen im Hintergrund ihrer Beutepläne gern ein Ophir als Wunderlandschaft erschimern. Das allein haben sie von dem schottischen Ahnherrn gelernt, dessen Geschäftsbetrieb sie im Uebrigen unendlich verfeinert haben. . . . Wir werden das Ende des Kampfes nicht sehen, der seit Jahrtausenden zwischen Jesus und Mammon entbrannt ist, und kein Gesetz wird ihm Einhalt gebieten. Vielleicht ist das Geld wirklich, wie mit Saccard sein Dichter glaubt, der Dünger der modernen Welt, vielleicht führt es durch Blut und Roth und gehäufte Leichen zu helleren Kulturhöhen empor, — vielleicht; dann könnten die Opfer des Minenmarktes sich jetzt damit trösten, daß sie für eine große Sache geblutet haben. Einstweilen freilich zeigt sich so heitere Hoffnung noch nicht und wir müssen beschämt gestehen, daß wir mit der verfeinerten Technik des Börsengetriebes nicht sehr viel weiter gekommen sind als der schlaue Zauberer, der zuerst den beinahe salomonisch weisen Einfall hatte, ein Ophir auf Aktien zu gründen.



## Der Parteitag der Sozialdemokratie.

Am der Zeit vom sechsten bis zum zwölften Oktober hat unsere Sozialdemokratie in Breslau ihren Parteitag abgehalten. Wie immer nach diesen Tagungen, so hat auch in diesem Jahre namentlich die sogenannte gutgesinnte Presse wieder die Frage aufgeworfen, ob die revolutionäre oder die reformatorische Richtung der Partei im Vordringen begriffen sei. Diese Erwägungen verlieren allmählich sehr an Interesse. Man weiß im Voraus, daß gewisse Organe, wie immer die Verhandlungen eines Parteitages ausgefallen sein mögen, stets zu dem ceterum censeo gelangen, die Sozialdemokratie werde immer gefährlicher, es sei die höchste Zeit, sie endlich durch Unsturzgesetze, Staatsanwaltschaften, Gendarmerie und Polizei — wenn nicht gar durch Armeecorps — zu vernichten. Trägt die Gruppe der sozialdemokratischen Opportunisten und Politiker, wie im Vorjahre in Frankfurt, einen Erfolg davon, so vernehmen wir, Vollmar sei viel gefährlicher als Bebel. Hat der doktrinaire Flügel, wie diesmal in Breslau, Oberwasser, so heißt es: Das Vordringen der revolutionären Gewaltpartei ist nun klar erwiesen, also . . .

Selbstverständlich giebt man sich keine Mühe, zu untersuchen, welcher Werth denn überhaupt den Beschlüssen solcher Parteitage zukommt und ob sie wirklich als ein genaues Abbild der Stimmungen der Partei bzw. der sozialdemokratischen Wählerschaft angesehen werden dürfen.

Es hat in den letzten Jahren in Deutschland großes Aufsehen erregt, daß die Kongresse der englischen Gewerksvereine zu Belfast und Norwich „mit Pauken und Trompeten“ in das sozialistische Lager abgeschwenkt sind. Der Anfang vom Ende Englands schien gekommen zu sein. Trotzdem hat die konservativ-unionistische Partei in diesem Jahre, und zum guten Theile gerade durch die Unterstützung der Arbeiterklasse, einen Wahlsieg wie selten erlebt. Zum Ueberfluß hat auch der diesjährige Kongreß in Cardiff den sozialistischen Bestrebungen eine unverkennbare Absage mit großer Majorität erteilt. Wie reimt sich Das zusammen?

Die Erklärung liegt einfach darin, daß das Abstimmungsverfahren, das auf den früheren Kongressen üblich war, in keiner Weise eine Gewähr bot, die thatsächlich in der englischen Arbeiterwelt herrschenden Anschauungen richtig in Bezug auf ihre Dimensionen wiederzuspiegeln. Ein kleiner Verein, der einige Duzende von Mitgliedern zählte und nicht den mindesten Einfluß auf die übrigen Berufsgenossen besaß, konnte durch die Absendung eines Delegirten auf das Zustandekommen der Beschlüsse genau den selben Einfluß ausüben, wie irgend eine der großen, Zehntausende von Mitgliedern umfassende Organisationen, die den Kongreß ebenfalls nur mit einem Delegirten

beschiedte. Auf dem letzten Kongresse in Cardiff ist nun eine Aenderung in dem Sinne eingetreten, daß nicht mehr nach den Köpfen der Delegirten abgestimmt wird, sondern nach der Zahl der von ihnen vertretenen Gewerksvereinsmitglieder. Auf je tausend Mitglieder entfällt eine Stimmkarte.

Lujo Brentano hat diese Verhältnisse allerdings schon vor Jahren auseinandergesetzt. Aber er predigte tauben Ohren. Man ließ es sich nicht nehmen, jene Abstimmungen von Belfast und Norwich gegen die Gewährung voller Koalition- und Gewerkschaftsfreiheit in Deutschland auszubeuten, und selbst Gelehrte ersten Ranges behaupteten, die Ansichten Brentanos und seiner Schule über den Gang der sozialen Entwicklung Englands seien nun für jeden halbwegs vernünftigen Menschen durch die Ereignisse genügend gerichtet.

Nach den deutlichen Lehren, die England jetzt selbst erteilt hat, hätte der Gedanke nahe gelegen, einmal zu prüfen, wie es denn in der fraglichen Beziehung mit dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie bestellt sei. Da meines Wissens aber eine derartige Prüfung noch nicht erfolgt ist, so sind vielleicht ein paar Worte über diesen Punkt willkommen.

Das Organisationstatut (beschlossen in Halle 1890) erklärt in § 9:

Der Parteitag bildet die oberste Vertretung der Partei. Zur Theilnahme an demselben sind berechtigt: 1. die Delegirten der Partei aus einzelnen Wahlkreisen, mit der Einschränkung, daß in der Regel kein Wahlkreis durch mehr als drei Personen vertreten sein darf. Insofern nicht unter den gewählten Vertretern des Wahlkreises Frauen sich befinden, können weibliche Vertreter in besonderen Frauenversammlungen gewählt werden; 2. die Mitglieder der Reichstagsfraktion; 3. die Mitglieder der Parteileitung.

Nach der Geschäftsordnung erfolgt die Abstimmung einfach nach den Köpfen der Teilnehmer.

Ueber die Art und Weise, in der die Delegirten gewählt werden sollen, hat das Statut keine Bestimmung getroffen. Die Uebung ging im Allgemeinen dahin, die Delegirten, ähnlich wie die Vertrauensmänner, in öffentlichen Versammlungen zu wählen. Dagegen sind in Hessen und Württemberg die Delegirten in geschlossenen Versammlungen der sozialdemokratischen Vereinigungen gewählt worden. Erst der diesjährige Parteitag hat beschlossen, daß die Delegirten in Zukunft überall in öffentlichen Versammlungen zu wählen seien. Jeder Reichstagswahlkreis darf also drei Delegirte entsenden, gleichgiltig, wie groß die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen ist, die in ihm abgegeben worden sind. Daraus geht schon hervor, daß die Zusammensetzung der Parteitage auch nicht im Mindesten den tatsächlichen Strömungen zu entsprechen braucht. In Breslau waren z. B. Delegirte aus den Kreisen Adelnau-Schildberg-Dstrowo-Kempen in Posen, aus Beuthen in D.-S.-Tarnowitz, Gostyn-Rawitsch und Rattowitz-Zabrze anwesend. Ueber die Zahl der

sozialdemokratischen Reichstagswähler in diesen Kreisen giebt folgende Zusammenstellung Aufschluß:

	1890.	1893.
Ubelnau-Schilberg-Ostrowo-Kempen i. Posen . . .	126	— 49
Beuthen i. D.-S.-Larnowik . . . . .	52	— 258
Gostyn-Kawitsch . . . . .	401	— 501
Kattowik-Babrze . . . . .	—	— 664

Die Stimmen dieser Delegirten besaßen nun das selbe Gewicht wie die Stimme des Delegirten Hermann Rieck (Berlin), der drei Wahlkreise zugleich vertrat (Berlin 6, Westprieignitz, Ruppin-Templin) mit zusammen 56 462 sozialdemokratischen Stimmen (1893); oder des Delegirten Georg Johannes, des Vertreters von Sachsens zwölftem und dreizehntem Wahlkreis mit 45 133 sozialdemokratischen Stimmen; oder von H. Martiffe, der zwei Wahlkreise (den dritten hamburgischen und den fünften schleswig-holsteinischen) mit zusammen 40 725 repräsentirte.

Andererseits hatte wieder der Wahlkreis Posen, trotzdem er 1893 nur 1102 Stimmen für die Partei ergab, sogar zwei Delegirte entsendet, während Kreise mit viel größerer Stimmenzahl gar nicht vertreten waren.

Natürlich hat unter diesen Umständen die Lage der Stadt, in welcher der Parteitag abgehalten wird, auf seine Zusammensetzung großen Einfluß. Die östliche Lage Breslaus brachte es mit sich, daß eben auch viele östliche Kreise, in denen die Partei nur einen geringfügigen Anhang besitzt, Delegirte entsendet hatten. Dagegen waren Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen überaus schwach vertreten. Im vorigen Jahre bewirkte die südwestdeutsche Lage Frankfurts a. M. die entgegengesetzte Erscheinung. Es pflegt deshalb mit Recht von vielen Theilnehmern großer Werth auf eine möglichst centrale Lage des Parteitagortes gelegt zu werden. Für das nächste Jahr ist Gotha gerade aus diesem Grunde in Aussicht genommen worden.

Im Uebrigen bietet die Wahl der Delegirten in öffentlichen Versammlungen keine Gewähr dafür, daß gerade diejenige Persönlichkeit entsendet wird, die der Gesinnung der Mehrzahl der Wähler entsprechen würde. Die betreffende Versammlung findet meist in dem Brennpunkte der sozialdemokratischen Bewegung eines Kreises statt und wird in der Regel nur von den an dem Versammlungsorte wohnenden Genossen besucht. Daß Genossen aus größerer Entfernung herbeieilen werden, um bei der Wahl des Delegirten mitzuwirken, dürfte selten genug vorkommen. Ferner werden diese Versammlungen von den vielen Leuten, die zwar sozialdemokratisch wählen, aber aus guten Gründen sich nicht öffentlich zur Partei bekennen mögen, nicht besucht. Es kommen in ihnen eigentlich nur die sogenannten zielbewußten, fortgeschrittenen Genossen zum Worte. So manche Delegirtenwahl scheint auch eine rigorose Prüfung nicht zu vertragen. „Wenn wir so rigoros vorgehen“, er-

klärte der Delegirte Müller-Darmstadt, „so müssen viele Mandate für ungiltig erklärt werden. (Na! na!)“

Mit diesen Hinweisen sind aber die verschiedenen Zufälle, die für das Zustandekommen der Parteitagbeschlüsse eine nicht zu unterschätzende Tragweite besitzen, noch keineswegs erschöpft. So fehlten auf dem kölnner Parteitage, wie dieses Jahr in Breslau, die hervorragendsten bayerischen Führer, weil sie durch die bereits im Gange befindlichen Landtagsverhandlungen an München gefesselt waren. In diesem Jahre hielten ferner die Wahlen in die badische Ständeversammlung Herrn Dreesbach und manchen anderen badischen Genossen vom Besuche des Parteitages ab.

Es ist nicht uninteressant, daß gerade jetzt in Breslau der Versuch unternommen wurde, einen Theil der eben ersichtlich gemachten Mängel in der Beschränkung und Abstimmung des Parteitages abzustellen. Der vielgenannte Privatdozent der Physik an der berliner Universität Dr. L. Arons war es, der Folgendes als Antrag der Parteigenossen des ersten berliner Wahlkreises einbrachte:

„Auf Antrag von mindestens 20 Mitgliedern des Parteitages muß die Abstimmung nach Wahlkreisen stattfinden. Hierbei geben die vertretenen Wahlkreise eine Stimme ab, wenn die sozialdemokratische Stimmenzahl bei der letzten Hauptwahl zum Reichstag unter 4 000 betrug, zwei Stimmen, wenn die sozialdemokratische Stimmenzahl bei der letzten Hauptwahl zum Reichstag 4 000 bis 10 000 betrug, drei Stimmen, wenn die sozialdemokratische Stimmenzahl bei der letzten Hauptwahl zum Reichstag 10 000 bis 20 000 betrug, u. s. f. für je 10 000 weitere Stimmen bei der Reichstagswahl eine Stimme mehr. Die Stimmabgabe erfolgt durch den stimmführenden Delegirten, über dessen Person sich im Falle der Vertretung eines Kreises durch mehrere Delegirte diese zu einigen haben. Ist bei einer geraden Zahl von Delegirten eine Einigung bis zum Aufruf des Kreises nicht erfolgt, so wird Stimmenthaltung des betreffenden Kreises angenommen. Kein Delegirter darf für mehr als einen Wahlkreis stimmen.“

Der Antrag blieb ein „berliner“ Antrag, d. h. er fiel glänzend durch. Nicht nur, daß sich sofort ein bayerischer und ein hamburgischer Delegirter gegen diesen Vorstoß der Berliner kehrte, auch ein Berliner selbst, der Rechtsanwalt Stadthagen, sprach dagegen.

„Der Antrag müsse aus Gründen der Gerechtigkeit abgelehnt werden. Jeder Delegirte habe die Interessen der Gesamtpartei, nicht die eines bestimmten Wahlkreises zu vertreten. (Beifall.) Hinter jedem der Delegirten stehe die Gesamtpartei. Auf dem Parteitag darf nicht ausschlaggebend sein, von wie Vielen der Einzelne gewählt ist, sondern welche Gründe er vorzubringen habe.“

Zimmerhin eine recht eigenthümliche Begründung für den Angehörigen

einer demokratischen Partei, die das proportionale Wahlsystem in ihrem Programme führt.

Wenn man also den Beschlüssen der Parteitage, der angeblich obersten Instanz der Partei, nur geringe Bedeutung zuerkennen kann, nach welchem Merkmale soll man denn überhaupt ein Urtheil fällen?

So weit Reichsangelegenheiten in Diskussion stehen, liegt der Schwerpunkt zweifelsohne in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Man könnte folglich auf den Gedanken verfallen, bei wichtigen Parteitagsbeschlüssen zu untersuchen, wie viele Reichstagsmitglieder auf der einen oder anderen Seite stehen. Das hätte eine gewisse Berechtigung, wenn immer alle Mitglieder der Fraktion auch auf den Parteitagen anwesend wären. Das ist aber nicht der Fall. Von 46 Abgeordneten waren in Frankfurt 33, in Breslau sogar nur 28 anwesend. Außerdem giebt es sozialdemokratische Persönlichkeiten, die, ohne Mitglieder des Reichstags zu sein, doch über einen weit größeren Einfluß verfügen als mancher Reichsbote, nämlich die Parteischriftsteller und Gelehrten wie Karl Kautsky, Ed. Bernstein, Franz Mehring, Dr. A. Braun, Dr. E. David, Dr. M. Quard u. A. m. Ich glaube, es bleibt kein anderer Ausweg, als einfach darauf zu achten, welche Stellung die an der Spitze der Partei marschirenden Männer, mögen sie nun politische, gewerkschaftliche, schriftstellerische oder gelehrte Führer sein, jedesmal einnehmen. Legt man diesen Maßstab an, dann wird man die Ergebnisse des letzten Parteitages kaum als Niederlage des praktisch-reformatorischen Flügels auffassen dürfen.

Ich hatte mir vom breslauer Parteitag wenig versprochen. Längst war bekannt, daß Vollmar dort nicht anwesend sein werde. Er unterzieht sich schon seit Monaten einer überaus anstrengenden Kur, von der er eine volle Wiederherstellung seiner Gesundheit, eine vollständige Herrschaft über seine Gliedmaßen zurückzugewinnen hofft, die noch immer in Folge der 1870 erlittenen schweren Verwundungen leiden.

Obgleich nun Vollmar persönlich nicht zugegen war, so bildeten seine Ideen doch das eigentliche Verhandlungsthema des ganzen Parteitages. Vollmar ist es gewesen, der im vorigen Jahre mit kühnem, geschicktem Griff die Agrarfrage auf die Tagesordnung der sozialdemokratischen Diskussionen gesetzt hat. Er hatte die Annahme der Agrarresolution bewirkt, welche die Einsetzung eines Agrarausschusses und die Ergänzung des Parteiprogrammes forderte. Der größte Triumph, der Vollmar zugefallen ist, besteht aber darin, daß die Männer, die auf früheren Parteitagen seine Richtung auf das Lebhafteste und Feindseligste bekämpft hatten, daß die alten Kämpen Bebel und Liebknecht in diesem Jahre auf seiner Seite standen und das Werk der Agrarkommission vertheidigten. Man durfte nach den Aeußerungen Bebel's, die dem Parteitage

vorangingen, wohl schon auf eine erhebliche Schwenkung schließen. „Wir haben als Mitglieder der Kommission“, sagte er in der „Neuen Zeit“, „aus den Verhandlungen viel gelernt und wir taxiren unsere Genossen nicht so hoch an Alter und Weisheit, um anzunehmen, daß sie aus einer gründlichen Verhandlung über den Programmentwurf nicht auch noch Manches lernen könnten.“

Aber freilich, nicht alle Genossen erfreuen sich der jugendfrischen Elastizität eines Bebel. Der schöne Ton, den der Generalinquisitor der sozialdemokratischen Orthodoxie, Karl Kautsky, in seiner Kritik des Agrarprogrammes angeschlagen hatte, wurde von der Mehrheit des Breslauer Parteitages festgehalten. Vergeblich hatte Bebel erklärt: „Lieft man einen Theil der über die Vorschläge gefällten Urtheile, so müßte man zu dem Glauben kommen, der frankfurter Parteitag habe neben seinen sonstigen Fehlern auch noch den begangen, in die Agrarkommission die fünfzehn unwissendsten, einfältigsten und konservativsten Genossen zu wählen, die in der ganzen Partei aufzutreiben waren.“ Unerschütterter versicherte Kautsky in Breslau: „Der Anfang der bebel'schen Rede hat auf mich einen niederschlagenden Eindruck gemacht, denn ich hatte die Empfindung, daß er von der Mehrheit des Parteitages voraussetzt, sie verstehe nichts von der Agrarfrage.“ Und später: „Die Ausführungen Bebel's beweisen, auf welche schiefe Ebene wir gerathen. Wenn wir das Bedürfniß haben, ‚positiv‘ für den Bauernschutz zu wirken, dann bleibt uns nur der Staatssozialismus übrig und diese Konsequenz hat die Agrarkommission gezogen.“

Es waren also ganz die selben Gedanken, die Bebel einst gegen Vollmar ausgespielt hat und die nun ihm selbst entgegengesetzt wurden. Kein Zweifel, Bebel ist auf dem Wege ins vollmar'sche Lager, oder, im Jargon der Regerichter gesprochen, auf dem Wege zur Reformsimpelei, zur Versumpfung, zur Wadenstrümpfelei, zur Verschleierung des Klassenkampfes, des proletarisch-revolutionären Charakters der ganzen Bewegung, zur Annäherung an bürgerliche Sozialreformer und Demokraten.\*) Ueber diese Wandlung, die um so höher zu schätzen ist, als die maßgebenden regirenden Kreise im Laufe dieses Jahres bei uns doch alles Andere gethan haben, als ihm die Wege zu ebnen, über diese Wandlung Bebel's bestand auf Seiten des Parteitages keine Meinungsverschiedenheit. Unter „lebhaftem“, theilweise sogar „anhaltendem, stürmischem“ Beifall wurde Bebel von der temperamentvollen und zungenfertigen Frau Klara Zetkin apostrophirt:

„Wir haben gerade gegenwärtig um so mehr Ursache, diese Richtung zurückzuweisen, als sich Genosse Bebel in Sachen der Agrarfrage für sie

\*) So sagt z. B. Kautsky in der „Neuen Zeit“: „Was thut dagegen der Vorschlag der Agrarkommission? Er löscht die Eigenart unserer Partei völlig aus; er hebt nicht hervor, was uns von Demokraten und Sozialreformern trennt, sondern was uns mit ihnen gemein ist, und erregt dadurch den Eindruck, als wäre die Sozialdemokratie nur eine Art demokratischer Reformpartei.“ Schrecklich!

mit aller Wärme ins Zeug legt. Ich bitte, die folgenden Ausführungen durchaus nicht persönlich aufzufassen. Unter den Vertretern jener Richtung befinden sich Leute, die als Parteigenossen meine höchste Achtung besitzen, Leute, die mir als Freunde persönlich sehr nahe stehen. Nichtsdestoweniger sind sie mir als Richtung gräulich. (Heiterkeit.) Und wenn ich Bebel unter ihnen sehe, so drängt sich mir unwillkürlich die Stelle aus „Faust“ auf die Lippen: „Es thut mir in der Seele weh, daß ich Dich in der Gesellschaft seh“.<sup>4</sup> (Lebhafter Beifall.) Wenn wir erleben, daß der Genosse, der noch Wochen lang nach dem frankfurter Parteitag als Saulus gegen die gekennzeichnete Richtung zu Felde gezogen ist, in der Agrarkommission sein Damaskus gefunden hat, so können wir nicht entschieden genug erklären: Die Sozialdemokratie geht nicht nach Sienfäß\*.)“

Vollmar darf sich aber nicht nur rühmen, einen Bebel und Liebknecht für seinen Standpunkt gewonnen zu haben, er hat überhaupt die geistig hervorragendsten Persönlichkeiten, namentlich unter den jüngeren Mitgliedern der Partei, in seinem Gefolge. Da begegnen wir einmal Herrn Dr. Bruno Schoenlant, dem glänzendsten und geistreichsten Stilisten der Partei, der überdies sehr ernste nationalökonomische Studien getrieben hat und das zur Zeit weitaus am Besten redigirte sozialdemokratische Tageblatt, die „Leipziger Volkszeitung“, herausgibt. Für seine Stellung wird folgende in Breslau gethane Aeußerung charakteristisch:

„Es geht eine Revision der Vorstellungweise in der Partei vor; wir haben aufgehört, die Partei allein des Industrieproletariates zu sein. Die Sozialdemokratie ist die Partei aller proletarischen Unterdrückten, der Nothleidenden aller Schichten, und die Politik, die die Gegner des Entwurfes treiben wollen, ist reine Industriearbeiterpolitik (Gelächter). Das Gelächter ist keine Widerlegung; Thatfachen beweisen. Die Revision unserer Vorstellungen geht unaufhaltsam weiter und der verbissene Fanatismus der Parteidogmatiker in der Partei fängt bereits an zu bröckeln. Das Klassenbewußtsein erwacht schon in breiten Schichten des Landproletariates und große Gruppen sind noch kraft ihrer Lage zu gewinnen. Sie werden noch einsehen, daß wir jetzt mit der Agrarfrage auf das Ernsthafteste zu rechnen haben werden, mit neuen Begriffen, mit neuen Zielen. Das Agrarwesen läßt sich nicht nach der alten Schablone behandeln, die bisher so oft an die Stelle der Forschung und der Erkenntniß getreten ist. Der Dogmenfanatismus ist viel schlimmer als der Eigenthumsfanatismus der Parzellenbauern. Außerdem ist der Parteidogmatismus durchaus nicht die Konsequenz der materialistischen Geschichtsauffassung. Marx und Engels würden sich schön dafür bedanken, daß man ihre Anschauung so, wie es geschieht, als Schablone behandelt. Engels hat erst in einem kürzlich veröffentlichten Briefe davon gesprochen, daß gerade die Margisten Marx oft falsch verstanden

\*) Dem Wohnsitz Vollmars.



und die Methode der materialistischen Geschichtsauffassung falsch angewendet hätten. Wir müssen nach den veränderten Verhältnissen auch unsere Taktik ändern. Jener Theil der Partei, der von Neuerungen nichts wissen will, ist konservativ, der andere Theil ist revolutionär. (Sehr wahr! Gelächter.)

Sodann Dr. E. David aus Hessen, ebenfalls ein tüchtiger junger Gelehrter, der mit Vollmar sich in das Verdienst theilt, am Frühesten die Bedeutung der Agrarfrage erkannt und hierin eine von der Orthodorie abweichende Stellung eingenommen zu haben. Er sagte:

„Die Frage: ist der Großbetrieb dem Kleinbetriebe überlegen?, ist eine theoretische und ich halte, trotz der freundlichen Anmerkung des Genossen Skautsky, den Parteitag nicht für den Ort, sie zu erörtern. Sie zu entscheiden, ist nicht Sache einer politischen Partei, sondern der landwirthschaftlichen Fachleute und vor Allem der praktischen Landwirthe selbst. Hier heißt es auch: Probiren geht über Studiren. Die Frage ist übrigens eine unter den Fachleuten durchaus unentschiedene Streitfrage. Ein ‚fester Boden der Wissenschaft‘ existirt nicht; es giebt nicht zwei Professoren, die in einer Frage das Gleiche denken. Die Wissenschaft hat den Muth, sich beständig zu mausern. . . . Durch die praktische, an die Gegenwart anknüpfende Thätigkeit haben wir die Massen gewonnen. Mit dem Revolutioniren der Köpfe können wir einige Studenten gewinnen. Mit Zukunftshoffnungen, mit Ideen, die keineswegs leicht zu begreifen sind, gewinnen wir die Massen nicht. Die Revolutionirung der Massen geht nicht vom Kopfe, sondern vom Magen aus. Mit der Revolutionirung der Köpfe wären wir eine kleine Sekte wissenschaftlicher Sozialisten geblieben, hätten aber keine Massenbewegung. Das ist nicht meine Ansicht, die Ansicht eines jungen Mannes, allein. Die erfahrensten, ältesten Genossen stimmen mit mir überein.“

Endlich Dr. Max Duard, früher sozialpolitischer Redakteur der Frankfurter Zeitung und eifriger Förderer der kaufmännischen Gehilfenbewegung, wohl der genaueste gelehrte Kenner der deutschen Arbeiterschuss- und Fabrikinspektionverhältnisse. Er war Sekretär und Referent der Agrarkommission und hat deren Entwurf glänzend vertheidigt. Ich möchte aus seiner Replik nur einen Hieb (gegen Skautsky) hervorheben, der meines Erachtens wirklich saß:

„Es ist nicht das erste Mal, daß die Partei vor einem Wendepunkt steht, wo sie zu entscheiden hat zwischen Theorie und Praxis. Als vor zwanzig Jahren in Gotha die Programmfrage zur Berathung stand, da hat Liebknecht, obwohl er wußte, welche vernichtende Kritik unser größter Theoretiker Marx an dem Entwurf geübt hat, diesen Entwurf doch zur Annahme empfohlen, weil er sich, genau wie es heute der Fall ist, sagte, es kommt nicht darauf an, Prinzipienreiterei zu treiben, sondern, die Sozialdemokratie zu vereinigen. Mit dem geeinigten Proletariat werden wir dann schon der Theorie zum Siege verhelfen.“

Genau so steht es heute: es handelt sich darum, zunächst gewisse Verständigungspunkte zu gewinnen und dann weiter zu arbeiten. Dann werden wir auch zusammen mit den Bauern, die uns heute gefehlt haben, das richtige Agrarprogramm zur Ergänzung des Erfurter Programms finden. Es ist kein Wunder, daß Liebknecht und Bebel auf unserer Seite stehen, sie handeln nach den selben Grundsätzen wie damals und ich kann nur wünschen, daß, wie damals die Taktik dieser Führer der Partei zum Siege verholfen hat, so auch jetzt ihr Rath uns zum Heile gereicht. (Lebhafter Beifall.)“

Zu diesen wissenschaftlich und schriftstellerisch geschulten Kräften gesellten sich noch die überaus besonnenen und klugen Hamburger A. von Elm und Molkenbuhr. Wahrlich, stünde nicht die ganze geistige Elite der Partei auf Seiten der Agrarkommission, Herr Karl Kautsky würde seine Studir- und Redaktionsstube nicht verlassen haben, um in Breslau persönlich gegen die Steyer aufzutreten. Er hat bisher, abgesehen vom erfurter Parteitage, wo er das von ihm entworfene Parteiprogramm vertreten mußte, nur einmal als Delegirter an einem Parteitage theilgenommen. Er hat diesmal formell den Sieg davongetragen, — wenn man die Annahme seines Verwerfungsantrages gegen die Stimmen der hervorragenden Mitglieder der Partei als einen Sieg gelten lassen will.

Aber dieser Pyrrhusieg wird die schließliche Niederlage des revolutionären Doktrinarismus nicht aufhalten können. Die wirklich großen Theoretiker und Autoritäten der Partei, Marx und Engels, sind dahin. Eine neue Zeit stellt neue Aufgaben, zu deren Bewältigung es einer fruchtbareren weiteren Entwicklung der von Marx und Engels gegebenen und sicherlich überaus werthvollen Anregungen bedarf. Herr Kautsky ist gewiß ein vortrefflicher Redakteur, aber den Marxismus hat er bisher nicht weiter zu entwickeln, sondern nur dogmatisch zu verknöchern vermocht.

Was den vorgelegten Entwurf der Agrarkommission anlangt, so läßt sich in der That Mancherlei gegen ihn vorbringen. Ich halte es überhaupt für einen Fehler, daß man die in agrarischer Hinsicht gerade so ungemein vielgestaltigen Verhältnisse des Reiches in das Prokrustesbett eines einzigen für die ganze Partei verbindlichen Programmes zwingen will. Die Reichsverfassung hat mit seinem Takte die Agrarpolitik im Wesentlichen den Einzelstaaten überlassen. Diesen Wink sollte die Sozialdemokratie beachten und das Erfurter Programm einfach so weit verändern, daß es den sozialdemokratischen Landesorganisationen in Bezug auf agrarpolitische Fragen die unumschränkteste Freiheit gewährte. Es wäre ein ganz widersinniger Zustand, wenn die sozialdemokratischen Abgeordneten in den sächsischen, bayerischen, württembergischen, badischen, hessischen und anderen Kammern nach den Weisungen eines in Berlin sitzenden, mit den einschlägigen Verhältnissen in gar keiner Fühlung

stehenden Parteihofkriegsrathes vorgehen sollten. Die Nothwendigkeit einer Decentralisation hat die Agrarkommission selbst empfunden, als sie sich in drei Unterausschüsse für Nord-, Mittel- und Süddeutschland gliederte. Jeder der Unterausschüsse hat für sein Gebiet einen im Allgemeinen zutreffenden Entwurf geliefert. Der süddeutsche (vollmarische) Entwurf verdient schon seines Ideenreichtumes wegen volle Beachtung. Für das mixtum compositum, das die Kommission aber schließlich aus den Entwürfen der Unterausschüsse zusammengebraut hat, wird sich Niemand besonders erwärmen können.

Karlsruhe.

Professor Dr. Heinrich Hertner.



## Einsamkeit.

Es war nach einem Herrenfrühstück. Man war sehr lustig gewesen. Einer der Gäste, ein alter Freund, sagte zu mir: „Willst Du mit mir die Avenuen der Champs-Elysees hinuntergehen?“

Wir machten uns auf den Weg und verfolgten mit langsamen Schritten die lange Promenade unter den erst spärlich mit Blättern bedeckten Bäumen. Kein Geräusch als der wirre und ununterbrochene Lärm, den Paris hervorbringt. Ein frischer Wind wehte uns über das Gesicht und die Region der Sterne streute einen wahren Goldstaub über den schwarzen Himmel aus.

Mein Freund sagte plötzlich zu mir:

„Ich weiß nicht, warum, — aber ich athme hier in der Nacht freier als anderswo. Es kommt mir vor, als erweitere sich mein Denken. Auf Augenblicke wird mein Geist von jenem Lichte erhellt, das uns eine Sekunde glauben läßt, wir könnten das göttliche Geheimniß der Dinge entdecken. Dann aber schließt sich das Fenster wieder. Alles ist vorüber.“

Von Zeit zu Zeit sahen wir zwei Schatten durch die Büsche huschen und gingen an einer Bank vorüber, auf der zwei Wesen, die neben einander saßen, nur einen schwarzen Fleck bildeten.

Mein Freund murmelte:

Arme Leute! Sie stößen mir nicht etwa Abscheu ein, sondern ein unendliches Mitleid. Unter allen Geheimnissen des menschlichen Lebens ist mir eines klar geworden: unsere großen Leiden im Dasein kommen daher, daß wir ewig allein sind, und alle unsere Bemühungen, alle unsere Handlungen haben keinen weiteren Zweck, als diese Einsamkeit zu fliehen. Diese Verliebten dort auf der Bank suchen, wie wir, wie alle Geschöpfe, dieser Vereinsamung, und sei es auch

nur für eine Minute, ein Ende zu bereiten; aber sie bleiben, eben so wie wir, immer, immer allein. Man merkt Das nur nicht immer so; der Eine merkt's mehr, der Andere weniger; das ist Alles!

Seit einiger Zeit dulde ich diese entsetzliche Qual, die gräßliche Einsamkeit, in der ich lebe, erkannt und begriffen zu haben, und ich weiß, daß nichts, hörst Du, nichts, sie je verschrecken kann! Was wir auch versuchen, was wir auch thun mögen, was unser Herz auch erstrebt, was unsere Lippen auch erstehen, was unsere Arme auch umschließen —: wir sind stets allein.

Ich habe Dich heute Abend zu diesem Spaziergang veranlaßt, um nicht nach Hause gehen zu müssen, weil ich jetzt unter der Einsamkeit meiner Wohnung entsetzlich leide. Ich spreche mit Dir, Du hörst mich an, wir gehen Beide neben einander her, — und doch sind wir allein, Jeder von uns ist ganz allein. Verstehst Du mich?

Selig sind die Einfältigen im Geiste, sagt die Schrift. Sie haben eine Illusion des Glückes. Sie fühlen nicht unser Glend, sie irren nicht wie ich durch das Leben, ohne eine andere Freude als die selbstfüchtige Genugthuung, ohne Maß und Ziel unter der Kenntniß unserer ewigen Vereinsamung zu seufzen und zu leiden.

Du findest mich ein Bißchen verrückt, nicht wahr?

Höre mich an. Seit ich die Einsamkeit in meinem ganzen Wesen verspüre, kommt es mir vor, als säñke ich jeden Tag tiefer in einen finsternen Keller, dessen Wände ich nicht finde, dessen Ende ich nicht kenne und der vielleicht gar keinen Ausgang hat. Ich gehe darin umher, ohne daß Jemand bei mir, um mich ist, ohne daß ein lebendes Wesen mich auf diesem düsteren Wege begleitet. Dieser finstere Raum ist das Leben. Manchmal höre ich Geräusche, Stimmen, Geschrei . . . und tappend wende ich mich diesen verworrenen Lauten zu. Aber ich weiß nicht recht, woher sie kommen, ich treffe nie eine Menschenseele, ich finde in dem Dunkel, das mich umgiebt, nie eine andere Hand. Verstehst Du mich?

Hier und da hat wohl Einer diese entsetzlichen Leiden zuweilen empfunden.

So hat Muffet ausgerufen:

Wer kommt? Wer ruft mich? Niemand um mich klagt;

Die Uhr nur ist's, die mir die Stunde sagt!

Ich bin allein! O Einsamkeit! O Glend!

Doch bei ihm war es nur ein vorübergehender Zweifel und keine endgültige Gewißheit, wie bei mir. Er war Dichter und bevölkerte das Leben mit Phantomen, mit Träumen. Er war nie wirklich allein. Ich aber bin allein!

Gustave Flaubert, einer der großen Unglücklichen dieser Welt — denn er war eine ihrer hellsten Leuchten —, schrieb einst an eine verzweifelnbe Freundin die Worte: ‚Wir leben in einer Wüste. Niemand versteht uns!‘ Nein, was man auch denken, was man auch sagen, was man auch versuchen mag, nie versteht Jemand einen Anderen. Weiß die Erde, was in den Sternen vorgeht, die sich wie Feuerkdrner durch den weiten Raum ziehen und so weit von uns entfernt sind, daß wir nur einige in ihrer Helle bemerken, während die anderen im Unendlichen verloren sind und sich doch so nahe stehen, daß sie vielleicht wie die Moleküle eines Körpers ein Ganzes bilden?

Nun, eben so wenig weiß der Mensch Etwas davon, was in einem anderen

Menschen vorgeht. Wir sind weiter von einander entfernt als diese Gestirne, vor Allem aber isolirter, weil das Denken unergründlich ist.

Kennst Du etwas Schrecklicheres als die beständige Berührung mit Wesen, die wir nicht ergründen können? Wir lieben einander, als wären wir an einander geschmiebet, und doch gelingt es nie Einem, völlig im Anderen aufzugehen. Ein quälendes Bedürfniß nach Anschluß und Vereinigung peinigt uns, aber alle unsere Bemühungen bleiben fruchtlos, unsere Hingabe ist unnütz, unser Vertrauensaustausch zwecklos, unsere Umarmungen sind ohnmächtig, unsere Zärtlichkeit ist leer und eitel. Wenn wir in einander aufgehen wollen, so bewirken unsere Bestrebungen nichts weiter, als daß wir uns an einander stoßen.

Nie fühle ich mich einsamer, als wenn ich mein Herz einem Freunde öffne, denn dann verstehe ich besser als je das unübersteigbare Hinderniß. Er ist da, ich sehe seine klaren Augen auf mich gerichtet, aber seine Seele, die im Dunkel bleibt, kenne ich nicht! Er hört mir zu. Was denkt er? Ja, was denkt er? Du begreiffst diese Qual nicht? Er haßt mich vielleicht? Oder er verachtet mich? Oder er macht sich gar über mich lustig? Er denkt nach über Das, was ich ihm sage, er verurtheilt mich, höhnt mich, verdammt mich, — und hält mich für unbedeutend oder dumm. Wie kann ich wissen, was er denkt, was sich gerade jetzt in diesem kleinen runden Kopfe bewegt? Welches Geheimniß ist doch das unbekanntes Denken eines Menschen, das freie, uns ewig verdeckte Wesen, das wir weder erfahren noch leiten, nicht beherrschen und nicht besiegen können!

Und ich möchte mich doch so gern hingeben, möchte alle Thore meiner Seele öffnen, — aber es gelingt mir nicht. Im Grunde, im tiefsten Herzensgrunde behalte ich das tiefe Geheimniß meines Ich, in das Niemand dringt: Niemand kann es entdecken, weil eben Niemand mir gleich ist und weil Niemand einen Anderen versteht.

Versteht Du mich wenigstens in diesem Augenblick? Nein, Du hältst mich für verrückt! Du siehst mich prüfend an, Du hättest Dich vor mir! Du fragst Dich: ‚Was hat er denn heute Abend?‘ Aber wenn es Dir gelänge, mein gräßliches und — ach! — so feines Leiden zu errathen, dann komm und sage mir nur: ‚Ich habe Dich verstanden,‘ und Du wirst mich auf eine Sekunde vielleicht glücklich machen.

Die Frauen haben mir meine Vereinsamung noch deutlicher fühlbar gemacht! Wie habe ich durch sie gelitten, weil sie mir oft, weit häufiger als die Männer, die Illusion vorgepiegelt haben, ich wäre nicht allein!

Wenn die Liebe über uns kommt, so glaubt man, man erweitere sich. Eine übermenschliche Glückseligkeit bemächtigt sich unser. Weißt Du, warum? Weißt Du, woher diese Empfindung des ungeheuren Glückes stammt? Einzig und allein daher: weil man sich einbildet, nicht mehr allein zu sein. Die Vereinsamung, die Bemühung, einen Menschen zu suchen, scheint aufzuhören. Welch ein Irrthum! Die Frau ist von dem ewigen Bedürfniß nach Liebe, das an unseren einsamen Herzen nagt, noch mehr gequält als wir, und eben darum ist sie die große Lüge des Traumes.

Du kennst die köstlichen Stunden, die man mit einem solchen Wesen mit den langen Haaren, mit den reizenden Gesichtszügen, einem Wesen, dessen Blick

uns entzückt, verbracht hat. Welch himmlischer Rausch verwirrt unseren Geist! Welche selige Illusion führt uns in höhere Regionen!

Sie und ich, wir bilden doch nur Eins, wenn wir uns lieben, glaubst Du? Aber diese Verschmelzung zweier Seelen kommt nie, — und nach Wochen der Erwartung, der Hoffnung und der betrügerischen Freude . . . finde ich mich eines Tages plötzlich noch einsamer, als ich je zuvor war.

Nach jeder Umarmung, nach jedem Kuß wird die Vereinsamung größer. Und wie gräßlich, wie entsetzlich ist dieser Zustand!

Dann ist Alles zu Ende. Kaum erkennt man diese Frau wieder, die einen Augenblick für uns Alles gewesen ist und deren geheimstes — und zweifellos recht alltägliches Denken — wir nie kennen gelernt haben.

Selbst in den Stunden, da wir in einem geheimnißvollen Seelenakkord, in einer vollständigen Verschmelzung der Wünsche und Bestrebungen zu den tiefsten Tiefen ihres Herzens hinabgestiegen zu sein glauben, enthüllt uns ein Wort, oft nur ein einziges Wort, unseren Irrthum und zeigt uns wie ein Blitz in der Nacht die schwarze Kluft, die zwischen uns gähnt.

Und doch ist es noch das Beste auf der Welt, einen Abend bei einer Frau zuzubringen, die man liebt; ohne zu sprechen und fast vollkommen beglückt von der Empfindung ihrer Gegenwart. . . . Verlangen wir nicht mehr, denn nie werden zwei Wesen völlig in einander aufgehen.

Ich selbst habe nun meine Seele verschlossen. Ich sage Niemandem mehr, was ich glaube, was ich denke, was ich liebe. Da ich mich zu der fürchterlichen Einsamkeit verdammt weiß, so betrachte ich die Dinge, ohne je meine Meinung abzugeben. Was kümmern mich die Ansichten, die Streitigkeiten, die Vergnügungen, die Glaubensmeinungen! Da ich nichts mit Jemandem theilen kann, so interessire ich mich auch für nichts mehr. Ich habe alltägliche Phrasen als Antwort auf alltägliche Fragen und ein Lächeln, das „Ja“ sagt, wenn ich mir nicht selbst die Mühe des Sprechens nehmen will.

Begreiffst Du mich jetzt?“

Wir waren die lange Avenue bis zum Arc de Triomphe hinuntergeschritten und hatten uns dann der Place de la Concorde zugewandt, denn er hatte das Alles ganz langsam erklärt und noch vieles Andere, dessen ich mich nicht mehr erinnere, hinzugefügt.

Plötzlich blieb er stehen und streckte den Arm nach dem hohen Granitobelisk aus, der dort auf dem Pflaster von Paris stand und sein langes egyptisches Profil mitten unter den Sternen zur Schau stellte; lange betrachtete mein Freund das der Heimath entrissene Denkmal, das an der Seite in seltsamen Schriftzeichen die Geschichte seines Landes trug, und er rief:

„Siehst Du: wir sind Alle wie dieser Stein!“ Dann verließ er mich, ohne ein Wort hinzuzufügen.

War er betrunken? War er toll? War er klug? Ich weiß es noch immer nicht! Manchmal kommt es mir vor, als habe er Recht; manchmal aber glaube ich wieder, er hatte den Verstand verloren. Guy de Maupassant.



## Die Arbeitslosigkeit in der Geschichte.

**Z**u Zeiten primitiver Kultur konnten Leute, die einmal Arbeit hatten, nur selten unverschuldet außer Thätigkeit kommen. Denn die primitive Kultur ist wirtschaftlich dadurch charakterisirt, daß der Produzent in der Hauptsache den eigenen Bedarf befriedigt; dann ist aber kaum Gefahr vorhanden, daß eine größere Anzahl von Leuten aus ihrer regelmäßigen Beschäftigung geworfen wird. Um so mehr ist Dies bei entwickelterer Kultur zu befürchten, die in der Regel zur Produktion für den Verkauf führt und dadurch jeden Produzenten von der Gunst seines Konsumenten abhängig macht. Daher kannten schon die antiken hellenischen Großstädte das Uebel der Arbeitslosigkeit, wo es zumeist in der Form sich zeigte, daß durch das Aufkommen der billigen Sklavenarbeit der freie Bürger, der vom Konsumenten theure Preise verlangte, seinen Absatz verlor. So mußten bereits damals die Gemeinwesen auf Maßregeln gegen die Arbeitslosigkeit von Bürgern sinnen.

Ein System bestand darin, die überschüssigen Bürger in eroberten Ländern als Bauerngutsbesitzer anzusiedeln. Naturgemäß setzte aber die Anwendung dieses Systems eine siegreich expansive und erfolgreich kolonialisatorische Thätigkeit voraus: es konnte daher in der Hauptsache nur von Athen auf der Höhe seiner Macht (im fünften Jahrhundert) in umfassendem Maße angewandt werden. Ein anderes System bestand in sozialpolitischen Maßregeln der inneren Politik, vor Allem in großen Bauten. Es fand namentlich Anwendung: in Korinth unter dem caesaristischen Regime Perianders (circa 600 v. Chr.), in Athen unter Pisistratus (seit circa 560 v. Chr.) und dann im Zeitalter der Demokratie, zumal unter Perikles. Periander allein suchte den Urquell des Übels durch Einschränkung der mit Sklaven betriebenen Unternehmungen zu verstopfen; da sich die Durchführung dieser Maßregel als unmöglich erwies und auch die von ihm eroberten Kolonialgebiete für die Unterbringung der überschüssigen Bevölkerung nicht ausreichten, sorgte er durch öffentliche Unternehmungen, Tempel- und Kanalbauten u. s. w. für Beschäftigung Aller. Ähnliches gilt von der Regierung des Pisistratus. Und später, im Zeitalter der Demokratie, verband Perikles mit seinen großartigen Bauunternehmungen wiederum sozialpolitische Absichten. Man sieht Das klar aus Plutarchs Darstellung. „Perikles — heißt es hier (Biographie des Perikles, Kap. 12) — wollte, daß die nicht zum Kriege tauglichen Bürger und Handwerker weder von den Einnahmen (aus der Kasse des delischen Bundes) ausgeschlossen seien noch sie ohne Arbeit im Müßig-

gange erhalten sollten, und gab nun durch Ausführung großer und ansehnlicher Gebäude dem Volke alle Hände voll zu thun.“ Und weiter setzt dann Plutarch auseinander, wie direkt oder indirekt in vielen Industrie-, Handels-, Transportgewerben und sogar in Zweigen der Urproduktion eine Menge von Händen lohnende Beschäftigung erhielt.

Inzwischen war aber eine neue Art von „Arbeitslosigkeit“ zu Tage getreten: jene des städtischen Bummlers oder, mit einem modernen Ausdruck, des „Lumpenproletariers“. Die reizend schnelle Zunahme der gewerblichen Verwendung von Sklaven hatte einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt, die von nun an die gewerbliche Arbeit als unwürdig eines freien Mannes anzusehen sich gewöhnte. Diese Verachtung der gewerblichen Arbeit stand in engem Zusammenhang mit der eigenartigen hellenischen Lebensanschauung, der, nach Thales' Ausspruch, als begehrenswerthestes Ziel dünkte, daß der Mensch möglichst viel Muße habe, — natürlich, um ein der Erkenntniß gewidmetes Leben zu führen und sich selbst zum Kunstwerk auszubilden, wie der Weise meinte; aber der athenische Plebejer verstand darunter das dolce far niente des städtischen Bummlers. Dazu kam dann noch, nach den Siegen der Perserkriege, der Großmachtizel des athenischen Volkes. Der Bürgersmann hatte wenig Lust, sein Gütchen von Neuem zu kultiviren, wo Alles von Feindeshand verwüftet dalag; er zog in die Stadt und erwartete, daß der Staat die Seinen nicht verlassen würde. Und bei einer Verfassung, die das Schwergewicht der politischen Macht in die Abstimmungen der Volksversammlung legte, war kein anderer Ausweg möglich als der, daß der Staat die Arbeitslosen, so weit er ihnen nicht lohnende Arbeit zuweisen konnte, ernährte. Das konnte auf verschiedene Weise geschehen. Die dem Volke erwünschteste Methode war die Zuweisung von Grundbesitz außerhalb Attikas, wie sie auch wirklich nach Eroberungen mehrfach an Tausende von athenischen Bürgern stattfand; diese verpachteten dann gern ihre Parzellen und lebten nachher als kleine Landlords in der Weltstadt von der Pachtrente, die zwar mäßig genug war, aber unter dem griechischen Himmel für die Lazzaronibedürfnisse eines Proletariers ausreichte. Nur hätte die dauernde Anwendung dieser Politik eine von Erfolg zu Erfolg schreitende, großartig expansive Eroberungspolitik zur Voraussetzung gehabt. In Ermangelung einer solchen mußte man sich also nach anderen Arten der Versorgung der Arbeitslosen umsehen; und so kam man dazu, dem Volke, so weit es Geschworenendienste leistete, die Volksversammlung, das Theater besuchte u. s. w., einen kleinen Sold zu zahlen. Dazu kamen mitunter direkte Getreidespenden durch den Staat und regelmäßige Speisungen bei religiösen Festlichkeiten durch reiche Private. So entwickelte sich ein Zustand, bei dem ein sehr erheblicher Prozentsatz der Bürgerschaft, mitunter ganze Tausende in einer Stadt zu *hommes entretenus* herabsanken.



In Rom lagen die Dinge ähnlich, nur daß sie weit großartigere Dimensionen annahmen. Auch hier konnte sich der Kleinbauer nicht halten, weil er durch die häufigen Feldzüge in der Bestellung seines Acker gestört und überdies noch durch die Konkurrenz des billigen sizilischen Getreides erdrückt wurde. Anders stand es um die Latifundien mit Sklavenbetrieb, denn die Kosten der Sklavenarbeit waren auf ein Minimum reduziert, wo der Sklave so billig zu bekommen und zu ersetzen war. So sammelten sich in Rom durch die Proletarisierung der kleinen Bauern arbeitlose Massen an, die bald gänzlicher Verkommenheit anheimfielen, für Jeden zu haben waren, der Etwas zu bieten hatte, und den römischen Caesaren „panem et circenses“ ablockten. Es handelte sich also wieder um die Ernährung eines großstädtischen Pöbels aus der Staatskrippe. Eine eigentliche Arbeitslosigkeit unter den Sklaven konnte es dagegen nicht geben, — einfach in Konsequenz der antiken Anschauungen über das Sklaventhum, die dem Besitzer der Sklaven gestatteten, ihre Vermehrung ganz nach Bedürfnis zu reguliren. In den späteren Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit trat übrigens die entgegengesetzte Erscheinung zu Tage, der Mangel an Arbeitern, da in Folge der unglücklichen äußeren Politik die Zufuhr von Sklaven stockte und auch innerhalb des immer mehr verfallenden Reiches die Bevölkerung abnahm.

Im Mittelalter konnte Jahrhunderte lang ein Problem der Arbeitslosigkeit nicht auftauchen. Denn thatsächlich war hier bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein für Jeden, der fähig und willig zur Arbeit war, Gelegenheit, sich zu bethätigen: Land war in Menge da für bäuerliche Ansiedler und noch weit größer war die Erwerbsgelegenheit in den Neubegründeten und rasch aufblühenden Städten. Schließlich aber hatte die starke Bevölkerungszunahme den Bedarf an Arbeitskräften gedeckt und die überall ein- und durchgeführte Zunftverfassung, welche die Zahl und Größe der Betriebe beschränkte, mußte jene Arbeiter, die in den Zünften kein Unterkommen fanden, in eine sehr prekäre Lage versetzen: hier wurden sicherlich Jahr für Jahr Tausende in unverdiente Arbeitslosigkeit und Noth gestoßen und gingen dann in Vagabundenthum und Bettel elendiglich zu Grunde. Denn die damalige Gesetzgebung kannte, wegen der mangelhaften volkswirtschaftlichen Einsicht der Zeit, im Wesentlichen nur den Unterschied zwischen arbeitsfähigen und arbeitsunfähigen Bettlern und bestrafte die ersten, gleichgiltig, welches die Gründe der Arbeitslosigkeit waren, mit Gefängniß, Pranger und Auspeitschung. Trotzdem konnte für die mittelalterliche Gesellschaft aus der Arbeitslosigkeit keine Gefahr, keine „soziale Frage“ entstehen. Denn die mittelalterliche Wirthschaftsverfassung sicherte der Gesellschaft durch die Stabilität von Produktion und Absatz und durch ihre anderen Institutionen einen breiten, soliden Mittelstand und (in

den zünftigen Gesellen) eine in ihrer Existenz unbedingt gesicherte Arbeitermasse, so daß ein festes, unerschütterliches Fundament geschaffen war.

In der Neuzeit nun, wo die Zunftverfassung abgeschafft worden und die Gewerbefreiheit überall zum siegreichen Durchbruch gelangt ist, hat das Uebel nie geahnte Dimensionen angenommen und sich zu einem immer schwierigeren und komplizierteren Problem gestaltet. Die Ursache liegt in den ungünstigen Konjunkturen und den durch sie herbeigeführten Katastrophen, den Krisen. Diese bestehen im Wesentlichen in der Unmöglichkeit, entweder die produzierten Waarenmassen auch nur annähernd zu den bisherigen Preisen abzusetzen oder überhaupt das Gewerbe im alten Umfange produktiv fortzusetzen. Die Verkäufer, Fabrikanten und Kaufleute, erleiden schwere Verluste, machen vielleicht Bankerott, — jedenfalls muß die Produktion eingeschränkt werden und Tausende von Arbeitern kommen schuldlos außer Stellung. Solche Krisen sind als typische Erscheinung erst in der modernen Zeit möglich geworden, wo die Produktion für den Weltmarkt oder für unbekannte Käufer vorherrscht, statt — wie früher — für die Lokalität und ihr genau bekanntes und feststehendes Bedürfnis. Da zudem jeder Unternehmer unabhängig vom anderen produziert, können über die Größe der rentablen Produktion leicht Irrthümer entstehen. Jeder Grund nun, der in irgend einem Gewerbe die Nachfrage rasch sinken oder die Produktion über die — zur Deckung der Kosten bereite — Nachfrage hinaus rasch steigen läßt, ruft naturgemäß einen Preissturz und eine Absatzkrise hervor. Diese Krisen sind dann theils spezielle, die einzelne Branchen heimsuchen, theils allgemeine, die Handel, Gewerbe und Industrie in ihrer Gesamtheit verwüsten und manchmal sogar international auftreten. Den Krisen der letzten Art geht eine allgemeine Preissteigerung voraus, die überall Vertrauen auf die günstigen Konjunkturen des Marktes erzeugt und dadurch eine fieberhafte Anspannung der Produktion veranlaßt. Die Spekulation thut überdies das Ihrige, um Produzenten und Publikum in immer wachsende Sicherheit zu wiegen. In einem bestimmten Moment ist schließlich die aufgestapelte Produktenmasse zu groß geworden, um noch zu guten Preisen abgesetzt werden zu können, und so bricht das Ungewitter los. Und jetzt wird die Panik so allgemein, wie es früher das Vertrauen gewesen war. Die Folgen sind dann natürlich: „ein rasches Sinken aller Waarenpreise, die noch vor Kurzem so lohnend waren; eine bis zur Entwerthung gehende Werthverringerung der produktiven Vermögen; eine fast allgemeine Unmöglichkeit, eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen; zahllose Bankerotte oder Zahlungseinstellungen; zeit- oder theilweise Beschränkung oder Einstellung der Produktion; Brotlosigkeit von Tausenden von Arbeitern. Das sind die in rascher Folge und Wechselwirkung sich äußernden Symptome von Erscheinungen, die das Kapital bezimern und dem Arbeiter auch noch

seine Lumpen rauben. Wenn dann am Ende solcher Vernichtungsszenen die Nationalökonomie ihre Toten zählt, so rechnet sie den Ruin der Kapitalisten nach Millionen Werthen und den der Arbeiter nach tausend und abertausend Familien, die sich niemals wieder in ihren Kellern und unter ihren Dächern aus ihrem Elend aufzuraffen vermögen" (Robbertus).

Hiermit ist jedoch erst der Charakter der akuten Krisen gekennzeichnet: von nicht geringerer Bedeutung für unser Jahrhundert sind aber die schleichenden Krisen, die sich vornehmlich im Anschluß an die in vielen Branchen stattfindende Verdrängung des Handwerks und der Hausindustrie durch die Fabrikindustrie entwickeln: die technisch weniger vollkommene Betriebsart wird unproduktiv und ihre Arbeiter werden gewöhnlich nur zum Theil von den aus dem Konkurrenzkampfe siegreich hervorgehenden Betrieben übernommen. Eine ähnliche Gefahr der schleichenden Krise liegt für alle Exportindustrien eines Landes in der — sich oft realisirenden — Möglichkeit, daß die fremdländische Konkurrenz erstarkt.

Die Folgen einer jeden Krise für den Arbeiterstand sind furchtbar. Je nach dem Charakter der Krise werden Tausende oder Zehntausende fleißiger Arbeiter brotlos und fallen der entehrenden und oft noch dazu unzureichenden Armenpflege anheim. Dauert die Arbeitslosigkeit längere Zeit, so gewöhnen sich viele Arbeitslose an den Müßiggang, werden arbeitscheu, verkommen und sinken schließlich häufig ins Verbrechertum hinab. Und falls der Arbeitslose Familie hat, macht dann sein Kind oft genug schon im elterlichen Hause die Schule der Unsitlichkeit und des Verbrechens durch.

Neben der mit der Ungunst der Konjunkturen zusammenhängenden und darum unregelmäßig auftretenden Beschäftigungslosigkeit giebt es dann noch eine regelmäßig kommende und vorübergehende Arbeitslosigkeit: die Saison-Arbeitslosigkeit. „Ist die Arbeitsaison kurz, wie z. B. bei der Spiritusbrennerei oder Zuckergewinnung, so macht es sich ganz von selbst, daß die Arbeiter für den größeren Rest des Jahres einer anderen Beschäftigung obliegen" (Eduard von Hartmann in der „Zukunft“, 1893). Hier wird daher die Arbeitslosigkeit mehr eine Ausnahmeerscheinung sein. Dauert dagegen die Saisonarbeit längere Zeit, wie z. B. bei den Baugewerben, so wird der Arbeiter während der Zeit der Beschäftigungslosigkeit nur schwer in einem anderen Gewerbe ein Unterkommen finden. Er ist daher darauf angewiesen, während der Dauer seiner Beschäftigung so viel zurückzulegen, daß er in den Zeiten der Verdienstlosigkeit von seinen Ersparnissen leben kann. Leider sind die meisten Saisonarbeiter zu unwirtschaftlich, um hier ausreichend vorzusorgen: sie gerathen daher bald in eine recht schlimme Lage, aus der sie erst der Wiederbeginn der Saisonarbeit befreit.

Schließlich muß noch eine fernere wichtige Ursache der modernen Arbeit-

losigkeit berührt werden, die gewöhnlich übersehen wird: die in allen Ländern (mit Ausnahme von Frankreich) erfolgte rasche Bevölkerungvermehrung. Man vergesse nicht, daß die Bevölkerung sich in manchen Ländern binnen hundert Jahren verfünffacht hat und daß ein immer kleinerer Prozentsatz des Zuwachses in der Urproduktion sein Unterkommen findet. Die Mehrheit der Hinzukommenden muß also in der Hauptsache regelmäßig in den gewerblichen Berufen untergebracht werden, und Das erfordert einen schwierigen Verteilungsprozeß der Menschen über das ganze Land, bei dem schließlich entweder die neuen Kräfte oder aber ältere Arbeiter überschüssig und überflüssig werden.

Danach ist es nur natürlich, daß die Arbeitslosigkeit im politisch-sozialen Leben des neunzehnten Jahrhunderts eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Bei fast allen Revolutionen wirkte die Arbeitslosigkeit als treibende Kraft mit: 1830 waren es in Paris Arbeitlose, die den Straßenkampf begannen; das Jahr 1848 folgte auf eine Weltkrise und eine überall schlecht gerathene Ernte; der pariser Juniaufstand war ausschließlich eine Rebellion der Arbeitlosen; und die pariser „Commune“ von 1871 stand im engsten Zusammenhang mit der Beschäftigungslosigkeit der Kleinbürger und Arbeiter. Und neuerdings haben schon allenthalben — von der Themse bis zur Donau und von der Spree bis zum Manzanares — Krawalle und Demonstrationen Arbeitloser stattgefunden.

Unter solchen Umständen mußte die Entwicklung der neuen sozialen Ideen von der modernen Gestaltung des Problems der Arbeitslosigkeit wesentlich beeinflusst werden. Es ist die erste Arbeitlosennoth unseres Jahrhunderts (1817) gewesen, die Owen und Sismondi bewogen hat, dem Individualismus den Rücken zu kehren. Und seitdem steht bei allen bedeutsamen sozialistischen und sozialreformatorischen Systemen die Lösung jener Frage im Vordergrund. Als Beispiel sei das jetzt herrschende sozialistische System von Karl Marx genannt, das den weltgeschichtlichen Fortschritt ausschließlich an die Lösung der Arbeitlosenfrage anknüpft. Danach basiert nämlich jede Gesellschaft, in der es herrschende und beherrschte Klassen giebt, darauf, daß der Sklave die ganze Gesellschaft ernähre; während die moderne Gesellschaft in Folge von Krisen und Arbeitslosigkeit dazu gelange, ihre Sklaven ernähren zu müssen. Folglich negire sie sich selbst, steuere also auf einen unhaltbaren Zustand hin und treibe dadurch über sich hinaus in das Reich der neuen Gesellschaft.

So bricht sich immer mehr die Erkenntniß Bahn, daß in der Arbeitslosigkeit ein furchtbar drohendes Gebrechen der Gesellschaft vorliegt, zu dessen Heilung ein großes Reformwerk vollbracht werden muß; in einem zweiten Auffas soll nun Richtung und Art dieses Reformwerkes näher betrachtet werden.

Basel.

Professor Georg Adler.



## Das Versehen.

### 1. Die Phänomene.

Die Frauen haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern behauptet, daß heftige Eindrücke, die sie in der Periode der Schwangerschaft erfahren, auf das in der Bildung begriffene Kind sich fortpflanzen und dessen physische wie psychische Beschaffenheit bestimmen können. Die Stubengelehrten haben von je her die Möglichkeit eines solchen Einflusses bestritten, da keine Nervenverbindung zwischen Mutter und Fötus vorhanden sei, sondern nur die durch die Blutgefäße der Nabelschnur. Da nun aber die Stubengelehrten niemals in interessante Umstände kommen, so haben wir allen Grund, im Punkte des Versehens mehr den Frauen zu glauben als den Männern, der Erfahrung mehr zu trauen als dem apriorischen Urtheil.

Dieser Widerstreit zwischen Theorie und Erfahrung muß naturgemäß am Meisten innerhalb der ärztlichen Kreise zur Geltung kommen; denn vermöge seiner Studien wird der Arzt besonders leicht zur apriorischen Negation neigen, vermöge seines Berufes aber kann er eben so leicht der Thatsache des Versehens begegnen. Es ist daher ganz natürlich, daß gerade bei den Ärzten die Ansichten schroff gegenüberstehen; die Einen glauben, die Andern verwerfen. Förster nennt das Versehen „ein altes Vorurtheil, von dem nur mehr die Köpfe der Hebammen und alten Weiber männlichen und weiblichen Geschlechtes voll sind“<sup>1)</sup>; Andern dagegen ist das Versehen eine ganz unbestreitbare Thatsache, der sie in ihrer Praxis häufig begegnet seien. In der „Berliner Klinik“<sup>2)</sup> ist diese ganze Zerfahrenheit der Meinungen medizinischer Kreise über das Versehen zusammengestellt.

Gerechtfertigt ist das Bedenken der Gegner: Nervenverbindungen führen zwar aus dem cerebrospinalen System bis in den Uterus, aber der von Blutgefäßen durchzogene Mutterkuchen vermittelt nur den Blutaustausch zwischen Mutter und Leibesfrucht, eine Nervenverbindung besteht aber zwischen diesen nicht. Soll trotzdem das Versehen möglich sein, so muß der Blutaustausch zwischen Mutter und Fötus dafür genügen. Es ist nun aber wiederum natürlich, daß dieses Genügen zuerst von jenen Ärzten eingesehen wurde, die sich mit animalischem Magnetismus beschäftigt haben, und daß sie eben diesem Gebiete die Erklärung des Versehens entnahmen. So sagt z. B. Hufeland, wenn die Gedankenübertragung zwischen Magnetiseur und Somnambulen sich bestätigen sollte, so würde sie den schwerlich ganz abzuleugnenden Veränderungen, welche die Phantasie schwangerer Frauen auf den Fötus hervorbringt, zu vergleichen sein.<sup>3)</sup> Die Verbindung zwischen dem Magnetiseur

<sup>1)</sup> Förster: Die Mißbildungen des Menschen. 2. — <sup>2)</sup> September 1892. —

<sup>3)</sup> Hufeland: Ueber Sympathie. 118.

und dem Somnambulen ist eine odische, und da das Blut einen ganz bedeutenden Odegehalt hat, so genügt Blutaustausch vollständig für eine odische Verbindung zwischen Mutter und Fötus. Sie findet ja sogar statt bei bloßer Anlagerung organischer Theile: die bloße Berührung eines Dritten durch den Magnetiseur bringt jenen Dritten in Rapport mit dem Somnambulen. Wenn also eine odische Verbindung sogar zwischen getrennten Individuen möglich ist und ein solidarisches Verhältniß, das bis zur Gedankenübertragung geht, zwischen ihnen eintritt, so ist ein solches wahrlich noch leichter zwischen Mutter und Fötus. Wir begegnen dieser Solidarität überall, wo eine odische Verbindung nachweisbar ist: im magnetischen Rapport, in der Hexerei, im Gegenzauber, in der sympathetischen Kur, in der exteriorisirten Sensibilität, die den mittelalterlichen Paracelsisten bekannt war und worüber in neuester Zeit Rochas Entdeckungen von umwälzender Bedeutung gemacht hat.<sup>1)</sup> In allen diesen Fällen findet Solidarität statt auf Grund odischer Verbindung ohne jegliche Nervenverbindung. Dies ist nun auch zwischen Mutter und Fötus der Fall, und da die Somnambulen, weil ihnen die odischen Verhältnisse, in die wir eingetaucht sind, bewußt werden, auch am Besten Bescheid darüber geben können, so ist es gewiß erwähnenswerth, daß eine Somnambule, über das Versehen befragt, die Antwort gab: „Das Verhältniß zwischen Mutter und Kind ist das zwischen dem Magnetiseur und der Magnetisirten.“<sup>2)</sup>

Das Versehen steht also in der Mitte zwischen der bekannten Sympathie getrennter Organe des selben Körpers und der Fernwirkung getrennter Individuen. Es gehört zur magnetischen Magie, insofern als ein magnetischer Rapport zwischen Mutter und Fötus besteht, vermittelt durch odischen Austausch, der keiner Nervenleitung bedarf. Es gehört aber auch zur hypnotischen Magie, insofern als die Erregungursache des Versehens eine Objekt suggestion ist, eine mit großer Plötzlichkeit und Intensität auftretende, also dominirende Vorstellung, die sich dem Bewußtsein der Mutter einprägt und odisch auf den Fötus fortpflanzt. Solche plötzlichen Vorstellungen, die das ganze Bewußtsein ausfüllen, wirken besonders dann sehr stark, wenn sie von großem Gefühlswerth sind und von Erstaunen oder Erschrecken begleitet werden. Eine Wirkung des Geistes auf die Materie: Das ist das allgemeine Merkmal aller Magie, und wenn wir sehen, daß beim Versehen diese Wirkung unwillkürlich, als natürliches Muster magischer Thätigkeit, eintritt, so muß uns Das sehr geneigt machen, auch an eine willkürliche Magie zu glauben, da es sich bei ihr nur darum handelt, die Natur durch die Kunst nachzuahmen. Der moderne Hypnotismus läßt uns davon schon Einiges erkennen. Wer an die Suggestion glaubt, kann in der That das

<sup>1)</sup> Rochas: l'Extériorisation de la sensibilité. — <sup>2)</sup> Mittheilungen aus dem Schlafleben der Auguste R. 337.

Versehen nicht wohl bezweifeln, und wer an den animalischen Magnetismus glaubt, dem bietet sich von selbst das Ob zur Erklärung nicht nur des Versehens, sondern aller unwillkürlichen wie willkürlichen Magie. Im animalischen Magnetismus erkennen wir das Ob als den materiellen Träger der Lebenskraft und des organischen Bildungstriebes; in der Suggestion erkennen wir es als den Träger des Gedankens. Da nun die odische Verbindung zwischen Mutter und Fötus den Fötus in die Lage versetzt, an dem physiologischen wie psychischen Leben der Mutter theilzunehmen, muß das Versehen in der physiologischen wie psychischen Sphäre möglich sein.

Uebersichten wir die Phänomenologie des Versehens, so werden wir finden, daß es durchaus kein isolirtes Phänomen ist, sondern nur ein Spezialfall magischer Wirkung der Phantasie auf den Körper, die beispielsweise auch bei der Stigmatisirung eintritt. Auch das Versehen ruft ein Stigma hervor, aber nicht an dem Leibe der Mutter, sondern an dem des Fötus, und zwar meistens so, daß der Eindruck, den die Mutter an einem bestimmten Körperteil erfährt, am korrespondirenden Körperteil des Fötus das Stigma entstehen läßt, das nach der Geburt zu Tage tritt. Weil es aber auf den Grad ankommt, in dem die Phantasie der Mutter erregt wird, so liefert plötzlich Erschrecken die meisten Beispiele des Versehens. Van Swieten wollte einst von dem Nacken eines schönen Mädchens eine Raupe hinwegnehmen, sie bat ihn aber lachend, sie sitzen zu lassen; sie trage sie zeitlebens. Bei genauerem Hinsehen entdeckte er ganz deutlich die schönen Farben und emporstehenden Haare der Raupe. Die Mutter des Mädchens erzählte nun, es sei ihr, als sie mit diesem Kinde in der Hoffnung war, eine Raupe auf den Nacken gefallen, die sie nur mit Mühe hätte losreißen können.<sup>1)</sup> Dies sind nun die deutlichsten Fälle des Versehens, wenn eine schreckhafte Objektsuggestion der Mutter das organische Abbild des Objectes am Leibe des Fötus hervorruft, und gerade diesen Glauben finden wir bei den Frauen aller Völker und aller Zeiten.<sup>2)</sup> In dem ältesten Berichte dieser Art finden wir sogar schon die experimentelle Verwerthung dieser Erfahrung, indem Jakob seine Schafe an den gestreiften Stäben sich versehen ließ, die er in das Wasser legte, aus dem sie tranken.<sup>3)</sup> Der Glaube an das Versehen mußte aber naturgemäß immer gleichen Schritt halten mit dem Glauben an die Macht der Phantasie über den Körper, und eben weil man früher darin sehr weit ging, war man auch in Bezug auf das Versehen wenig skeptisch. Dem Heiligen Augustinus, Avicenna, Galenus galt es als Thatsache.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Swieten: Kommentar zu Boerhave. III. 406. — <sup>2)</sup> Ploß: Das Weib in Natur und Völkerverkunde. I. 504. — <sup>3)</sup> 1. Moses 30, 27—43. — <sup>4)</sup> Augustinus: de Civ. Dei XVIII. c. 5. Avicenna: de animal. I. 5. Galenus: de Theriaca. —

Paracelsus sagt: „Die Imagination einer schwangeren Frauen ist so groß, daß sie in der Schöpfung den Samen aus der Frucht in ihren Leib in mancherlei Weg transmutiren mag, denn ihre inwendige Astra gehen so stark und kräftig auf ihre Frucht, daß sie eine Impression und Influenz geben.“<sup>1)</sup> Er weiß es aber auch, daß es meistens Objektsuggestionen sind, die das Versehen verursachen: „Furcht, Schrecken und Gelust ist die fürnehmste Ursache, daraus Imagination entsteht.“<sup>2)</sup> Van Helmont sagt, was aber schwerlich in dem von ihm vermutheten Sinne zu erklären sein dürfte: „Eine schwangere Frau kann mit ihrem Gelüste an ihrem Kinde eine Kirschke zu Weg bringen an dem Ort und Glied, wo sie zur Zeit ihres Gelüstes mit der Hand hingreift. Ich sage, eine rechte Kirschke von Fleisch, welche grün, blaß, gelb und roth wird nach den Jahreszeiten, wenn die Kirschken an den Bäumen reif werden. Eine solche Kirschke wird an dem selben Menschen eher roth werden, wenn er in Spanien ist, als wenn er sich in den Niederlanden aufhält.“<sup>3)</sup> Eben so wird das Versehen vertheidigt vom Kanzler Digby<sup>4)</sup>, von Bartholin, Sennert, Peter von Castro, Schenk, Kerkring, Salmuth, Fienus, der besonders ausführlich davon handelt.<sup>5)</sup>

Montaigne spricht von einem Mädchen, das ganz haarig geboren wurde, weil seine Mutter am Fuß ihres Bettes ein Bild Johannis des Täufers aufgestellt hatte.<sup>6)</sup> Eben so sah in neuerer Zeit Professor Liébault ein Mädchen, dessen Haut von kleinen braunen, haarigen Flecken verunziert war, die viele Aehnlichkeit mit einem Tigerfell zeigten; ihre Mutter war, bevor sie sie gebar, beim Anblick eines Tigers heftig erregt worden. Der Philosoph Malebranche erzählt, daß eine schwangere Frau bei der öffentlichen Kanonisationfeier des Heiligen Pius dessen Bildniß so scharf betrachtete, daß sie hernach einen Knaben gebar, der diesem Heiligen vollkommen gleich. Das Alter war dem Gesichte aufgeprägt, nur daß der Bart fehlte. Seine Arme waren auf der Brust kreuzweise übereinander gelegt, seine Augen gegen den Himmel gerichtet und er hatte eine außerordentlich kleine Stirn, entsprechend der Verkürzung der Stirn des in die Höhe blickenden Heiligenbildes. Sogar die herabhängende Mütze zeigte sich auf der Schulter, und dort, wo sie mit Edelsteinen verziert war, zeigten sich runde Flecken. Ganz Paris konnte sich von der Sache überzeugen, weil das Gebilde in Spiritus aufbewahrt wurde.<sup>7)</sup>

Die Beispiele aus neuerer Zeit bestätigen ebenfalls, daß das Versehen

<sup>1)</sup> Paracelsus I. 882 (Huser). — <sup>2)</sup> II. 910. — <sup>3)</sup> Van Helmont: *Archaeus faber.* § 5. De peste c. 11. § 2. Von den Krankheiten Tract. 54 c. 14. § 12. c. 15, § 133—135. — <sup>4)</sup> Digby: *Eröffnung unterschiedlicher Heimlichkeiten der Natur.* 60. — <sup>5)</sup> Fienus: *de viribus imaginationis.* — <sup>6)</sup> Montaigne: *essais* XX. 1. — <sup>6a)</sup> Liébault: *le sommeil provoqué* 177. — <sup>7)</sup> Malebranche: *recherche de la vérité* II. c. 7. —



meistens durch plötzliche und schreckende Objektuggestionen verursacht wird. Zahlreiche Fälle hat Wüstnei zusammengestellt.<sup>1)</sup> Eine seit Kurzem verheirathete Frau, als sie im Garten Erbsen auskühlte, sprang plötzlich empor und griff erschreckt nach ihrem Unterleib, wobei ein Blattkäfer zu Boden fiel, der an ihr hinaufgekrochen war. Es blieb ein brennender Schmerz an jener Stelle zurück und sie gebar ein Mädchen, das an der gleichen Stelle das deutliche Abbild eines Käfers nach Form und Farbe hatte. (70.) Eine Frau, plötzlich aus dem Schlaf erwachend, hielt die durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen für den Brand des Nachbarhauses. Sie gebar einen Knaben, dessen linke Kopfseite fast ganz von einem Feuermal bedeckt war. (83.) Eine andere Frau, die an den dunkelblauen Händen eines Färbers erschrak, so daß ein Zittern in den Füßen sie befiel, gebar einen Knaben, dessen beide Hände blau waren. (86.) Eine Bäuerin, die sich in Messeln gesetzt hatte, verbrannte sich und durch Kraxen führte sie eine örtliche Entzündung herbei. Bald darauf gebar sie einen Knaben, der an der gleichen Stelle zahlreiche Brandbeulen hatte. (72.) Eine Frau, in die Gaststube tretend, wo ein Mohr auf der Streu lag, erschrak über den schwarzen kraushaarigen Kopf und gebar einen Knaben, dessen Haar eben so schwarz und kraus war. (88.) Eine Frau, der man eine überreife Himbeere an die Schläfe warf, so daß sie kleben blieb und man den Saft abwischen mußte, gebar ein Mädchen, das an der Schläfe das Mal der Himbeere nach Form und Farbe hatte. (94.) Ein Gärtner, auf einer Leiter stehend, brach Trauben und es entfiel ihm eine auf die Stirn seiner unten stehenden Frau. Sie gebar ein Mädchen, das auf der Stirn einige den Weintrauben ganz ähnliche Erhöhungen zeigte. (98.) Eine Frau ließ einen mit der Gabel angespießten Schinken in die kochende Brühe fallen, die ihr gegen die Augen spritzte. Der Knabe, den sie gebar, zeigte im Gesicht die rothen Bläschen, welche die Mutter davongetragen hatte. (101.) Eine Frau, über das Feld gehend, hörte einen Schuß, und da gleich darauf ein Hase an ihr vorüberlief, bemerkte sie, daß er eine blutende Spur hinterließ. Um Gewißheit zu erhalten, besühlte sie die Spur und fand Blut an ihren Fingern. Dann legte sie sich an einem Zaune nieder und schlief ein, bis sie von einem Krabbeln auf der Haut erwachte und eine lebendige Schlange wahrte, die sie fortzuschleuderte. Sie gebar einen Sohn, der am Schenkel das Abbild einer Schlange und an den Fingerspitzen der rechten Hand blutrothe Erhabenheiten zeigte. (112.) Eine Frau suchte bei einem Gewitter Schuß in den Garben des Feldes. Als ihr eine Maus am Leibe krabbelte, schlug sie mit beiden Händen nach der Stelle, so daß die Maus tot herabfiel. Sie gebar ein Mädchen, das an der gleichen Stelle das Bild einer Maus und blutrothe Streifen hatte. (116.)

<sup>1)</sup> Wüstnei: Versuch über die Einbildungskraft der Schwangeren.

Unzer erzählt, daß das Kind einer Dame die Blattern hatte, die auf der Stirn einen großen rothen Fleck zurückließen. Als sie wieder in Hoffnung war, hütete sie sich vor dem Anblick ihres Kindes, sah es aber doch einmal von ungefähr und gebar Zwillinge, die Beide auf der Stirn und Nase eben solche Flecken hatten.<sup>1)</sup> Dr. Brandis sah, daß der Sohn seines Patienten in beiden Ohrkläppchen Löcher hatte, die aber wieder verwachsen zu sein schienen und rings geröthet waren. Der Vater, die Mutter und alle Hausgenossen versicherten, der Knabe sei so auf die Welt gekommen; die Mutter, als sie mit ihm in der Hoffnung war, hatte ihrer ältesten Tochter Ohrlöcher bohren lassen, weil man ihr ein schmerzloses Verfahren anempfohlen hatte. Die Tochter schrie aber jämmerlich und die Mutter war darüber heftig erschrocken. In einer anderen Familie fand Brandis einen Knaben mit einer sehr glücklich operirten Hasenscharte. Die Lippe war durch eine Narbe zusammengefügt und auf beiden Seiten waren Narben von Nadeln. Als er wissen wollte, wer diese schöne Operation gemacht habe, erfuhr er, daß die Mutter, als sie das Kind trug, zu einem Nachbarn gerufen wurde, wo der Wundarzt eben dessen Sohn an einer eben solchen Scharte operirte. Sie erschrak heftig über die blutende Lippe und die silbernen Nadeln und das Mal übertrug sich auf ihr Kind.<sup>2)</sup> Johann Gottlieb Krüger sagt: „Ich selbst kenne Jemanden, der in dem einen Auge das Bild einer Fliege mit einem Flügel, in dem anderen Auge den anderen Flügel hat. Der Ursprung davon ist dieser, daß sich der Mutter während der Schwangerschaft eine Fliege aufs Auge gesetzt hat, die sie mit der Hand totgeschlagen und den einen Flügel, der durch das Schlagen losgegangen und an der Hand kleben geblieben war, in das andere Auge gewischt hat.“<sup>3)</sup> Eine Frau, die mit der Stirn auf einem Kaninchenfell eingeschlafen war, trat nach dem Erwachen vor den Spiegel, fand die Stirn auf der aufgelegenen Seite geröthet, in Schweiß und mit daran klebenden Haaren des Felles. Als sie von einer dazu kommenden Nachbarin auf die Möglichkeit des Versehens aufmerksam gemacht wurde, war sie von da ab von der Angst vor einem solchen Male verfolgt. Sie gebar ein Mädchen mit einem dunkelbraunen und behaarten Mal auf der Stirn.<sup>4)</sup> In diesem Falle würde vielleicht die Objektsuggestion zum Versehen nicht hingereicht haben, wäre sie nicht von der dauernden Autosuggestion verstärkt worden.

Die Aehnlichkeit des Stigmas mit der Erregungursache wird um so größer sein, je heftiger der Eindruck ist. In Italien verirrete sich einst in einen Ballsaal eine Fiebermaus, die von den erschreckten Damen mit Sacktüchern abgewehrt wurde. Als sie sich auf die Schulter einer Dame niederließ, fiel diese in Ohnmacht. Bald darauf gebar sie eine Tochter, die auf

<sup>1)</sup> Unzer: Der Arzt. VII. 399. — <sup>2)</sup> Brandis: Ueber psychische Heilmittel und Magnetismus. 54. — <sup>3)</sup> Krüger: Physik. II. c. 23. — <sup>4)</sup> Wästm. 99.

der Schulter das erhabene Abbild einer Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln hatte. Nichts fehlte daran: das graue Haar, die Klauen und die Schnauze hoben sich von der weißen Haut ab, so daß das Mädchen, als es erwachsen war, genöthigt war, die Schultern beständig bedeckt zu halten.<sup>1)</sup> Als 1815 die Oesterreicher nach Frankreich kamen, machte der Anblick des Doppeladlers auf den flatternden Fahnen einen solchen Eindruck auf eine Frau, daß ihr bald darauf geborenes Kind das Mal davon auf dem Rücken trug.<sup>2)</sup> Der Staatsrath Charrel sagt, er habe selbst bei einem Fest in Saint Cloud ein siebenzehnjähriges Mädchen gesehen, in deren blauen Augen, auf beide vertheilt, rund um den Augapfel die Worte Napoléon Empereur zu lesen waren. Der Bericht wird ergänzt von Pfnor, der sagt, die Mutter des Mädchens habe während der Schwangerschaft ihre letzte Goldmünze, als sie sich von ihr trennen mußte, schmerzlich betrachtet.<sup>3)</sup>

Aber nicht bloß plötzliche und heftige, sondern auch schwächere Eindrücke, wenn sie dauernd sind, können das Versehen herbeiführen. Liébault erzählt, daß ein Weinbauer täuschend dem Patron seines Dorfes ähnlich sah, wie dieser in der Kirche abgebildet war. Seine Mutter hatte während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft die Idee, daß ihr Kind diesem Heiligen ähnlich sein würde.<sup>4)</sup> Eine Frau, die gewohnheitmäßig am Ofen einschlief, fühlte sehr oft beim Erwachen einen Schmerz an der angeprückten Stelle der Stirn. Sie gebar Zwillinge, die Beide an der Stirn einen länglichen Eindruck, wie von der Kachelfuge herrührend, hatten.<sup>5)</sup> Im Jahre 1865 wurde zu Brien der Kaufmann Wienskowitz und seine Pöchin ermordet und beraubt. Der größte Theil des Geldes fand sich bei der Geliebten des als Thäter verhafteten Arbeiters Siemer. Als diese gefesselt wurde, legte man ihr um das Handgelenk einen drei Finger breiten eisernen Ring, von dem eine Kette bis zum Fußgelenk herabhäng. Dies machte auf das nur der Hehlerei schuldige Mädchen den tiefsten Eindruck. Im Jahre darauf gebar sie ein Mädchen, das am Handgelenk einen genau abgegrenzten braunen Ring zeigte, der dem im Gefängniß getragenen ganz ähnlich war. Das Kind wurde etwa ein Jahr alt und behielt das Mal bis zu seinem Tode.<sup>6)</sup> Kerner erzählt, daß seine Schwester Ludowika, an einen Geistlichen verheirathet, in der Periode, da sie guter Hoffnung war, vielen Umgang mit der Tochter des Professors Maier pflog, die ein schwarzes und ein braunes Auge hatte, und dieses Naturspiel ging auf das Kind von Kerners Schwester über.<sup>7)</sup> Es bleibt sich natürlich

<sup>1)</sup> Frarière: Education antérieure, 17 — <sup>2)</sup> Du Potet: Journal du magnétisme, XIX, 546. — <sup>3)</sup> Charrel: Psychologie physiologique 350. Spinz, VII, 302. — <sup>4)</sup> Liébault: Le sommeil provoqué, 175. — <sup>5)</sup> Büstnei, 108. — <sup>6)</sup> Sommerbrodt in der Wiener medizinischen Presse, 1870. — <sup>7)</sup> Kerner: Silberbuch aus meiner Knabenzeit, 158. —

gleich, ob solche dauernden Eindrücke durch ein reales Objekt erregt werden oder durch Autosuggestion. Einen Fall der letzten Art kenne ich selbst. Eine äußerst fromme Dame hatte den sehnlichsten Wunsch, einen Sohn zu gebären, um ihn dem Priesterstande weihen zu können, und machte ein darauf bezüglichen Gelübde. Als erstes Kind wurde ihr ein Sohn geboren, der eine förmliche Tonsur, nach Art der katholischen Geistlichen, am Kopfe trug, und — wie ich mich selbst überzeugt habe — noch jetzt als Erwachsener trägt, trotzdem der übrige Haarwuchs noch ganz normal ist und der Durchmesser der Tonsur etwas verringert ist. Der junge Mann erklärte sich bereit, mir Aufzeichnungen seiner Eltern über das geschehene Gelübde beizubringen. Du Potet erwähnt eine Frau, die in der interessanten Periode das beständige Gelüsten hatte, Kaffeebohnen zu kauen, und dabei häufig die Angst aussprach, das Kind könnte davon ein Mal bekommen. Sie gebar einen Knaben, der es in der That auf der rechten Wange trug.<sup>1)</sup>

Die intensivste Wirkung zeigen die eigentlichen Mißgeburten, die freilich nicht alle auf Versehen zurückzuführen sind, sondern auch durch intrauterine Erkrankungen des Fötus herbeigeführt werden können. Sieboldt berichtet: Eine im sechsten Monat schwangere Frau sah das Gesicht ihres Mannes blutig geschlagen und gebar ein Kind, das eine durchaus ähnliche Verunstaltung der Weichtheile des Gesichts zeigte. Eine andere Frau, über den Anblick eines sehr häßlichen Bettlers erschreckend, gebar einen diesem ganz ähnlichen Knaben mit vorspringenden Augen und entzündetem, geschwellenem Mund.<sup>2)</sup> Bärz Schwester, durch einen in der Gegend ihrer Heimath sichtbaren Flammenschein erschreckt, gebar nach ein paar Monaten ein Mädchen mit rothen, flammenförmigen Flecken auf der Stirn.<sup>3)</sup> Eine Predigersfrau machte mit ihrem Mann eine Reise. Als sie durch ein Dorf fuhr, erschrak sie vor einem Mädchen, dem die rothen Haare ins Gesicht fielen, und gleich darauf vor einem Knaben, der eine ungeheilte Lippenspalte hatte. Sie gebar einen Sohn, der rothe Haare und eine Lippenspalte hatte. Das Haar wurde schließlich schwarz, aber von der Spalte blieb eine Narbe zurück.<sup>4)</sup> Ein Mann hatte sich in selbstmörderischer Absicht in die Brust geschossen. Die hinzukommende Frau erschrak darüber so sehr, daß sie ohnmächtig wurde. Sie gebar einen Knaben, dessen linke Brustseite geöffnet war, so daß man das schlagende Herz wahrnehmen konnte. Das Kind starb nach einigen Tagen.<sup>5)</sup>

Auch zu Bildungshemmungen können schreckhafte Eindrücke führen. Dr. Zink erzählt, daß eine Frau in Wien von einem betrunkenen Soldaten durch einen Hieb in die rechte Schulter verwundet wurde. Nach acht Monaten gebar sie einen Knaben, dem der linke Vorderarm gerade an jener Stelle fehlte, wo die Mutter in ihrer Angst ihren linken Arm mit der rechten Hand

<sup>1)</sup> Du Potet: Journal XIX, 546. — <sup>2)</sup> Perty: Die mystischen Erscheinungen, I, 64. — <sup>3)</sup> Burdach: Physiologie II, 126. — <sup>4)</sup> Wülfmei, 74. — <sup>5)</sup> Ebenda 104. —

umfaßt hatte.<sup>1)</sup> Eine Dame wurde von einer verstümmelten Bettlerin um Almosen angefleht, die ihr die beiden handlosen Armstummel entgegenstreckte; sie gebar einen Knaben mit dem gleichen Defekt.<sup>2)</sup> Karl Christian Krause erzählt, er selbst kenne zwei noch am Leben befindliche Frauen mit verstümmelten Händen, deren Mütter durch den Anblick eines Bettlers erschreckt worden waren, der ihnen seinen Handstummel vorhielt.<sup>3)</sup> In einem ähnlichen Falle war der Stummel jenem eines Bettlers ganz ähnlich und zeigte die selben Narben und Erhabenheiten. So erzählt Schubert, bei dem sich noch andere Beispiele finden: Der Anblick eines beim Zusammensturz eines Gerüstes arg verletzten Mannes, dessen rechter Arm nach hinten gebogen und dessen Hand zerquetscht war, zog die Mißbildung eines Kindes nach sich, dessen Hand wie ein unförmlicher Klumpen ausah, während der Arm nach rückwärts verdreht war. Das Erschrecken über eine Hasenscharte hatte die Geburt eines Kindes zur Folge, das eine vollkommene Hasenscharte mit gespaltener Lippe zeigte. Ein späteres zweites Kind hatte nur eine gespaltene Oberlippe, ein drittes nur mehr einen rothen Streifen an der Lippe. Der Wundarzt Gowshipp erzählt, daß eine im vierten Monat schwangere Frau über das Eis gehen wollte, als sie durch das Bersten und die Risse des krachenden Eises erschreckt wurde. Im siebenten Monat gebar sie ein Kind, dessen Haut nach allen Richtungen zerrissen war. Die Ränder und Risse klappten an einigen Stellen mehr, an anderen weniger auseinander; die beginnende Vernarbung war noch bei keiner vollendet.<sup>4)</sup> Der Philosoph Malebranche erzählt, daß man zu seiner Zeit im Spital der Unheilbaren einen jungen Mann sah, der irrsinnig geboren war. Seine Glieder waren an jenen Stellen gebrochen, wo ein Verbrecher, bei dessen Hinrichtung die Mutter gegenwärtig war, vom Rade getroffen war.<sup>5)</sup>

Schließlich sei nur noch erwähnt, daß auch im Thierreich Mißbildungen und Mißgeburten vorkommen, die dem Versehen zugeschrieben werden.

Das Bisherige mag genügen, um ein Bild von der Reichhaltigkeit der Phänomene zu geben. Wer weiteres Material kennen lernen will, findet die ältere Literatur über das Versehen zusammengestellt bei Kluge<sup>6)</sup> und Hennings.<sup>7)</sup> In neuerer Zeit ist man mehr und mehr skeptisch geworden und verwirft die Thatfachen wegen ihrer scheinbaren Unerklärlichkeit. Die Erklärung will ich nächstens zu geben versuchen.

<sup>1)</sup> Kerner: *Magikon* II, 508. — <sup>2)</sup> Du Potet: *Journal* XX, 46. —

<sup>3)</sup> Krause: *Abhandlung von den Muttermälern*, 7. — <sup>4)</sup> Schubert: *Geschichte der Seele*, II, 447. — <sup>5)</sup> Malebranche: *Recherche de la vérité*, II, c. 7. —

<sup>6)</sup> Kluge: *Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus*, 292. —

<sup>7)</sup> Hennings: *Von Träumen und Nachtwandlern*, 65.

## Rechtsbewußtsein und Gesetzesrecht.

Vor den Schranken des berliner Schwurgerichtes wurde in der letzten Sitzungsperiode ein Prozeß von so hervorragendem menschlichen und juristischen Interesse verhandelt, daß es wohl der Mühe werth ist, ihn dem Eintagsleben in der lokalen Tagespresse zu entreißen. Der Fall betraf eine Handwerkerfrau, die beschuldigt war, ihre beiden einzigen Kinder ermordet zu haben. Die Angeklagte war in vollem Umfange geständig. Noth war nicht die Triebfeder zu der grausigen That gewesen; denn in glücklicher Ehe mit einem fleißigen Manne waren der Frau Nahrungsvorgen fremd geblieben. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie die That bereue, antwortete sie ruhig und bestimmt: „Wie sollte ich, da ich nach reiflicher Ueberlegung nicht anders handeln konnte?“ Daß sie geisteskrank sein könne, daran hatte während der langwierigen Untersuchung Niemand außer dem Verteidiger gedacht und auch dieser erst in letzter Stunde, als bereits Alles verloren schien. Und dennoch beantragte der Staatsanwalt selbst die Freisprechung; die Geschworenen beriethen den schwierigen Fall nur wenige Minuten und ihre Freisprechung fand lebhaften Wiederhall bei der gesammten Bevölkerung, deren Rechtsgefühl sich nicht in Paragraphen zwingen läßt. Aber wo in Fachkreisen das Urtheil besprochen wurde, da sah man erfahrene Juristen bedenklich den Kopf schütteln; wenn auch Jeder der unglücklichen Frau gern ihre Freiheit gönnte, so begegnete man doch vielfach der Ansicht, daß diese Freisprechung einen offenbaren, wenn auch unbewußten Rechtsbruch bedeute.

Beim Reinigen der Wäsche ihrer Herrschaft hatte die Angeklagte, Frau Frank, das Gift einer unheilbaren Krankheit in sich aufgenommen. Bald nach ihrer kurz darauf stattfindenden Heirath machten sich die furchtbaren Folgen für sie durch Ausschlag und quälende Schmerzen bemerkbar. Ärztliche Hilfe konnte das Uebel nur vorübergehend lindern, nicht beseitigen, und als die Frau dem ersten Kinde das Leben schenkte, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß sie das eigene Leiden auf ihren Knaben vererbt hatte. Was in ihren Kräften stand, um das drohende Geschick von ihrem Kleinen abzuwenden, that sie. Sie nahm abermals ärztliche Hilfe in Anspruch, jedoch ohne Erfolg. Schwachhafte Freundinnen wußten sie zu überzeugen, daß die Krankheit unheilbar sei, und der behandelnde Arzt that nichts, um der Aermsten diese traurige Gewißheit zu nehmen. Dabei steigerten sich bei ihr selbst die Leiden in ungewöhnlichem Maße und um die selbe Zeit schenkte sie einem zweiten Kinde das Leben. Die erste Frage, die sie nach ihrer Niederkunft an ihre Umgebung richtete, war die, ob auch das Neugeborene Spuren der Krankheit zeige, und eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich ihrer, als ihr die Frage bejaht wurde. Ihr eigenes Leid hätte sie wohl ertragen, aber das Bewußtsein, daß ihre beiden Kinder zeitlebens mit diesem Fluche behaftet sein und ihn auf ihre Nachkommenschaft weiter vererben würden, ließ ihr keine Ruhe. Sie war durchaus nicht unverständlich. Sie begab sich mit den Kindern in die Behandlung sachkundiger Aerzte; aber die Fruchtlosigkeit der ärztlichen Bemühungen befestigte nur ihre Ueberzeugung, daß menschliche Hilfe hier keine Rettung bringen könne. Und das Vertrauen auf die Vorsehung, das

sie in früheren Jahren gehegt hatte, war durch die Erwägung geschwunden, daß ein gerechter und allmächtiger Gott unmöglich so unverdientes Leid über sie selbst und ihre schuldlosen Kinder habe verhängen können. Sie mußte die Kleinen, die ihr Liebste waren, vor einer Zukunft bewahren, die nach ihrer Ueberzeugung nur eine ununterbrochene Kette des Jammers für sie sein konnte. Da sah sie als Mutter, der für ihre Kinder kein Opfer zu schwer schien, nur einen Ausweg und sie beschloß, vereint mit ihnen in den Tod zu gehen. Aber bevor sie den finsternen Plan ausführte, wollte sie volle Gewißheit von der Nothwendigkeit dieses äußersten Schrittes haben. Sie ging zu einem neuen, ihr als besonders tüchtig bezeichneten Arzte. Auch er wußte nicht zu helfen.

Als ihr Gatte am folgenden Morgen zur Arbeit gegangen war, verschloß sie fest die Thüren und Fenster der gemeinsamen Schlafstube, machte in einem offenen Eimer ein Kohlenfeuer an, schrieb ihrem Gatten den Abschiedsgruß, setzte sich ans Bett ihrer schlummernden Kinder und erwartete ruhig von den aus dem Eimer in dichten Wolken aufsteigenden giftigen Gasen den Tod. Mit wie klarer Ueberlegung sie handelte, zeigt am Besten der Wortlaut des Briefes, den sie in jener Stunde mit zitternder Hand ihrem Gatten schrieb: „Mein lieber guter Mann. Tausend Dank für alles Gute, was Du mir gethan, und für alle Liebe, die Du mir schenkest. Doch ich kann nicht anders, ich kann Deine Bitte nicht erfüllen, ich muß scheiden. Verzeihe mir, daß ich Dir die Kinder raube, aber glaube mir, sie sind am Besten aufgehoben. Es thut mir unendlich leid, Dir den großen Schmerz anthun zu müssen, aber es muß sein. Oder soll ich in kümmerlichsten Schmerzen in der Klinik sterben? Denn geheilt werde ich doch nicht. Nochmals herzliches Lebewohl; ich wünsche Dir von Herzen recht viel Glück. Ich möchte Dir sehr, sehr viel schreiben. Aber die Zeit drängt und ich möchte gern erlöst sein. Mein lieber guter August. Ich habe Dich ja unendlich lieb und habe trotz dem Leide viele glückliche Stunden mit Dir verlebt. Aber wie gesagt, ich sehe den Tod vor Augen, ich kann nicht länger. In dankbarer Liebe Deine treue Ida. Dein Friß schickt Dir noch einen Kuß.“ Dann schwand ihr das Bewußtsein. Nach einiger Zeit drangen Hausbewohner, durch den starken Rauch veranlaßt, in das Zimmer. Der Kunst der Aerzte gelang es, die junge Frau ins Leben zurückzurufen. Von den beiden Kindern war das jüngste bereits tot, das andere starb nach kurzer Frist. Für ihren Retter hatte sie nur die flehentliche Bitte, er möge ihr einen Trank reichen, damit auch sie sterben könne. Natürlich war diese Bitte vergeblich. Sie wurde verhaftet und vor die Geschworenen gestellt. Wurde sie schuldig gesprochen, so war die Todesstrafe die Sühne für ihre That. Sie leugnete nichts, suchte nichts zu beschönigen, nichts zu verbergen. Die That war durch das Motiv unendlicher Mutterliebe hinlänglich begründet, der Plan war klug vorbereitet und folgerichtig durchgeführt. Die Angeklagte vertrat ihre That mit dem ausgesprochenen Bewußtsein, eine Pflicht gegen ihre Kinder erfüllt zu haben. Sie erklärte ihren Richtern, daß sie freiwillig jede Strafe hinnehmen würde, aber sie könne nicht begreifen, daß Jemand ein Mörder sei, der nur gethan habe, was er thun mußte.

Ich meine, daß nichts in dem Verhalten der Angeklagten darauf hindeutete, daß hier eine Wahnsinnige gehandelt und gesprochen hat. Sie hatte mit klarem Verstande das einzige Mittel zur Rettung ihrer Kinder vor einem ihr

unheilbar und unerträglich scheinenden Leid gefunden; sie hielt dieses Mittel für erlaubt, da es durch die Mutterpflicht geboten war, und sie hatte die Kraft, diese That zu vertreten und ihre Folgen auf sich zu nehmen. Und doch durfte ein Freispruch sich nur darauf gründen, daß die Angeklagte in Geistesnacht gehandelt hätte, während ihrer sonst der Tod als sichere Strafe harrte. Wo aber fände sich Jemand, der diese Frau auf eine Stufe stellen möchte mit jener Dirne, die neulich aus niedrigen Motiven ein blühendes Menschenleben vernichtete und nach vollbrachter That durch tausend Winkelzüge die Verantwortung für ihr Verbrechen von sich abzuwälzen suchte? Sicherlich nirgends. Aber das Buch, das jedem sittlichen Gefühle Rechnung tragen sollte, unser Strafgesetzbuch, thut es. Ihm sind die muthige That der verzweifelnden Mutter und der heimtückische Mordanschlag der rachedürstenden Buhlerin völlig gleichwerthig. Für Beide kennt es nur die selbe Strafe: den Tod. Unser Strafgesetzbuch beurtheilt leider die Schwere der That nur nach dem äußeren Erfolge, den der Thäter wirklich herbeigeführt hat oder doch herbeizuführen beabsichtigte; seiner Persönlichkeit, den Umständen, die die That begleiteten, und den Motiven, die den Thäter leiteten, legt es kaum jemals rechtliche Bedeutung bei. Und doch kann eine geläuterte Rechtsanschauung unmöglich darauf verzichten, in allen Fällen diesen Faktoren Rechnung tragen, ja, ihnen eine entscheidende Bedeutung für die Abmessung der Strafe beilegen zu dürfen. Es giebt namhafte Vertreter der Wissenschaft, die überhaupt die Strafe nicht mehr nach der Schwere der That, sondern nach der Persönlichkeit des Thäters bemessen wissen und daher die Bestimmung des Strafmaßes vom Richter auf die Vollstreckungsbehörde übertragen wollen, die, in längerem ununterbrochenen Verkehr mit dem Verbrecher, dessen Natur, sein Vorleben und seine Gefährlichkeit sowie die Wirkung der Strafe besser zu beurtheilen vermag. Dieser Gedanke, auf den sich vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft eine völlig neue Strafrechtslehre aufbauen wird, ist noch zu wenig entwickelt, als daß man mit seiner praktischen Durchführung schon heute rechnen könnte. Aber ein anderer Schritt kann und muß bald gethan werden. Die Gesetze, die dem Richter bei der Strafzumessung keinen oder nur geringen Spielraum lassen und die als letzte Ueberreste einer längst versunkenen Rechtsperiode in den Bau unserer modernen Gesetzgebung hineinragen, müssen verschwinden. Es giebt kein Verbrechen, das stets und unter allen Umständen die gleiche oder auch nur eine ungewöhnlich harte Sühne erheischt. Die Mordthat der Frau Frank kann als schlagender Beweis dafür gelten. Aber auch beim Meicid, bei den Verbrechen gegen das keimende Leben, bei verschiedenen Sittlichkeitsdelikten und bei einer großen Reihe anderer Strathaten sind die der Strafzumessung nach unten gezogenen Grenzen so enge, daß insbesondere der Laienrichter oft lieber einen bewußten Rechtsbruch begeht und freispricht, als daß er sein Gewissen mit der ihn schwer drückenden Schuld belastet, einen Menschen einer Strafe zu überantworten, die zu seinem Vergehen in schroffstem Mißverhältniß steht. Für unser Strafgesetzbuch ist der Heilige Crispinus ein gemeiner Dieb, dessen That nur durch eine entehrende Gefängnißstrafe gesühnt werden könnte, und Frau Frank eine Wahnsinnige oder eine todeswürdige Mörderin.

Rechtsanwalt Dr. S. Löwenstein.





## Die Panik.

**B**ach habe Leute gesprochen, die in New-York einst den schwarzen Freitag mitgemacht und jetzt dennoch gesagt haben: eine Börse, wie wir sie in Deutschland diesen Sonnabend erlebten, sei ihnen noch niemals vorgekommen. Es war eine Deroute ohne ein bestimmtes politisches Ereigniß und ohne ein großes Falliment; aber die Verkäufe waren so unübersehbar groß und die Käufer von einer so unerschütterlichen Zurückhaltung, daß man schließlich irgend etwas Verstecktes fürchtete: eine Wunde, die noch nicht offen sei, innen aber vielleicht bereits eiterte.

Am Morgen dieses verhängnißvollen Tages, wo sich die Mittagsereignisse noch nicht ahnen ließen, sagte mir ein Bankmann: Gestern ist in London die Hauffe „gebrochen“ worden. Das heißt: der letzte kräftige Widerstand gegen Mißtrauen und Loßschlagen à tout prix war überwunden. In der That hatte sich dort die Panik am Minemarkt wiederholt, die wirklich notirten Kurse galten zum Theil als nur nominell und es war die Politik dabei im Spiel, — eine Rede über den Orient. Es sei hier gleich bemerkt, daß seit Wochen recht viele telegraphische oder briefliche Wiedergaben aus englischen Blättern eine auffallende Nachdunkelung zeigen. Diese offenbar spekulative Entstellung geschieht nicht in Deutschland, sondern in London und es wird Zeit, daß unsere Presse endlich einmal mit einer vernünftigen Kontrolle beginnt. Jedenfalls war aber das englische Publikum, und mit ihm die finanzielle Führerschaft, wegen der türkischen Zustände in außergewöhnliche Besorgniß gerathen und diese Unglücksfälle flogen so rasch über den Kanal, daß unsere ersten Banken, in denen sich leider das Kommissiongeschäft übermäßig centralisirt, noch Gelegenheit fanden, ihren Kunden jeder Güte ein Lösen ihrer Hauffepositionen vorzuschlagen, wenn nicht vorzuschreiben. Diese Institute hatten gewiß das Recht, ihren Warnungen in der einen oder anderen Weise Gehör zu verschaffen. War doch auch außerhalb der Politik eine Reihe bedenklicher Symptome aufgetaucht. Der Geldsatz in Paris, seit Jahren eben so billig wie stabil, hatte seine Physiognomie völlig verändert. Aus Mexiko konnten noch so günstige Zolleinnahmen gemeldet werden, die Kapitalisten vergaßen ihre alte Passion für die sechsprozentigen und dreiprozentigen und verhielten sich still; und so gab es noch andere schlimme Zeichen, die nun plötzlich wie ein Menetekel wirkten.

So trat denn bei uns am Sonnabend Mittag eine wahre Verkaufs-Uberschwemmung ein, der die trotz Alledem nun überraschten Bankleiter mit der Rathlosigkeit des Zauberlehrlings gegenüberstanden. In einer Stunde war das Welt von Wochen, ja Monaten umgestürzt. Für die elementare Gewalt dieser Umwälzung seien hier vier Gründe angegeben. Erstens: das überaus hohe, nur durch die kühnste Phantasie begreifliche Kursniveau. Die Positionen nach oben waren so enorm, daß jene gewaltige Eintagsjauberung noch lange nicht alle schwebenden Hauffe-Engagements erschöpft. Zweitens: die Orientpolitik, deren Verwirrung immer ärger

schien. Drittens: das Aufhören unseres mittleren Arbitrageverkehrs in Folge der neuen Stempelerhöhung. Früher waren bei Kursveränderungen von  $\frac{1}{2}$  Prozent und auch weniger sofort zahlreiche limitirte Ordres zu erlebigen, diese traten dann ausgleichend dazwischen, anstatt daß jetzt jede Tendenz sofort fast ganz freie Bahn hat. Viertens: die unverhältnißmäßige Anhäufung der Aufträge gerade für die berliner Börse. In vergangenen Zeiten, deren Wiederkehr als keineswegs ganz ausgeschlossen erscheint, wurden die Aufträge zwischen Berlin und Frankfurt vertheilt. Dadurch war der Ansturm von vorn herein abgeschwächt. Heute ist es anders und die Folgen haben sich am vergangenen Sonnabend den jeweiligen Verkäufern schmerzlich eingepreßt. Berlin war nämlich ohnehin mit Haussengagements überfüllt, während Süddeutschland, das ja außerdem kaufkräftiger ist, wenigstens seit Kurzem nach abwärts lag. Was geschah also? Frankfurt stand Viertelstunden hindurch hoch über Berlin. Man bedenke, daß an der berliner Börse Darmstädter 12 Prozent niedriger abgegeben werden mußten als anfänglich in Frankfurt, eben so Handelsgeellschaft 7, Schweizer Central 5, Nordost 4, Hibernia 5 Prozent niedriger u. s. w. Das sind doch Unterschiede die keinem noch so entschlossenen Verkäufer gleichgiltig bleiben können. Thatsächlich hat sich das Geschäft an diesem Tage in Frankfurt auch unter den beispiellosesten Kursverlusten so regelmäßig wie sonst vollziehen können, während in Berlin Alles außer Rand und Band war. In Berlin fehlten zeitweilig, wie es scheint, in der zweiten Börsenhälfte Käufer gänzlich; in Frankfurt dagegen wurde eigentlich nur gekauft; notabene: Das, was von Berlin zum Angebot kam.

Wenn nun Industriepapiere oder auch Montanwerthe fallen, so läßt sich Das aus Mangel einer Kontremine verstehen, deren Werth an solchen Schlichttagen ja erst so recht hervortritt. Jetzt aber sind Diskontokommandit, ein Papier, das zu allen Zeiten die leichteste Marktgängigkeit hat, um dreizehn Prozent gefallen. Das ist doch mitten im Frieden ein Kriegskurs. Bei Kreditaktien, die in Berlin 12 Prozent verloren, kommen wenigstens die wiener Börsemirren in Betracht und die vielen Kontokorrentverbindungen der Kreditanstalt in der Türkei. Darmstädter Bank mit ihren großen Reserven und ihren glänzenden diesjährigen Emissionen büßte 16 Prozent ein, eben so verlor die Deutsche Bank 13 Prozent, die somit auch die Nachteile des Terminverkehrs kennen lernt, gegen den ihre Leiter früher viele Steine aufgehoben hatten. Die Aktien gingen meist per Kassa um, die Hauptbesitzer waren in Hamburg und Herr Siemens sagte sich mit Recht, daß ein Institut mit so ausgebreitem Kontokorrentgeschäft kursmäßig nicht von allen möglichen Fallimentsnachrichten auf diesem weiten Erdenrund abhängen dürfe. Da schossen die Riesenspargel aus Transvaal auf, das Publikum, diese liebe Unschuld, stürzte sich auch auf Deutsche Bank per ultimo, — und die Direktion gab ihren Widerstand auf. Im Ganzen sind diese Aktien aber noch immer am Stärksten gestiegen, so daß die Annahme der Kapitalserhöhung nur zu erklärlich ist. Eine Absehung des Antrages angesichts der neuesten Wendung an der Börse hätte unzweifelhaft deprimiren müssen. Es handelt sich bei dieser Erhöhung, wie hier schon früher dargelegt wurde, weniger um neue Mittel zu neuen Unternehmungen als — was verschwiegen wird — um neue Mittel zu dem bereits gewonnenen Geschäftsumfang. Ein Syndikat, das die jungen Aktien übernimmt, wird wohl genau wissen, daß die Bank an

türkischen Werthen kein starkes persönliches Interesse mehr hat; was aber Minenaktien betrifft, so freut sie sich sicherlich der Baïsse, die es ihr ermöglichte, die ihr vertrauten Shares billig zuzukaufen.

Eben so wird die Banque Ottomane hinsichtlich ihrer stillen Reserven bei Weitem unterschätzt. Es ist ihr gelungen, den run auf ihre Kassen auszuhalten, sie theilhaftig sich thatsächlich jetzt an dem serbischen Vorschuss und leiht dem Sultan noch frisches Geld. Die Sünden Edgar Vincents wurden auch gar nicht, wie eine überhitzte Solidität überall ausruft, in Südafrika begangen, sondern in Konstantinopel. Einige türkische Lokalwerthe sind von ihm als wohlgelungene Emissionen hingestellt worden, während sie thatsächlich nicht gegangen sind, sondern noch im Portefeuille ruhen. Ob ihm Das bei seinem Verwaltungsrathe den Hals bricht, ist schwer zu sagen, da ein Mann von solcher Energie in diesen Zeiten kaum zu entbehren ist. Unter allen Umständen sind aber Ottomane nicht nach ihren Reserven, sondern nach der politischen Unsicherheit des Reiches zu bewerten. Nur wenige Monate vor Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges überredete Ignatiem den Sultan zur Nichtzahlung des Coupons; fünfprozentige Türken standen damals circa 66. Nachdem auf diese Weise die Pforte fast jeden Kredit verloren hatte, nahte Rußland mit der Kriegserklärung. Auch das neueste Moratorium ist jetzt gegen die Vorstellungen Englands und Frankreichs auf russisches Einwirken erlassen worden. Indessen das Zarenreich braucht heute keinen Krieg mit dem Sultan, es genügt vollständig, den Padiſchah kreditlos zu machen. Man darf dabei nicht übersehen, daß Frankreich dort unten weit wichtigere Kapitalinteressen als England hat.

Der jähe Fall von Montanwerthen (Hibernia verlor am Sonnabend 20, Laura 11 Prozent u. s. w.) ging zum Theil von Wien aus, das enorme Positionen in Berlin laufen hatte. Man muß leider annehmen, daß die früheren Gewinne bei dieser Gelegenheit aufgezehrt wurden. Nach Allem, was man jetzt hört, scheinen die Herren vom Schottenring ungefähr so gehandelt zu haben: zuerst kauften sie 20000 M. Hibernia zu 130 und verkauften zu 135. Alsbald 40000 M. zu 136 und wieder heraus zu 140. Hierauf 80000 M. zu 142, die zu 150 realisiert wurden, — u. s. w., bis sie zu 180 Prozent vielleicht 500000 M. laufen hatten. Natürlich genügt dann ein plötzlicher Verlust von 20 Prozent, um solche reich gewordenen Spekulanten wieder aufs Trockene zu setzen. In deutschen Bankkreisen wünscht man denn auch, daß der Ultimo erst glücklich erledigt sei.

Selbst in unseren Industriepapieren hat sich Wien versucht, vielleicht sich auch dazu erst animiren lassen. An jenem heißen Kampftage waren von der schönen blauen Donau auch mehrere hunderttausend Mark Allgemeine Elektrizität beflissen zu verkaufen. Das sind die Aktien einer der großartigsten deutschen Industrieunternehmungen, mit Gewinnen weit über die Dividende von 11 Prozent, mit schweren Rücklagen und mit Geschäften, die durch jede Pause oder Baïsse ruhig weiter gehen. Diese Aktien sind in Berlin in einem Zuge um 18 Prozent gefallen und in Frankfurt, wohin doch allmählich die Schleuderturse der Reichshauptstadt vordrangen, sogar um 29 Prozent. In Frankfurt soll noch dazu nur ein kleiner Posten offerirt worden sein. Nun fragt der empörte Caie, weshalb die Deutsche Bank als Bankier der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft einen solchen Sturz nicht verhindert oder wenigstens nicht auf mehrere Börsen

vertheilt habe, während doch so der ganze Industriemarkt diskreditirt wurde. Zunächst hat aber diese Bank dem jähen Sinken ihrer eigenen Aktien um dreizehn Prozent gleichmüthig zugehört und dann hat sie an der übertriebenen Höhe des Kurzes der „A. E.-G.“ nicht das geringste Interesse. Im Uebrigen braucht man mit dem Publikum gar kein so großes Mitleid zu haben, denn es geberdet sich immer erst als Lamm, wenn es als Wolf nicht mehr weiterspielen kann. Keine Frage, daß die verschiedensten Industripapiere nur von diesen Kreisen aus so schwindelnd hinaufgetrieben wurden. Ich entsinne mich noch von früher, daß eine gute Industrieaktie zu 197 in Berlin eingeführt werden sollte und am ersten Tage in Folge von Kaufandrang aus allen möglichen Schichten 280 notirt werden mußte. In dieser Noth (!) telegraphirte man der auswärtigen Emissionfirma und diese wies noch 200 Stück an, damit der Kurs wenigstens auf 250 ermäßigt werden konnte. Noch vernehmlicher spricht aber zu Gunsten einer Nichtintervention die Stellung der Banken selbst. An einer solchen Börse giebt es für den Geschäftsmann, der doch nicht mit einem Kapitalisten verwechselt werden darf, nur Eines: „liquide bleiben“. Man bedenke nur, was es heißt, wenn die Banken einmal anfangen, Alles aufzunehmen, was ihnen die Spekulation gern geben möchte. Es wäre ein Faß ohne Boden, ein Kaufen ohne Ende.

Vielleicht ist es gut, in so düsteren Zeiten, die wahrscheinlich den Beginn einer völligen Wendung bezeichnen, auch einiger helleren Umstände zu gedenken. In seinem Anlagetheil — inländische Fonds und Prioritäten — ist der Kurszettel nur wenig verändert. Handel und Industrie werden günstig beurtheilt, obgleich unsere gewerblichen Unternehmer mehr gut beschäftigt als mit den Gewinnen von ehemals beglückt erscheinen. Die Vereinigten Staaten, die sich wieder etwas übernommen hatten, kehren zu ihrer guten Entwicklung zurück, und wie man auch über die Währungsfrage denken mag: die gegen das Silber ausgefallenen amerikanischen Wahlen haben im Lande selbst unlegbar die Zuversicht gehoben. Die Union wird in den nächsten Jahren viel Geld von Europa gebrauchen; die Bahnen werden mit schwebenden Schulden von zusammen 800 Millionen berechnet und außerdem drängt man auf allen Linien nach Verbesserungen und Erneuerungen. Dieses Geld wird die Union unter gewissen Voraussetzungen auch bekommen. Ferner ist es finanziell ein gutes Zeichen, daß unsere Banken mit Rußland ein Anlehen unterhandeln können. In Frankreich hat zwar Herr Witte den letzten Tropfen ausgepreßt, allein so ohne Weiteres würde man doch in Berlin nicht mit Petersburg kontrahiren; auch politisch wurde es als ein gutes Zeichen gedeutet, als die Nachricht durchsickerte, Herr von Hansemann sei vor dem Abschluß der Verhandlungen bei dem wetterkundigen Manne im Sachsenwalde eingekehrt. An den letzten Sonnabend aber werden die Börseleute denken, auch wenn der Sturm längst verbraust und in die zitternden Nerven wieder Ruhe eingekehrt ist.

Pluto.



## Notizbuch.

Warum halten die Diplomaten Reden? Um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen? Kaum; denn an schallenden und verhallenden Reden ist heutzutage kein Mangel. Um die Wahrheit zu sagen? Erst recht nicht; denn die Diplomaten der neuen Schule sagen zwar vielleicht seltener als ihre Vorgänger, was nicht wahr ist, aber sie sagen noch eben so häufig nicht, was wahr ist. Sie reden, um Stimmung zu machen, um gewisse Eindrücke hervorzurufen, die ihren besonderen Zwecken nützlich werden können, und deshalb sind Diplomatenreden stets mit Vorsicht zu beurtheilen. Leider wird solche Vorsicht in der deutschen Presse nicht immer geübt, weil da vielfach noch der Wahn herrscht, fremde Minister seien arglose Biedermänner, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen und offen und edelsinnig verkünden, was sie im Innersten denken und meinen. Die alte Erfahrung hat sich eben erneuert. Lord Salisbury hat beim Lordmayorbanket in der Guildhall eine Rede gehalten. Die Rede war gut; sie berührt nach Manchem, das man in der letzten Zeit geduldig anhören mußte, doppelt angenehm durch den gebildeten Ton, der sehr vortheilhaft von der dreist dahinsiegender Ignoranz anderer Würdenträger absticht, und sie könnte der begrenzten Pathetik unserer Schützer von Thron und Altar wohl zum Muster dienen. Der englische Minister fordert von seinen Hörern nicht den blinden Glauben an eine göttliche Vorsehung, sondern läßt ihnen die Wahl, ob sie es lieber mit der natürlichen Entwicklung halten wollen; und er schwadronirt nicht von einer Autorität, die um jeden Preis, als wäre nur sie der Zweck aller Dinge, gestützt werden muß, sondern verkündet, als ein streng konservativer Mann, daß auch die Monarchen durch Ungerechtigkeiten und Fehler zu Fall kommen können und sogar müssen. Es ist eine Wohlthat, einen Mann sprechen zu hören, der auf der Bildungshöhe seiner Zeit steht und vom Rost und Staub rückständiger Vorurtheile nicht belastet ist, und man darf seufzend die Briten beneiden, denen Männer mit hellem Auge und regem Geist heute wieder die Führer sind. Aber man sollte darüber nicht vergessen, daß Salisbury ein Engländer ist und daß ein Engländer bei klarem Verstand — einer Geistesverfassung, die dem alten Gladstone freilich fast unbekannt war — in einer öffentlichen Kundgebung niemals auch nur um Haarsbreite von dem Sonderinteresse seines Landes abweichen wird. Weil man Das immer wieder vergißt, deshalb sind die Kommentare so arm und so thöricht. Salisbury hat eine Rede gehalten, gewiß nicht, um über die Gräuelpunkte des Krieges und die Segnungen der Gerechtigkeit öffentliche Meinungen von sich zu geben, sondern, um für seine Ansichten und für die Pläne, die er als englischer Patriot und Staatsmann hegt, Stimmung zu machen. Diese Ansichten und Pläne soll man zu erkennen suchen und nicht die englische Weisheit wie ein süßes Lutschplätzchen hinunterschürfen. Diesmal zeigte schon die sorgfältig vorbereitete Inzenirung, daß etwas Besonderes zu erwarten war. Zuerst sprachen zwei gleichgiltige Herren; sie sprachen in düster drohendem Ton, als stünde Furchterliches bevor, und die englische Presse grollte dazu in tiefen Tönen. Darob ringsum blaßes Entsetzen, Schüttelfröste, und in den Geheimkammern der Börse bemühte das emsige Bemühen, die Baissekonzunktur möglichst vortheilhaft auszunützen. Das Bemühen hatte Erfolg, und während nun, unter dem Eindruck des panischen Schreckens, Alles verängstet in die Runde blickte, noch ent-

sechlicherer Dinge gewärtig, trat der Meister selbst auf und blies lächelnd das schwärzeste Gewölk hinweg. In Asien ist Raum für uns Alle, in Asien sind ernste Verwickelungen nicht zu befürchten und den Vorgängen in der Türkei stehen sämtliche Großmächte in wundervollster Einigkeit gegenüber: so ungefähr klang die Weise, die überall gern vernommen wurde. Daß Lord Salisbury mit dem Sultan nicht gerade zärtlich umging, daß er ihm ziemlich unerblickt die Entthronung und vielleicht den Zusammenbruch des Osmanenreiches prophezeite, nahm man ihm weiter nicht übel; nur in Frankreich wurde die Befürchtung laut, die harten Worte könnten die empörten Christen in der Türkei zu neuen Aufständen ermutigen. Ob Das dem Leiter der englischen Politik sehr unangenehm wäre? Ob nicht zwischen den Zeilen seiner Rede überhaupt noch Manches zu lesen ist, das bis jetzt nicht entziffert wurde? Lord Salisbury hat die Gefahren, die eines Tages der englischen Weltmacht drohen können, sehr früh erkannt. Als er noch Staatssekretär für Indien war und auf der Konferenz von Konstantinopel England zu vertreten hatte, sah er schon ein, daß man sich nicht bedingungslos für die Türkei engagiren dürfe, und scheute das Bündniß mit Ignatiow nicht. Er ist seitdem älter und vorsichtiger geworden und hat jetzt nachdrücklich betont, daß ein Reich, in dessen Grenzen mehr Mohammedaner wohnen als in allen Ländern des Padischahs, nicht von vorn herein die Partei der christlichen Bevölkerung ergreifen dürfe. An eine Ueberpflasterung der orientalischen Frage aber, wie sie den Wünschen des greisen Gortschakow entsprach, scheint er auch heute noch nicht zu denken, — vielleicht, weil er erkannt hat, daß es für England mehr als eine orientalische Frage giebt. Er läßt über Asien, von wo vorher die schlimmsten Sturmwarnungen kamen, die Friedenssonne erstrahlen und zeigt nur Südosteuropa von Gewitterwolken umdräut. Was ist ihm die Türkei? Nicht viel mehr als dem Schauspieler Hefuba. Die Zeiten sind vorüber, wo die englische Politik die ganze Kraft daran setzte, dem Zarenreich jede Fußbreite des Balkanbodens streitig zu machen. Heute hat ein britischer Premierminister, der sein Handwerk versteht, ganz andere Sorgen; er muß die Wege ebnen, auf denen in Asien eine Verständigung mit Rußland ermdöglichst werden kann, und muß versuchen, inzwischen die Russen im südeuropäischen Winkel angenehm zu beschäftigen. Es läßt sich natürlich nicht nachweisen, daß die armenischen Unruhen von London aus angezettelt worden sind, aber sie kamen den Engländern jedenfalls sehr gelegen und sie werden durch die Mittel, die Salisbury empfiehlt, dauernd sicherlich nicht beseitigt werden. Der kindisch eigensinnige Sultan kann, wenn er nicht die fanatische Wuth der Muselmanen aufstacheln will, den Armeniern nicht bewilligen was sie verlangen, er kann ihnen auch in ihrem eigenen Lande nicht Autonomie gewähren, weil sonst 500 000 Armenier über zwei Millionen Mohammedaner willkürlich herrschen würden, wie in Makedonien eine bulgarische Minderheit über eine Mehrheit von Türken und Griechen herrscht. Das weiß Lord Salisbury sehr viel besser als irgend ein Vaie; aber er weiß auch, daß es für sein Land nur nützlich sein kann, wenn im Südosten Europas der Knoten noch recht lange unentwirrt bleibt. Es ist noch immer die alte Britenpolitik, die Rußland in Europa zu beschäftigen sucht und dabei alle Ränke benutzt, die schlaue Geschicklichkeit bietet. Aber die Tonart ist neu, sie klingt sanfter als sonst und scheint dem jungen Zaren, der sich von seiner englisch empfindenden Gattin politisch berathen läßt, freundlich

zuzuklüstern, daß man in Europa schon mit sich reden lassen wird, wenn man nur in Asien Verständniß und Gegenliebe findet. Das ist eine wichtige Etappe in der Torypolitik und damit kann eine Neugestaltung der Machtverhältnisse angebahnt werden, die für das Deutsche Reich nicht ganz gleichgiltig wäre. Lord Salisbury ist kein Gemüthsmensch, der sich schwärmend für die gequälten Armenier erregt; er ist ein Geschäftsmann, der einen guten trade machen will und dessen klug erwogene Rede man deshalb vorsichtig prüfen und kühl beurtheilen sollte.

\* \* \*

„Der Mann, der dieses Ministerium gebildet hat, war offenbar eifrig bemüht, jedem Kandidaten den allerunpassendsten Platz anzuweisen. Ein achtbarer Rechtsanwalt sollte Kolonialminister werden; er war so naiv, den Posten mit der Begründung abzulehnen, daß er die Materie nicht genügend beherrsche, aber er blieb auch der Einzige, dem Unwissenheit oder mangelnde Routine ein Hinderniß schien. Zum Minister der öffentlichen Arbeiten wurde ein alter Beamter des Kaiserreiches ernannt, der Louis Napoleon mit Schmeicheleien langweilte und ihm eines Tages vorzuschlug, alle Republikaner zu deportiren. Handelsminister wurde ein früherer Stadtrath, der sich eine Spezialität daraus gemacht hat, sämtliche Straßen, die den Namen eines Heiligen trugen, geschwind umzutaufen. Im Justizministerium thront eine Null, die, trotz unzweifelhafter Kirchenfeindschaft, in einem früheren Kabinet nicht dauernd möglich war. Der neue Marineminister ist ein Hanswurst, dessen Spasmachereien eher an ein Possentheater als an ein Parlament erinnern. Zum Kriegsminister hat man einen Civilisten gemacht, dessen unsinnige Reformvorschläge eben erst vom obersten Kriegsrath einstimmig verworfen worden waren. Und in das Auswärtige Amt, wo die kleinste Ungeschicklichkeit die schlimmsten Verwickelungen herbeiführen und dem Lande leicht lebensgefährlich werden kann, hat man einen Chemiker hineingesetzt. . . Ein solches Ministerium ist eine nationale und eine soziale Gefahr.“ So charakterisirt, in einer ehrwürdigen konservativen Halbmonatsschrift, ein französischer Publizist das Kabinet des Herrn Léon Bourgeois. Ein wahres Glück, daß man nicht überall solche Freiheit der Presse kennt; sonst könnten mitunter höchst rucklose Urtheile über Autoritäten ans Tageslicht kommen.

\* \* \*

Herr Heinrich Rickert sitzt seit fünfundzwanzig Jahren im Parlament. Der Jubilar wurde, wie weiland der Graf von Caprivi, zum Ehrenbürger der Stadt Danzig ernannt und von seinen Freunden, den Volksmännern aus der Thiergartenstraße, durch die Stiftung einer Rickertspende im Betrage von fünfzigtausend Mark erfreut. Es war ein erhebendes Fest, das kein häßlicher Mißton störte. Sogar die Agrarier, Bimetallisten und Antisemiten hatten dem an Erfolgen reichsten Vorkämpfer ihrer Interessen eine wundervoll ausgestattete Adresse gesandt, die dem tief empfundenen Wunsch Ausdruck gab, der große Puziger möge dem Vaterland und den schaffenden Ständen in unverminderter Munterkeit noch recht lange auf dem so glorreich behaupteten Fokus erhalten bleiben.



Berlin, den 23. November 1895.

## Genosse Buddha.

Zwischen den Weihnachtromanen, die in diesem warmen November hinter den Schaufenstern so üppig aufschließen wie die gehätschelten Sorgenpflänzchen in Glastreihhäusern, sieht man seit ein paar Wochen ein Kunstblatt, das in steilen und stolzen Zügen die Unterschrift trägt: Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter! Die Unterschrift rührt von unserem Kaiser her, nach dessen Angabe auch das Bild entworfen sein soll. Das erschwert die Beurtheilung; denn nach den traurigen Vorgängen der letzten Monate weiß man beinahe schon nicht mehr, ob über Leistungen, die der Kaiser als Kunstliebhaber vermocht, angeregt oder gelobt hat, ein herbes Wort noch gestattet ist. Unter der Führung des neuen Justizministers scheinen die Staatsanwälte kriminalpolitische Erwägungen völlig verlernt zu haben; ihr wohlmeinendes Wüthen, das mit irgend einer Art ernstern Kampfes gegen die sogenannten Umsturzbestrebungen nichts zu schaffen hat, sichert den Sozialdemokraten wieder einmal mitleidige Regungen in den Herzen der Gegner. Da ein alberner Witz über den hübschen und feinen Versuch, den Ertrag eines Sanges an einen nicht allzu gut beleumdeten Heidengott für eine Christenkirche zu verwenden, wie ein fürchterliches Verbrechen verfolgt wird, könnte am Ende ein eifrig strebender Anwalt des Staates wohl auch dem Wahn verfallen, die Majestät werde beleidigt, wenn etwa die Negirhymne getadelt und der Hüttenbesitzer nebst Charleys Tante respektlos verhöhnt wird. Warten wirs ab. Es ist schlimm genug, daß man im Jubeljahr des Deutschen Reiches solche Betrachtungen anstellen muß; so weit aber sind wir doch wohl einstweilen noch nicht, daß der überlieferte Begriff der Majestät auf die Privat-



neigungen und Privatleistungen des Monarchen ausgedehnt werden könnte. In unserem besonderen Fall dürfen wir uns übrigens einfach an den Künstler halten, der das Blatt verantwortlich gezeichnet hat, und brauchen nach der Theilnahme des Kaisers an diesem Vollbringen nicht neugierig zu forschen. Der Künstler ist Herr Hermann Knackfuß, Historienmaler und Lehrer der Kunstgeschichte in Kassel, der durch vaterländische Bilder im düsseldorfer Stil bekannt ist und auch in den Hofkreisen heimisch geworden sein soll, seit er, der im Jahre 70 selbst als Husar mitgefochten hatte, das Kasino der potsdamer Leibgardehusaren mit Malereien geschmückt hat. Die Bescheidenheit des Mannes, der vielleicht als ein kleinerer Gesellschaf zu charakterisiren ist, wird gerühmt und er wird es deshalb gewiß nicht übel nehmen, wenn man ihm offen sagt, daß seine neue Zeichnung ganz ungewöhnlich schlecht ist und daß man erstaunt sein muß, sie in geachteten Kunsthandlungen zu sehen. Ganz leicht war es freilich nicht, Asien und Europa auf einem Blatt zu zeigen; aber die Verachtung der perspektivischen Geseze scheint hier doch ein Bißchen weit getrieben, fast so weit wie in dem berühmten Zeichenheft des kleinen Moriz. Auf einer Felsenklippe erblickt man acht Damen, über ihnen leuchtet das Christenkreuz, vor ihnen steht der Erzengel Michael mit dem Flammenschwert und ihnen zu Füßen dehnt sich ein schmales Gelände, in dem Thürme, Kuppeln, Schornsteine, Qualm und lodernde Gluthen zu unterscheiden sind. Ohne die Unterschrift und den Kommentar, den die Norddeutsche Allgemeine Zeitung geliefert hat, wäre das Bild gar nicht zu verstehen. Nun aber wissen wir: die Damen sind die sechs Großmächte Europas nebst Anhang; die Kuppeln und Thürme bezeichnen die Peterskirche, den Kreml, den Kölner Dom und die Burg Hohenzollern; im Qualm und Feuerschein sollen wir Asien erkennen; und das Ganze soll die Einigung der europäischen Staaten gegen die gelbe Rasse bedeuten. Die frostige Allegorie ist also ein politisches Bild, das schlechte Bild eines schönen Traumes. Man könnte darüber erstaunt sein, daß Rußland sich vertraulich an die blonde Dame Germania lehnt und die muntere Marianne aus Gallien gar nicht zu kennen scheint; man könnte auch wünschen, das Deutsche Reich, das die Entwicklung aller orientalischen Wirren doch geduldig abwarten kann, nicht so weit im Vordergrund zu sehen, — aber: es handelt sich um die Darstellung eines Traumes und der Traum eines Bundes, der zur Abwehr des asiatischen Schreckens schon jetzt Europens feindliche Kinder

vereinte, ist so angenehm, daß man es mit Kleinigkeiten dabei nicht allzu genau nehmen darf. Jeder weiß, daß in unserem Welttheil leider nicht die idyllische Ruhe herrscht, die Herr Knackfuß ihm freundlich verliehen hat, und daß Bündnisse zwischen Deutschland und Frankreich und zwischen England und Rußland nicht ganz so leicht zu schaffen wie zu zeichnen sind. Aber auch die Allegorie auf dem Glaubensschild, den Friedrich Wilhelm der Vierte einst dem Prinzen von Wales in die Wiege spendete, entsprach nicht der Wirklichkeit: da fuhr der christliche König in Pilgerhut und Muschelmantel auf einem Schiffe, das ein Engel lenkte und der gefesselte Höllegeist des Dampfes schnaubend vorwärts trieb; neben ihm saß Humboldt mit einem Delzweig in der Hand und am englischen Strande harrten der Heilige Georg, der Prinz-Gemahl Albert und Wellington der erlauchten Besucher. Der Künstler, der damals dem Monarchen den Griffel lieh, hieß Cornelius und war beträchtlicher als Herr Knackfuß; von der gemeinen Wirklichkeit aber bleiben beide Darstellungen gleich weit entfernt und man könnte den Gaffern die Schaufensterfreude an dem Eintagsbildchen gönnen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, wenn nicht in dem papiernen Asien eine sehr merkwürdige Erscheinung den Blick fesseln müßte. Da fauert, zwischen rauchenden Trümmern, ein unheimliches Wesen mit einem bleichen, fanatischen Mönchsgesicht; und dieses Wesen, so lehrt uns der offiziöse Kommentar, soll nicht etwa ein asiatischer Göze, sondern, man denke: der Buddha sein.

Herr Knackfuß ist an dieser Deutung hoffentlich schuldlos, denn ein Mann, der, wie gemunkelt wird, als Direktor der berliner National-Galerie Jordans Nachfolger werden soll, muß doch mindestens die Elemente moderner Bildung erworben haben. Aber seine Zeichnung geht hinaus in die Fremde, sie wird einen traurigen Begriff von neu-deutscher Kunstübung geben und soll uns nicht auch noch auf einem Felde blamiren, wo wir bisher selbst von den Feinden bewundert wurden. In einem Lande, das Hermann Oldenberg und Max Müller zu seinen berühmten Söhnen zählt, sollten sogar die Zeitungschreiber schon wissen, daß man sich lächerlich macht, wenn man den Buddha als das Symbol gewalthätiger Verheerung darstellt, als einen asiatischen Schinderhannes, der mordend und sengend durch die Steppen zieht und Europa mit wüsten Schrecken bedroht, wie der Genosse Most sie unserer Bourgeois-kultur einst zugebacht hatte. Eben ist in der Deutschen Rundschau eine Studie veröffentlicht worden, in der Oldenberg den alten Buddhis-

mus, als vollendete Ausprägung eines tiefsten Gehaltes, den klassischen Typen menschlichen Glaubens und Heilstrebens zurechnet. Der selbe Oldenberg hat uns vor ein paar Jahren das beste Buch über den Buddha, seine Lehre und seine Gemeinde gegeben. In Paris, wo etwa dreißigtausend Salonbuddhisten hausen sollen, leben die kleinen Leute, die Vermina und Lahor, von den Schätzen, die deutsche Wissenschaft gehoben hat, Herr Kosny pugte längst damit seine Vorträge in der Sorbonne, — und jetzt reizt man muthwillig die lutetische Lachlust mit dem Verdacht, in Deutschland sei das große Wirken des Buddha völlig unbekannt. Da wird es doch dringend nöthig, den Spöttern zu sagen, daß, so wenig wie Herr Knackfuß die deutsche Malerei, das offiziöse Gefinde die deutsche Bildung repräsentirt.

Wenn wirklich von Asien eine Barbarengesfahr heraufzieht, wird der Satyasohn nicht ihr Bereiter sein. Der Knabe Siddhatta, der als Mönch Gotama hieß und später den Namen des Buddha, des Erwachten, Erkennenden, empfing, war zwar nicht, wie lange uns die Legende lehrte, der Sohn eines mächtigen Königs, aber er hat dem Himalayahereich größere Dienste geleistet und höheren Ruhm verschafft, als der gewaltigste Herrscher jemals vermocht hätte. Da er von den schimmernden Palästen und den duftenden Lotusgärten schied, um als Bettelmönch durch die Lande zu streifen, da er Weib und Kind verließ, um vom Menschenleid in der Einsamkeit die Erlösung zu suchen, that er den ersten Schritt auf dem beschwerlichen Wege, der aus dem Wedaglauben erobernder Hirtenvölker zu den helleren Höhen einer vergeistigten Lebensanschauung hinaufführte. Und da er, nach sieben Jahren des Suchens, unter dem Baum der Erkenntniß am Ufer des Neranjara auf die quälende Frage endlich die Antwort fand, da brach für die Hinduwelt die Heilige Weihnacht an und dem dumpfsinnigen Volk ward ein reinerer Glaube geboren. Kein heiterer Glaube für Satte und Starke, aber auch nicht die irre Verzweiflung, die man uns heute gern für buddhistische Weisheit ausgeben möchte. Der Jüngling Siddhatta hatte gefragt, von wannen die Ruhe kommt, die dem Herzen Seligkeit bringt, und der Buddha gab darauf die Antwort: „Wenn das Feuer der Lust erloschen ist, wenn das Feuer des Hasses und der Verblendung erloschen ist, wenn Hochmuth, Irrthum und alle Sünde und Drangsal erloschen sind, dann findet das Herz selige Ruhe.“ Er hatte der Weltlichkeit entsagt und die Lüste bezwungen, er war ein echter Brahmane geworden, aus eigener Kraft, und blieb doch

demüthigen Sinnes ein armer Bettelmönch, als ringsum schon die Könige und die Edelleute vor der mild leuchtenden Hoheit seines Geistes sich neigten. Er verwarf die Sitte des Opfers und der Kasteiung, aber er bekannte sich zu dem Karma, dem Gesetz der sittlichen Vergeltung, und schöpfte aus dem Bewußtsein, als ein reiner Mensch hienieden zu wandeln, eine innere Freude, die seine Lehre erwärmte. Deshalb empfahl er den Jüngern, Schritt für Schritt und Stunde für Stunde ihr Ich von allem Unreinen zu läutern, und verbot ihnen, die Unwahrheit zu reden, ein lebendes Wesen zu töten, sich an fremdem Eigenthum und an dem Weib eines Anderen zu vergreifen und dem Laster des Raufes zu fröhnen. Nicht den Einfältigen, den Armen im Geist, verhiess er sein irdisches Nirwana, das ganz anders aussieht als die christliche Seligkeit, sondern den Weisen, die ihr Leiden erkannt und in der Erkenntniß die Kraft gefunden haben, es zu überwinden. Der Glaube der Buddhisten läßt, platonischen Gedanken darin ähnlich, diese erlösende Erkenntniß nach einem durch zahllose Wiedergeburten hindurchreichenden unablässigen Streben in der Erleuchtung eines unvergleichlichen Augenblickes dem Suchenden zu Theil werden. So schildert Oldenberg diesen Glauben und er sagt uns, daß am Ende des Daseins der Vollendete, der Weise, in jene räthselhafte Tiefe verschwindet, von der Buddha nicht verkündet hat, ob sie ein höchstes Sein bedeute oder das Nichts, und nach der zu fragen dem frommen Jünger verboten ist.

Soll der Sohn des stolzen Sathageschlechtes, den man so lange als lichten Sonnenhelden pries, nun als ein wüster Brandstifter vorgeführt werden, der mit Feuer und Schwert unsere Gesittung vernichten will? Die Dame Britannia scheint auf dem Knackfußbilde noch zu zaubern; sie spürt zu Kämpfen im Allgemeinen und zu diesem Kampf im Besonderen wohl keine Lust. Vielleicht bedenkt sie, daß es für ein Reich, in dem Millionen buddhistischer Hindus leben, recht gefährlich wäre, gegen Buddha zu kämpfen. Vielleicht empfindet sie auch, daß selbst ein Erzengel nicht stark genug ist, um den Kampf mit dem milden Manne wagen zu können, den nur die Heilandshehheit des Galiläers siegreich überstrahlt, und daß der Buddha mit Michael sich leichter verständigen könnte als der nach dem Persergolf spähende Weiße Zar mit der Kaiserin von Indien, deren kostbarsten Besitz die weise Lehre Gotamas seit mehr als zweitausend Jahren in sanftes Dämmerlicht taucht.



## Mittel gegen Arbeitslosigkeit.

Seitdem Gewerbefreiheit proklamirt ist, hat die Arbeitslosigkeit arbeitsfähiger und arbeitswilliger Personen wie ein düsteres Fragezeichen auf der bürgerlichen Gesellschaft gelastet; und es ist klar, daß jetzt, wo die Bedeutung dieses Uebels allgemein anerkannt ist, die Mittel zur Abhilfe in ernste Erwägung gezogen werden müssen. Zunächst wird man vielleicht daran denken, der Arbeitslosigkeit präventiv zu begegnen, also die Absatzkrise zu beseitigen oder doch wesentlich zu mildern. Indessen sind die Mittel, die hierzu vorgeschlagen worden sind, nicht anwendbar. Der Sozialismus freilich hat seine Panacee rasch bei der Hand in Gestalt der kommunistischen Gesellschaft, wo die Produktion planvoll, gemäß dem statistisch zu berechnenden Bedarf der Bevölkerung, gestaltet werden soll. Wer aber mit uns eine solche kommunistische Gesellschaft in absehbarer Zeit nicht für möglich hält, muß diese Lösung des Problems von der Hand weisen. Auf dem Boden der Wirtschaftsordnung mit Privateigenthum ist zur Erreichung jenes Zweckes nur ein Mittel denkbar: die Organisation aller Industrien in Kartellen, die durch Fixirung der jeweilig nöthigen Produktion zuvörderst die Ueberproduktion und damit auch die nachherige Krise zu verhindern hätten. Aber die staatlich erzwungene Einführung von Kartellen ist unstatthaft, weil durch sie der individuelle Unternehmungsgeist, die wichtigste Triebkraft der bürgerlichen Volkswirtschaft, in Fesseln geschlagen würde. Und die freiwillige Bildung von Kartellen ist in dem ausreichenden nationalen und internationalen Umfange in absehbarer Zeit nicht zu gewärtigen, so daß also auch in Zukunft schlechte Konjunkturen, Krisen und Arbeitslosigkeit nicht zu vermeiden sein werden.

Demnach kann es sich im Wesentlichen nur um einen Kampf gegen die Wirkungen handeln. Diese Frage ist natürlich auch schon erwogen worden und sie hat in der Geschichte der sozialen Theorien und Thatfachen die verschiedensten Lösungen gefunden. Unter ihnen lassen sich gemäß den maßgebenden volkswirtschaftlichen Prinzipien drei Gruppen unterscheiden: die der „Selbsthilfe“, der „Armenpflege“ und der „Sozialreform“. Das Prinzip der Selbsthilfe ist auf unserem Gebiete bisher in größerem Umfange nur in England zur Anwendung gekommen, wo die Trade-Unions in der Fürsorge für ihre arbeitslosen Mitglieder eine ihrer Hauptaufgaben erblicken. Die Gewerksvereine zahlen ihren Arbeitslosen eine das Existenzminimum sichernde Unterstützung während der Dauer der Arbeitslosigkeit, wenn auch meist nicht über ein Jahr hinaus; vor Allem aber sind sie eifrig bestrebt, den Arbeitslosen zu einer, die üblichen guten Arbeitsbedingungen gewährenden Arbeitsstelle zu verhelfen. Diese Selbsthilfe-Organisationen können aber, so großartig sie auch an sich sind, nicht als ausreichend angesehen werden. Das Prinzip

der Selbsthilfe hat die sozialen Bedürfnisse keineswegs befriedigt: unter acht Millionen Arbeitern sind in England schließlich noch nicht achthunderttausend versichert! Auf dem Kontinent sind — abgesehen von den Buchdruckern — die Erfolge erst recht spärlich. Und Das wird sich auch in Zukunft nicht so bald ändern, weil in den deutschen und romanischen Ländern nationaler Rassencharakter, Geschichte und Tradition die rastlose, energische, Schritt für Schritt vordringende und so häufig entsagende Selbstthätigkeit nicht begünstigen. Trotzdem hat dieses Prinzip in dem bekannten münchener Professor Lujo Brentano einen Theoretiker gefunden, der in ihm nicht nur eine glückliche, sondern überhaupt die einzig mögliche Lösung der Arbeitslosennoth erblickt. „Finden die Arbeiter, die beschäftigungslos sind, keine Arbeit zu einem bestimmten Preise, so würden sie doch vielleicht einer Nachfrage bezeugen, wenn sie sich bereit finden ließen, um geringere Bezahlung zu arbeiten. So oft Dies der Fall ist, ist daher die Frage, welche die Versicherungskasse zu beantworten hat: ob sie einem ihrer arbeitslosen Mitglieder Unterstützung gewähren will, die Frage, ob sie es billigt, wenn das betreffende Mitglied sich weigert, unter einem bestimmten Lohnsätze zu arbeiten. . . Und so zeigt sich geboten: die Versicherung für den Fall der Arbeitslosigkeit in Folge der allgemeinen Lage des Marktes ist von der Versicherung für den Fall von Arbeitslosigkeit in Folge von Arbeitsstreitigkeiten nicht trennbar. Die Versicherungskasse für den Fall der Arbeitslosigkeit kann nur ein Gewerksverein sein“ (Brentano). Diese Argumentation läßt sich mit der Erwägung bekämpfen, daß nicht abzusehen ist, weshalb bloß der Gewerksvereinsvorstand das Privileg haben soll, über die Annahme angebotener Arbeit zu entscheiden, und weshalb nicht andere Instanzen (z. B. Behörden, die nach Art eines gewerblichen Schiedsgerichtes organisiert sind) auch dazu recht tauglich sind. Damit zeigt sich, daß die brentanosche Theorie unrichtig ist, soweit sie alle Lösungen, die nicht den Gewerksverein als Operationbasis annehmen, verwirft. Ihr positiver Vorschlag aber, durch Gewerksvereine gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit Abhilfe zu schaffen, ist nicht fruchtbar genug, da die streitenden Armeen der Selbsthilfe auf dem Kontinente noch klein sind und nur geringe Fortschritte aufzuweisen haben. Ueberdies hat die gewaltige Arbeitslosigkeit, die im Winter 1894/95 in England gewüthet hat, und die Enquete von Charles Booth klar gezeigt, wie weit entfernt man noch selbst dort von einer den berechtigten Ansprüchen genügenden Arbeitslosenversorgung ist.

Da die Selbsthilfe absolut unzureichend war — und früher ja noch mehr als heute —, so war der Staat in die Zwangslage versetzt, sich wohl oder übel um die Arbeitslosen zu kümmern. So kam es ganz von selbst, daß der Staat prinzipiell die Pflicht anerkannte, sie wenigstens nicht verkommen zu lassen, und dieses Minimum der Fürsorge wird thatsächlich ge-

leistet. So sind also in der bürgerlichen Gesellschaft die Arbeitslosen bei längerer Dauer der Beschäftigungslosigkeit auf die geringfügige und entehrende Armenunterstützung angewiesen. Aber selbst diese wuchs mit der Zahl der Armen in einigen Ländern so enorm, daß man hier dazu überging, die arbeitsfähigen Armen in Arbeitshäuser zu stecken, in denen harte Arbeit unter furchtbaren Disziplin und bei kärglicher Kost geleistet werden mußte. Die leitende Absicht war dabei, alle irgendwie arbeitscheuen Elemente durch die Furcht vor dem Arbeitshause von der Armenunterstützung auszuschließen. Dieses System hat immerhin den Vortheil, daß Niemand verhungert: ein ausreichendes Mittel gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit kann indessen nun und nimmer darin erblickt werden, daß man dem armen Manne, der ohne Verschulden sein Brot verloren hat, ein Almosen verabreicht, das kaum die geringste Lebensnothdurft deckt, das entehrend wirkt und den Unterstützten unter Umständen einem furchtbaren Zwange unterwirft. Ueberdies können viele Arbeitslose überhaupt nicht in die Arbeitshäuser gehen, weil sie, wegen ihrer früheren Beschäftigung, zu den hier verrichteten gröberen Arbeiten nicht tauglich sind und an ihrer speziellen Arbeitsgeschicklichkeit Einbuße erleiden würden.

Danach mußte man auf andere Pläne sinnen, um den Folgen der Arbeitslosigkeit zu begegnen; und so kam man schon früh zu sozialreformatorischen Theorien. Als eine der ältesten kann hier diejenige von Simon de Sismondi angesehen werden, welche die Unternehmer nach ihren Berufen in Genossenschaften zu organisiren strebte, die dann für die Erhaltung aller feiernden Arbeiter ihrer Branche aufkommen sollten. Sismondi motivirt seinen Vorschlag damit, daß der Unternehmer allen Gewinn aus der Thätigkeit seiner Arbeiter zöge, folglich auch für sie bei Ungunst der Verhältnisse einzutreten hätte. Wie aber diese „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit“ — denn darauf kommt der Sismondische Gedanke heraus — im Einzelnen zu gestalten sei, wagt er mit Rücksicht auf die ungeheuren Schwierigkeiten der Ausführung nicht näher anzugeben. Andere Vorschläge knüpfen wieder an das zuerst von Fourier formulirte Schlagwort „Recht auf Arbeit“ an und fordern, daß der Staat und die anderen öffentlichen Körper allen Arbeitslosen lohnende Beschäftigung gewähren sollen. Doch würde sich der moderne Staat mit der Anerkennung des „Rechtes auf Arbeit“ eine auf die Dauer unerfüllbare Aufgabe stellen. Die Absicht des Gesetzgebers kann bei der Beschäftigung des unverschuldet Arbeitslosen in der Hauptsache nur darauf ausgehen, ihn bloß vorübergehend vom Staate beschäftigen zu lassen, damit er nachher wieder seinem früheren Erwerbe nachgehen kann. Deshalb darf also die Beschäftigung nicht in einer Weise erfolgen, bei welcher der Beschäftigte die Fähigkeit verliert, das alte Gewerbe bei passender Gelegenheit wieder aufzunehmen. Nun ist es aber ganz unmöglich, daß der Staat jeden

Arbeitslosen in der Branche seiner bisherigen Thätigkeit oder in einer verwandten Branche anstellt. Denn sonst würde der Staat nur Waaren produziren, nach denen ohnehin schon keine zahlungsfähige Nachfrage mehr besteht, er würde also die Ueberproduktion nur vergrößern, die Krise verschärfen, die Heilung unmöglich machen, die Kosten ins Ungeheure steigern.

Da somit alle bisher in der Arbeitslosenfrage gemachten Vorschläge sich als unzureichend erwiesen hatten, ging ich daran, das System von Reformplänen zu entwickeln, das die hier mögliche Hilfe verbürgen und die dazu nöthigen öffentlich-rechtlichen Institutionen schaffen soll. \*) Das, was Staat und Kommune für die unverschuldet Arbeitslosen thun können, umfaßt danach prinzipiell Dreierlei: einmal die Zuweisung ohnehin vorhandener Arbeitsgelegenheit, die von den Beschäftigungslosen sonst aus irgend einem Grunde nicht benutzt werden kann; dann die Beschaffung neuer Arbeitsgelegenheit; und schließlich die anderweite Fürsorge für Solche, denen trotz Alledem keine Beschäftigung gewährt werden kann.

I. Die Ermittlung vorhandener Arbeitsgelegenheit geschieht durch den Arbeitsnachweis. Unzweifelhaft erfordern die modernen komplizirten Verkehrsverhältnisse einen mächtigen Apparat, damit selbst auch nur innerhalb der Grenzen eines jeden Landes alle Arbeitsgelegenheit den Arbeitsuchenden rechtzeitig bekannt gegeben werde. Wenn man nun auch annehmen kann, daß ein größerer Bedarf regelmäßig seine Deckung finden wird, sobald wenigstens irgendwo innerhalb der Landesgrenzen ein Angebot passender Arbeitskräfte da ist, so erfolgt doch sicherlich die Ausgleichung nicht immer mit der möglichen Raschheit; und eben so ist sicher, daß die Ausgleichung im Einzelnen mangelhaft genug ist. Diese Thatsachen zeigen klar, daß das alte System der Arbeitsnachweisung nicht ausreicht. Und die Gründe dafür sind leicht einzusehen. Die private Stellenvermittlung, wo sie von gemeinnützigen Vereinen betrieben wird, hat, wie alle Wohlthätigkeit, nur eine begrenzte Wirksamkeit. Die Arbeitsnachweise-Bureaux von Unternehmerverbänden sind in der Aera des „Klassenkampfes“ natürlich den Arbeitern verdächtig, und umgekehrt können die Arbeitgeber zu den Arbeitsnachweistellen der Arbeiterverbände nicht volles Vertrauen gewinnen. Mit dieser Kritik ist zugleich auch die positive Aufgabe des Staates vorgezeichnet. Er hat einmal Arbeitsnachweise-Bureaux zu schaffen, die das Vertrauen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern in gleicher Weise erwerben können, und er hat ferner für eine ausreichende

\*) Georg Adler: „Die Aufgaben des Staates angesichts der Arbeitslosigkeit, Akademische Antrittsrede“, Tübingen, Verlag von Laupp, 1894. — Adler: „Die Versicherung der Arbeiter gegen Arbeitslosigkeit im Kanton Basel-Stadt. Gutachten, erstattet dem Departement des Innern des Kantons Basel-Stadt. Publizirt vom Departement des Innern,“ Basel, Verlag von Müller, 1895.



Centralisation der neuen Organisationen Sorge zu tragen. Man würde also etwa daran denken, allen Gemeinden, die eine größere Einwohnerzahl haben, die Errichtung von Arbeitsnachweise-Aemtern vorzuschreiben und für diese dann wieder eine staatliche Centralstelle zu begründen, welche die einzelnen, ihr zugehenden spezialisirten Berichte über Angebot und Nachfrage in einem eigenen Journal publiziren müßte, auch zugleich als Aufsichtsinanz funktionieren könnte. Natürlich wären die kommunalen Aemter unter Beobachtung gewisser Normativ-Bedingungen zu organisiren. Der Vorstand müßte regelmäßig sich zu gleichen Theilen aus Vertretern von Arbeitgebern und von Arbeitnehmern (ähnlich wie beim Gewerbegericht) zusammensetzen, während der Vorsitzende keinem der beiden Interessentenkreise angehören dürfte. In Fällen von Strikes oder Aussperrungen müßte den öffentlichen Arbeitsnachweise-Bureaux absolute Neutralität anbefohlen sein, um in keiner Weise den privaten Kampf um die Arbeitsbedingungen zu Gunsten eines der streitenden Theile zu beeinflussen. Die Gebühren für die Benutzung der Institute müßten natürlich möglichst gering für die Stellensuchenden angesetzt werden; der zur Deckung der Kosten nöthige Rest wäre durch Subvention der Gemeinden aufzubringen. Natürlich soll durch diese neuen Institute den bisherigen Arbeitsnachweise-Bureaux der verschiedenen Arten nicht der Garaus gemacht werden; für bestimmte Gewerke oder für gewisse Klassen von Stellensuchenden (z. B. entlassene Gefangene) wird sich vermuthlich nach wie vor die Benutzung korporativer, gemeinnütziger u. s. w. Vermittelungsanstalten empfehlen.

II. Die zweite Gruppe von Maßregeln besteht in der Beschaffung neuer Arbeitsgelegenheit. Aber in welchem Umfange ist diese möglich und welcher Art muß sie sein? Das ist die — bisher nur ganz ungenügend untersuchte — Frage. In der Hauptsache soll der Arbeitslose, wie schon erwähnt worden ist, nur vorübergehend vom Staate beschäftigt werden, damit er nachher wieder, bei passender Gelegenheit, seinem früheren Erwerbe nachzugehen vermag. Daher muß das oberste Prinzip bei der Beschäftigung des Arbeitslosen sein: ihm darf bloß passende Arbeit zugewiesen werden, also Arbeit, welche die Tauglichkeit für seinen erlernten Beruf nicht schädigt. Aber welche Arbeit ist als „passend“ zu bezeichnen? Für einen gelernten Arbeiter in erster Linie nur die Arbeit in seinem früheren Berufszweige oder, sofern er in der Spezialität einer Industrie ausgebildet ist, die Beschäftigung in einer nah verwandten Spezialität der selben Industrie. In zweiter Linie ist für den gelernten Arbeiter die vorübergehende Beschäftigung auch in einem anderen Berufe passend, wenn diese Beschäftigung seine Arbeitsfähigkeit für den früheren Beruf in keiner Weise schädigt, vor Allem seine spezifisch technische Geschicklichkeit nicht mindert, seiner Gewöhnung nicht zuwiderläuft und seine Gesundheit nicht angreift. Denn stets muß dem also

Beschäftigten die Möglichkeit gewahrt bleiben, bei günstigerer Gelegenheit in den früheren Beruf zurückzutreten. Für die ungelernten Arbeiter sind alle jene Arbeiten „passend“, die keiner Vorbildung bedürfen oder doch nach kurzer Unterweisung übernommen werden können, sofern diese Arbeiten nicht die Kräfte der Arbeiter übersteigen oder ihrer Gewöhnung zuwiderlaufen oder ihre bisherige Arbeitskraft und Erwerbsfähigkeit zu mindern vermögen. Wenn aber die öffentlichen Körper den Arbeitslosen nur passende Arbeiten (im angegebenen Sinne) zuweisen sollen, so ist klar, daß eine Beschäftigung der großen Masse der Arbeitslosen in der Regel unmöglich sein wird. Vor Allem wird es meist ausgeschlossen sein, den gelernten Arbeitern, die außer Thätigkeit gekommen sind, eine Beschäftigung im früheren Berufe oder in einer nah verwandten Branche zu verschaffen. Denn sonst würde ja der Staat meist Waaren herstellen, deren Preis auf dem Markte im Weichen begriffen ist. Die Veranstellung aber von Arbeitern, die keine Vorbildung verlangen und zugleich den angemerkten Nebenbedingungen für gelernte und ungelernete Arbeiter genügen, ist zwar möglich, erfordert aber eine so große Umsicht und ein so feines Verständniß der beteiligten Behörden, daß ich an einer Unterbringung der Majorität der Arbeitslosen zweifle.

Somit zeigt sich klar, daß sehr viele Beschäftigungslose bei solchen öffentlichen Arbeiten nicht untergebracht werden können. Die bisherige Praxis der Hilfsaktionen von Staat und Gemeinde ist aber noch bedauerlich weit hinter Dem, was zu leisten möglich war, zurückgeblieben und hat sich überhaupt fast nur auf die Ausführung grober Arbeiten, zumal von Bau- und Erdarbeiten, beschränkt. Die Sozialreform wird hier darin bestehen, daß künftig sowohl weit mehr Gemeinden als bisher sich an Werken jener Art beteiligen, als auch daß die fragliche kommunale und staatliche Sozialpolitik, die vorläufig noch durch das „Prinzip“ planlosen Experimentirens zum Zwecke der Augenblickshilfe charakterisiert ist, einigermaßen planvoll betrieben wird. Es müßte angeregt werden, öffentliche Arbeiten, die recht gut im Winter ausgeführt werden könnten, auch möglichst in den Winter zu verlegen. Es ließe sich vielleicht schon Etwas erreichen, wenn bei Beginn des Winters amtlich ein Verzeichniß aller bereits bewilligten, aber noch nicht ausgeführten Staats- und städtischen Arbeiten gegeben würde. Ferner müßte eine staatliche Centralstelle geschaffen werden, die in der vorliegenden Frage den Konnex der Kommunen sowohl untereinander als auch mit den staatlichen Behörden herzustellen hätte. Auf diese Weise wäre wenigstens ein wesentlicher Schritt geschehen, um die wichtigsten administrativen Stellen aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln und der bisherigen Zerfahrenheit in der Darbietung öffentlicher Hilfeleistungen ein Ende zu machen. Was aber auch Staat und Gemeinde hier noch thun mögen: so viel ist unzweifelhaft, daß

für eine große Zahl, zumal von „gelernten“ Arbeitern, die unverschuldet beschäftigungslos geworden sind, so bald keine passende Beschäftigung wird ausfindig gemacht werden können. Diese Personen müssen daher durch besondere Vorkehrungen vor dem Elend mit allen seinen Konsequenzen bewahrt werden.

III. Die einzige Möglichkeit nun, für diese zeitweilig Erwerbslosen einen *modus vivendi* im eigentlichen Sinne des Wortes zu finden, besteht in der Schaffung einer allgemeinen Versicherung der gewerblichen Arbeiter gegen die wirtschaftlichen Folgen der unverschuldeten Beschäftigungslosigkeit. Die wichtigsten Prinzipien dieser Versicherungsanstalt denke ich mir etwa so. Der Beitritt müßte obligatorisch gemacht werden. Denn sonst ist zu befürchten, daß eine zu geringe Beteiligung der Arbeiter stattfindet und daß fast ausschließlich solche Personen sich versichern, denen die Gefahr der Arbeitslosigkeit am Meisten droht. Die Folge hiervon wäre also: ein im Verhältniß zur Zahl der Versicherten enormer Kostenbetrag, während man trotzdem nicht sicher sein könnte, dem Nothstande auch nur leidlich zu steuern. Ueberdies entspricht das Prinzip der obligatorischen Versicherung dem Grundsatz der Solidarität, der sich immer mehr in der modernen Lebensanschauung und Gesetzgebung durchringt. Die zu schaffende Versicherung hat also die Aufgabe, allen ihren Mitgliedern, die ohne Verschulden arbeitslos werden, eine Unterstützung zu gewähren. Was heißt aber: „ohne Verschulden arbeitslos“ sein? Oder positiv ausgedrückt: wann liegt ein „Verschulden“ vor? Einmal ist da jede Unterstützung von Personen, die in Folge von Arbeitsstreitigkeiten (Strike oder Aussperrung) ihre Stelle aufgegeben haben, abzulehnen. Denn ein anderes Verhalten würde einen tiefen Eingriff in die privaten sozialen Kämpfe zwischen Unternehmern und Arbeitern bedeuten, für dessen Konsequenzen heute schwerlich ein Staat die Verantwortung möchte übernehmen wollen. Dann ist jede Unterstützung von Personen abzulehnen, die in Folge freiwilligen Austrittes arbeitslos geworden sind oder ihre Entlassung durch Faulheit, Lüderlichkeit, Unverträglichkeit, Ungehorsam oder Trunkucht verschuldet haben. Endlich wird keine Unterstützung an Arbeitslose gezahlt, die sich weigern, eine ihnen angebotene „passende“ Arbeitsstelle (im früher definierten Sinne) anzunehmen. Natürlich ist überdies Voraussetzung jeder Unterstützung, daß der Arbeitslose längere Zeit (z. B. mindestens sechs- undzwanzig Wochen) Mitglied der Versicherungsanstalt gewesen ist.

Wenn keiner dieser Hinderungsgründe vorliegt, haben die Arbeitslosen somit einen Rechtsanspruch auf Unterstützung. Diese kann natürlich nicht hoch sein, da bei einer Versicherung, die etwas Experimentelles an sich trägt, größte Vorsicht geboten erscheint. Eine hohe Unterstützung unterläge aber auch sozialpolitischen Bedenken: der Gedanke, daß der Müßiggang etwas Schönes sei, darf nicht Boden gewinnen, vielmehr soll der Arbeiter, der bei

voller Gesundheit unthätig ist (wenn auch unverschuldet), Entfagung üben. Demnach kann die Versicherungsanstalt den Arbeitslosen vorläufig nur das Existenzminimum versprechen; dieses braucht aber durchaus nicht für alle Arbeiter die gleiche Größe darzustellen; denn für einen jungen Tagelöhner ist das zum Leben Nöthige geringer als für einen älteren, qualifizirten Arbeiter, der Weib und Kind zu ernähren hat. Deshalb sind die Leistungen der Versicherung einmal nach der Lohnklasse der Versicherten abzustufen und dann nach dem wesentlichen individuellen Moment: ob der Versicherte verheirathet ist und eine Familie zu ernähren hat. Natürlich kann die Versicherungsanstalt auch nicht für zu große Perioden des Lebens sorgen, da sonst die Kosten eine zu enorme Höhe erreichen würden und der Eifer der Arbeitslosen in der Beschaffung von Arbeit nachlassen müßte. Deshalb soll ein Termin festgestellt werden, an dem die Unterstützung aufhört. Als solcher kann etwa der einundneunzigste Tag nach Beginn des Empfanges der Unterstützung gelten, weil dann die Bauarbeiter während ihrer winterlichen Arbeitslosigkeit mehr oder weniger versorgt sind.

Die Aufbringung der Mittel hat prinzipiell durch den Staat, die Arbeitgeber und die Arbeiter zu geschehen. Der Staat kann überall in Anspruch genommen werden, wo ein hohes öffentliches Interesse vorliegt und die Schultern der zunächst interessirten Elemente nicht stark genug erscheinen, um alle Lasten zu tragen. Hier spricht überdies zu Gunsten der Gewährung eines Staatszuschusses, daß sich nach Einführung der geplanten Versicherung die Staatslasten auf anderen Gebieten (so auf denen des Armen-, Justiz- und Polizeiwesens) vermindern müssen: denn danach würden Viele vor Armuth, Noth und Verbrechen bewahrt werden. Auch die Beitragsleistung des Arbeitgebers erscheint gerechtfertigt; denn er hat durch die neue Versicherung den speziellen Vortheil, daß ihm ein fester Stamm eingeschulter Arbeiter erhalten bleibt. Den größeren Theil der Kosten werden immerhin Die zu tragen haben, die den unmittelbaren Nutzen von der ganzen Institution haben: die Arbeiter. Unter dieser Voraussetzung wird man ihnen auch einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung der Institution zugestehen können. Die Höhe der Beiträge muß in erster Linie nach den Gewerben abgestuft werden, da ja verschiedene Gewerbe auch verschieden unter der Arbeitslosigkeit zu leiden haben. Eben wegen dieser Verschiedenheit der Beitragsleistungen in den einzelnen Gewerben dürfte die Arbeitslosenversicherung wohl am Besten berufsgenossenschaftlich zu organisiren sein. Doch gilt Das nur für größere Staaten. Kleine Gemeinwesen würden aus naheliegenden praktischen Gründen am Besten thun, eine einzige Versicherungsanstalt einzurichten, bei der hier allein die zum Gedeihen der Institution versicherungstechnisch unentbehrliche breite Basis geschaffen und die Solvenz der Kasse gesichert werden kann.

Neben den Mitteln gegen die unverschuldete Arbeitslosigkeit im engeren Sinne wird man dann auch noch nach anderen Mitteln suchen müssen, um jener Arbeitslosigkeit vorzubeugen, die sich ergibt in Konsequenz der Entartung der Individuen durch Verwahrlosung und schlechtes Beispiel in ihrem elterlichen Hause und in dem „Milieu“, in dem sie aufgewachsen sind. Hier handelt es sich also um eine präventive Thätigkeit, die den Nachwuchs möglichst gut arten lassen soll. In dieser Richtung wirkt jede soziale Reform, wie überhaupt Alles, was die Lage der Massen zu heben geeignet ist. Dann aber wird auch eine systematische reformatorische Thätigkeit durch Zwangserziehung verwahrloster Kinder in großem Maßstabe ins Auge zu fassen sein (nach dem bewährten Muster einiger Staaten der amerikanischen Union).

Mit der Durchführung dieses ganzen Systems von Reformvorschlägen wäre natürlich durchaus nicht gegen alle Arbeitslosigkeit vorgesorgt. Wie allem menschlichen Wirken und Streben eine gewisse Grenze gesetzt ist, wird auch hier Resignation zu üben sein: ganz abgesehen von jenen Ständen, die in diesem Falle überhaupt nicht berücksichtigt werden können — Kaufleute ohne Kunden, Aerzte ohne Patienten, Anwälte ohne Klienten —, wird es immer noch einen Rest von Erwerbslosen geben: unverträgliche, undisziplinierte, zuchtlose, arbeitshene, verwahrloste, läderliche, verbrecherische und halbirre Subjekte, das „Lumpenproletariat,“ das nach wie vor ein trauriges Loos erleidet, dem aber mit menschlichen Mitteln nicht zu helfen ist.

Den Vorschlägen zur Linderung der Arbeitslosigkeit ist die Zeitstimmung günstig. Im Kanton Basel-Stadt wird jetzt über die Einführung einer obligatorischen Arbeitslosenversicherung berathen, die nach einem von mir gelieferten Gutachten und Vorentwurf eines Gesetzes gestaltet werden soll. Die Stadtgemeinde St. Gallen hat soeben die Schaffung einer nach ähnlichen Prinzipien eingerichteten Institution definitiv beschlossen. In die französische Deputirtenkammer ist ein Antrag eingebracht worden, der dem basler Gesetzentwurf genau nachgebildet worden ist. Verschiedene deutsche Gemeinwesen erwägen ähnliche Pläne. Das preussische Handelsministerium hat im Sommer 1894 eine Verfügung erlassen, die, in offenkundiger Anlehnung an unsere Vorschläge, alle Städte von mehr als zehntausend Einwohnern auffordert, öffentliche Arbeitsnachweisebureaux in der vorhin angegebenen Art zu begründen. Gleichzeitig ersuchte das preussische Ministerium des Innern alle Kreise und Gemeinden, eine zweckmäßige Vertheilung der öffentlichen Arbeiten gerade mit Rücksicht auf die Arbeitslosenfrage vorzunehmen. So ist alle Aussicht da, daß über kurz oder lang Institutionen allgemein werden, die eine zeitweise aus helfende Versorgung der durch Arbeitslosigkeit in eine augenblickliche Nothlage gerathenen Elemente vermitteln.



## Aus dem Kampf um die Währung.\*)

Es geschieht doch zuweilen, daß ich ähnlich empfinde wie die Monometallisten. Gegen eine Währung-Konferenz, zu der nicht wenigstens die deutschen Delegirten ein Programm für internationale Doppelwährung mitbrachten, hatte ich in diesen Blattern\*\*) meine ernstesten Bedenken geäußert. Da war es mir natürlich eine Beruhigung, zu sehen, daß der Bimetallismus in England durch einen wirklichen Staatsmann vertreten wird, der für eine Farce nicht zu haben ist und seine Zeit abzuwarten versteht. Die Erklärung Balfours, die mir diese Befriedigung gewährte, hat, seltsam genug, auch die Goldwahrungspartei mit einer Freude erfüllt, die als heller Jubel laut wird. Aber warum doch nur? War die beharrlich ausgesprochene Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer internationalen Einigung echt, so mußten die Goldwahrungsfreunde ja trauern, wenn ihre Gegner einem sicheren Fiasco entgingen. Allerdings, das allgemeine Interesse, die glücklich abgewendete Erschütterung des Vertrauens! Larifari. Für ein so zartes Pflänzchen, um schon von Berathungen über die Währung zu leiden, wird den öffentlichen Kredit heute, nach so vielen Kongressen und so unendlich vielen Parlamentsdebatten, doch wohl der Dummste nicht mehr halten.

Also mit einer Konferenz hat es zunächst gute Wege. Mich freut's; denn ich bleibe bei meiner Abneigung gegen zwecklose Redeturniere. Nur in einem Falle könnte ich aber, auch ohne vorher erzielte Vereinbarung unter den maßgebenden Regirungen, eine Konferenz für nicht ganz zwecklos halten. Wenn nämlich wenigstens eine der drei wirthschaftlichen Großmächte Europas mit einer bestimmten Erklärung für die internationale Doppelwährung und einem klaren, praktischen Vorschlage für deren Einführung dort erscheinen

\*) Auf die Ausführungen des Herrn Professors Regis in der „Zukunft“ vom zweiten November 1895, dessen Ansichten über „abstrakte Kaufkraft“, „Preisbildung“, „volkswirthschaftliche Konjunkturen“ u. s. w. ich nicht zu theilen vermag, möchte ich später zurückkommen. Da ich dann über das engere Gebiet der Wahrungfrage hinauszugreifen haben werde, darf ich hoffen, das Interesse eines großen Leserkreises für meine Replik zu finden. K. S.

\*\*) Siehe „Zukunft“ vom 16. März 1895.

wollte. Dränge sie damit auch auf dieser Konferenz nicht durch, so wäre doch ein Sammelpunkt für die europäischen Doppelwährungsfreunde gewonnen. Die Goldfanatiker würden einen solchen Ausgang freilich als eine Blamage für jene Regierung bezeichnen und sie sprechen im Voraus einschüchternd in diesem Sinne. Aber die Vereinigten Staaten haben auf mehreren Kongressen die Doppelwährung in Vorschlag gebracht und sind damit ganz allein geblieben. Das Ansehen der Union scheint darunter nicht gelitten zu haben, weder bei den Kabinetten noch auf den Geldmärkten Europas. Doch auch ohne daß solche Erfahrung jenes Gerede als thöricht erwies, sollte man es kaum für glaublich halten, daß eine Regierung davon beeinflusst werden könnte. Das Vernünftige gedacht und gewollt zu haben, kann niemals beschämend sein. In unseren Regierungskreisen kennt man die Geschichte des Zollvereines und des deutschen Eisenbahnbaues, und weil man so naheliegende Beispiele hat, wie bald gerade die Träger eines zunächst erfolgreichen Widerstandes der Lächerlichkeit verfallen können, wird man des moralischen Muthes gewiß nicht entbehren, einmal zu den Ueberstimmten zu zählen. Vorbedingung im gegebenen Falle ist nur, daß in der Regierung die wirkliche Ueberzeugung von der Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit der internationalen Doppelwährung vorherrsche, — und daran, man darf sich keiner Täuschung hingeben, scheint leider noch zu fehlen. Unsere Minister sollten aber eingedenk sein, daß ihr hohes Amt ihnen auferlegt, die Währungsfrage, als die zur Zeit wichtigste aller wirtschaftlichen Einzelfragen, selbst und zwar gründlichst zu studiren, damit sie nicht darauf angewiesen seien, auf die autoritären Aussprüche von Handelskammern und Bankdirektoren hinzulaufchen. An Material zum Studium fehlt es nicht, wohl aber an einiger Klärung, und diese herbeizuführen, scheint mir jetzt eine dringende Aufgabe, zu der ich das Meinige beitragen will. Die Erfahrung mit der von so Vielen behaupteten Knappheit des Goldes zeigt mir die Nothwendigkeit, auch theoretische Gegensätze innerhalb der Bimetallistenpartei gehörig auszufechten. Diese auf die Quantitätstheorie gestützte Lehre war der populären Anschauung zugänglicher und hatte dem Bimetallismus manche Freunde gewonnen. Da nimmt die Goldproduktion von Monat zu Monat zu und ein Schwanken kommt, wie begreiflich, in die Reihen dieser Freunde. Zwar giebt die neue Thatsache den Goldleuten nicht minder Unrecht, die doch die vermeintliche Untauglichkeit des Silbers als Währungsmetall und seinen Preisfall mit der zu reichlichen Erzeugung begründet hatten. Allein, wenn beide Theile Unrecht haben, so kann Dies nur dazu beitragen, dem großen Publikum die ganze Beschäftigung mit der Währungsfrage zu verwickeln, und allgemeine Theilnahmelosigkeit begünstigt den status quo. Es genügt also nicht, daß die Monometallisten Unrecht haben, sondern wir müssen Recht haben und jeder neuen Erscheinung

gegenüber Recht behalten. Offene Aussprache und gegenseitige Korrektur unter den Gesinnungsgenossen ist doppelt nöthig im Angesicht eines Gegners, der starke Positionen sehr behutsam umgeht, aber jede Blöße, die auch ein unbedeutendes Auenwerk bieten mag, mit Eifer benutzt, nur um dann sagen zu können: Hier stand des Feindes Macht, hier wurde sie vernichtet. Das ist nämlich der beliebte Ausdruck; wir sind schon gar so oft vernichtet worden.

Ich werde also nicht mehr anstehen, wo es geboten scheint, Kritik auch an den Schriftstellern zu üben, mit denen ich im Endziele des Bimetallismus vollständig übereinstimme. Einen Anlaß dazu bietet mir heute die Streitschrift Arendt contra Koch\*).

Mußte gegen den Versuch, dem Reichsbankpräsidenten die freie Meinungs-Äußerung zu erleiden, aus einem höheren Interesse protestirt werden, so ist dagegen die sachliche Widerlegung, die hier der Abgeordnete Dr. Arendt unternimmt, als sehr verdienstlich zu bezeichnen, um so verdienstlicher, als die Aufgabe, der er sich unterzieht, eine gar so unlohnende ist. Arendt betont selbst wiederholt, daß die Ausführungen des Herrn Dr. Koch nicht selbständigen Studien und Beobachtungen entstammen können, sondern sich als die Frucht einseitiger Zeitungslecture darstellen. In der That ist da kein Argument, das neu wäre und nicht bereits seine Widerlegung gefunden hätte. Selbst in dem einen Falle, wo Arendt einen Originalgedanken seines Gegners zu erkennen glaubt, beruht Dies auf Irrthum; denn mit der Gespensterfurcht, daß uns von einem wirtschaftlich mächtigeren Volke das Gold entzogen werden könnte, habe ich mich bereits in meinem „Anti-Bamberger“ zu beschäftigen gehabt. Wiewohl also jene Herrenhausrede wenig interessieren würde, wenn es nicht eben der Präsident der Reichsbank wäre, der sie vortrug, hat Arendt sich entschlossen, auf 116 Druckseiten darauf zu antworten, zumeist gründlich und schlagend. Eine Vergleichung mit früheren Schriften zeigt, wie Arendt, im Gegensatz zu monometallistischen Wortführern, seine Rüstung zu vervollständigen bestrebt ist; er lernt von Freund und Feind. Erfreulich ist besonders eine Stelle auf S. 13 der Schrift:

„Es kann demnach als feststehend gelten, daß wir entweder die anerkannten Schäden ruhig ertragen oder mit dem Endziel des internationalen Bimetallismus verhandeln müssen.“

Hier ist es mit voller Deutlichkeit ausgesprochen, daß die deutschen Bimetallisten für irgend welche Experimente „zur Hebung des Silberpreises“ nicht mehr zu haben sind. In diesem Punkte also ist Klarheit gewonnen und daran glaube ich mir einiges Verdienst zuschreiben zu dürfen.

Herr Dr. Koch sagt: „Mit Hilfe der Goldwährung konnte die deutsche Handelswelt im Auslande überall Verbindungen anknüpfen. Das fremde

\*) Herr Reichsbankpräsident Koch und die Wahrungfrage. Vom Dr. Otto Arendt.



Kapital war geneigt, sich in Deutschland anzulegen. Es gründeten sich Handelsniederlassungen im Auslande."

Ich möchte hier die zum Theil vortrefflichen Gegenbemerkungen Arendts noch etwas ergänzen. Die großen Bankhäuser frankfurter Ursprunges in Paris, London, New-York u. sind unter der Herrschaft der Silberwährung gegründet worden. Insbesondere hatten wir auch noch Silbergulden, als die Rothschilds das Netz ihrer Häuser und Agenturen über den Erdkreis spannten. Trotz Silberwährung haben auch frankfurter Waarenkaufleute, im Goldlande England nicht minder als in den überseeischen Gebieten, zum Theil heute noch blühende Niederlassungen errichtet und ein Gleiches ist in großem Maßstabe von unseren Seestädten aus geschehen. Die Anlage fremden Kapitals in Deutschland aber hat auch zur Zeit der Silberwährung nicht gefehlt und sie ist heute schwerlich viel umfangreicher geworden. Sie war und ist verhältnißmäßig unbedeutend, weil eben Deutschland in der Lage ist, fremdes Kapital durchaus entbehren zu können. In den Ländern mit Silberwährung und mit unterwerthigem Papiergeld ist unendlich viel mehr englisches Kapital angelegt als in Deutschland und Frankreich zusammen. Auch deutsches Kapital theilhaftig sich ja immer wieder an industriellen und Handelsunternehmungen in jenen Ländern. Nur daß ein Risiko damit verknüpft ist, das mit Doppelwährung zum großen Theil vermieden würde.

Herr Dr. Koch will die Hauptvorthelle des bestehenden Zustandes dahin zusammenfassen:

"Wir haben die Beständigkeit der Währung erreicht. Eine stabile Währung ist ein großer Schatz für unser Land, wie Niemand bezweifeln wird, der die wirtschaftlichen Schicksale der Länder mit schwankender Währung verfolgt",

worauf ihm mit Recht entgegnet wird:

"In diesen Worten des Herrn Reichsbankpräsidenten liegt einmal der ganze Grundirrtum mit aller wünschenswerther Deutlichkeit ausgesprochen. Gold ist stabil, Silber schwankt. Ein chinesischer Bankdirektor würde allerdings mit gleichem Recht sagen, Silber ist stabil und Gold schwankt."

Ich darf hierzu wohl an die zehnte meiner schon 1893 erschienenen „66 Thesen zur Währungsfrage“ erinnern:

"Es ist ein Widersinn, in irgend welchem Gelde einen stabilen Maßstab der Werthe setzen zu wollen. Die allgemeine Äquivalentwaare muß eben zuerst Waare sein, und jede Waare, also auch das Gold, ist variablen Werthes

und an die Anmerkung dazu:

Daß Gold stabilen Werthes sei, ist eine populäre Anschauung, die bis in Kreise hinein gehegt wird, bei denen solche naive Auffassung

nicht vorausgesetzt werden sollte. Sie rührt daher, daß Gold von den Banken und Munzanstalten stets zu festem, nahezu unveränderlichem Preise angekauft wird. Aber dieser Preis ist doch eben auch wieder Gold. 20 Mark ist nur eine angenommene Benennung für 7,16845 Gramm Feingold, und daß ich — bis auf kleine Speiseverluste — für so viele Gramm Feingold immer 20 Mark haben kann, besagt doch gar nichts Anderes, als daß 7,16845 Gramm Gold gleich 7,16845 Gramm Gold sind und bleiben, was denn freilich nicht zu bestreiten ist. Kaufleute sollten sich über ihren Irrthum schon selbst durch die Betrachtung aufklären können, daß, was ihnen als ein Sinken des Silbers erscheint, sich dem Indier und Mexikaner als ein Steigen des Goldes darstellt.“

Man wird es danach begreiflich finden, daß die zuletzt citirte Stelle seiner Rede, worin er von einer „stabilen“ Währung spricht, mir über die Kompetenz des Herrn Reichsbankpräsidenten für die Wahrungfrage gerade genug sagte. Es muß ja nach Erfahrungen mit sonst sehr intelligenten Leuten für recht schwierig gehalten werden, den Begriff von der Werthveranderlichkeit des Goldes sich so völlig zu Eigen zu machen, daß man ihn in jeder Phase der Untersuchungen festzuhalten vermag. Und besonders scheint Dies Denen erschwert, die am Meisten mit dem Golde zu thun haben, deren Blick also wieder und wieder von den Erscheinungen an der Oberfläche angezogen wird. So mag es einem Schäfer besondere Mue gekostet haben, an die Bewegung der Erde um die Sonne zu glauben, da er doch Tag für Tag diese Sonne an seinem Horizont auftauchen, emporsteigen, sinken und verschwinden sah. Doch aber ist nun einmal die Befreiung von der Vorstellung des „stillsiehenden“ Goldwerthes erste und elementarste Vorbedingung für jede Beschäftigung mit der Wahrungfrage. Im Uebrigen kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Herr Reichsbankpräsident über die wirtschaftliche Lage Indiens, Japans und namentlich Mexikos sehr unvollkommen unterrichtet zu sein scheint. Zwar ist, woran aber Herr Dr. Koch bei seiner Bemerkung über die wirtschaftlichen Schicksale der Länder „mit schwankender Währung“ wohl nicht einmal gedacht haben mag, die Situation der japanischen Banken zur Zeit eine recht ungünstige. Aber Dies ist doch nur durch allzu kühne, national selbstbewute Dispositionen der Finanzverwaltung für Deckung der Kriegs- und Rüstungskredite verschuldet.

Freudig überrascht hat es mich, vom Herrn Dr. Arendt das Folgende zu lesen :

„Ich selbst legte übrigens stets auf die Circulationmenge weniger Gewicht als die meisten Bimetallisten, ich leite die Goldwerthhebung und das Sinken der Preise von anderen Ursachen her.“

So wären wir ja darüber einer Meinung. Aber dann sollte er doch solche Aeußerungen vermeiden wie die auf Seite 27 :

„Auch diese große, unmöglich dauernde Produktion reicht nicht aus für den Bedarf an Gold, der stetig wächst“

Außerungen, die die Leute nur im Urtheile über seine wahre Auffassung beirren können.

Der Präsident der Reichsbank hatte angeführt, man habe berechnet, daß die Huanchaca-Mine die Unze Silber für 15 Pence veräußern könne. Es würde genügt haben, darauf zu erwidern, daß auch die reichen Transvaal-Minen das Gold, das mit 77 Shilling 9 Pence bezahlt wird, schon mit 30 Shilling veräußern könnten, ohne Verlust zu erleiden, oder auch auf die noch geringeren Produktionskosten der Colorado-Minen hinzuweisen. Aber Herr Dr. Arendt will ein Weiteres thun; er antwortet:

„Die Huanchaca-Mine in Bolivia und jede (!) Mine dort oder in Mexiko kann Silber produziren, nicht nur, wenn der londoner Silberpreis auf 15 d. sinkt, sondern eben so bei 10 d., bei 5 d. oder wenn Silber in Europa werthlos würde.“

Das ist eine der Uebertreibungen, womit man der eigenen Sache schadet. Wenn Silber in Europa werthlos würde, wohin es freilich niemals kommen wird, weil kostenlose Erzeugung des Silbers doch gar nicht denkbar ist, so könnte es auch in den großen Produktionsländern keinen Werth behalten. Geld, aus Silber hergestellt, wäre dann genau wie Papiergeld, Das heißt, es hätte keinen inneren Werth und sein Werth im Verkehr würde von der circulirenden Menge abhängen. Er müßte immer geringer werden, es sei denn, die Münze würde, wie die Notenpresse, in ihrer Thätigkeit beschränkt. So gleichgiltig, wie Arendt annimmt, ist der Goldpreis des Silbers für seine Produktion in den Silberwährungsländern überhaupt nicht, wenn auch dort die Produktion natürlich weniger oder, besser gesagt, nicht so unmittelbar davon beeinflusst wird wie in den Goldwährungsländern. Auch erscheint in Arendts Darstellung der Unterschied in den Produktionskosten der einzelnen Minen ganz verwischt, der doch bei den Silberminen wie bei den Goldminen in allen Ländern besteht. Nebenbei bemerkt, hat Herr Dr. Koch mit der Wahl seines Beispiels kein Glück gehabt. Die Huanchaca-Mine hat diesmal keine Dividende vertheilt; es scheint also zufällig gerade da eine Achse gebrochen zu sein. Aber ich will Dies durchaus nicht benutzen; es giebt wahrscheinlich auch sonst noch manche Mine, die mit 15 Pence Kosten per Unze und selbst noch billiger produziren kann. Wenn solche Minen den ganzen Bedarf zu decken vermöchten, so würde der Silberpreis nicht höher als 15 Pence sein. Da sie Das aber nicht können und da das Letzte, vom Konsum verlangte Quantum durch Minen geliefert wird, die etwa 30 Pence Produktionskosten haben, so steht eben das Silber rund 30 Pence. Es ist mit dem Golde im Wesen genau eben so, nur daß hier die Sache durch den festen Münzpreis einen anderen Anschein gewinnt.

Herr Dr. Arendt fährt fort:

„Ueberhaupt ist nichts irriger, als von einem Einfluß der Produktionkosten auf den Silber- und Goldwerth zu sprechen. Beide Edelmetalle haben einen Seltenheitspreis, der von den Produktionskosten unabhängig ist.“

Hier gehen unsere Anschauungen leider weit auseinander. Einen Seltenheitspreis, so finde ich, hat ein Original-Millet, ein Jamniger Aufsatz oder auch eine alte Briefmarke, — kurz, Alles, was nur in einem Exemplar oder einer beschränkten Anzahl von Exemplaren existirt und nicht neu produziert werden kann. Was sich aber reproduziren läst und in freier Konkurrenz erzeugt wird, gleichviel mit welchen Schwierigkeiten und an wie wenige Lokalitäten gebunden, dafür kann von einem unbestimmten „Seltenheitspreise“ nicht die Rede sein. Für dessen Marktwert, nach dem doch der Marktpreis immer gravitirt, giebt es eine wohl kaum anfechtbare wissenschaftliche Formel; er ist gleich den Produktionskosten des letzten, vom zahlungsfähigen Konsum verlangten Quantum plus Durchschnittsprofit.

Wie in dieser theoretischen, so sehe ich mich noch in einer währungspolitischen Frage außer Stande, mit Herrn Dr. Arendt übereinzustimmen. Er meint, die europäische Goldpartei habe keinen besseren Verbündeten als die Silberpartei der Vereinigten Staaten. „Wenn diese Partei siegt, würde der Bimetallismus unberechenbar verzögert, während ein Erfolg Clevelands den Bimetallismus eben so beschleunigte.“ Offenbar urtheilt hier Arendt unter dem Einflusse der Erinnerung an eine bei der Sherman-Bill gemachte Erfahrung. Aber er scheint da doch den praktischen Unterschied zwischen den Schatzoperationen auf Grund dieser Bill und freier Silberpragung zu übersehen. Die Sherman-Bill zwang das Schatzamt, große Summen Silber zu kaufen und in den Verkehr zu bringen. Da aber die Geldcirculation in einem Lande nicht nach Belieben vermehrt werden kann, so mußte — kein Nationalökonom und kein denkender Kaufmann hätte daran zweifeln dürfen — der übermäßigen Zufuhr unterwerthig ausgeprägten Silbers entsprechend, Gold nach dem Auslande fließen. Dabei sollte aber die Goldwährung aufrecht erhalten werden, die doch nur mit einem bestimmten Goldbestande zu behaupten ist. Dieser Goldbestand wird immer wieder gefährdet und sein Auffüllen durch ausländische Anlehen erweist sich als eine Danaidenarbeit. So ist die Sherman-Bill auch nach ihrer Aufhebung noch eine Quelle wirthschaftlicher und finanzieller Schwierigkeiten. Die Monometallisten, da sie das Unterscheidende verkennen oder gern vergessen, werfen Sherman-Bill und Bimetallismus in einen Topf. So finden sie natürlich in der monetären Situation der Vereinigten Staaten ein Argument gegen die Doppelwährung, das sie gar fleißig ausnutzen. Sie können auf eine wirkliche Schädigung der Ver-

einigten Staaten durch die Sherman-Bill hinweisen. Anders würde es mit der freien Silberprägung sein. Diese bedeutet einen Bruch mit der Goldwährung. Das Gold der Vereinigten Staaten würde damit, vorausgesetzt, die Währungspolitik Europas bliebe unverändert, aus dem Verkehr verschwinden. Die Goldproduktion ist zur Zeit dem — zwar stetig steigenden — Bedarfe der Goldwährungsländer schon etwas vorangeeilt. Das Zufließen alter Bestände aus Amerika würde den ohnedies vorhandenen Ueberschuß an Gold um so viel vermehren und einen Theil der neuen Jahresproduktion überflüssig machen. Eher und in größerem Umfange, als es sonst schon geschähe, würden Betriebs-einschränkungen bei den am Theuersten produzierenden Miningesellschaften, auch bei einem Theile der jetzt mit so großem Speculationeifer gegründeten,\*) eintreten müssen, denn das letzte Bedarfsquantum würde schon von einer billiger arbeitenden Mine gedeckt werden. Der relative Werth des Goldes, seit dem Frühjahr bereits mäßig sinkend, würde noch etwas zurückgehen, wobei er freilich immer noch weit über dem Punkte bliebe, auf dem er ohne die Herrschaft des Goldmonometallismus heute sein würde. In den Vereinigten Staaten würde das abströmende Gold durch Silber ersetzt werden können. Auch würden steigende Waarenpreise und Arbeitslöhne den Circulationsbedarf erhöhen. Die Entwicklung in Jahrzehnten läßt sich nicht absehen. Es mag sein, daß die wachsende Bevölkerung des großen Continentes, die Zunahme des Güterausstausches, der Einfluß der Vereinigten Staaten auf die Währungspolitik der anderen Staaten Amerikas, zusammen mit der industriellen Erschließung Asiens, das Silber allmählich auch ohne europäische Mitwirkung in das alte Werthverhältniß zum Golde bringen würde, ja, daß das Gold sich in diesem Verhältnisse nur dank der gesetzlich fortbestehenden Doppelwährung in den Vereinigten Staaten behaupten könnte; denn es würden sich dann zwei große Verkehrsgebiete gegenüberstehen, von denen wir heute noch nicht wissen können, welches in zwanzig Jahren das mächtigere sein mag. Zunächst aber sind die Vereinigten Staaten für sich allein zweifellos nicht im Stande, das Werthverhältniß 1 : 16 durchzusetzen. Ihr Mehrbedarf von dem Metalle würde die Produktionskosten des letzten Quantums, also den Werth, etwas erhöhen und zusammen mit der besprochenen Werthsenkung des Goldes eine Aenderung des Werthverhältnisses zu Gunsten des Silbers herbeizuführen. Aber auf 1 : 16 ginge dieses Verhältniß darum nicht. Wie es aber auch wäre: der Werth des gemünzten Dollars würde ihm ganz genau entsprechen, die Währung der Vereinigten Staaten also eine gesunde sein. Freilich würde dieser Dollar dann in London nicht mehr über 4 Shilling, sondern weniger, vielleicht durchschnittlich etwa 3 Shilling, gelten. Eine schreiende Rechts-

\*) Dies wurde im September 1895 geschrieben.

verletzung! sagen hierauf unsere Monometallisten. Es ist nicht meine Absicht, eine Rechtsfrage, die die Amerikaner zu lösen haben mögen, zu erornern. Aber ich finde jedenfalls, daß es Denen schlecht ansteht, über Rechtsverletzung in solchem Falle zu klagen, die eine Kränkung des Rechtes, wie sie bei uns in der Wertherhohung des Standard liegt, beharrlich leugnen und sich ihrer Aufhebung widersetzen. Ich habe hier nur mit der Zweckmaigkeitfrage zu thun und da meine ich, daß für Amerika der Nutzen den Nachtheil überwiegen, die Situation für Europa aber derart werden würde, um die jetzigen Wahrungszustande vollends als unhaltbar erscheinen zu lassen.

Die Vereinigten Staaten hätten für die Zinsen ihrer Staatsschuld mehr — sagen wir um etwa ein Drittel mehr — Dollars aufzubringen. Sie haben die Zinsen der riesigen, im Bürgerkriege aufgenommenen Schuld mit spielender Leichtigkeit bezahlt und daneben jährlich noch größere Beträge für Schuldentilgung verwenden können. Jedem, der sich dieser Thatfache erinnert, muß die verhältnismäßig geringe Bedeutung klar sein, die dem Zins der Staatsschuld in der amerikanischen Nationalwirthschaft zukommt. Die Vermehrung der Zinsenlast um ein Drittel würde einer Besserung in Industrie und Handel gegenüber keine Rolle spielen, selbst wenn diese Vermehrung eine wirkliche wäre. In der That ist sie aber nur scheinbar. Vier-Drittel Silber-Dollars würden doch auch für den Staatshaushalt nicht mehr bedeuten als vorher ein Gold-Dollar. So würde auch den Eisenbahnen die Verzinsung ihrer Gold-Bonds keine größere Schwierigkeit bereiten. Selbst wenn sie nicht, des veränderten Goldwerthes wegen, ihre Tarife erhöhen sollten, so würde doch diese thatsächliche Tarifreduktion ihnen einen um so lebhafteren Verkehr bringen. Es ist deshalb auch anzunehmen, daß nicht einmal die europäischen Besizer von amerikanischen Eisenbahnaktien einen Schaden erleiden würden. Vier Silber-Dollars Dividende wären ja doch so viel wie vorher drei Gold-Dollars, und unter ehrlicher Verwaltung müßten die Bahngesellschaften von einer Belebung der geschäftlichen Thätigkeit so viel Mehrertragnis erwarten dürfen. Bei unehrlicher Verwaltung aber sind die Aktionäre so wie so nur dazu da, um aus ihrer Haut — Erzmillionare herzustellen. Einen Verlust würden die Besizer amerikanischer Bonds erleiden, denen nicht Kapital und Zins in Gold versprochen sind; aber einen Verlust ähnlicher Art hatte auch unsere sogenannte Wahrungreform über eine zahlreiche Klasse von Kapitalisten gebracht, über die Besizer österreichischer und anderer Silberobligationen. Europäisches Gold, in amerikanischen Unternehmungen angelegt, würde ruhig dort bleiben, auch wenn sein Herausziehen leichter wäre, als es ist. Wo Profit und nicht feste Zinsen erwartet werden, kommt die Landesvaluta weniger in Betracht. Die kaufmännischen Guthaben Europas jedoch würden in den Fällen eingefordert werden, wo keine Aussicht

bestände, einen Verlust am Wechselkurs aus dem Gewinn an der Geschäftsverbindung allmählich zu amortisiren, und diese Fälle würden bei dem Schlage, den der europäische Export nach den vereinigten Staaten erhielt, nicht selten sein.

Damit aber ist die Betrachtung der Schattenseiten zu Ende, welche die monetäre Umwälzung für die Vereinigten Staaten selbst bieten könnte. Sie würde ihnen im Uebrigen nur Vortheil bringen. Nicht länger wäre die amerikanische Unternehmungslust gehemmt durch die stete Rücksicht auf den Goldbestand des Staatschatzes, nicht länger würde das ängstliche Beobachten des Wechselkurses auf London zu periodischen Störungen des Geldumlaufes und Kreditbeschränkungen führen. Dabei wäre doch eine gesunde Hartgeldcirculation gesichert. Von Inflation könnte hier nur reden, wer zwei unterschieden zu trennende Begriffe zusammenwirft. Wenn ein Land unterwerthiges Geld ausprägt, Geld, dessen Substanz nicht den Werth hat, für den es in der Circulation gelten soll, also solches, wie heute unsere deutschen Silberstücke und die Silber-Dollars der Vereinigten Staaten sind, so kann dieses Geld nicht aus dem Lande hinaus, weil es nirgends sonst die selbe Geltung hat wie daheim, wo ihm Zwangskurs verliehen ist. Wenn aber die Vereinigten Staaten oder ein anderes Land Silberstücke münzen, die auf keine andere Geltung Anspruch machen, als dem Werthe der selben Gewichtsmenge Silber gleich zu sein, so können sich diese Silberstücke gar nicht in großem Uebermaße dauernd anhäufen, weil sie dann immer nach den anderen Silberwährungsländern abfließen. Man würde in New-York bei Geldfülle und niedrigem Diskontofuß langjährige Wechsel auf Shanghai, Hongkong und Kiangasaki kaufen, wie man in London in gleichem Falle solche Wechsel auf Berlin oder Paris kauft. Man würde japanische Waaren beziehen, Krebte nach China oder Mexiko geben u. s. w., bis das überschüssige Silber seinen Weg nach jenen Ländern gefunden hätte. Träte aber dann der Fall ein, daß die Verkehrsadern aller Silberwährungsländer mit baarem Gelde überfättigt wären und das Silber sich überall in den Banken anhäuften, wie jetzt bei uns das Gold, so würde sich daraus eine Spekulationbewegung entwickeln; Waarenpreise und Arbeitslöhne würden steigen. Mit diesen Preisen und Löhnen würden einzelne Silberminen nicht mehr auf ihre Kosten kommen, die Produktion würde also eingeschränkt werden. Andererseits bleibt von solchen Spekulationbewegungen, auch nach ihrem Zusammenbruche, durch die neugegründeten Unternehmungen immer ein im Ganzen gegen die frühere Periode gesteigerter Güteraustausch zurück und damit auch eine etwas größere Geldcirculation. In dieser Weise wird zuletzt das Gleichgewicht von Produktion und Konsumtion des Edelmetalles wieder hergestellt. Diese Ausgleichung vollzieht sich natürlich nur langsam, und dazwischen ist Zeit zu manchen Erzeissen. Aber wenn man Das schon Inflation nennen will, so

giebt es Inflation auch bei einer Goldwährung, und wir sind in einer solchen eben mitten drinnen. Doch haben wir für diesen Zustand eine andere Bezeichnung; wir nennen ihn Plethora, d. h. übermäßige Geldfülle, und er ist grundverschieden von der Inflation, der ungesund und des natürlichen Ausgleichs entbehrenden Anschwellung der Preise bei übermäßiger Ausgabe von Papiergeld, für das es eben keine regulirenden Produktionskosten giebt. Wir werden bei Doppelwährung weit seltener zwischen Plethora und Penurie schwanken und Beide werden weniger ausgeprägt sein als bei irgend einer Einzelmetallwahrung. Ganz ausbleiben werden Plethora und Penurie bei keiner Metallwahrung. Inflation aber ist nur denkbar bei Papierwährung; sie mit der Plethora zu verwechseln, ist Irrthum oder Mißbrauch.

In den Vereinigten Staaten ist unser Rentnerwesen noch wenig ausgebildet. Auch die reichsten Leute stehen dort mitten im Geschäft; sie fahren fort, zu schaffen, zu unternehmen und zu wagen. Ein Aufschwung in Industrie und Handel spielt für sie eine größere Rolle als eine virtuelle Kürzung ihrer festen Rentenbezüge. Deshalb ist es als gar nicht so unwahrscheinlich zu betrachten, daß die Mehrzahl sich für freie Silberpragung entscheiden könnte, im Hinblick auf die dadurch zu gewinnende wirthschaftliche Präponderanz. Nur denke ich, daß man es dann in England so weit nicht würde kommen lassen. Die Unterbindung des Verkehrs mit Bruder Jonathan, die Bedrohung der Verbindungen mit Asien und Südamerika: Das wäre gerade genug, um John Bull gründlich die Augen zu öffnen über die ökonomische Weisheit Gladstones und der gromogenden Herren der City. Deshalb aber glaube ich, ganz im Gegensatz zu Arentz, daß dem Siege des Bimetallismus nichts förderlicher sein würde als die Einführung der freien Silberpragung in den Vereinigten Staaten.

In einem Lande würde die Aenderung nicht freudig begrugt werden und dieses Land ist, trotz seiner starken Silberproduktion, gerade Mexiko. Der „Mexican Financier“ vom dritten August enthielt einen bemerkenswerthen, durch ruhige Sachlichkeit ausgezeichneten Artikel: A glance at the future of silver, — ich nenne ihn bemerkenswerth, obwohl er sich sehr abfällig über die bimetalлистischen Bestrebungen in Europa auslagt.

Dieser Artikel schließt mit den Sägen:

„Während eine mäßige Erhöhung im Werthe dieses Metalles (des Silbers) für unser Land im Ganzen wohlthätig wäre, würden seine jetzt glänzenden Aussichten gänzlich verdorben werden, wenn freie Prägung in den Vereinigten Staaten angenommen werden sollte. Diese Maßregel würde fast vollständigen Ruin für unsere neuerstandenen Industrien bedeuten und nicht nur das Gewerbe der Baumwollplanzer, sondern auch andere Quellen nationalen Reichthumes zerstören. Die Wiedereinsetzung des Silbers in seinen



früheren Werth würde unter bestehenden Umständen ein positives Uebel sein, gerade da das Land sich neuen Bedingungen anpaßt und seine natürlichen Hilfsquellen, Handel, Agrikultur und Industrie, neu zu entwickeln beginnt.“

In diesen wenigen Zeilen liegt so viel Stoff zum Nachdenken für unsere Monometallisten, daß sie der Anregung nur folgen und die ausgelassensten Gedankenreihen richtig zu Ende denken müßten, um hinter eine ganze Anzahl der Trugschlüsse zu kommen, die ihrer Meinung zu Grunde liegen.

Während ich Dies schreibe, kommt mir eine kleine Broschüre zu Gesicht, die an die Mitglieder des Vereines zum Schutze der Goldwährung versandt wird. Sie enthält Auszüge oder vollständige Artikel aus der Goldwährung-Korrespondenz. Ich habe bis jetzt etwa die Hälfte der Artikel gelesen, sämmtlich theilweise, und habe mir dann gesagt: Hoffentlich weiß der Herr Verfasser selbst besser, was er will, als ich aus seinen Ausführungen zu erkennen vermag. Nur den letzten Artikel mußte ich bis zu Ende durchkosten, weil er den Reichsbankpräsidenten gegen die Angriffe der Binmetallisten vertheidigt. Ich möchte Herrn Dr. Koch gerade nach den Proben, die er im Währungstreite von seiner Charakterstärke gegeben hat, auf seinem hohen Posten nicht missen. Der Reichsbankpräsident ist der Hüter unserer Währung. Nur scheint er mir diese Hüterschaft völlig unrichtig aufzufassen. Dem Justizminister und dem Präsidenten des Reichsgerichtes ist die Hut des Rechtes anvertraut. Dies bedeutet aber nicht, daß sie für eine Stagnation der Gesetzgebung Sorge zu tragen hätten, sondern doch nur, daß sie zur Geltung bringen sollen, was gerade nach den bestehenden Gesetzen Recht ist. So hat der Reichsbankpräsident dafür zu sorgen, daß eine Währung, so lange sie gesetzlich besteht, nicht durch ein gefälliges Eingehen auf die Wünsche spekulirender Preise oder begehrllicher Klassen oder einer leichtfertigen Finanzverwaltung gefährdet werde. Nicht aber hat er für die Unveränderlichkeit eines Währungsgesetzes selbst einzustehen. Die eine Aufgabe ist wichtig genug und sie erfordert einen Mann, wie Herr Dr. Koch ist, — nach der Kenntniß wenigstens, die ich von ihm haben kann. Das hindert aber nicht, daß der selbe Mann für die Beurtheilung der Währungsfrage sehr ungenügend vorbereitet sein kann und daß man das Recht hat, Dies frei heraus zu sagen.

Frankfurt a. M.

Karl Hacht.



## Das Versehen.

### II. Die Erklärung.

**A**n sollte von Mißbildungen und Mißgeburten eigentlich nur dann reden, wenn organische oder psychische Defekte durch spontane Erkrankungen des Fötus hervorgerufen werden, oder durch heftige Erschütterungen, von denen die Mutter getroffen wurde. Dies war z. B. 1793 der Fall, als in Landau das Arsenal explodirte. Der Schrecken hatte auf die schwangeren Frauen der Stadt einen solchen Einfluß, daß von zweiundneunzig innerhalb der nächsten Monate geborenen Kindern drei mit einer Art von Cretinismus vor dem fünften Jahre starben; dreiunddreißig erlebten in sehr schwächlichem Zustand nur den achten bis zehnten Monat; sechzehn starben bei der Geburt und zwei kamen mit Brüchen der langen Knochen zur Welt. Auch Frühgeburten können sich so einstellen: nach der Explosion eines Pulvermagazins in Paris wurde Baneloque zu zweiundsechzig unzeitigen Geburten gerufen. \*)

Davon sind aber die Fälle des eigentlichen Versehens wesentlich verschieden, und wenn man auch hier von Mißbildung spricht, so führt uns Das vom richtigen Verständniß der Sache leicht ab. Wenn z. B. eine durch eine Fledermaus erschreckte Frau ein Kind zur Welt bringt, an dessen Leib sich das genaue Abbild der Fledermaus zeigt, so ist Dies eine Mißbildung nur insofern, als eine Abweichung vom Normaltypus des Menschen vorliegt. An sich betrachtet, liegt aber eher das Gegentheil einer Mißbildung um so mehr vor, je genauer der Gegenstand des Versehens organisch kopirt ist. Die Analyse solcher Fälle ist sogar vorzugsweise geeignet, den Streit zwischen Mechanismus und Teleologie in Bezug auf die Bildung organischer Wesen zum Abschluß zu bringen. Die Kraft, vermöge welcher die Wirkungen des Versehens am Leibe des Kindes sich zeigen, ist uns zwar unbewußt; aber von einer blind wirkenden Kraft ist offenbar keine Rede, da ja der Gegenstand des Versehens so genau kopirt wird. Es liegt eine organisirende Kraft vor, und zwar wird teleologisch nach einem gegebenen Schema organisirt, — und dazu reicht die mechanische Erklärung offenbar nicht aus. Daraus folgt aber unmittelbar, daß auch bei der regelrechten Bildung nach dem normalen Schema eine teleologisch organisirende Kraft thätig ist. Das Versehen beweist also ein organisirendes Prinzip im Menschen. Es ist die selbe Kraft, die sowohl bei der Einhaltung des Normaltypus wie bei der Abweichung davon thätig ist; nur das Vorstellungsschema ist verschieden. Die Abweichung vom normalen Schema kommt nicht auf Rechnung der Kraft, sondern des Nebenumstandes, daß sie psychisch modifizirt wurde. Das Versehen setzt also nothwendig eine organische Bildungskraft, eine Lebenskraft, voraus.

\*) Schubert: Geschichte der Seele. II. 466.

Die moderne Wissenschaft hat diese Lebenskraft nur verworfen, weil sie deren stofflichen Träger nicht fand. Der Occultismus aber kennt diesen Träger, das *Od*, aus mannichfachen Erscheinungen. Er zeigt sich beim Magnetisieren, wo er die Lebenskraft des fremden Organismus verstärkt; er zeigt sich psychisch modifiziert bei den organischen Wirkungen der Suggestion, bei der Stigmatisierung durch Autosuggestion, im Hexenwesen, bei den Wunderheilungen aller Art. Aber auch, daß diese Lebenskraft nicht blind ist, wiewohl sie uns im Normalzustand unbewußt bleibt, zeigt sich bei der inneren Selbstschau der Somnambulen, bei ihren Prognosen und Verordnungen, und daraus läßt sich schließen, daß auch im Normalzustand die *vis medicatrix naturae* keine blinde ist.

Auf Rechnung dieser organisirenden Lebenskraft kommt nun auch das Versehen. Man kann sie dafür nur bewundern, daß sie das ihr gebotene Muster oft so genau kopirt, kann sie aber nicht verantwortlich dafür machen, wenn für die Lebenshätigkeit des Kindes dieses Muster überflüssig oder gar schädlich ist. Wenn eine plötzliche Objektsuggestion ins Bewußtsein dringt, so wird eine obische Kongestion nach der zu stigmatisirenden Stelle geleitet und das Stigma wird organisch verwirklicht, weil eben das *Od* der Träger der organisirenden Lebenskraft ist. Dieses *Od* kann wieder ein materielles Behülfel benützen, sei es die elektrischen Ströme im Organismus oder den Blutumlauf. Gmelin sagt, daß man durch fortgesetzte Digitalmanipulation, d. h. durch magnetische Striche vom Oberarm zu den Fingerspitzen, es dahin bringen kann, daß die Fingerspitzen Blut ausschwitzen.\*) Da nun Blut besonders reichlich mit *Od* gesättigt ist, so erklärt es sich, daß, wenn eine *Od*-kongestion psychisch erregt wird, durch Autosuggestion oder Objektsuggestion, ein organisches Stigma entstehen kann, sei es am eigenen Leibe — wie bei den stigmatisirten Heiligen — oder am Leibe des Fötus. Das Versehen ist also nur ein Spezialfall der Stigmatisierung.

Der Naturwissenschaft fällt es schwer, den Einfluß psychischer Faktoren auf eine physische Naturkraft anzunehmen; aber gerade beim Versehen ist der Einfluß nachzuweisen, weil häufig die durch eine Objektsuggestion erregten psychischen Zustände der Mutter auf den Fötus übergehen und nach der Geburt wie eine posthypnotische Suggestion fortwirken. Der Kanzler Digby erzählt, daß König Jakob eine unüberwindliche Furcht vor entblößten Degen hatte; diese Furcht wurde bekanntlich von den Zeitgenossen dem Umstand zugeschrieben, daß seine Mutter Maria Stuart, kurz bevor sie ihn gebar, Zeugin der Ermordung Riccios war. Als Digby selbst zum Ritter geschlagen wurde, wobei Jakob mit der Spitze des Schwertes ihn berühren sollte, vermochte der

\*) Kluge: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus. 356. -

König die Klinge nicht anzuschauen und wendete den Blick ab, so daß er dem Kanzler fast ein Auge ausgestochen hätte, wenn nicht der Herzog von Buckingham es verhindert hätte. Auch dieses psychische Versehen kann nun sowohl durch plötzliche als durch lange dauernde Eindrücke bewirkt werden. Der selbe Digby warnte einst eine Dame, die verschiedene Schminkpflästerchen trug, und rieth ihr, da sie in interessanten Umständen war, diese Pflaster abzulegen, da ihr häufiges Beschauen im Spiegel Einfluß auf das Kind haben könnte. Er gebrauchte dabei die Worte, daß diese Pflästerchen sich zu einem schwarzen Mal zusammenziehen könnten. Die Dame legte die Pflästerchen ab, aber die in ihr erregte Furcht blieb zurück und das Versehen trat ein, nicht wie die Objektuggestion des Spiegels es hätte veranlassen können, sondern entsprechend der Verhalsuggestion, die als eine mit beständiger Furcht verbundene Auto-suggestion fortgewirkt hatte: das Kind zeigte nämlich nicht mehrere Male, sondern nur ein einziges dukatengroßes schwarzes Mal.<sup>1)</sup> Ein anderer Fall ist der einer Mutter, die während der Schwangerschaft von einem kleinen Hunde gebissen worden war. Ihr Sohn wurde später Offizier und hatte zwar den Muth, auf die Tigerjagd zu gehen, aber sein Leben lang fürchtete er sich vor kleinen Hunden.<sup>2)</sup>

Solche Fälle beweisen also, daß das Od, ohne welches wir nun einmal das Versehen nicht erklären können, allerdings einer psychischen Modifikation unterworfen ist; und daß diese Modifikation nicht blos durch plötzliche, sondern auch durch andauernde Eindrücke herbeigeführt werden kann, ist besonders beachtenswerth, weil sich dabei von selbst der Gedanke aufdrängt, diesen Umstand für eine vorgeburtliche Erziehung zu verwerthen.

Die Naturforscher werden freilich sagen, nicht ein psychisches Versehen liege in den erwähnten Fällen vor, sondern einfach Vererbung. Nun ist aber die Vererbung bekanntlich ein ganz ungelöstes Räthsel und mir wenigstens erscheint eine andere Lösung nicht denkbar als die, daß wir, statt das psychische Versehen in Vererbung aufzulösen, vielmehr umgekehrt alle Vererbung als den allgemeinen Fall des Versehens betrachten. Vererbung und Versehen sind nicht verschiedene Vorgänge, die wir auseinander zu halten und zwischen denen wir die Wahl hätten, sondern sie sind wesentlich der gleiche Vorgang. Daß sie aber Beide auf obischer Kongestion beruhen, die auch psychisch modifizirt werden kann, Das zeigt sich deutlich in jenen Fällen, wo psychische Besonderheiten des Vaters auf das Kind übergehen. Ampère erzählte einst dem General Roizet folgenden Fall. Ein junger Mann hatte die Gewohnheit, sehr viel zu schnupfen, entsagte ihr aber, als das Mädchen, um das er sich bewarb, erklärte, niemals einen Schnupfer nehmen zu wollen. Er heirathete nun

<sup>1)</sup> Digby: Eröffnung unterschiedlicher Heimlichkeiten der Natur. 74 bis 78. —

<sup>2)</sup> Frarière: Education antérieure. 22

aber das Opfer, das er brachte, kostete ihn eine ungeheure Ueberwindung, denn das dringende Bedürfnis zu schnupfen quälte ihn beständig. Seine Frau gebar ein Mädchen, das vom dritten Jahr an den gleichen unüberwindlichen Drang hatte und nach allen Dosen griff, deren es habhaft werden konnte.<sup>1)</sup> Hier also liegt eine psychische Vererbung von der Seite des Vaters vor und sie läßt sich nur in den Moment der Zeugung verlegen. Die größte Schwierigkeit erhebt sich hier für den Materialisten, der einen psychischen Niederschlag in den materiellen Zeugungstoff hineinlegen müßte. Wir Occultisten dagegen stehen vor keiner Schwierigkeit. Wir verlegen die psychische Modifikation nicht in den materiellen Zeugungstoff, sondern nur in das Od, und das bietet uns keine Schwierigkeit, weil wir es bei der Gedankenübertragung sogar als den Träger abstrakter Gedanken sehen. Es fragt sich also für uns nur mehr, ob das Od bei der Zeugung eine Rolle spielt. Nun hat aber Reichenbach experimentell nachgewiesen, daß die intensivste Odentwidelung bei der Zeugung stattfindet,<sup>2)</sup> es können also bei einer so ausgesprochenen elterlichen Odvermischung organische und psychische Zustände sowohl vom Vater als von der Mutter her vererbt werden. Sogar noch in der Periode der Schwangerschaft kann der Vater, wenigstens noch indirekt, die Bildung des Kindes beeinflussen, insofern, als der Anblick des geliebten Mannes als Objektsuggestion wie dauerndes Versehen wirkt.

Ich schreibe es nicht der erfinderischen Phantasie Goethes zu, sondern seinem naturwissenschaftlichen Tiefinn, wenn er in den „Wahlverwandtschaften“ ein Problem aufwirft, das auf den ersten Blick höchst paradox erscheint. Bekanntlich denkt dort Charlotte an den Hauptmann, Eduard an Ottilie, und das „in diesem doppelten Ehebruch gezeugte Kind“ hat die Gesichtszüge des Hauptmannes und die Augen Ottiliens.<sup>3)</sup> Daß das Kind die Gesichtszüge des Hauptmannes zeigt, ließe sich nun allenfalls auch noch so erklären, daß Charlotte während ihrer interessanten Umstände sich an dem Hauptmann beständig versieht. Wenn aber das Kind die Augen Ottiliens hat, muß der naturwissenschaftliche Vorgang in die Zeugung selbst verlegt werden, und zwar ist für diese Ähnlichkeit der Vater verantwortlich, indem eine Vorstellung, die seine Phantasie beherrscht, sich auf das Kind überträgt. Dies ist aber nur möglich, wenn das Od psychisch modifizierbar und Träger einer Vorstellung werden kann und wenn das selbe Od auch die Organisation des Fötus besorgt, d. h. jene Vorstellung realisiert. Der Vorgang ist daher sehr klar in der monistischen Seelenlehre, welche die Identität des denkenden und organisierenden Prinzips ausspricht.<sup>4)</sup> Nur in diesem Falle

<sup>1)</sup> Rojzet: Mémoire sur le somnambulisme. 40. — <sup>2)</sup> Reichenbach: Der sensitive Mensch. II. 173. <sup>3)</sup> Goethe: Die Wahlverwandtschaften, I, c. 11, II, c. 8.

<sup>4)</sup> du Prel: Die monistische Seelenlehre.

kann das Phantasiebild des väterlichen Erzeugers die Beschaffenheit des Kindes bestimmen; dagegen ist der Vorgang unmöglich für den Materialisten wie für die dualistische Seelenlehre des Spiritualisten. Man kann den Fall auch nicht damit beseitigen, daß Goethe ihn nur erdichtet habe; denn Erasmus Darwin führt einen ganz ähnlichen Fall an. Ein Herr stellte während des Wochenbettes seiner Frau der Tochter seines Pächters nach, die ihn jedoch nicht erhörte. Sein nächstgeborenes Kind aus legaler Ehe sah jedoch ganz dem jungen Mädchen ähnlich, das ihn abgewiesen hatte.\*) Der umgekehrte Fall, daß ein Kind die Gesichtszüge eines Mannes trägt, der mit der Zeugung nichts zu thun hat, aber die Phantasie der Mutter beschäftigt, scheint sogar zu einem Erfahrungsatz Anlaß gegeben zu haben: es wird nämlich behauptet, daß die Kinder zweiter Ehe einer Frau häufig dem Mann erster Ehe gleichen. Nun liegt es hier allerdings sehr nahe, eine psychische Untreue der Frau anzunehmen, und zwar könnte diese entweder im Moment der Zeugung stattfinden, wie bei Charlotte, oder es könnte während der Schwangerschaft die Erinnerung an den ersten Mann als beständige Autosuggestion wirken und die Beschaffenheit des Kindes beeinflussen. Wer indessen in den Geheimnissen der Odlehre bewandert ist, der wird den Vorwurf der psychischen Untreue nicht so schnell erheben; es liegt noch eine dritte Möglichkeit vor. Die Ähnlichkeit eines Kindes mit dem verstorbenen Mann erster Ehe kann auch ohne solche Untreue und ohne jede autosuggestive Erinnerung eintreten, nämlich als bloße Folge Jahre lang fortgesetzter odischer Vermischung, die sich nachträglich noch in organischer Wirkung äußert. Zu Gunsten dieser Ansicht kann man den weiteren Erfahrungsatz anführen, daß langjährige Eheleute, je älter sie werden, desto mehr einander ähnlich werden, was nur auf odischer Vermischung beruhen kann. Aber in allen drei erwähnten Möglichkeiten zeigt sich das Od als der Träger der organisirenden Lebenskraft, und in den beiden ersten Möglichkeiten zeigt es sich psychisch modifizirbar.

Wie leicht die odische Vermischung solche Naturspiele herbeiführen kann, ersehen wir aus den Fällen, wo die Vermischung lediglich durch magnetische Striche geschieht. Justinus Kerner hatte eine Sonnambule, deren Haarwuchs und Haarfarbe sich veränderte und mehr und mehr dem feinigen gleich wurde; Donatos langjährige Sonnambule aber wurde ihm schließlich so ähnlich, daß man sie für seine Schwester hielt. Auch aus dem Thierreiche lassen sich Beispiele heranziehen. Charles Darwin führt als höchst räthselhaft einen Fall aus dem Gestüte des Lord Morton an. Dort entstand ein Bastard von einem Quaggahengst und einer kastanienbraunen Stute. Nicht bloß dieser Bastard, sondern auch das später von der selben Stute mit einem schwarzen arabischen Hengste erzeugte Füllen waren an den Beinen viel deutlicher quer-

\*) Darwin: Zoonomie, I, 2, 495.

gestreift als das reine Quagga.<sup>1)</sup> Zur Erklärung dieses Falles und ähnlicher, die er anführt, stellt Darwin die Hypothese auf, daß in Urzeiten ein gemeinschaftlicher Ahne des Pferdes, Esels, Zebras und Quaggas existirt habe. Ich glaube jedoch, daß die Erklärung aus der odischen Vermischung im Sinne der oben erwähnten dritten Möglichkeit viel näher liegt als die atavistische Hypothese Darwins. Das quergestreifte Füllen von einem nichtgestreiften Hengst entspricht ganz einem Kinde zweiter Ehe, das dem Manne erster Ehe gleichsieht. Die bis in die Urzeit zurückgreifende Rückschlags-hypothese Darwins erklärt nur genealogische Fälle, während von der odischen Erklärung die genealogischen und nichtgenealogischen Fälle gleichmäßig umfaßt sind, wie z. B. die Aehnlichkeit der von einer fremden Amme gefügten Kinder mit dieser, die Aehnlichkeit von Milchbrüdern unter sich, und die bereits erwähnten Fälle des Aehnlichwerdens alter Eheleute, die Aehnlichkeit von Kindern zweiter Ehe mit dem Mann erster Ehe, endlich die von Justinus Kerner und Donato angeführten Fälle. In allen diesen nichtgenealogischen Fällen liegt die wirkende Ursache in der odischen Verschmelzung, und diese Erklärung müssen wir auch auf die genealogischen Fälle ausdehnen, weil nach einem logischen Grundsatz die Erklärungsprinzipien ohne Noth nicht vermehrt werden dürfen und weil eine solche Noth in der That nicht besteht.

Nach Van Helmont und Haller kann eine Stute, die ein Maulthier geboren hat, später doch von einem reinen Pferde ein Füllen bekommen, das Verwandtschaft mit dem Esel zeigt. Den Arabern ist diese Sache bekannt: wenn sie eine Stute verkaufen, die ihnen schöne Füllen gegeben hat, und sie die Konkurrenz der späteren Füllen befürchten, so lassen sie sie vorher noch von einem Esel belegen.<sup>2)</sup> Ein Zuchtschwein, von einem Wildschwein belegt, bekam Junge, von denen einige die braune Behaarung des Vaters hatten. Das Wildschwein starb und lange danach wurde das Zuchtschwein mehrmals von gezähmten Ebern belegt, aber bei jedem Wurf waren einige Junge, welche die braune Behaarung wieder zeigten. Hündinnen, wenn sie nacheinander von Hunden verschiedener Rasse belegt werden, sollen häufig Junge bekommen, von denen einige dem ersten Hunde gleichen. Liébault, der diese Fälle anführt, schreibt sie einer „représentation imagée“, einer „action de la pensée de la mère“ zu, worin er offenbar zu weit geht. Es fehlt ihm eben die odische Erklärung. Jede einmalige Oduermischung kann noch nachträglich sich in organischen Wirkungen äußern, und so erklären sich die Aehnlichkeiten in den nichtgenealogischen Fällen. Diese odische Erklärung dürfen wir schon darum auch auf die genealogischen Fälle ausdehnen, weil die Zeugung vom ersten Beginn an ein magnetischer Akt durch den Blick,

<sup>1)</sup> Darwin: Entstehung der Arten, I, c. 5. <sup>2)</sup> Liébault: Le sommeil provoqué. 174. —

den Hauch, die Berührung ist, bis zur schließlichen obischen Verschmelzung, die Reichenbach beobachtet hat. Unsere Physiologen trennen die genealogischen Fälle als eine Gruppe für sich ab und sprechen dann von Vererbung und atavistischen Rückschlägen. Sie gestehen aber selbst, daß Vererbung nur ein Wort für einen fehlenden Begriff ist und daß der naturwissenschaftliche Vorgang bei der Vererbung ganz dunkel ist. In dieses Dunkel kommt nun aber Licht, wenn wir zunächst die nichtgenealogischen Fälle heranziehen. Hier ist von Vererbung keine Rede und doch tritt die selbe Wirkung wie bei dieser ein. Warum? Weil eben in beiden Fällen die wirkende Ursache die gleiche ist: die obische Vermischung, die sich organisch geltend macht und daher die Ähnlichkeit nicht nur mit dem Vater besorgen kann, sondern auch mit einem früheren obischen Mischling.

Nun kommt aber noch das Versehen hinzu als eine scheinbare Ausnahme, die aber wiederum nur die Regel bestätigt. Eine Ausnahme ist das Versehen insofern, als hier die Ähnlichkeit mit dem Vater durchkreuzt wird und überhaupt ein Abweichen vom Normaltypus stattfindet. Die Regel wird aber auch hier wieder bestätigt, weil dafür eine andere Ähnlichkeit geschaffen wird, die wiederum nur obisch erklärbar und nur möglich ist, weil zwischen Mutter und Fötus ein magnetischer oder obischer Rapport fortbesteht, der keiner Nervenverbindung bedarf, und weil bei diesem Rapport auch psychische Eindrücke sich organisch geltend machen; denn das Ob ist nicht nur der Träger der Lebenskraft, sondern auch der Empfindungen und Gedanken. So sehr sich also auch die genealogische Vererbung von der Ähnlichkeit in den nichtgenealogischen Fällen unterscheidet, und noch mehr vom Versehen, so ist doch in obischer Hinsicht die Identität aller drei Vorgänge gegeben.

Wenn ein Kind die Charaktereigenschaften seines Vaters oder die geistigen Eigenschaften der Mutter erbt, so wird hier Psychisches organisch realisiert. Wenn in Folge von Objekt suggestion ein Versehen eintritt, wie z. B. bei jener Frau, die einen Bärenreiber sein Thier so heftig ziehen sah, daß der Nasenring die Scheidewand der Nasenlöcher zerriß, worauf sie ein Kind mit einer gelinden Hasenscharte gebar,<sup>1)</sup> so wird hier abermals Psychisches organisch realisiert, und Das gilt von allen Fällen des Versehens, weil Objekt suggestionen nicht vermöge ihres äußeren Gegenstandes wirksam werden, sondern erst durch den Eindruck auf die Phantasie der Mutter, also psychisch. Wenn eine Frau einen tiefen Eindruck vom Lesen eines Romanes erfährt, in dem eine Person mit sechs Fingern vorkommt, und dann ein Kind gebiert, das diese Abnormität zeigt — die Zeitschrift „Medical Record“ soll vor ein paar Jahren eine ganze Reihe ähnlicher Fälle berichtet haben<sup>2)</sup> —, so wird hier

<sup>1)</sup> Revue de l'hypnotisme. IX. 286. — <sup>2)</sup> Ebenda.



ebenfalls ein Gedanke organisch sichtbar, was übrigens auch im Hypnotismus von jeder medizinischen Suggestion gilt. Wir kommen also über die merkwürdige Thatsache nicht hinaus, daß die physische Naturkraft, die im Organischen thätig ist, in psychischer Weise modifizirt werden kann. Das eben behaupten die Occultisten und verweisen zudem noch auf Telepathie, Gedankenübertragung, Tischrücken u. s. w. Wir kennen nur eine einzige Naturkraft dieser Art, das Od — von Mesmer animalischer Magnetismus genannt — und darum ist dieser Magnetismus der Schlüssel zu aller Magic. Der Naturforscher aber, der sich weigert, sich dieses einzigen Ausweges zu bedienen, wird die Magic nie verstehen; sogar das Versehen und die Thatsache der Vererbung werden ihm ewig Räthsel bleiben. Hält man sich dagegen an die Thatsachen, so müssen wir auch die Folgerung ziehen, welche die einzige Erklärungsmöglichkeit bietet: die monistische Seelenlehre, die Einheit des denkenden und organisirenden Prinzips. Dies ist die Formel, unter welcher der Mensch erklärlich wird.

München.



Dr. Carl du Prel.

## Der Konjunktivus Praesentis.

Ein Märchen.

Steinerne Löwen auf alten Thoren sind stumm bei Tag: sie schauen und denken. Nachts aber sprechen sie mit einander und reden weise, wenn Alles dunkel ist und der Mond nicht scheint noch die Sterne funkeln, denn jedes Licht macht sie stumm.

Die steinernen Löwen auf dem verwitterten Thor des Schloßgartens thaten in dieser Nacht den Mund auf und sprachen zu gleicher Zeit alle zwei: „Welches Wunder! Es ist doch morgen des Fürsten Geburtstag nicht. Dennoch kamen die Diener und setzten das Gartenschloß.“

Der Löwe rechts, dem vor dreihundert Jahren ein Eisenast die Kühn einst erhobene Nase zerbrach und der seither trüb in die Zukunft sah, — dieser setzte allein hinzu:

„Bruder, die Welt wird anders, es mehren sich deutlich die Zeichen. Die bunten Diener stellten auch nicht wie sonst die Stühle rings um die Speisetisch. Schien es mir doch sogar — ich konnte so weit die Augen nicht wenden —, daß sie die Tischplatte verschoben.“

„Freilich thaten sie so,“ sprach der Löwe zur Linken, der den kaum hundertjährigen Bruch seines Schwanzes schon nicht mehr betrauerte, denn es war hinten, wo er ihm fehlte. „Du vermochtest Dies nicht zu erblicken, ich aber sah es. Sie deckten ein grünes Tuch auf die Tischplatte und stellten drei schwarze Gefäße hinauf, davor aber legten sie weiße eckige Blätter und kleine Stäbe.“

„Wunderlich, Bruder, höchst wunderbar. Du konntest dies Alles besser bemerken. Was aber thaten sie wohl mit den hundertundneunzig goldenen Stühlen, die sie auf Wagen vom Stadtschloß brachten?“

„Hinter den unseren stellten sie diese in neunzehn Reihen sorgfältig auf.“  
 „Bruder, es birgt sich ein neuer Sinn in diesem Gebahren. Was will Das werden?“

Und sie beriethen die ganze Nacht mit Eifer und Ernst. Doch sie erriethen es nicht und beschloffen am Ende, ruhig zu schauen, was da komme, und dann erst darüber nachzudenken. Raun aber waren sie zu diesem Entschlusse gelangt, da muhten sie schweigen: denn herbftlich verschlafen dämmerte eben das Morgenlicht, und halb schaute das Auge des Tages durch die halb entblätterten Bäume. Als es die Mitte der Bahn erreicht hatte, kamen festlich gekleidete Herrn aus der Stadt zu Fuß und zu Wagen und in den engen Vorgemächern des Saales ward ein dichtes Gebränge. Unten am Eingang stand der Portier in prächtig buntem Gewande und der dicke Hofmarschall, der noch etwas hunder prächtiger war, ging mit erwartendem Schritt auf und nieder.

Endlich rollte auf Gummirädern ein Wagen stolz durch das Löwenthor. Der Portier sprang herbei und der Hofmarschall empfing an der Thür mit tiefer Verbeugung den Herrn.

Wie wenn plötzlich der Wind über ein Kornfeld streicht und alle Aehren sich neigen, so geschahs, als der Fürst die Vorgemächer durchseilte, mit huldreichem Gruß den in Ehrfurcht Ersterbenden dankend. Vor der Thür des Saales hielt er an und wandte sich zu dem hinter ihm leuchtenden Hofmarschall:

„Lieber Graf, wir beginnen sogleich. Es ist etwas spät geworden.“

Sobald die Gesellschaft im Saale versammelt war und der Fürst sich, den Anderen zum Zeichen, gesetzt hatte, schloß man die Thüren und tiefe Stille trat ein.

Draußen aber auf dem verwitterten Thor schüttelten beide Widwen die Eingeweide, da ihnen ihre Natur verbot, die Köpfe zu regen. Der zur Linken allein konnte sehen, wie drinnen ein kleiner häßlicher Mann hinter den Tisch trat und wie er nach tiefer Verneigung den Mund in beständigem Wechsel auf und zu machte.

„Keine Frage: Dies ist ein Professor“ dachte der Widwe und nahm sich vor, es zur Nacht dem Anderen genau zu erzählen, der das Alles nicht sah. Doch was drinnen der kleine Mann sprach, entging ihnen Weiden, da alle Fenster geschlossen waren. Es war aber Dieses:

„Allerburchlauchtigster Fürst! Hochansehnliche Versammlung!

Tacitus erzählt von den alten Germanen einen großartig furchtbaren Brauch: die edelsten Krieger ließen sich vor der Schlacht mit eisernen Ketten unlöslich zusammenfchnieden, — also zogen sie in den Kampf. Allen der Lob oder Allen der Sieg! Und wir, die Enkel so herrlicher Männer? Thun wir ein Gleiches? Sollen wir es? Ja und nein. Denn alle Kulturentwicklung schreitet von der Materie zum Geist; und in geistigem Bund sollen wir das rohere Vorbild der Ahnen erneuen. Geistig ist auch der Kampf, den zu kämpfen wir Alle berufen sind, unser Feind ist ein Geist, ein böser, verderblicher Geist. Namen nennen ihn nicht, er ist nicht greifbar, nicht außer uns, — drinnen vielmehr in uns Allen treibt er sein Wesen. Mehr und mehr entfremden wir uns der alten germanischen Art; und man muß hier zwei Richtungen der Verderbnis streng auseinanderhalten. Die eine besteht in der allzu großen Geneigtheit,

Fremdes willkommen zu heißen, die andere darin, daß wir das Eigene sorglos verkümmern lassen, daß wir verarmen aus Mangel an ernster Liebe zu Dem, was wir von den Vätern ererbten. Dies auf allen Gebieten des geistigen Lebens nachzuweisen, kann meine Aufgabe heute nicht sein, und daß ich es offen bekenne: es ist überhaupt nicht mein Wille. Denn der männlichen Kraft, des sicheren Verstandes bester Beweis liegt in der Bescheidung auf ein gewisses, ein greifbares Ziel."

Ein äußerst huldbolles Zeichen des Beifalls, das Seine Hoheit an dieser Stelle zu geben geruhte, pflanzte sich allsobald durch die ganze Versammlung fort und gesteigelter Muth klang aus des Professors fernerem Worten:

"In vieljährigem Studium habe ich nun allseitig geprüft, auf welches Sympton dieses Geistes sich unser vereinigter Angriff am Wirkfamsten richte. Klein, zu klein mag das Ziel auf den ersten Blick vielleicht Manchem erscheinen, aber Das irrt mich nicht und beweist nur die üble Gewöhnung, sich für undeutliche, weite und unerreichbare Ziele unklar und daher umsonst zu begeistern. Was ich erstrebe und was doch bisher in seiner Bedeutung noch Keiner erkannt hat, Das, meine verehrtesten Herren, ist nichts Größeres und nichts Kleinere als — die Erhaltung des Konjunktivus Praesentis!"

Allgemeines Erstaunen verrieth sich hier in den Mienen fast aller Geladenen, ja, auf einigen schien Enttäuschung und Schreck sich auszubringen. Aber dies Alles verschwand sofort bei den nächsten Worten des Redners:

"Jeder von Ihnen erinnert sich noch des Gefühls, das ihn mächtig ergriff, als er zum ersten Male ein Werk der älteren deutschen Sprache mit tiefer Entzückung las: welche Fülle der Formen! welch ein gewaltiger Reichthum! Aber nicht Alle vielleicht sind sich noch Dessen bewußt, daß es in erster Linie der Konjunktivus Praesentis war, der Ihnen die Uebergewalt jener älteren Sprache verkündete. Lassen Sie mich daher durch wenige, leicht vermehrbare Beispiele Ihr Gedächtniß beleben, damit Sie von Neuem erkennen: was wir besaßen, was wir verloren und was zurückzuerobern uns Pflicht und Ehre gebietet."

"Sehr schön! sehr schön!" hauchte der Fürst und neue Bewegung lief durch die Reihen, gesteigerte Aufmerksamkeit belebte die Züge. In der That, die nach klarstem System geordnete Folge von Proben ließ keinen Zweifel bestehen: in schier unzähligen Fällen gebrauchen wir jetzt statt des logisch sowie auch historisch allein berechtigten Konjunktivus Praesentis den Indikativ oder gar den Konjunktiv der Vergangenheit! Ja, wir verirren in heilloser Art die bedingende und die anzeigende Form, — aber das Grundphänomen der ganzen Erscheinung ist dieses: wir verloren geradezu das Verständniß für die Bedingung der Gegenwart! Die Beweisführung war von zwingender Kraft, und als der Redner geendet hatte, malte sich auf den Gesichtern der hundertundachtundneunzig Geladenen tiefer Ernst und der männliche Wille, in Zukunft nie anders zu sprechen als so: „Er sagt, daß es schneie,“ „Es möge wohl sein“ und: „Friedrich fürchtet, er falle.“

"Kommen wir aber zum Schluß!" sprach jetzt der Professor. „Was wir erkannten, sei uns kein lebloses Gut, wie leider so manche Früchte der Forschung, sondern es wachse und blühe in uns und mache uns weiser, glücklicher, besser! Wie Das geschehen könne, — ja, meine verehrtesten Herren, ich

wußte es selbst nicht zu sagen, weilte nicht unter uns Der, dessen hoher Verstand und herrliche Güte so vielen idealen Bestrebungen Macht und Gedeihen verleiht. Zweimal ward mir die Gnade zu Theil, in langen besonderen Audienzen von Seiner Hoheit empfangen zu werden, und es erfüllt mich mit unbeschreiblichem Glück, verklären zu dürfen: Seine Hoheit, unser Allerdurchlauchtigster Fürst, hat sich gnädigst bereit zu erklären geruht, das Protektorat anzunehmen über den hier und heute zu gründenden Allgemeinen Verein zur Erhaltung des Konjunktivus Praesentis.“

Stürmischer Beifall zwang hier noch einmal den Redner, zu schweigen, und tiefe Bewegung ließ seine Stimme erbeben, da er jetzt fortfuhr:

„Lassen Sie nun der geschäftlichen Konstituierung des neuen Vereines die folgenden Stunden gehören und erlauben Sie mir jetzt nur noch, in Ihrer Aller Namen den tiefstempfundenen, heißesten Dank dem huldvollen Herrscher auszusprechen, der heute von Neuem einen so herrlichen, großen Beweis seiner unermüdblichen Liebe und Gnade gegeben hat. Heil und Segen in alle Zeit Ihm, der die idealen Güter des Volkes mit väterlicher treuer Hand hütet, der uns einigt in Liebe zu Ihm und zu den erhabensten Zielen, der uns waffnet und führt zu dem Kampf, den zu kämpfen wir Alle berufen sind. Seine Hoheit der Fürst, unser Allergnädigster Herr, Er lebe hoch!“

Als die Begeisterung sich langsam gelegt hatte, trat Seine Hoheit an den Professor heran und sprach seine Anerkennung aus für den eben so interessanten wie geistvollen Vortrag. „Meine Herren,“ mit diesen Worten wandte er sich dann zu den um ihn Geschaarten, „ich begleite das höchstverdienstliche Streben Ihres Vereines mit dem allergrößten Interesse. Aber mich rufen Regierungsgeschäfte. Zu meinem Bedauern muß ich daher auf die Theilnahme an Ihren weiteren Verhandlungen heute verzichten.“

Freundliches Neigen nach rechts und links, — und wieder wogte das Kornfeld, wieder rollte auf Gummirädern der Wagen stolz durch das Ödenthor: er trug Seine Hoheit zum Frühstück ins Stadtschloß.

Nach einer Stunde durchschritten einhundertundsiebenundsiebzig Herren das Thor, nach einer weiteren einundzwanzig: Das war der erwählte Vorstand des Allgemeinen Vereines zur Erhaltung des Konjunktivus Praesentis. Und als dann am Abend die bunten Diener gegangen waren, die Alles im Gartenschloß in die alte Ordnung gebracht hatten, da waren die steinernen Öden wieder allein.

Aber der Vollmond stieg auf, noch ehe es völlig dunkelte, und strahlte die ganze Nacht: so mußten sie schweigen, schweigen, obwohl es sie grimmig verdroß, und schweigen sogar, als Männer sich nahten, tief in der Nacht, und rothe Plakate mit riesigen Lettern anslugen an ihre Pfeiler.

Morgens aber zogen zur Stadt die gewohnten Schaaren der Arbeiter ein und lasen die rothen Plakate.

„Auf zur Wahl! Wir haben allein noch Ideale, wir glauben, lieben und hoffen! Aber der Anderen Glaube ist Heuchelei, ihre Liebe ist Angst, und Gewalt ihre Hoffnung!“

Diesen Satz lasen Viele mit lauter Stimme und wiesen einander darauf. Dann gingen sie weiter: zornig hallten die Einen die Faust, die Anderen hoben mit Stolz ihren Blick, und ernsthaft sannnen die Dritten.

Abends war von den gestern versammelten Herren ein Viertel ins Stadtschloß geladen: also geschah es seit Generationen an jedem Freitag. Aber die Stimmung war trüber als jemals. Denn Seine Hoheit ging vor dem Souper von Gruppe zu Gruppe und sprach zu jeder:

„Nun, was sagen denn Sie, meine Herren? Wie ist es nur möglich? In meinen Landen! mit Stimmenmehrheit! entsetzlich! Haben die Herren denn Alle gewählt?“

Daß er mit dieser Frage schloß, war Allen die Rettung: denn auf das Andere fehlte die Antwort, — doch Niemand hatte die Pflicht versäumt, die das Staatswohl von ihm erheischte.

„Dennoch! dennoch!“ sagte der Fürst. „Es ist beschämend, — und ich, ich muß Das ruhig geschehen lassen!“

„Hoheit,“ so nahm jetzt der Professor das Wort, „ich vermesse mich wahrlich nicht, mir von den Gefühlen ein Bild zu machen, die Eure Hoheit bewegen. Aber ich meine, der Schmerz um dieses Ereigniß von heute könne doch nur wie ein Hauch sein auf einem glänzenden Spiegel. Eure Hoheit sind mir an historischer Kenntniß zu sehr überlegen, — ich dürfte sonst vielleicht daran erinnern, daß die Bewegung des Volkes, wie wir sie heute erleben, durchaus nichts Neues ist, vielmehr eine periodische Krisis. Wer der Geschichte trostreiche Lehre vernahm, Der kennt seine Pflicht: auch mitten im Sturm die idealen Güter des Volkes, des verblendeten irrenden Volkes, zu hüten und, wenn sich das Loben gelegt hat, sie in strahlender Reinheit, mild vergehend, ihm wiederzugeben. Wer aber, Hoheit, wüßte Dies besser als . . .“

„Schweigen Sie, Schweigen Sie, lieber Professor!“ unterbrach ihn der Fürst und reichte ihm gnädig die Rechte, „schweigen Sie, — aber helfen Sie mir!“

Tiefbewegt begrüßte er nun eine andere Gruppe. Aber der Bann war gelöst und nach heiteren Gesprächen erhob sich die Hoheit zur nämlichen Stunde, da es auch ihrer Ahnen Gebrauch war, sich zu erheben am Herrenabend.

Sausender Wind empfing auf dem Schloßhof die Gäste und spielte mit ihren Cylindern, er trieb sie im Kreise umher wie die wellenden Blätter draußen am Gartenschloß, er verhüllte mit schwarzem Gewölk den Mond und die Sterne und gab den steinernen Löwen endlich die Freiheit der Rede.

Aber der Löwe zur Rechten wollte nicht hören, was der Linke von der Versammlung gesehen hatte. Bitterer Schmerzte ihn heute als je der Stumpf seiner Lage und grollend erhob er die Stimme:

„Stehe fest, o mein Bruder! Es ziehen Umsturzeister durchs Land und rütteln an Allem, was alt ist!“

„Daß sie rütteln! Wir sahen Das oft und sind doch immer noch standhaft.“

„Das ist wahr. Doch allzu bedenklich erscheint mir, o Bruder, die Bedingung der Gegenwart! Denn wer weiß, ob die Pfeiler noch stark sind, auf denen wir stehen? Als die Männer in voriger Nacht die Zettel anschlugen, hast Du da nicht das Zittern verspürt?“

Da zerrissen die Wolken im Sturm und der Mond goß bleiches Licht auf die steinernen Löwen, so daß sie verstummt.

Portofino.

Eduard von der Hellen.



## Die Deutschamerikaner.

En dem großen Chaos der amerikanischen Parteiwirren, sollte man meinen, sei dem Deutschamerikaner seine Stellung recht einfach und scharf vorgezeichnet: er brauchte nur sich auf den Standpunkt des anständig denkenden und rechtlich handelnden Menschen zu stellen, um zu wissen, was er zu thun hätte. Die große Republik zeigt ihm in beiden großen Parteien, den Republikanern wie den Demokraten, einen schamlosen Verfall der politischen Sitten. Hier Aemterjägerei und Ausbeutung des Landes zu Parteizwecken, Heuchelei und dünkelfhaftes „Knownothingthum“, — dort Tammany Hall mit der bestochenen Polizei, der irischen Landplage und dem zur politischen Macht erhobenen Verbrecherthum. Brächten die Deutschamerikaner es einmal, sei es auch nur zur Probe, fertig, wie ein Mann zusammenzustehen, so würden sie die Zunge an der Waage bilden und von ihnen würde es abhängen, ob in Zukunft an Stelle der alten Mißwirthschaft eine ehrliche Verwaltung Platz greifen müsse.

Weider ist wenig Aussicht zu solcher Einigung, so lange die Ottendorfer-Schurzische antinationale Führung in ihrem Eigensinn sich den berechtigten Forderungen des national gesinnten jüngeren Theiles der Deutschamerikaner widersetzt. Dieser Gegensatz, der aus der Blickweite des schließlich an keine staatlichen Grenzen gebundenen deutschen Volksthumes die aufmerksamste Beachtung verdient, ist keineswegs neu. Er hat sich in letzter Zeit nur vertieft, ähnlich, wie der geistige Zwiespalt zwischen den Männern von 1848 und von 1870 im Deutschen Reiche immer sichtbar sich erweist. Das erste lebhafteste Aufflackern des in Amerika bestehenden Gegensatzes konnte man schon vor zehn Jahren beobachten, als Schurz und Ottendorfer in New-York den „Verein zum Schutze deutscher Kultur“ begründeten, während gleichzeitig im Westen der „Nationale Deutsch-Amerikanische Schulverein“ von Chicago aus zahlreiche Ortsgruppen vorschob. Die Reden, die damals Karl Schurz in New-York und (auf dem Lehrertage in St. Louis) Hermann Schuricht hielten, kennzeichneten scharf den Gegensatz, der auch drüben schon damals bestand.

„Wir Deutschen in Amerika“, sagte Schurz, „sind kosmopolitisch. Wir sind nicht darauf hinaus, Amerika zu germanisiren. Wenn ein Deutscher zu mir kommt und mich fragt: ‚Was soll ich in Bezug auf die Sprache thun?‘, dann sage ich allemal: ‚Lernen Sie englisch!‘ Sie werden aus der amerikanischen Geschichte wissen, daß es eine Zeit gab, wo in Pennsylvanien die deutsche Sprache so viele Anhänger hatte, daß von der Legislatur die Frage aufgeworfen wurde, ob das Deutsche als Staatsprache dort eingeführt werden sollte. Mit einer Stimme entschied man sich dagegen und diese Stimme gehörte einem Deutschen. Dieser Mann hat den Deutschen in Amerika einen großen Dienst geleistet.“ Schurz setzte dann auseinander, er sei „nicht als Deutscher, sondern als Kosmopolit dafür, daß das deutsche Wesen in legitimer Weise in Oesterreich erhalten bleibe.“ Und seine Ausführungen fanden den lebhaftesten Beifall jener new-yorker Versammlung, der die geachtetesten Deutschen der Stadt bewohnten.

Wie ein Oruz aus einer anderen Welt klangen dagegen die Reden aus

dem Westen. „Harret aus!“ rief der Vorsitzende des „Nationalen Deutsch-Amerikanischen Schulvereins“ den Lehrern zu. „Harret aus, helft Euch selbst und sucht Euer Heil und neue Lebenskraft in der heranwachsenden deutsch-amerikanischen Jugend! Wir wollen mit Hilfe des deutschen Unterrichtes weder das Anglo-Amerikanerthum noch die englische Sprache verdrängen, aber wir wollen uns unsere Berechtigung als Deutschamerikaner und unsere deutsche Sprache behaupten. Wir halten zu unserer neuen Heimath mit hingebender Treue, aber mit Pietät und inniger Verehrung hängen wir auch an dem Lande unserer Väter, an der sinnigen Weise, die es befeelte, und an der schönen, martigen Sprache, in der uns alles Schöne, Hohe und Edle gelehrt wurde. Das alte treue deutsche Herz, das wollen wir uns wahren und auf unsere Kinder vererben. Treu und wahr sei unsere Hingebung an unsere neue stolze Heimath Amerika, treu und wahr sei unser Streben, durch Bewahrung der schönsten Güter unseres Volkes der Republik zu dienen und zu nützen, wie freie, edelherzige Menschen!“

Wir Reichsdeutschen maßen uns nicht das Recht an, unseren Landsleuten in den Vereinigten Staaten ihre nationale Stellung zu ihrer neuen Heimath vorzuschreiben. Das aber dürfen wir aussprechen, daß unsere eigene Auffassung von politischer Würde und der jedem anständigen Menschen ganz selbstverständlichen Selbstachtung weit entfernt ist von dem zerlassenen Kosmopolitismus des Herrn Schurz. Die Anerkennung, deren dieser Führer bei einem Theile der Deutschamerikaner sich nach wie vor erfreut, zeigt die abgrundtiefe Kluft, die uns von diesem Theile unserer Landsleute trennt, deren Anschauungen uns geradezu verächtlich erscheinen. Andererseits zeigt die im Westen immer mehr erstarkende nationale deutschamerikanische Bewegung, der die deutschen Erfolge auf der Chicagoer Weltausstellung wieder kräftigen Ansporn gegeben haben, daß auch dort bereits der neue, stolzere und vornehmere Geist der neuen Zeit kräftig Wurzel geschlagen hat. Und da schließlich auch die Deutschamerikaner Glieder der einen großen deutschen Volksgemeinschaft sind, deren letzte Kulturaufgaben jenseits von allen trennenden Gegensätzen der besonderen Staatsform liegen, so haben auch wir ein berechtigtes Interesse an der Entwicklung des Deutschamerikanerthumes und seines politischen Einflusses in der Union.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir es lebhaft bedauern, daß die Herren Schurz und Ottendorfer in Folge ihrer undeutschen früheren Haltung den Einfluß auf den jüngeren Theil der Deutschamerikaner verloren haben, so daß ihnen dieser im jetzigen Wahlkampfe schlechtweg die Gefolgschaft verweigert hat. Das Wahlbild zeigte dadurch die Deutschamerikaner in einer der übrigen Welt sicherlich wenig imponirenden und sehr bedenklichen Lage. In der Stadt New-York ist zwischen den Republikanern und denjenigen Demokraten, die sich der Ringwirthschaft von Tammany-Hall widersetzen, ein Bündniß zu Stande gekommen, an dem auch Herr Ottendorfer, der Hauptbesitzer der New-Yorker Staatszeitung, mitgearbeitet hat. Die Republikaner haben dabei fast alle Forderungen ihres Programmes durchgesetzt, insbesondere in der den Deutschen seit dem Parteibeschluß von Saratoga so sehr unangenehmen Frage der Sonntagsordnung. An der Sonntagsfeier soll festgehalten werden, die Schankordnung in der Stadt New-York soll zwar durch Abstimmung geregelt, eine Aenderung am Schankgesetz aber der Staatsgesetzgebung vorbehalten, die örtliche Selbstverwaltung ihr

also untergeordnet werden. Die deutsche Reformpartei hat sich geweigert, Ottenborfer und Schurz auf dieses centralistisch-republikanische Programm zu folgen. Sie hat den höchst bedenklichen Beschluß gefaßt: lieber mit den ärgsten Demokraten und Hallunken von Tammany-Hall zu gehen als mit Herrn Roosevelt und seinen Wirthshauspizgeln.

Um diesen Beschluß zu verstehen, muß man freilich den Terrorismus kennen, den in den Vereinigten Staaten die Mäßigkeitfanatiker, Allen voran die Frauen, ausgeübt haben. Andererseits ist auch dieses Zerrbild der Mäßigkeitsbewegung nur verständlich durch die geradezu verheerenden Wirkungen, die durch den Schnapsgenuß in der amerikanischen Bevölkerung herbeigeführt wurden und die dem nun einmal tief im Wesen des Yankee begründeten Bedürfniß nach Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung schweres Kergerniß gaben.

Es mag immer dahingestellt bleiben, ob die Deutschamerikaner nicht gut thun würden, diesem an sich durchaus berechtigten und idealen Zug im Yankee-Charakter etwas nachzugeben und Verständniß zu zeigen. Etwas weniger Hemdärmelei bei ihrer Sonntagsfröhlichkeit und etwas mehr gute Haltung gegenüber religiösen Besonderheiten ihrer neuenglischen Mitbürger würde ihnen zweifellos politisch gute Früchte tragen. Aber davon darf heute in New-York nicht gesprochen werden. Die „Freiheit“ ist heute dort identisch mit dem Bierkrug, und sobald der in Frage kommt, geht bekanntlich dem Deutschen alle Gemüthlichkeit aus.

Die alten Führer der Deutschamerikaner haben ihre Rolle ausgespielt. Ihr Satz ist bumm geworden und sie haben der Jugend keine neuen Ideale mehr zu bieten, die jener den Biertopf ersetzen könnten.

Hoffentlich gelingt es jungen und besseren Kräften, die dem Niedergange zueilende deutsche Reformpartei auf ein großes und schönes Programm neu zu sammeln. Das wäre nicht nur vom deutschen, sondern auch vom Standpunkte der Union bringend zu wünschen. Denn in dem Kerne sittlicher Kraft, der dem Deutschamerikaner verblieben ist, liegt in den trostlos zerfressenen Verhältnissen der Republik allein noch eine Gewähr für deren sittliche und politische Gefundung. Die Aufgabe, die dem Deutschtum auf amerikanischem Boden zugefallen ist, diese Aufgabe ist so wunderbar groß und schön, daß sie mit Zaubermacht die Herzen eines jungen Geschlechtes ergreifen muß, das des Schazes sich wieder bewußt wird, den es in seiner deutschen Art trägt und den zu strahlender Helligkeit herauszuarbeiten ihm ernste und heilige Pflicht sein muß.

Wie ist mir denn? War es nicht der alte Demokrat Heder, der den schönen Satz vom modernen Siegeszuge des Germanenthumes aussprach? „Scheltet mich immer einen Träumer, einen Verrückten, einen Phantasten, Ihr werdet mir das Ideal meines Lebens nicht aus dem Herzen reißen: in fünf Jahrhunderten ist der Erdball germanisch vermittelt.“ Ungefähr so sagt's der Anthropologe auch, der mit nüchternen Ziffern beweist, daß den Westariern, und unter ihnen den Germanen, die Zukunft des Erdballes gehört. Sorgen wir dafür, haben wir drüben, daß diesem germanischen Werdeprouzess das edelste Metall der alten reinen deutschen Art nicht fehle.

Fritz Bley.





## Nach dem Krach.

**B**erlins Börsenagoren haben sich zwar verrechnet, als sie bereits für Montag den ersten Börsetag nach der großen Panik, alle Kurse wieder um 10 Prozent höher sahen; aber die weiteren Rückgänge sind doch merkwürdig rasch aufgehalten worden. Heute kann man schon wieder die Steigerungen fürchten, denn wenn die leitenden Spekulationspapiere noch um einige Prozent hinaufgesetzt werden, so dürfte ein abermaliger schmerzhafter Sturz kaum ausbleiben.

Wie der Aberglaube entstand, daß die Hochfinanz als Röschmannschaft auf dem Brandplatze erschienen sei, läßt sich schwer nachweisen. Der Theil der Spekulanten, der zur Börse geht, kann sich nicht denken, daß der nächste Nachbar ganz andere Interessen hat, und in der öffentlichen Meinung wird ja der Wahn förmlich großgefüttert, daß da eine Macht thronet, die im Kurszettel das Wetter mache. Jetzt aber sind die Thatfachen, die das Gegentheil beweisen, so grob gekommen, daß sie sogar möglichst verschwiegen werden. Denn das Wichtigste ist heute weder Hauffe noch Bauffe, sondern Sensation. Es giebt eine angenehme theatralische Wirkung, wenn man von den angstverzerrten Gesichtern, den todtblauen Blicken, den in ihren Equipagen ohnmächtig werdenden Weibern liest. Alles Das und noch mehr sollte in Wien an jenem Sonnabend zu sehen gewesen sein. Wie nüchtern klingt dagegen die Nachricht, daß in demselben Wien bereits am Sonntag das Publikum in die Wechselstuben drängte, um zu den gesunkenen Kursen Kaufordres hinzulegen, und daß an der dortigen Montagsbörse ein ganz unerhörter Andrang von Käufern war. Natürlich waren Das zwei ganz verschiedene Sorten von Publikum: die eine Sorte hatte ihr Geld verpufft, die andere hatte mit Ungeduld auf eine Bauffe gewartet, um endlich einmal Anlagen machen zu können. Dabei werden auch die Käufer vom Montag nicht einmüthig beurtheilt. Bald sind sie die Nasgeier, die das Leichenmahl verzehren, bald wieder die Soliden, die wahren Sparer und die festen Säulen des Volkswohlstandes. Jedenfalls ist damit die große Lehre von dem Dualismus im Effektenverkehr gegeben. Denn wenn selbst in Wien, dem Paradies der nackten Spekulation, noch ein mächtiges Publikum abseits steht, das im gegebenen Moment sofort eingreift, — um wie viel mehr ist Das in anderen Ländern und in anderen Hauptstädten der Fall. Diese Besitzenden, selbst inmitten des weltstädtischen Lebens, die ihre Papiere gar nicht mit dem Tage zusammenbringen, werden in ihrer nachhaltigen Kraft noch immer nicht genug geschätzt. Wie Vielen, die Gelsenkirchener, Dresdener Bank Laura, Staatsbahn u. s. w. liegen haben, wurde nicht Wochen vor dem Zusammenbruch gesagt: Sie haben Das und Das liegen, verkaufen Sie, bald können Sie die Papiere um zwanzig Prozent billiger wieder nehmen! Der Rath noch doch wahrhaftig mehr nach Vorsicht als nach Spekulation, — und dennoch lautete gewiß in vielen Fällen die Antwort: Wir haben diese Papiere nun einmal und behalten sie, denn wir spekuliren nicht.

Im Uebrigen möchte Berlin jetzt behaupten, daß seine Börse eigentlich gar nichts verliere; bis zum Ultimo wird der Gegenbeweis ja auch schwer zu führen sein. Nur die kleineren Kommission-Firmen, so heißt es, hätten dort schwere Verluste, weil sie zu stark für Wien gearbeitet haben, und Wien habe

unter fortgesetzten Bedenken der deutschen Spekulation die Kurse immer höher aufgebaut, bis dann endlich nur noch die Trümmer aufzulesen waren. Eine schlaue Ablenkung! Allein: wo hat denn Wien gehandelt, nachdem an seinen eigenen Werthen genug verdient worden war? Wo hat es seine Positionen prolongirt und immer wieder neues Geld zu neuen Käufen gewonnen? Doch nur in Berlin. Und als jener Schwarze Sonnabend hereinbrach, da hätten den wiener Abgaben deutsche Käufer ganz anders gegenüberstehen müssen. Eine große Börse steht doch nicht still; sie liegt entweder nach unten oder nach oben. Da also Berlin inmitten eines sonst willkommenen Kurssturzes nicht kaufte, war dieser Sturz ihm eben unwillkommen. Auch ist es sehr übertrieben, jene Szenen vom Schottenring als so durchaus urfächlich für uns hinzustellen. In Wien gährt thatsächlich eine Spekulantenhese, deren Wohl und Wehe für den ernstesten Effektenverkehr nicht im Mindesten bedeutsam ist; und wer nach außen Ordres geben konnte, Der konnte wenigstens für längere Zeit hindurch nicht ohne Geld sein. Die wiener Rothschilds sollen intervenirt haben, zumal für ihre Familienpapiere. Als ob es solche Papiere gäbe, die zugleich allen Hausfiers gehören! In Wirklichkeit ist das Publikum ausgleichend dazwischen getreten, das ich vorhin charakterisirte und das sich nicht für Rothschild, sondern für den eigenen Vortheil in die Wechselstuben drängte.

Berlin hat zwei persönliche Interventionmächte gesehen, die ebenfalls nicht gekauft haben. Beide: Lord Salisbury und Direktor Siemens, konnten es bei bloßem Reden bewenden lassen. Was den englischen Premier betrifft, so hätte er sehr Schlimmes sagen müssen, um eine so deprimirte Börsenstimmung noch ärger herunterzubrüden. Es ging da wie mit Menschen, die im ärgsten Hunger plötzlich die kräftigsten Speisen zu sehen wähnen. Etwas Anderes war es mit den Worten des Herrn Siemens. Es mußte sich an schon beruhigend wirken, zwei Tage nach einem der furchtbarsten Zusammenbrüche eine Kapitalserhöhung von 25 Millionen beschließen zu sehen, wie es bei der Deutschen Bank geschah. Nun aber erst die Darlegungen ihres Leiters, der die ganze Panik rein börsenmäßig behandelte und ihr jede Wirkung auf den Geld- und Bankenmarkt absprach. Das geschah in der präzisesten Form, die man von dieser Seite von je her gewohnt war; und da das Publikum über sah, daß Herr Siemens alle politischen Eventualitäten wohlweislich aus dem Spiele gelassen hatte, so konnte diese an die Generalversammlung gerichtete Rede höchst günstig aufgenommen werden.

In Paris und London scheint die Hochfinanz allerdings intervenirt zu sein. Um es kurz zu sagen: Jeder hat die Werthe, an denen er ein Interesse besitzt, durch umfassende Käufe vor weiterer Panik bewahrt und wird diese Werthe dann allmählich wieder an das Publikum abgeben. Der gesunkene Anschaffungspreis gewährt jetzt ja eine Prämie für das Risiko. Nach den enormen Goldsendungen an die Ottomanbank in Konstantinopel zu urtheilen, muß auch sie eine thatkräftige Hilfe gefunden haben. Diese Art von Hilfe kann man aber keineswegs „stützen“ nennen, denn wenn nicht die Bank in sich noch immer gut gewesen wäre, hätten sich die hohen Geldgeber sicherlich zweimal besonnen.

Es handelte sich aber vor Allem um die Beruhigung des türkischen Fondsmarktes, an dem ganz Frankreich enorm interessirt ist, und die Regierung war nach dieser Richtung um so mehr besorgt, als eine Zwangriffnahme der egypt-

tischen Frage in immer weitere Kreise als bedorftend durchfidert. Seit den langen Befprehungen des Fürften Lobanow mit dem früheren Minifter des Auswärtigen, Herrn Panotauz, wird nämlich in der parifer Haute Banquo die vertrauliche Meldung nicht wieder fallen gelaffen, daß fich diefe Befprehungen hauptfächlich um Egypten gebreht haben. Dazu wächft noch eine andere Sorge immer rafcher heran: die über das künftige Verhältniß des franzöfifchen Kapitals zu den ruffifchen Papieren. In dem Maße nämlich, wie die Provinz wieder anfängt, Paris gegenüber in den Vordergrund zu treten, wird auch die Abneigung gegen Barenwerthe deutlicher. Denn trotz aller durch die Boulevardblätter aufgelegten Schminke darf man nicht vergeffen, daß die Provinz nicht ruffifch gefinnt ift. Diefe Thatfachen wiegen fo fchwer, daß man fich in Petersburg allmählich auf eine Bewegung vorbereitet, in deren Verlauf Paris vom Lande vielleicht zurüdgedrängt wird. Gerade während der jezigen politischen Verwirrungen wird es übrigens als ein für uns günftiger Umftand anerkannt, daß die Franzofen alle Ruffenwerthe befitzen; ohne die bekannte Maßregel Bismarcks, die das deutſche Kapital aus diefen Anlagen vertrieb, wäre diefer Stand der Dinge nicht möglich geworden.

Auch die Goldfhares find wohl — mit Auswahl der Abrefte und der Gattung — ftärker aufgenommen worden. Trotz dem großen Befenftreich aber, der nun ſchon feit Wochen gemacht wurde, ſtehen Randmines noch immer 30 Pfund Sterling. Das wären 3000 Prozent, Chartered 5 Pfund Sterling, gleich 500 Prozent, Castrand, das Dieblingspapier alles Halbweltlichen, 8 Pfund Sterling, gleich 800 Prozent. Ich möchte aber doch darauf hinweiſen, daß diefe ganze Ausrechnung in Prozenten hier eben fo unzutreffend ift wie etwa bei einem billigen Hauskauf, dem nachher ein höherer Preis gefolgt ift. Dann wird doch das Haus nicht etwa 300 bis 400 Prozent im Kurfe ſtehen, ſondern einfach ſo und ſo viel werth ſein. Bei Gründung jener Minencompagnien, natürlich der honetten, hatte man zumeiſt noch keine Ahnung von ihren zukünftigen Ausſichten. Man fixirte alſo der Gewohnheit gemäß das Nominale mit 1 Pfund Sterling und jezt macht es ſich die Senſation bequem und multiplizirt den gegenwärtig angenommenen Kurs mit der urſprünglich beſcheidenen Feſtſetzung. Es giebt z. B. in Mexiko eine ganze Reihe ſehr guter Goldaktien ohne irgend einen Nominalbetrag; es ſind einfach Stücke, die je nach ihrem Erträgniß bewerthet werden. Das reguläre Geſchäft in Goldfhares hat eigentlich nur wenige Tage geſtockt, obgleich natürlich weitere Rückgänge noch immerhin möglich ſind.

Im Ganzen hat es ſich dieſesmal wieder gezeigt, daß die Börfenkrifen, wenn ihr Weſen auch das ſelbe geblieben ift, immer intensiver werden. Das hängt weniger mit der Ausbreitung der Spekulation zuſammen als mit der Zunahme des ſpekulativen Charakters aller Geſchäftsbranthen. Da jezt der Kaufmann und der Fabrikant ſowohl techniſchen als kapitaliſtiſchen Ueberrafchungen in einem ungleich höheren Grade als ſonſt ausgeſetzt ſind, müſſen ſie unwillkürlich ſpekulative Fähigkeiten entwickeln, d. h. Hoffnungen auf die Zukunft hegen. Die Folge iſt natürlich, daß jede ungewöhnliche Hauſſe oder Baifſe in ſehr weiten Kreiſen fortziebert, deren Thätigkeit mit den Kurſen gar nichts zu thun hat. Aufregung hier, Aufregung dort: ganz entſprechend unſerer nervöſen Zeit.

Plu to.



## Theater.

Der gute Lessing, der längst ganz unmodern geworden ist, meinte, als er von einer schwachen Richardstragoedie des Herrn Weiß sprechen wollte und natürlich wieder einmal von Corneille und Aristoteles sprach, man brauche, um ein Bund Stroh aufzuheben, keine Maschine in Bewegung zu setzen und keinen Scheiterhaufen anzuzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Als er diesen Satz niedergeschrieben hatte, machte er einen derben Punkt, ruhte drei Tage lang aus und fuhr dann so fort: „Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? Wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen, wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?“ Das ist eine rhetorische Frage, auf die eine Antwort nicht erwartet wird; Lessing wollte damit wohl sagen, daß auf dem Theater nur dargestellt werden soll, was eben nur auf dem Theater dargestellt werden kann. Er ist also wirklich ganz unmodern geworden. Die neuesten Dramaturgen, die leider ihre Glufubrationen nicht in Sammelbänden herausgeben, rufen über die Dächer, daß die vermeintlichen Unterschiede zwischen epischer und dramatischer Dichtung nur in Ammenmärchen zu finden sind und daß auf dem Theater „Menschen“, auch „Charaktere“ genannt, gezeigt werden sollen. Dem Laien, und auch dem Beobachter, der die Geschichte der Bühnendichtung unbefangen durch die Jahrhunderte verfolgt hat, klingt die Botschaft ein Bißchen wunderbar und er möchte in Ergebenheit fragen, ob Gottfried Keller nicht auch Menschen dargestellt, ob La Bruyère nicht Charaktere gezeigt hat und ob es des großen Apparates bedürfe, da mit geringeren Mitteln und mit intimerer Wirkung doch das Selbe zu erreichen sei. Der dichtenden und trachtenden Schaar aber schallt die neue Kunde natürlich sehr angenehm in die Ohren, weil sie die Schwierigkeit des Handwerkes beseitigt und die saure Arbeit der dramatischen Form erleichtert. Ein Theaterstück, — psui Teufel; wer wird heutzutage noch etwas so Unmodernes leisten! Wir bringen sonderbare Käuze, in Hosen oder in Unterröcken, auf die Bühne, lassen sie in aller Gemächlichkeit sich ausleben und zucken, im stolzen Bewußtsein unserer Modernität, hochmüthig die Achseln, wenn der dumme Hause dabei Langeweile verspürt. Verachtet mir die Melodie, sprach der Meister, als ihm nichts Melodisches mehr einfallen wollte. Verachtet mir die Handlung, sprachen die Dichter, als sie einen vom Willen bewirkten Vorgang, der Menschen vorwärts führt, nicht mehr zu dichten vermochten. So entstand, nach einem Puppentheater, das bunte Abenteuerlichkeit für Handlung ausgegeben hatte, ein Gewimmel von

kleiner Menschheit, die das feste Gefüge einer vorwärts führenden Handlung nicht mehr zusammenhielt. Und der gute Lessing war schmäzlich geschlagen.

Ob das Publikum, ohne dessen Hilfe man nun einmal keine neue Theaterkunst einbürgern kann, das Experiment noch lange mitmachen wird? Mir scheint: es fängt still schon zu stricken an, sogar in Berlin, wo man doch gern mit der Mode geht und sich schämt, durch ein unvorsichtiges Gähnen ungebildeter als der Nachbar zu scheinen. Im Deutschen Theater, das mit besonderem Eifer das Theater zu enttheatralisiren versucht, sah ich neulich die Komödie „Lebeum“ von Frau Bernstein. Ueber dem halbbleeren Hause lag eine leise, respektvolle Langeweile, die nur wich, wenn ein saftiger Wortwitz kam oder, zum Aktluß, von den deutschen Mädchen Rühmliches vermeldet wurde. Dabei war das Stück nicht etwa dreist in muthigem Wagen oder peinigend in strengem Vollbringen; es war ein fleißig gearbeitetes und sauberes Stück, das auch den keuschesten Ohren kaum ein Aergerniß geben würde, ein dünnes Familienstück nach der neuesten Technik, der undramatischen. Keine Spur einer straffen Handlung, die den Hörer halten, erregen, zum Mitgehen zwingen könnte: eine Sammlung von Zufälligkeiten, die zufällig begonnen und wieder beschlossen wird. Man könnte einen Akt streichen und das zerstückelte Stück bliebe unverändert; man könnte ein paar Akte hinzufügen und Niemand würde merken, daß ein Neubau geschaffen ist. Es ist ein Stück von der Art, die zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem einen Unterschied nicht kennt und, statt die Wandlung der Menschen im Kampf mit den umgebenden Mächten zu zeigen, die dialogisirte Darstellung von Zuständen, Stimmungen und Zufallserlebnissen giebt. Da und dort wird ein Bändchen angeknüpft; aha, denkt der Zuschauer, da verknotet sich Etwas, das später gelöst werden wird. Aber der Schein trügt, das Bändchen bleibt unbenützt, und während wir noch darauf schauen und uns den Kopf zerbrechen, um zu erfennen, wozu es eigentlich angeknüpft wurde, wird an einer anderen Ecke schon wieder ein Knötchen geschürzt. Schließlich zersplittert die Wirkung und man nimmt allenfalls Eindrücke, aber keinen Eindruck nach Hause. Der Feinschmecker kommt immerhin vielleicht noch auf seine Kosten — namentlich wenn er ein Freibillet hat —, aber das liebe Publikum mag im Theater, das immer die Bilderbibel der an Geist Armen und an Phantasie Reichen bleiben wird, nicht Subtilitäten sehen, wie die Herren, deren einzige Berufspflicht der Theaterbesuch ist; es nimmt, nicht allzu willig, das Dichterische mit in den Kauf, wenn es zugleich eine behagliche Auftrüttelung einhandeln kann, aber es haßt, auch bei besserer Börsenstimmung, die unnützlichen Emotionen fast noch mehr als die Berührung mit den Nachtseiten des Lebens und es wird ungeduldig, sobald es merkt, daß für sein gutes Geld eine Maschine in Bewegung gesetzt wurde, um ein Bünd Stroh aufzuheben.

Das geschieht in der Komödie der Frau Bernstein. Ein Musiker hat den Herzenswunsch, einmal in seinem Leben ein großes Orchester zu dirigiren und das Tedeum von Verlioz so, wie er's hört, aufzuführen; der Wunsch wird ihm durch die Güte eines reichen Theateramerikaners erfüllt und während des Konzertes findet die Musikantentochter einen wohlhabenden Bräutigam. Daraus hätte man früher eine „Humoreske“ gemacht, die dann wahrscheinlich, wie andere niedliche Humoresken, unbeachtet geblieben wäre. Jetzt zerrt man das dünne Ding auf die Bühne, und weil sich im grellen Lampenlicht als zu schwächlich erweist, wird es mit Berg und Lappen und Leinwand stramm ausgestopft. Leider spürt man bald die Wattirung und nun gehts ohne unruhige Fragen nicht mehr ab. Der Herzenswunsch wird hart vor der Erfüllung durchkreuzt: der Musikant verliert seinen Kritikerposten beim Tageblatt und das Orchester verweigert ihm deshalb den Dienst. Sehr hübsch, sehr lebenswahr, — aber: warum hat Herr Peter Kron, der zehn Jahre lang ein „einflussreicher Musikkritiker“ war, seinem Herzenswunsch nicht früher die Erfüllung gesucht? Warum entsteht jetzt erst, wo der borstige Künstler doch eher als sonst zu nachgiebiger Rücksicht gestimmt sein muß, mit der Tageblattredaktion der Zwist, der zur Entlassung führt? Warum? Weil ein Hinderniß aufgerichtet werden mußte, um doch den Schein einer Handlung zu schaffen. Dieser Schein wird ängstlich gewahrt, aber er flackert über eine flache und kahle Ebene hin. Der wackere Peter, der gern der hohen und reinen Kunst sein Leben weihen möchte, muß, um für sich und die Seinen Brot zu verdienen, die Kapellmeisterstelle an einem Possentheater annehmen; da giebt's wieder nette, ein Bißchen blasse Bildchen im Stil alter Theaterschnurren, aber man könnte diese Bildchen herauschneiden oder noch ein paar daneben kleben, ohne das Stück dadurch wesentlich zu verändern. In diesem Stück ist eben nichts — oder fast nichts — wesentlich. Eine Musikantenfamilie wird lustig und ernst in ihrem Alltagsjammer geschildert; eine Klavierprobe in einem Winkeltheater wird uns gezeigt und die Typen des schnobderigen Spreetenoristen, der leichten Brettldame und des gutmüthig mürrischen Komikers marschiren auf; eine Choristin veräbt abgestandene Kogebuetüde und ein naseweiser Gymnast tummelt sich, wie andere Gymnasten seit Benezers Tagen, vor unserem flüchtigen Blick. War Das in einer Erzählung, die Jeder zu Hause lesen konnte, nicht bequemer und besser zu erreichen? Mussten dazu Männer und Weiber verkleidet und Gedächtnisse gemartert werden? Wie ein weltfremder Musikant den Kampf mit den im bürgerlichen Leben von heute waltenden Mächten besteht, wie die Familie, die von anderen Wünschen geleitet wird, zwischen den Vater und seinen phantastischen Hang sich drängt und wie Beide in zärtlichem und mitunter doch unsanftem Verkehr auf einander wirken: Das war zu zeigen, war an der Handlung zu zeigen, die im engsten Raum

von dieser Menschheit das Wesentliche enthüllen konnte. Ein fest und sicher verschlungener Knoten war werthvoller als die vielen Knötchen, die geknüpft und dann vergessen werden. Ich habe gar nichts dagegen, daß der Theateramerikaner den Knoten zerhaut. Dieser Amerikaner ist von den Lobrednern des Stückes als ein unerträgliches *deus ex machina* arg gescholten worden; ich glaube, mit Unrecht. Gerade diesem *deus ex machina* scheint mir das *Ledeum* zu gelten: in die scheinbar strenge Folgerichtigkeit des Alltagslebens greifen manchmal hilfreiche Hände und schieben Schranken und Hindernisse, die unüberwindlich schienen, hinweg. Ein armer Musikant, der vor dem Untergang steht, mag, wenn ein edler Yankee ihm das Thor zu helleren Künstlerfreuden aufschließt, wohl zu einem fromm aufjubelnden *Ledeum* gestimmt sein. Aber winken unserem Peter denn wirklich hellere Künstlerfreuden? Der Amerikaner wirbt ihn als Dirigenten für spottschlechte Bänkellieder und mit der reinen und hohen Kunst wird es wahrscheinlich wieder nichts werden. Im Grunde stehts um den armen Peter der dürftigen Komödie im vierten genau wie im ersten Akt und ich fürchte, das *Ledeum* kam noch immer zu früh.

Es käme auch zu früh, wenn es einen neuen Komödiendichter huldigend grüßen sollte. Frau Bernstein, deren schlanker, regsamer Geist sich vortheilhaft von der berberen Art mancher alten Bretterlieferanten abhebt, ist vielleicht auf dem Wege zu einem künstlerisch sauberen Familienlustspiel, das deutsch ist ohne Zimperlichkeit und unterhaltend ohne Gemeinheit; aber den größten und beschwerlichsten Theil der Wegstrecke hat sie noch zu durchschreiten. Ihre Sprache ist keck und flink, manchmal auch charakteristisch, und der sichere Theaterinstinkt der früheren Schauspielerin, der freilich auch die gar nicht seltenen Rückfälle in üble Coulißensitten verschuldet, wittert von fern schon die Augenblickswirkungen. Klugheit aber, gute Beobachtungen und Theaterinstinkt schaffen uns, auch wenn sie sorgfältiger als hier von kritischem Sinn überwacht werden, noch kein Drama, das den Hörer hält, erregt und zum Mitgehen zwingt. Frau Bernstein wirkt durch atmosphärischen Reiz und durch die blankgeseuerte Reinlichkeit ihrer Komödienwirthschaft; aber sie hat der Menge nur wenig zu bieten, die das feste Gefüge einer vorwärts führenden Handlung verlangt und, trotz allem Lärmen der Neusten, immer verlangen wird. Die dichtende und trachtende Schaar sollte nachdenklich werden, wenn sie jetzt die aufgefrischten Erfolge des Herrn Arronge sieht: nach dem lauten Geschrei von der neuen Theaterkunst, die uns seit nun bald zehn Jahren so sicher verheißen wird wie der große Kladderadatsch, läuft die Menge begierig zum Doktor Klaus und zu Hasemanns Töchtern. Vielleicht ist der gute Lessing doch nicht gar so unmodern geworden, wie man gern behauptet, und vielleicht ist die Meinung auch heute noch nicht völlig veraltet, daß auf dem Theater nur dargestellt werden soll, was eben nur auf dem Theater dargestellt werden kann. M. S.



Berlin, den 30. November 1895.

---

## Die konservative Partei.

Noch ist kein halbes Jahrhundert vergangen, seit sich in Deutschland der Sprachgebrauch eingebürgert hat, eine Partei konservativ zu nennen. In dem ursprünglichen Programm der Kreuzzeitung findet man das Wort nicht; die Herren von Bethmann-Hollweg, Senfft von Pilsach, Graf Finkenstein und die Brüder Gerlach, denen, bei völliger Selbständigkeit des Redakteurs Wagener, in allen Angelegenheiten des neuen Blattes ein votum consultativum gesichert war, nannten sich Royalisten und wollten die hitzig vorwärts drängenden Demokraten bekämpfen. Die Berufung auf den ehrwürdigen Begriff der Legitimität, den Talleyrand aus der Verworrenheit der robespierrischen und der napoleonischen Zeit zu retten versucht hatte, war nachgerade etwas unmodern geworden, da fast alle Monarchen doch dem illegitimen Genie des Korsen gehuldigt hatten, und dankbar wurde deshalb der neue politische Kunstausdruck „konservativ“ aufgenommen, der aus Rußland in den europäischen Westen herübertönte. Die englischen Tories, die manche Ursache haben mochten, eine veränderte Firma zu wünschen, nannten sich zuerst Konservative; aber der neue Name blieb lange so geheimnißvoll, daß noch im August des Jahres 1856 zwei englische Zeitungen über seine eigentliche Bedeutung streiten konnten, weil der Herald steif und fest behauptet hatte, konservativ heiße: protestantisch. Inzwischen war die Kreuzzeitung, in der sich jetzt ein vielleicht berechtigter, aber den deutschen Interessen sicher nicht nützlicher Baltenzorn nach Belieben austoben darf, so gut russisch geworden, daß der preußische Militärbevollmächtigte in Petersburg, Graf zu Münster, der Redaktion im Auftrag des Zarenpaares für



die „eben so eifrige wie einsichtsvolle Vertheidigung“ danken konnte. Diese Tendenz war der Aufnahme russischer Anschauungen günstig, in deren Mittelpunkt die berühmte Solidarität der konservativen Interessen stand; gegen die Mächte des Umsturzes, die, besser als in der reinen Gestalt des Buddha, damals in den Jakobinern verkörpert schienen, sollte ein konservativer Bund sich bilden, natürlich unter dem Patronat des Selbstherrschers aller Reußen. Einzelne Männer, die sich das Vaster selbständigen Denkens nicht abgewöhnen konnten, machten zu dem Vorschlag bedenkliche Gesichter und meinten, es sei doch wohl nicht ganz unwichtig, erst einmal die Frage zu erörtern, was denn konservirt werden solle; Paul de Lagarde stellte im Spätsommer 1853 hinter das Wort Konservativ ein dickes Fragezeichen und sagte: „Es wird darauf ankommen, welchen Accusativ man zu dem Zeitwort Konserviren setzen will.“ Solche Bedenken, sollte man glauben, können nur in den Kinderjahren des neuen Parteienamens aufgetaucht sein. Das wäre ein Irrthum. Noch zwanzig Jahre später schrieb Hermann Wagener an Rudolf Meyer: „Was heißt, konservativ sein? Heißt Dies, jede beliebige Regierung unterstützen, lediglich weil sie die faktisch bestehende ist, oder heißt Dies, mit geschlossenen Augen und unbekümmert um die praktische Ausführbarkeit für gewisse Prinzipien und doktrinäre Grundsätze kämpfen, die man heute noch theoretisch als die maßgebenden behandeln will, weil es eine Zeit gab, in welcher sie, und zwar immerhin mit Recht, das Leben des Volkes beherrschten?“ Er schied schließlich die Frage in die drei Unterfragen: „A. Was ist da, das erhalten werden kann und soll? B. Was ist der Erhaltung werth? C. Durch welche Mittel und Wege ist die Erhaltung möglich?“ Und nach abermals achtzehn Jahren sagte Bismarck, als er den Vorstand eines konservativen Vereines empfing: „Man fragt oft: was heißt konservativ? Wörtlich übersetzt, heißt es erhaltend, aber dieses Erhaltende besteht nicht etwa darin, daß man immer vertritt, was die jedesmalige Regierung will; denn diese ist etwas Wandelbares, die Grundlagen des Konservatismus aber sind beständig.“ Zwischen diesen beiden Aeußerungen liegt ein Märzbeschluß vom Jahre 1882, der im Bereich der guten Städte Cottbus und Peitz es für die konservative Aufgabe erklärte, im Sinne des jeweiligen Kaisers die Verfassung auszugestalten. Bei solcher Unklarheit über die Bedeutung des Namens ist es nicht wunderbar, daß immer wieder die Frage auftauchen konnte, ob es im Deutschen Reich

überhaupt eine konservative Partei gäbe. Lagarde antwortete 1884 mit einem runden Nein; und der Freiherr von Thielmann-Jacobsdorf sagt in einer eben veröffentlichten kleinen Schrift „Deutsche Volkswirthschaft oder Weltwirthschaft?“, die als Symptom Beachtung verdient: „Eine deutsche konservative Partei, eine Partei, welche alle die Grundlagen, auf denen ein Deutsches Reich fest ruhen könnte, auszubauen bestrebt ist, . . eine solche Partei giebt es heute leider noch nicht.“ Der Grund dieser Irrungen und Wirrungen ist, daß auf die beiden ersten Unterfragen Wagners bis heute noch keine bündige und befriedigende Antwort gefunden wurde. Die deutsche Welt hat sich in fünfzig Jahren fast völlig verändert; die Partei aber, die sich in dieser Welt konservativ nennt, scheint noch immer darüber zweifelhaft, welchen Accusatio sie zu dem Wort Konserviren setzen soll, das auch im politischen Sinn ein der Flexion fähiges Zeitwort ist. Montesquieu sagt im Esprit des lois, es sei die allen Staaten gemeinsame Aufgabe, sich zu konserviren, und doch habe daneben jeder Staat noch ein eigenes Lebensgesetz, eine besondere, nur für ihn geeignete Art der Selbsterhaltung. Die Pflicht vorausschauender Politiker ist es, dieses Gesetz klar zu erkennen; und weil solche klare Erkenntniß fehlt, in einer Zeit fehlt, die überall hastig zu Scheidungen und Entscheidungen drängt: nur deshalb darf man von einer Krisis in der konservativen Partei sprechen.

Nur deshalb; ganz und gar nicht wegen des Falles Hammerstein. Wer jetzt liberale Zeitungen liest, möchte wähnen, die konservative Partei sei im Innersten zermorscht und werde nächstens zusammenbrechen. Eine klug geleitete konservative Presse könnte mit diesem albernen Schwindel schnell fertig werden; aber eine konservative Presse von irgend welcher Bedeutung haben wir leider nicht. Was unter diesem Namen verbreitet wird, ist entweder gouvornementalen Ursprunges oder so langweilig und ungebildet geschrieben, daß es sogar auf die eigenen Parteigenossen ohne Wirkung bleibt, von propagandistischer Kraft keine Spur zeigt und höchstens, wie die Kreuzzeitung, hingenommen wird, weil auf der letzten Seite die Familiennachrichten der Standesgenossen und die Adressen herrschaftlicher Diener zu finden sind. Da oder dort wird wohl im Lande ein kleines konservatives Blatt anständig und verständig redigirt. Die Herren aber, die, mehr schlecht als recht, die sogenannten großen Blätter leiten, suchen sich von dem dumpfen Gefühl eigener Unzulänglichkeit dadurch zu entlasten, daß sie andere Menschen, die

außerhalb des Parteiverbandes stehen und stehen wollen, die aber für die Verbreitung konservativer Anschauungen vielleicht Beträchtlicheres leisten als die gemieteten Kulis, dumm und frech beschimpfen. Das erleichtert ihr Gemüth und empfiehlt sie zugleich nach oben. Auch diese Erscheinung ist nicht neu. Das Programm der Royalisten von 1848 wollte „Niemanden von unserer Gemeinschaft ausschließen, der uns nicht als seine Gegner betrachtet“; bald aber wurde Wagener, der klügste Mann der Partei, aus dem eigenen Lager so heftig angegriffen, daß ihm Volte Gerlach tröstend schreiben mußte: „Als Sie die Kreuzzeitung unternahmen, mußten Sie ja wissen, daß Sie überall nicht allein Widerstand von Ihren Feinden, sondern auch Widerstand von Ihren Freunden finden würden; daß nicht blos die Rebellion, sondern auch die Feigheit, die Halbheit, der Absolutismus u. s. w. sich gegen Sie verbinden würden. Sie mußten erkennen, daß es eben Ihr Beruf sei, diesem Allen zu widerstehen, und daß die Folge dieses Widerstandes auch Haß, Feindschaft, Verkennung seitens Derer sein würde, denen Sie die größten Dienste geleistet haben.“ Solche Briefe werden vielleicht auch heute noch manchmal geschrieben, wenn in der Kreuzzeitung, der Schlesiſchen Zeitung oder einer anderen übel riechenden Bedürfnisanstalt irgend ein obskurer Wicht sich in der anmuthigen Kunst des Verleumdens geübt hat; aber sie trösten nicht über die traurige Thatsache hinweg, daß solche Unsauberkeiten im Bannkreis einer konservativen Partei überhaupt möglich sind. Nicht durch ein stärkeres Anstandsgefühl: nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet sich die konservative von der liberalen Presse; und nur deshalb ist es möglich, daß die liberale Presse ihre Machtstellung noch immer behaupten kann, während die Wurzeln des Liberalismus doch längst verdorrt und abgestorben sind. Der Fall Hammerstein, der mit schlauer Geschicklichkeit ausgebeutet wird und noch zu einer feigen Heze gegen Herrn Stoecker erweitert werden soll, könnte auch nach dieser Richtung Manches zu bedenken geben. Die konservativen Führer haben eine arge Kurzsichtigkeit gezeigt, da sie nicht merkten — was doch die fern Stehenden deutlich sahen und sagten —, daß Hammerstein ein Lump war, und sie zeigen auch jetzt noch ein mangelhaftes Verständniß der Lage, da sie, die sonst doch recht tapfer zu schmählen wissen, beinahe mitleidig von den Verfehlungen eines unglücklichen Mannes sprechen und zu der Erklärung des wackeren Wahrheitsfreundes Propatschek schweigen, deren sittliche

Grundlage ehrenhaften Leuten mindestens seltsam erscheinen sollte. Aber sie haben nur durch Kurzsichtigkeit, nicht durch unanständige Gesinnung gefehlt; sie konnten sich nicht entschließen, zu glauben, daß ein Freiherr auch einmal ein Schuft sein könne, und ließen sich von dem gerissenen Gauner immer wieder beschwagen. Die Folgen treffen sie hart, weil sie nirgends wirksame Vertheidigung finden. Es wird nun offenbar, daß die konservative Presse in Nöthen kein taugliches Werkzeug ist. Die Führer werden gezwungen sein, selbst offen hervorzutreten und zu sagen: Uns hat ein Schurke schmählich getäuscht, aber unsere Wäsche ist rein und wir werden künftig noch schärfer um uns blicken, damit wir Unsauberkeiten nicht wieder zu spät entdecken; und nun laßt uns gefälligst mit Hammerstein in Ruhe, sonst krachen wir Eure Heedes und Sommerfelds aus der Erde. Bleibt dem Glenden, der sich so wunderbar gemächlich in ein milderes Klima retten konnte, auch im Kreise der Parteigenossen die Verurtheilung erspart, dann wird der Glaube nicht auszurotten sein, daß man den Flüchtling fürchtet, weil er gefährliche Dinge ausplaudern könnte. Dieser Glaube wäre manchen Leuten, die für konservativ gehalten sein möchten, recht angenehm; mancher Mann sähe den Freiherrn von Manteuffel, der seit seiner Handelsvertragsünde wohl mit gedoppeltem Eifer die Unabhängigkeit wahrt, gern vom Herrn von Levezow oder vom Grafen Dönhoff abgelöst, der in engen Circeln auch heute noch August der Starke ist. Die Maulwürfe, die gegen Manteuffel und Genossen laut oder leise jetzt wühlen, stammen nicht aus dem liberalen Lager; es sind wohlbekannte Thierchen, überaus treffliche Minirer, von denen bald vielleicht sehr amüsante Geschichten zu erzählen sein werden. Eine konservative Partei, die den Muth zu rückhaltloser Wahrhaftigkeit findet, braucht vor dieser unterirdischen Arbeit nicht zu erzittern; eine solche Partei kann auch der Briefcampagne seelenruhig entgegensehen. Werthvolle Stücke aus der Hammersteinsammlung mögen an Stellen liegen, wo sie vorläufig noch Niemand vermuthet; auf das Hagelwetter der schwächeren Wurfgeschosse aber werden wir wohl nicht mehr lange zu warten haben und deshalb wäre es nachgerade Zeit zu der zweiten offenen Erklärung: Unser festes Treugefühl haben wir in guten und bösen Tagen dem Hohenzollernhause bewährt, aber wir können heute, bei der im konstitutionellen Staat gegebenen Machtvertheilung, nicht auf das Recht verzichten, auch die Entschlüsse des Kaisers und Königs furchtlos und frei zu beurtheilen; ist dieses Urtheil unter dem

Schutz des Briefgeheimnisses manchmal herber ausgefallen, als es mit der dem Monarchen schuldigen Ehrerbietung vereinbar erscheint, so müssen wir Das bedauern, aber wir sind sicher, daß der König, wie der höchste Richter, der ihm und uns Herz und Nieren prüft, nach unseren Thaten und nicht nach dem raschen Wort einer verzweifelnden Stimmung uns wägen und werthen wird. Das Hammersteingeschwür muß mit derbem Griff ausgebrückt werden; Das wird schmerzhaft sein, aber die Narbe, die dann zurückbleibt, kann die konservative Partei früh und spät an die Pflicht der Wahrhaftigkeit mahnen.

Solche Mahnung ist leider nöthig. Wenn die elf Herren, die der Partei den Weg weisen sollen, jetzt auf die letzten sechs Jahre zurückblicken und finden, daß sie, trotz der mächtig wachsenden Fluth der Bauernbewegung, eigentlich doch recht wenig erreicht und geleistet haben, dann sollten sie auch vor der Ursache dieser Erscheinung nicht zaghaft die Augen schließen. Sie sahen stumm und kalt den Mann aus dem Amt scheiden, der für sie mehr als irgend ein Anderer gethan hatte und der nun sagen konnte, die früheren Parteigenossen würden ängstlich von ihm abrücken, sobald er in ihre Reihen träte; sie wurden getreue Trabanten des neuen Kurses, opferten die dreijährige Dienstzeit, die der alte Kaiser und Moltke als das Fundament der Heeres-einrichtung vertheidigt hatten, und ließen, weil ein Volksschulgesetz sie verlockte, die Schutzzollmauer durchbrechen; sie erkannten viel zu spät, wohin der Caprivismus führte, und waren doch gleich wieder bereit, dem neueren Kurs dienstbar zu werden, der wirtschaftlich, trotz Margarinegesetz und Zuckersteuer, noch immer in den Gewässern Leos des Einzigen vorwärts steuert. Das sollte eine ganz besonders feine Taktik sein und beweisen, daß man sich jeder oppositionellen Regung enthalten und bis auf die Knochen gouvernemental bleiben wolle. Bald aber zeigte sich, daß taktische Kniffe und Pfiffe in ernster Zeit nicht genügen und daß einer Partei, die man stets haben kann, schließlich nichts mehr geboten wird. Die Konservativen hätten bessere Geschäfte gemacht, wenn sie von ihren Ueberzeugungen und Forderungen niemals auch nur das winzigste Theilchen aufgegeben hätten. Es ist begreiflich, daß sie nicht gern gegen eine Regierung kämpfen; aber es handelt sich auch nicht darum, ob man für oder gegen eine Regierung kämpfen will, sondern um die ganz andere Frage, ob man neben der Regierung oder ohne deren Hilfe zu kämpfen hat. Der Kampf neben der Regierung ist leicht, aber fast immer undankbar;

der Kampf ohne Regierungbeistand ist schwer, aber er verspricht reichen Lohn, wenn er in Wahrhaftigkeit für nützliche und erstrebenswerthe Güter geführt wird. Eine konservative Partei muß ihre Grundsätze, nach Bismarck's Wort, als das Beständige und die Regierung als das Wandelbare betrachten. Dazu ist es freilich nöthig, daß diese Grundsätze dem modernen Empfinden entsprechen und nicht aus der Kumpelkammer einer überwundenen Epoche stammen; mit starren Dogmen und byzantinischem Gewinsel ist in einer Zeit, die, man mag es bejubeln oder bejammern, nun einmal demokratisirt und naturalisirt ist, die Menge nicht mehr zu gewinnen. Friedrich Julius Stahl, der jüdische Führer der Junkerpartei, konnte noch wähnen, im christlichen Staat, der ihm vom Willen eines persönlichen Gottes erfüllt und geleitet erschien, sei jede Obrigkeit auch besonderer göttlicher Weihe theilhaftig geworden; heute würde der Pfadfinder auf dem schwierigen Boden des historischen Staatsrechtes zu seiner Auffassung eines mystischen Gottesgnadenbegriffes selbst Die nicht mehr innerlich bekehren, die sich öffentlich noch dazu bekennen. Nur dieser Zwiespalt zwischen öffentlichem Bekenntniß und innerster Ueberzeugung hat es verschuldet, daß ehrenhafte Männer jetzt mit den Hammersteinbriefen verängstet werden können. Die Narbe wird noch eine Weile brennen, aber sie kann auch daran erinnern, daß Vergangenes nicht wieder lebendig zu machen ist. Der moderne Monarch ist der Vertrauensmann der Nation, der germanische Stammesfürst, der die Völkerpersönlichkeit verkörpert. Ein verständiger Mensch, der seine Volktheit liebt, wird ihn absichtlich nicht kränken und nicht beleidigen, aber er wird ihn auch nicht in fernes Weihrauchgewölk entrücken und ihm nie und um keinen Augenblickspreis die Selbständigkeit des Wollens und Urtheilens opfern. Eine konservative Partei, die lebendige Kräfte, nicht dürre Traditionen erhalten will, muß sich zu dieser modernisirten Auffassung des Königthumes bekennen, wenn sie nicht in beständig erneute Gewissenskonflikte gerathen will. Kluge Konservative haben auch früher schon so gedacht; und der Satz, den Gerlach vor vierzig Jahren an Wagener schrieb, gilt zwar nicht mehr von dem leitenden Blatt, wohl aber von der Politik der konservativen Partei: „Ob der König eine Kreuzzeitung haben will, ist nicht entscheidend; will er sie nicht, desto schlimmer; desto größer aber auch die Pflicht, sie ihm aufzudringen.“

Die Macht der englischen Tories wurzelt darin, daß sie stets schlaue verstanden haben, sich neuen Bedürfnissen anzupassen. Die

Schwäche unserer Konservativen, die noch immer eine mehr preussische als deutsche Partei sind, stammt daher, daß sie im Wechsel der Zeiten sich nicht verändert haben. Das hindert sie, im Deutschen Reich moralische Eroberungen zu machen. In diesem Reich ist gewiß nicht Alles so, wie es sein sollte; sehr viele Bewohner des Reiches wollen aber doch gern Vieles erhalten sehen und würden sich freudig einer konservativen Partei anschließen, die nicht engherzig wäre und begriffe, daß zu dem Zeitwort Erhalten heute andere Accusative gesetzt werden müssen als einst im vormärzlichen Preußen. Nur auf dem Gebiet der Agrarfrage schreitet die konservative Partei jetzt rüstig voran; hier hat sie durch eigene Noth gelernt, daß uns eine in ihren Folgen unübersehbare Katastrophe bevorsteht, wenn nicht rasch eine Radikalkur gewagt wird, und hier hat sie, namentlich in den drei Grafen Ranitz, Mirbach und Schwerin, kluge und fleißige Führer gefunden. Daneben aber herrschen politische und staatsrechtliche Anschauungen, die von Stahl, kirchliche Vorstellungen, die von Hengstenberg, und soziale Vorurtheile, die von Bamberger entlehnt sind. Diese Mischung wird sich auf die Länge nicht als brauchbar erweisen. Gerade weil die Agrarfrage an Wichtigkeit heute alle anderen Fragen übertrifft, muß es die Aufgabe der konservativen Partei sein, für eine verständige Antwort die Gebildeten im deutschen Lande zu gewinnen. Diese Aufgabe kann sie nur bewältigen, wenn sie, im Gegensatz zu der leblosen Mechanik der liberalen und der sozialistischen Demokratie, sich als die Partei einer kraftvollen organischen Entwicklung bewährt und mit ernstlichem Eifer darüber wacht, daß nicht durch Unwahrhaftigkeit, Unselbständigkeit und Unsauberkeit das gute Wort Konservativ in Unehre und Verruf geräth.



## Arbeiterversicherung.

**I**m vierten November ist wieder einmal eine Vertrauensmännerversammlung in eines der deutschen Reichsämtler berufen worden. Es handelt sich diesmal um die Arbeiterversicherung. Damit ist der Anlaß zu abermaliger Behandlung des wichtigen Gegenstandes für die Oeffentlichkeit gegeben. Für die Oeffentlichkeit? Fast doch nicht; denn die Vorlagen, die Herr von Boetticher in petto hat, sind noch nicht bekannt und die öffentliche Meinung ist abermals außer Stand gesetzt, den Berufenen zu einem Rückhafte der Reichsbureauftratie gegenüber zu verhelfen. Unter solchen Umständen wird es auch keinen eigentlichen Werth haben, etwa die Zusammensetzung der Kommission zu prüfen oder wegen der Nichtberufung von Arbeitern viel Aufhebens zu machen. Man muß abwarten, was bekannt gegeben werden wird, um dann zu den amtlichen Bestrebungen Stellung zu nehmen. Die jüngste Äußerung des Reichsanzeigers zur Sache hat auch nicht viel Greifbares ergeben.

Allerdings ist Eines schon jetzt klar: es handelt sich nicht um Fortbildung durch Ausfüllung der in der Arbeiterversicherung noch klaffenden Lücken: Arbeitslosenversicherung, Wittwen- und Waisenversicherung u. s. w. Es handelt sich lediglich um die Umbildung der schon ins Leben gerufenen drei Hauptstücke der Arbeiterversicherung im Sinne der Vereinfachung, aber auch der Beseitigung mancher im Laufe der Erfahrung hervorgetretenen Mißstände. Weiter weiß man von dem Vorhaben der Reichsregierung vorläufig nichts. Man weiß nicht, ob es darauf abgesehen ist, die Arbeiterschaften auch mit der Alters- und Invaliditätsversicherung in den berufsgenossenschaftlichen Herrenstall einzupferchen, oder ob es im Plane liegt, innerhalb großer Territorialbezirke eine berufsgenossenschaftliche Gliederung thunlichst für alle Versicherungsweige und mit Selbstverwaltung aller Interessenten zur Geltung zu bringen, was sehr gebilligt und bei der völligen Vereinbarkeit des territorialistischen mit dem beruflichen Gliederungsprinzip auch in vollendeter Weise durchgeführt werden könnte. Für oder gegen die Markenkleberei, die erst der Reichstag geschaffen hat, wird man sich zur Zeit auch noch nicht echauffiren dürfen, da man erst wissen müßte, ob eine Reorganisation der Versicherung geschaffen werden soll, bei der die Hebung und Verrechnung der Beiträge ohne die jetzige quälerische Einrichtung bewerkstelligt werden könnte. Man wird sich nach Alledem den bis jetzt bekannten Plänen des Reichsamtes des Innern nicht im Voraus ablehnend entgegenstellen dürfen. Der Gedanke der Vereinfachung durch einheitliche Zusammenfassung der verschiedenen Versicherungsweige muß sympathisch aufgenommen werden. Diese Sympathie vermag wenigstens der Unterzeichnete nicht zurückzuhalten, da er diesen Ge-



Schwäche unserer Konservativen, die noch immer eine mehr preußische als deutsche Partei sind, stammt daher, daß sie im Wechsel der Zeiten sich nicht verändert haben. Das hindert sie, im Deutschen Reich moralische Eroberungen zu machen. In diesem Reich ist gewiß nicht Alles so, wie es sein sollte; sehr viele Bewohner des Reiches wollen aber doch gern Vieles erhalten sehen und würden sich freudig einer konservativen Partei anschließen, die nicht engherzig wäre und begriffe, daß zu dem Zeitwort Erhalten heute andere Accusative gesetzt werden müssen als einst im vormärzlichen Preußen. Nur auf dem Gebiet der Agrarfrage schreitet die konservative Partei jetzt rüstig voran; hier hat sie durch eigene Noth gelernt, daß uns eine in ihren Folgen unübersehbare Katastrophe bevorsteht, wenn nicht rasch eine Radikalkur gewagt wird, und hier hat sie, namentlich in den drei Grafen Ranitz, Wirbach und Schwerin, kluge und fleißige Führer gefunden. Daneben aber herrschen politische und staatsrechtliche Anschauungen, die von Stahl, kirchliche Vorstellungen, die von Hengstenberg, und soziale Vorurtheile, die von Bamberger entlehnt sind. Diese Mischung wird sich auf die Länge nicht als brauchbar erweisen. Gerade weil die Agrarfrage an Wichtigkeit heute alle anderen Fragen übertrifft, muß es die Aufgabe der konservativen Partei sein, für eine verständige Antwort die Gebildeten im deutschen Lande zu gewinnen. Diese Aufgabe kann sie nur bewältigen, wenn sie, im Gegensatz zu der leblosen Mechanik der liberalen und der sozialistischen Demokratie, sich als die Partei einer kraftvollen organischen Entwicklung bewährt und mit ernstlichem Eifer darüber wacht, daß nicht durch Unwahrhaftigkeit, Unselbständigkeit und Unsauberkeit das gute Wort Konservativ in Unehre und Berruf geräth.



## Arbeiterversicherung.

**I**m vierten November ist wieder einmal eine Vertrauensmännerversammlung in eines der deutschen Reichsämtler berufen worden. Es handelt sich diesmal um die Arbeiterversicherung. Damit ist der Anlaß zu abermaliger Behandlung des wichtigen Gegenstandes für die Oeffentlichkeit gegeben. Für die Oeffentlichkeit? Fast doch nicht; denn die Vorlagen, die Herr von Boetticher in petto hat, sind noch nicht bekannt und die öffentliche Meinung ist abermals außer Stand gesetzt, den Berufenen zu einem Rückhafte der Reichsbureauftratie gegenüber zu verhelfen. Unter solchen Umständen wird es auch keinen eigentlichen Werth haben, etwa die Zusammensetzung der Kommission zu prüfen oder wegen der Nichtberufung von Arbeitern viel Aufhebens zu machen. Man muß abwarten, was bekannt gegeben werden wird, um dann zu den amtlichen Bestrebungen Stellung zu nehmen. Die jüngste Aeußerung des Reichsanzeigers zur Sache hat auch nicht viel Greifbares ergeben.

Allerdings ist Eines schon jetzt klar: es handelt sich nicht um Fortbildung durch Ausfüllung der in der Arbeiterversicherung noch klaffenden Lücken: Arbeitslosenversicherung, Wittwen- und Waisenversicherung u. s. w. Es handelt sich lediglich um die Umbildung der schon ins Leben gerufenen drei Hauptstücke der Arbeiterversicherung im Sinne der Vereinfachung, aber auch der Beseitigung mancher im Laufe der Erfahrung hervorgetretenen Mifstände. Weiter weiß man von dem Vorhaben der Reichsregierung vorläufig nichts. Man weiß nicht, ob es darauf abgesehen ist, die Arbeiterschaften auch mit der Alters- und Invaliditätsversicherung in den berufsgenossenschaftlichen Herrenstall einzupferchen, oder ob es im Plane liegt, innerhalb großer Territorialbezirke eine berufsgenossenschaftliche Gliederung thunlichst für alle Versicherungsweige und mit Selbstverwaltung aller Interessenten zur Geltung zu bringen, was sehr gebilligt und bei der völligen Vereinbarkeit des territorialistischen mit dem beruflichen Gliederungsprinzip auch in vollendeter Weise durchgeführt werden könnte. Für oder gegen die Markenkleberei, die erst der Reichstag geschaffen hat, wird man sich zur Zeit auch noch nicht erchauffiren dürfen, da man erst wissen müßte, ob eine Reorganisation der Versicherung geschaffen werden soll, bei der die Hebung und Verrechnung der Beiträge ohne die jetzige quälerrische Einrichtung bewerkstelligt werden könnte. Man wird sich nach Alledem den bis jetzt bekannten Plänen des Reichsamtes des Innern nicht im Voraus ablehnend entgegenstellen dürfen. Der Gedanke der Vereinfachung durch einheitliche Zusammenfassung der verschiedenen Versicherungsweige muß sympathisch aufgenommen werden. Diese Sympathie vermag wenigstens der Unterzeichnete nicht zurückzuhalten, da er diesen Ge-

danken schon im Spätjahr 1881 in eingehender Begründung und genauer Formulirung dem Fürsten Bismarck — leider ohne Erfolg bei den jetzt anscheinend bekehrten Verwaltungsmännern — nachdrücklichst zu vertreten die Ehre gehabt hat.

Wenn es sich nun im Wesentlichen auch nur um die Umbildung der schon bestehenden Arbeiterversicherung handelt, so darf man die sich bemerkbar machenden Verbesserungsbestrebungen dennoch nicht gering schätzen. Kann man vorläufig mehr erwarten? Für weitgreifende Fortbildung ist der Sinn im deutschen Volke zur Zeit anscheinend nicht vorhanden und man darf der Reichsgewalt nicht zumuthen, was sie nicht durchsetzen kann; *ultra posse nemo obligatur*. In der That ist beim großen Publikum und auch wohl bei den gesetzgebenden Faktoren eine gewisse Müdigkeit für diesen Zweig der Sozialpolitik eingetreten, ja selbst die betreffende Literatur scheint an Schmachthaftigkeit für recht weite Kreise stark verloren zu haben. Der Zeitpunkt für bedeutende Fortbildungen und Vervollständigungen der Arbeiterversicherung ist wirklich noch nicht gekommen, zumal weitere materielle Opfer aus den öffentlichen Kassen und aus den Unternehmertaschen für die nächsten Jahre kaum zu erlangen sein werden. Von hohem praktischen Belang aber ist die Forderung: die bevorstehende Umbildung soll die kommende Fortbildung nicht nur nicht hindern, sondern ihr allen thunlichen Vorschub leisten. Es gilt hierbei Viererlei: einmal, zu verhüten, daß Klein- und Flickgesetze den Weg zu den hohen weiteren Zielen noch mehr verlegen, als es leider schon geschehen ist; zweitens, nach Gestaltungen Ausschau zu halten, die geeignet sind, die Arbeiter an ihrer eigenen Sache selbstthätig stärker zu interessieren und zugleich ohne wesentliche Erhöhung der Lasten des Staates, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, d. h. durch sichere Verhütung von Vergeudungen, dennoch weit mehr zu leisten, als bei den jetzigen Einrichtungen unseres bestehenden Arbeiterversicherungswesens geleistet werden kann; drittens, jene vorbeugenden Einrichtungen, deren Kosten belanglos sind, wie den Arbeitsnachweis, die Sühneorganisation, vorbereitend zu weiterer Entwicklung zu bringen; endlich, Klarheit darüber zu schaffen, ob nicht die weiter zu lösenden Aufgaben der Arbeiterversorgung — ganz oder theilweise, endgiltig oder vorläufig — auf andere Weise ohne Zwangsversicherung, etwa durch Sparzwang, bewältigt werden können. Von den vier hiernach sich ergebenden Untersuchungen wird sich die zweite als die wichtigste erweisen. Die selbstverwaltungsfähige Gestaltung der Kassengliederung vom Lokalverband aus aufwärts bis zu Landes- und Reichsverbänden, mit Hinzufügung eines Stückes Sparzwang, zum Versicherungszwang, zu dem Zwecke, neben der Solidarität der Versicherungsgemeinschaft den Spartrieb und das Kontrollinteresse aller Versicherten zu vollster, fruchtbarster Belebung zu bringen, scheint bei diesem wichtigsten der vier Untersuchungsgegenstände an Bedeutung

weitaus allen anderen voranzustehen. Ich halte diese von mir schon vor mehr als einem Jahrzehnt entwickelte Meinung heute noch durchaus fest. \*)

Vorläufig aber erscheint es angebracht, einem Vorschlage sich zuzuwenden, der in das Bereich der Maßregeln zur Umgehung der Versicherung fällt, da dieser Vorschlag, gemacht in der Schrift eines unserer bedeutendsten Nationalökonomien, bei seiner vorzüglichen Erörterung und bei dem Materialienreichthum, worauf er sich stützt, nicht verfehlen wird, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erobern. Es ist der Vorschlag, die Versorgung der Erwerbslosen durch Sparzwang statt durch Versicherungszwang durchzuführen. Auf die Sache ist um so entschiedener einzugehen, als sie nicht lange von der Bildfläche mehr fern zu halten sein wird. Der Drang der arbeitenden Klassen in der Richtung der Fürsorge gegen die aus der Erwerbslosigkeit entspringende Noth wird immer stärker und hat in der schweizerischen Kantonal- und Gemeindegesetzgebung (Bern, Basel, St. Gallen) bereits die Klinke zur Gesetzgebung in die Hand bekommen. Die großen Uebelstände, welche die Erwerbslosigkeit für den Staat und für die Gemeinde mit sich bringt, werden, trotz aller sozialpolitischen Müdigkeit der gesetzgeberischen Faktoren, nicht aufhören, nach Abhilfe zu schreien. \*\*)

Der Leser wird am Besten sogleich den konkreten Inhalt des Schanzschen Vorschlages zur Kenntniß nehmen. Nach den „Grundzügen“, die Schanz giebt, läßt sich der praktische Gedanke etwa so zusammenfassen. Für alle Personen, die nach Reichsgesetzen der Krankenversicherungspflicht unterliegen, wird ein Sparzwang eingeführt und dessen Ausdehnung durch Verordnung oder Landesgesetz vorbehalten. Das durch diesen Zwang sich bildende Sparguthaben ist dazu bestimmt, dem Inhaber für den Fall der Erwerbslosigkeit zur freien Verfügung gestellt zu werden; es ist also nicht auf eine allgemeine Zwangssparkasse für Deckung jedes beliebigen Bedürfnisses abgesehen, sondern auf ein Sparenmüssen, wesentlich nur für den besonderen Zweck der Verfügung über Erwerbslosigkeit-Nothpennige. Eine Spezial-, nicht eine allgemeine Zwangssparkasse steht hiernach in Frage.

Die Einlagen werden zugleich mit den Krankenkassenbeiträgen vom Arbeitgeber für jede „versicherungspflichtige“ (sparpflichtige) Person an die Krankenkassen abgeführt; von diesen sind die Einzahlungen in Form von Sparmarken-Karten weiter an die örtlichen Sparkassen zur Verzinsung vom

\*) Vereinigter Versicherungs- und Spardienst bei Zwangshilfskassen, Tübingen 1884, desgl. in meinem „Korporativen Hilfskassenzwang“ (1882), einer Schrift, die in ihrer zweiten Auflage (1884) die Richtungen, in welche die Arbeitergesammtversicherung jetzt hineinkommen zu wollen scheint, auch gesetzgeberisch eingehend zu formuliren gesucht hat.

\*\*) G. Schanz, Zur Frage der Arbeitslosenversicherung, Bamberg (Buchner) 1895.

nächstfolgenden Kalenderjahre an abzuführen. Die Höhe der Einlage beträgt für jede Person nicht unter 30 Pfennige pro Woche, also pro Jahr 15,60 Mark; im Bauhandwerk, Saisongewerbe u. s. w. sind 10 Prozent des effektiven Lohnes einzubezahlen, da hier die Risiken der Erwerbslosigkeit besonders stark sind. Schanz giebt zu, daß diese Einlage vergleichsweise eine hohe sei, bei der Altersversicherung habe man nur 14, 20, 24, 30 Pfennige, bei der Gemeindefrankenversicherung 15 Pfennige bei einem ortsüblichen Tagelohn von 1,40 Mark; die relativ starke Belastung rührt eben daher, daß bei der vorgeschlagenen Einrichtung der Einzelne für sich spart, während bei der Versicherung die Last solidarisch getragen wird. Dem Arbeitgeber will der Vorschlag ein Drittel des Beitrages, 10 Pfennige pro Woche, auferlegen, also ein Drittel, wie bei der Krankenversicherung, zumuthen, obwohl das hierdurch vom Arbeitgeber mit erzeugte Sparguthaben dessen Inhaber auch für den Fall der Strife-Erwerbslosigkeit unbeschränkt zur Verfügung zu stehen hätte. Die durch die Zwangsbeiträge entstandenen Einlagen werden vom Schlusse des Geschäftsjahres an von der Sparkasse, an die sie durch die Krankenkasse in Gestalt der von dieser Kasse unentgeltlich gelieferten Sparkarten und Sparmarken abzuführen sind, mit 3 Prozent verzinst. Das jeweils vorhandene Guthaben bleibt bis zum Betrag von 100 Mark gesperrt. Ueber dieses Guthaben kann nur im Falle der Arbeitslosigkeit verfügt werden, wogegen der über 100 Mark hinaus sich ansammelnde Theil des Guthabens zur freien Verfügung des Arbeiters stehen würde. Von dem frei verwendbaren Ueberschuß über 100 Mark hinaus, mit welchem die Arbeitslosensparkasse aufhört, Spezialsparkasse zu sein, verspricht sich Schanz eine „für die Ausgabewirksamkeit des Arbeiters ungeheuer wohlthuende“ Wirkung. Wird der Arbeiter nun wirklich — aus welcher Ursache immer — arbeitslos und will er von seinem gesperrten Guthaben Gebrauch machen, so hat er von der Krankenkasse seine Sparkarte, die mit dem Datum der Auslieferung versehen wird, zu verlangen und sie dem Sparkassenamt vorzulegen; das Sparkassenamt stellt im Sparkassenbuch den Betrag des verfügbaren Guthabens fest, das während der Inanspruchnahme außer Verzinsung tritt. Die Kontrolle der Thatsache der Arbeitslosigkeit soll mittelbar durch den für die Krankenversicherung stattfindenden An- und Abmeldezwang gesichert werden. Wenn der Arbeitslose auf Grund der Reichsversicherungsgesetze Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsgelder bezieht, bleibt das Guthaben gesperrt. Anderenfalls erhält er nach viertägiger Karenz (berechnet nach dem Abstempelungsdatum der eingereichten Sparkarte), thatsächlich nach einer Woche, für die Dauer der Arbeitslosigkeit, bis zur Erschöpfung seines Zwangsguthabens folgende Rückempfänge: 5 Mark wöchentlich, wenn bei Beginn der Ansprüche das gesperrte Guthaben weniger als 70 Mark beträgt, 7 Mark bei einem Stand von 70 bis

100 Mark, 8 Mark bei einem Stand von 100 und mehr Mark. Schanz berücksichtigt mit Dasjenige, was ich bei meinen alten Vorschlägen die Krisen- oder Nothstandversorgung genannt habe; und zwar geht er in einer Richtung weiter, indem er für den Fall akuter Krisen — auch zu dem Zweck der Ausmerzung der Härte fortbauernder Beitragzahlung in solcher Zeit — schon im Falle bloßen Lohnsinkens einen wöchentlichen Bezug aus dem Sparguthaben gewährt wissen will. Darüber sollen die Aufsichtbehörden der Krankenkassen auf Antrag der Beteiligten alles Nähere entscheiden. Wenn der Arbeiter in einen einer anderen Sparkasse zugetheilten Bezirk kommt, so soll sein Guthaben in die Verwaltung der Sparkasse dieses Bezirkes übergehen. Die mit dem Sparzwang verbundenen Kosten sollen von Staat und Gemeinde getragen werden; die Portofreiheit der Sparkassen für den Dienst der Erwerblosenversorgung hätte den „Tribut des Reiches“ für die Sache darzustellen.

Schanz hat zunächst brauchbare Daten der Erwerblosigkeitstatistik zu gewinnen gesucht. Die Erhebungen der Hirsch-Dunderschen Gewerbevereine, der mehr sozialdemokratischen deutschen Gewerkschaften und der englischen Gewerbevereine werden mitgetheilt. Die allgemeine Erhebung bei den deutschen Gewerbevereinen 1877 bis 1879 ergab, daß die Zahl der arbeitslosen Tage im Jahre 1 bis 43 Tage pro Arbeiter betrug, in den meisten Fällen aber 7 Tage nicht überschritten wurden. Die Erhebungen der deutschen Gewerkschaften dagegen zeigten ein Schwanken der arbeitslosen Tage im Jahre zwischen 9 und 57 Tagen pro Arbeiter und zwischen 21 bis 77 Tagen pro Arbeitslosen, meist Saisonarbeitern (Maurern, Zimmerern u. s. w.). Schanz kommt zu dem Ergebnis, daß für diejenigen Gewerbe, welche nicht ausgesprochenen Saisoncharakter haben, es eher eine zu hoch gegriffene Annahme sei, wenn man durchschnittlich 15 arbeitslose Tage pro Arbeiter annehme, so daß bei 300 Arbeitstagen 285 für die Erwerblosen-Unterstützung aufzukommen haben, also 30 Pfennige als Beitrag per Woche genügen würden, um 1 Mark für jeden arbeitslosen Tag zu gewähren. An dieser Annahme wird nicht zu rütteln sein; die zwei Arbeitslosenzählungen Deutschlands im Jahre 1895 (14. Juni und 1. Dezember) versprechen übrigens das erforderliche Material für die genauen Bestimmungen der erforderlichen Einlagensätze zu bringen. Bei einem Jahreslohn von 456 Mark würde die Einlage von 15 Mark  $3\frac{1}{2}$  Prozent des Einkommens verschlingen, bei einem Einkommen von 600 Mark 2,5, bei einem solchen von 960 Mark 1,5 Prozent. Die Alters- und Invaliditätsversicherung erhebt zur Zeit pro Jahr bei 300 Mark Lohn 2,4, bei 500 Mark 2 und bei 960 Mark 1,6 Prozent des Einkommens als Versicherungsbeitrag.

Damit ist der Inhalt und die Berechnungsgrundlage für den Vorschlag des Spezialparzwanges für Zwecke der Erwerblosenversicherung gegeben.

Der Autor geht von der unbestreitbaren Ansicht aus, daß die Arbeitslosigkeit eine furchtbare Geißel für die Arbeiterbevölkerung ist. Die Armenfürsorge reicht zur Bewältigung der Noth nicht aus und wirkt abstumpfend auf das Ehrgefühl; die Stellenlosigkeit treibt zum Wandern, bald zum Vagabundiren und zur Stromerei; weibliche Arbeitslose fallen gerade in dieser Zeit der Prostitution zum Opfer; das Familienleben wird in aller und jeder Hinsicht durch die Arbeitslosigkeit verkümmert; die Krankenkassen werden mittelbar, die öffentlichen Armenkassen unmittelbar in schwere Mitleidenschaft gezogen. Die Thatsache, daß die freien Arbeitervereinigungen von je her in England und neuestens auch in Deutschland gerade die Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit erstrebt haben, daß diese Versicherungen ein hauptsächlichster Kitt sozialdemokratischer Verbindungen zum Kerger manches „zielbewußten“ und prinzipientreuen Genossen geworden sind, redet für Jeden, der an dem Bedürfnis organisirter Erwerblosen noch zweifeln möchte, in überzeugendster Weise.

So unbedingt man das Bedürfnis der Sicherstellung gegen die Nothstände der Erwerbslosigkeit, wenigstens für alle Großbetriebarbeiter, für die Saisongewerbe, für die industriellen und kommerziellen Arbeiter zuzugeben haben wird, so fragt es sich eben: warum individuelle Sparhilfe und nicht solidarische Versicherungshilfe? Warum Sparzwang und nicht Versicherungszwang, wie solcher gegen die Noth aus Erwerbsunfähigkeit durch die Reichsgesetzgebung schon so großartig ins Leben gerufen worden ist? Der Beantwortung dieser Fragen giebt Schanz eine so lichtvolle, praktisch anregende und interessante Begründung, daß die Sache der Sozialreform dadurch weithin nur gefördert werden kann. Ich bin zwar der alten Auffassung, auch die Arbeitslosenversorgung im Versicherungswege durchzuführen, nicht abwendig gemacht worden, muß aber anerkennen, daß Schanz auch für die Anhänger des Versicherungszwanges in Beziehung auf Erwerbslosigkeit negativ aufs Anregendste wirkt. Und da die Einführung des Spezialparzwanges dem späteren Versicherungszwange in keiner Weise den Weg verlegen würde — die Erwerbslosigkeit-Sparguthaben könnten jeden Augenblick zu Gunsten von Versicherungskassen liquidirt werden —, so ist erst recht Veranlassung gegeben, dem Gedanken-gange des Verfassers die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Warum genügt die freiwillige Versicherung gegen die durch Erwerbslosigkeit verursachte Arbeiternoth nicht? Schanz findet sie aus zwei Gründen unzureichend. Nur ein kleiner Theil der versorgungbedürftigen Arbeiterschichten sorgt freiwillig durch Ersparung und Versicherung für sich; und gerade die freiwillige Versicherung hat erfahrungsmäßig es nahegelegt, den Umfang der zu bringenden Hilfe auf das Knappste zu bemessen, wenn der Ausbeutung der Versicherungsklassen durch faule und gewissenlose Arbeiter nicht Thür und Thor geöffnet werden soll. Die Thatsachen sind an sich unleugbar.

Alle Arbeitslosenversicherung hat aber mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Obenan steht dabei die Frage, ob und wie die selbstverschuldete Arbeitslosigkeit von der Entschädigungsberechtigung ausgeschlossen werden kann und soll. Selbst wenn die durch Strike herbeigeführte Erwerbslosigkeit versorgungsberechtigt gemacht wird, was durch abgeforderte Organisation der freien Versicherung leicht durchzuführen wäre, so bleiben immer noch Schwierigkeiten genug übrig, die geeignet sind, den Gedanken nahezu legen, von der Solidarität der Versicherung zum Individualismus der Sparversorgung überzugehen. Der Begriff der Verschuldung ist bekanntlich ein sehr dehnbarer.

Eine zweite Quelle von Uebelständen liegt für alle Arbeitslosenversicherung in der Versuchung, daß in die Versicherung nur zu dem Zwecke eingetreten wird, um sofort, ohne vorherige genügende Beitragsleistung, zur Versorgung zu gelangen. Daher können wenigstens die Privatversicherungsvereine die sogenannten Karenzen nicht entbehren, d. h. sie müssen Zeiträume festsetzen, vor deren Ablauf Unterstützung nicht gewährt wird. Es sind namentlich zweierlei Karenzen unumgänglich: die allgemeine Karenz, wonach längere Zeit Beiträge geleistet sein müssen, bevor Anspruch auf Unterstützung erwächst, und die Karenz im einzelnen Falle der Erwerbslosigkeit, indem die ersten Tage oder Wochen nach Eintritt der Erwerbslosigkeit auf Unterstützung keinen Anspruch geben und nach einer gewissen Zeit der Gewährung von Unterstützung die weitere Hilfe wieder aufhört; alle Karenzen sind aber Versorgungseinschränkungen. Schanz weist die psychologisch zum Theil höchst geistvollen Karenzbestimmungen genau nach, die von den freien Vereinen ausgebildet worden sind.

Eine dritte Ursache von Mißständen der Erwerbslosenversicherung liegt, wie bei allen Arbeiterversicherungen, darin, daß je höher die Unterstützungen werden, desto größer die Versuchung wird, von der Versicherung statt von der Arbeit zu leben. Es ist daher nöthig, nur das Existenzminimum zu gewähren.

Eine große Unvollkommenheit ist die Begrenzung der Unterstützungszeit, nach deren Ablauf die Unterstützung wieder aufhört, — ein Mißstand, der freilich auch im Falle des Spezialparzwanges nicht überwunden wäre, sofern eben, wenn das gesparte Guthaben von nicht unter hundert Mark erschöpft wäre, die Versorgung ihr Ende fände. Allein von hohem Interesse bleibt auch in diesem Punkt die thatsächliche Nachweisung der Schanzschen Schrift.

Bei allen diesen Schwierigkeiten der freien Versicherung und angesichts der Unzulänglichkeit ihrer Ausbreitung ist man dem Gedanken der Zwangsversicherung gegen Erwerbslosigkeit neuestens auch im Leben näher getreten, nachdem er in der Literatur eingehende Erörterung längst gefunden hat. Der Weg der Verwirklichung ist namentlich da betreten worden, wo die Sozialdemokratie Macht hat und die Richtung auf erreichbare Ziele einzuhalten weiß,



nämlich in der Schweiz. Man ist aber bei dieser obligatorischen Versicherung gegen Erwerbslosigkeit auf die genannten und noch weitere Schwierigkeiten gestoßen; und die Meinung, mit diesen Schwierigkeiten nicht fertig werden zu können, war es wohl hauptsächlich, die zu dem Bestreben geführt hat, auf diesem Gebiete der Arbeiterversorgung den Sparzwang an Stelle des Versicherungszwanges treten zu lassen. Beständen diese Schwierigkeiten nicht, so würde auch Schanz die Versicherung der Sparversorgung vorziehen, wie eine Stelle seine Buches bestimmt erkennen läßt.

Man führt gegen die Zwangsversicherung an: 1. Die Unterscheidung zwischen verschuldeter und unverschuldeter Arbeitslosigkeit kann bei obligatorischer Arbeiterversicherung nicht fallen gelassen werden, wenn nicht Faulenzen der Kassenverband mehr oder weniger empfindlich sollen ausbenten können; die förmliche Untersuchung aber, die hiernach unvermeidlich werde, sei umständlich, für befragte Zeugen, namentlich Prinzipale, gehässig und könne vom Arbeiter leicht illusorisch gemacht werden, da jeder Arbeiter es leicht habe, die Kündigung seitens des Arbeitgebers herbeizuführen und hiernach die Arbeitslosigkeit als unverschuldet erscheinen zu lassen. 2. Bei Ausständen lasse sich zwar die Arbeitslosigkeit in der Regel als verschuldet nachweisen und die Schweizer haben deshalb für den Fall des Strike die Unterstützung ausgeschlossen, allein zutreffend sei die Annahme der Verschuldung in vielen Fällen nicht, da häufig der Arbeitgeber mittelbar aussperrt und eine vom Arbeiter nicht verschuldete Arbeitslosigkeit herbeiführe. Versorgung der Arbeiter für die Zeit eines aufgedrungenen Lohnkampfes, also für den Strikefall, sei es aber hauptsächlich, was erfahrungsmäßig ein — vielleicht sogar das — Hauptanliegen der Arbeiterklasse in Beziehung auf Arbeitslosen-Versicherung ausmache. 3. Die nicht zu umgehende Forderung, daß der erwerblose Arbeiter die ihm von den Kassen aufgefunden und angewiesene Arbeit annehmen müsse, führe bei obligatorischer Versicherung zu einem für die Arbeiter peinlichen, harten, rücksichtslosen, die Freiheit des Arbeitsvertrages thatsächlich aufhebenden oder doch beschränkenden, im Strikefalle den Strikezweck gefährdenden Verfahren. 4. Die fortlaufende Kontrolle über jede Woche des ganzen Arbeitsjahres, in welcher der Versicherte in oder außer Arbeit stand, sei nicht zu umgehen, da die Berechnung der Unterstützungszeiten davon abhängt; diese Kontrolle werde aber der Arbeiterschaft so widerwärtig sein, wie das Arbeitsbuch es bekanntlich sei, und die bei freiwilliger Versicherung übliche Kontrolle — durch tägliche Stellung des Arbeiters oder durch Eintragung in ein Vakanzbuch — werde viel härter empfunden werden als bei freiwilliger Versicherung, wo nur Standesgenossen Ein- und Uebersicht über den Gang des Arbeiterlebens erhalten. 5. Es wirke verbitternd auf die Arbeiter, die in dauernder Stellung arbeiten, für die anderen, bei denen Das nicht der Fall ist, aufzukommen,

um so mehr, als die Ausschließung der schlechteren Genossen unter der Herrschaft der obligatorischen Arbeiterversicherung nicht so stattfinden könne, wie es in den freien Verbänden für Arbeiterversicherung geschehe. Endlich wird die Schwierigkeit der Berücksichtigung der Risiken nach Beruf, Alter, Geschlecht, Civilstand, Saisonarbeit u. s. w. als beinahe unlösbar, ein weitgehendes Abweisungsrecht für obligatorische Versicherung als unzulässig erklärt.

Alle diese Gründe sprechen nach meinem Dafürhalten nicht für Verdrängung des Versicherungszwanges durch den Sparzwang, sondern lediglich gegen jene unzweckmäßige Durchführung des Versicherungszwanges, die es unterläßt, das Sparinteresse bei allen Kassengenossen zu beleben, d. h. den Sparzwang innerhalb der Versicherung zur Geltung zu bringen; die es ferner unterläßt, die berufsgenossenschaftliche und berufsverwandte Selbstverwaltung zur Geltung zu bringen und hiermit der durch Kombination des Spar- mit dem Versicherungszwang vollständig erreichbaren Interessirtheit aller Genossen vollkommen freie Bahn zu schaffen; die es weiter unterläßt, die Erwerbslosigkeit-Versicherung als untheilbares Glied des ganzen Systems der Arbeiterversicherung zur Entfaltung zu bringen oder darauf vorläufig wenigstens anzulegen; die auch Das unterläßt, innerhalb der Arbeitslosen-Versicherung selbst die Strik- und Aussperrungsverversicherung von der übrigen Versicherung abzugrenzen und zur Bestreitung wie zur Verwaltung ausschließlich den Arbeitern gruppenweise zuzuscheiden; die es versäumt, ein Vertrauensmännerinstitut für die Pflicht zur Annahme nachgewiesener Arbeit und für die Entscheidung über die Verschuldung der Erwerbslosigkeit zu entwickeln und bei der Bemessung der Beitragspflicht den Hauptantheil den berufsgenössischen und berufsverwandten Arbeitnehmern einzuräumen; die es versäumt, für die durch akute Krisen herbeigeführte sogenannte Krisen- oder Nothstandsversicherung innerhalb der Arbeitslosenversicherung besondere Vorkehrungen zu treffen; die es unterläßt, die Arbeitsnachweisung und Streitschlichtung mit der Gesamtversicherung auf eine die Freiheit verbürgende Weise organisch in durchgreifende Verbindung zu bringen; die es endlich versäumt, bei der Gliederung der Kassenverbände die den besonderen Risiken entsprechende Schichtungen durchzuführen und völlig risiko-freie Schichten vom Versicherungszwang überhaupt freizulassen.

Sind denn aber alle diese Unterlassungen überhaupt unvermeidlich? Das ist eben nicht der Fall und der Beweis, daß sie nicht überwunden werden können, ist nicht geführt. Nicht Versicherungszwang auch nicht Sparzwang allein, sondern Sparversicherung ist die Devise, die für die Fortbildung der Arbeiterversicherung überall den rechten Weg zu weisen geeignet ist.

Das Fortschreiten auf dem Wege der Sparversicherung, statt auf dem Wege des Sparzwanges, ist hiernach bis auf Weiteres fest im Auge zu behalten, um so mehr, als gegen den Spezialspazwang als endgiltige Lösung

sich ebenfalls nicht unerhebliche Bedenken erheben lassen würden. Diese Bedenken brauchen hier bloß angedeutet zu werden. Der Sparzwang ermöglicht, verglichen mit dem Versicherungszwang, bei gleichen Beiträgen (Ersparungssätzen) nicht die selbe durchschnittliche Leistungsfähigkeit. Die Arbeitslosensparkasse sorgt an sich ebenfalls nicht für die Strikterversorgung, außer bei Heranziehung der Arbeitgeber zur Bildung von Strikterversorgungsmitteln, einer Heranziehung, die der Zumuthung einer Stärkung des Gegners im Lohnkampfe gleich käme und als gerecht wohl kaum auf allgemeine Anerkennung zu rechnen haben wird. Der Spezialsparkassenzwang ist eben so einseitig individualistisch, wie der Versicherungszwang bei bürokratisch mechanischer Durchführung zu kommunistisch wirkt. Der Sparzwang sichert keine gleichmäßige Minimalversorgung für jeden Erwerblosen auf bestimmte Zeit. Die Sperrung des Sparguthabens wird arbeitscheuen Subjekten gegenüber ebenfalls nicht sehr wirksam sein; thatsächlich wird eine mittlere, wenn auch noch so bescheidene Mindestversorgung nicht erreicht werden. Die Sperrung der Spargelder für den alleinigen Zweck der Versorgung gegen Arbeitslosigkeit wird ebenfalls weithin „widerrätig“ sein. Die Arbeitslosensparkasse entzieht das Leben des Arbeiters der in jeder Form widerrätigen Kontrolle auch nicht. Die Sparer fänden keine gemeinschaftliche Organisation, die ausreichend wäre, um die Guthaben auch bei bloßer starker Lohnerniedrigung außer Sperre zu setzen; den Aufsichtbehörden die Aufhebung der Sperre für diesen Fall zu überlassen, wird aber schwerer Anfechtung mit Grund unterliegen. Die „Karencen“ hören auch bei Sparzwang nicht auf; sie stellen sich ein, sobald das gesperrte Guthaben erschöpft ist, und zwar desto stärker und früher, je kleiner dieses Guthaben sein wird. Ein starker Antrieb auf Institutionen der Vorbeugung gegen Erwerblosigkeit, ein Antrieb, der bei Versicherungszwang gar nicht ausbleiben kann, wird vom Spezialspargzwang nicht nur nicht geweckt werden, sondern die Versuchung zur Arbeitseinstellung seitens der Arbeiter und zur Aussperrung seitens der Arbeitgeber wird eher gesteigert als gemindert werden.

Als endgiltige Lösung wird sonach der Spezialsparkassenzwang nicht anzunehmen sein. Dagegen darf nicht geleugnet werden, daß er, wenn er durchgesetzt werden kann, der Feind des Besseren nicht sein würde; denn die Liquidation wäre jeden Augenblick ohne jede Schwierigkeit möglich, sobald durch Versicherung — noch besser durch Versicherung mit Ersparung — später einmal das Problem gelöst werden sollte. Und auf die Kombination der Ersparung mit der Versicherung, auf eine zugleich solidarische und individualistische Ausgestaltung weist der Vorschlag nachdrücklich hin. Die Schrift von Schanz wird auf die Dauer ihre Wirkung hoffentlich nicht verfehlen.

Stuttgart.

Albert Schaeffle.



## Lehren der letzten Börsenkrisis.

Erscheinungen wie die letzte Börsenkrisis fordern die Aufmerksamkeit des theoretischen Nationalökonomen nicht weniger als die des praktischen Volkswirthes heraus. Die Krisenlehre ist im Allgemeinen der schwierigste, bisher am Weitesten zurückgebliebene Theil der theoretischen Nationalökonomie. Man unterscheidet Börsen- und Wirthschaftskrisen entweder in der Weise des „konservativen Sozialisten“ Robbertus, wonach die Krisen sich zurückführen auf die zu geringe Vetheiligung der Arbeiter an dem Geschäftsertrag und ihre geringe Aufnahmefähigkeit für die stets steigende Produktion — eine Krisenerklärung, der von Neueren insbesondere Hertner huldigt —, oder in der Weise des revolutionären Sozialisten Marx, wonach die Krisen der naturgemäße Ausfluß sind der planlosen, „anarchischen“ Produktion in der bürgerlichen Wirthschaftsordnung, oder endlich in der Weise der beiden Bodenreformer Henry George und FÜRscheim, wonach die Krisen speziell mit der Einrichtung des Privateigenthumes an Grund und Boden in Zusammenhang stehen. Es darf wohl gesagt werden, daß diese Krisenerklärungen nicht zureichend sind, unter Umständen die Situation falsch zeichnen und, durch die Erscheinung der Krise geschreckt, die Momente, denen sie die Verursachung der Krisen zuschreiben, ihrem Gewichte nach übertreiben. Wie die Ursachen oft auf anderen Gebieten liegen, zeigt gerade die jetzt in Abwickelung befindliche Krise. Sie gehört wohl in die Kategorie der „Börsen-“ oder, mit anderen Worten, der „Ueberspekulationskrisen“. Aber sie ist nicht frei von Momenten, die sie gleichzeitig als Wirthschaftskrise und als Krise politischen Charakters kennzeichnen. Sie ist Ueberspekulationskrise darum, weil sie die Reaktion ist auf eine Periode, in der eine Ueberwerthung von Börseneffekten stattgefunden hatte. War aber diese Ueberwerthung bei ruhiger Erwägung früher bereits als solche zu erkennen? Oder haben nur Vorgänge der letzten Zeit, die sich, als die heute sogenannte Ueberwerthung stattfand, nicht absehen ließen, die Werthpapiere zu nun „überwertheten“ gemacht? Dieser Frage kommt entscheidende Bedeutung darum zu, weil im ersten Falle ein Fehler im Werthanfasse nachgewiesen wäre, im zweiten Falle nicht. Im zweiten Falle hätten unberechenbare Ereignisse die Grundlage der Werthberechnung verschoben und die Schuld läge dann nicht an den Personen, sie läge an den Verhältnissen, es läge nicht eine Ueberspekulationskrise, aber allerdings, nach dem Ort, an dem die Krise spielt, eine Börsenkrisis vor; woraus gleichzeitig hervorgeht, daß nicht jede Börsenkrisis eine Ueberspekulationskrisis sein muß.

Jeder Beobachter der Vorgänge der letzten Zeit hat wahrgenommen,

daß sich die Börsenwerthe, in Bezug auf die Rolle, die sie in der Krisis spielten, deutlich in drei Abtheilungen scheiden. Ein Feld ist von den Goldminenaktien und verwandten Werthen sowie den sogenannten Turbanwerthen besetzt; ein zweites Feld von den anderen Spielpapieren; das dritte Feld von den Anlagepapieren. Eine weitgehende Demolirung hat das Werthgebäude der Papiere der ersten Abtheilung erfahren; minder bedeutend war der Preissturz bei den Papieren der zweiten Kategorie; und überhaupt kein Preissturz, sondern nur eine leise Preisabschwächung ist bei den Werthen der dritten Sorte eingetreten. Nie hat meines Wissens eine Börsenkrisis diese Dreitheilung so scharf gezeigt wie die letzte.

Auf dem Gebiete der Goldminenaktien hat sich zugetragen, was an die Erscheinungen früherer Spekulationperioden, bis auf die Tulpen-Manie, den Law-Schwindel und den Südfsee-Schwindel, erinnert: nämlich eine Bewertung in einiger Absehung vom wirklichen Werthe, vornehmlich in Hinsicht auf den möglichen Kursgewinn. Sobald die Rücksichtnahme auf den inneren Werth zurücktritt und die Rücksichtnahme auf den Kursgewinn zur ausschlaggebenden wird, beginnt das Spiel in eigentlichem Sinne, die Agiotage. Aber weit gebracht hat es die Agiotage diesmal nicht. Sie war vielleicht im Begriffe, sich zur schönsten Blüthe zu entfalten, da wurde sie „in rauher Frühlingsnacht“ geknickt. Eine Vergleichung der heutigen Kurse mit den höchsten und mit den Ausgangskursen zeigt auf dem Gebiete der bedeutendsten Goldminen-Aktien folgendes Bild:

	Aktienkurs Pfund Sterling.		
	30. Sept. 1894.	30. Sept. 1895.	21. Nov. 1895.
Mobberfontein . . . . .	1 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	15 <sup>3</sup> / <sub>8</sub>	8
Gastrand . . . . .	<sup>3</sup> / <sub>4</sub>	12 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	5 <sup>7</sup> / <sub>8</sub>
Randmines . . . . .	12 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	44 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	25 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>
Randfontein . . . . .	<sup>3</sup> / <sub>4</sub>	4	2 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Van Ryn . . . . .	1 <sup>5</sup> / <sub>8</sub>	9 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	5
Goldfields . . . . .	1 <sup>3</sup> / <sub>8</sub>	13 <sup>3</sup> / <sub>6</sub>	12 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
City & Suburban . . . . .	16	27 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	5
Geldenhuis . . . . .	4 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	10 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	5
Nigel . . . . .	3 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	4 <sup>5</sup> / <sub>8</sub>
Robinson . . . . .	7	10 <sup>7</sup> / <sub>8</sub>	9 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
Wemmer . . . . .	5	11 <sup>1</sup> / <sub>8</sub>	9

Aus diesen Ziffern geht hervor, daß bei einigen Minenaktien eine Ueberwerthung bis auf nahezu das Doppelte des heutigen Werthes, der dem Effektivwerthe nahe stehen mag, stattgefunden hat. Fast überall ist aber der heutige Kurs noch ein Vielfaches des Ausgangskurses. Die Goldminen waren früher außerordentlich weit mehr unterwerthet, als sie im Augenblick des größten Taumels überwerthet gewesen sind. Der Ausgangskurs gab keinerlei Maßstab ab für den wirklichen Werth der Unternehmen, ein Taumel

und in dessen Gefolge eine Ueberwerthung war die natürliche Folge. In die Goldminen-Spekulation aufs Engste verflochten war die in großen Posten in Paris gehandelte Ottomanbank. Diese Bank hatte Goldminenaktien in großen Beträgen erworben, und da gleichzeitig mit dem Zusammensturz der Minenspekulation eine politische Krisis in der Türkei ausbrach, war sie doppelt in Mitleidenschaft gezogen. So viel von der Kursbildung bei den Werthen, die durch die Spekulation am Stärksten mitgenommen worden sind. Anders liegen die Dinge auf dem zweiten Gebiete.

Führendes Papier auf diesem Markte ist u. a. die Aktie der Oesterreichischen Kreditanstalt, eines angesehenen und soliden Crédit Mobilier. Die Kreditaktie, die nicht in Wien allein, sondern auch an den deutschen Börsen gehandelt wird und darum internationaleren Charakters ist als die Aktien deutscher Banken, notirte (in Wien) am 30. Dezember 1893 347,60, 31. Dezember 1894 403,10, am 22. November 1895 370,25. Bezeichnend an diesem Verlaufe ist, daß die Aktie auch heute nicht hinter den Kurs von Ende 1893 zurückgegangen ist. Ihr Kurs liegt jetzt in der Mitte zwischen ihrem Höchstkurse und dem Kurse jener Zeit, wo die Umstände, die die letzte starke Erhöhung der Kurse mit sich gebracht haben, noch nicht eingetreten waren. Von ihrem Höchstkurse hat die Aktie nur 10 Prozent abgegeben.

Eine Sonderstellung nimmt der Markt der Anlagepapiere ein. Er ist überhaupt nicht Gegenstand der Spekulation, weder der wilden noch der „reellen“, gewesen.

Es notirten:	30. Dez. 1893	31. Dez. 1894	22. Nov. 1895
in Berlin 3proz. Reichsanleihe . .	85,10	95,70	98,80
„ Wien 4 „ ungar. Goldrente	116,70	124,20	119,20
„ Paris 3 „ franz. Rente . .	98,50	104,42	100,27

Die Kursrückgänge erreichen bei ungarischer und französischer Rente kaum 4 Prozent, bei der deutschen Reichsanleihe ist seit Ende 1894 ein Kursrückgang überhaupt nicht eingetreten, sondern eine Kurserhöhung. Anlaß für eine nähere Untersuchung geben also namentlich die Vorgänge auf dem Markte eins und zwei, insbesondere auf dem zweiten; der dritte Markt wurde von der Krise nur gestreift. Die Veranlassung der Krise war, wie fast immer, eine mehrfache. Die Erschütterung begann mit der Zurückhaltung, die englische Diskontohäuser ganz plötzlich kontinentalen Bankwechseln gegenüber zu üben beschloßen. Zurückgewiesen wurden Wechsel jener Banken, die mit dem Spiel in Goldminen verflochten waren. In Folge Dessen mangelte es in Paris an Geld für die Prolongation der dort für Minenaktien schwebenden Hauffepositionen. Als die Geldnoth anhielt, trat ein Kurssturz ein. Die dreißig hauptsächlichsten Minen-Compagnien, die am 30. September ihrem Aktienwerth nach ein Kapital von 99,4 Millionen Pfund

Sterling repräsentirten, stellten am 17. Oktober nur mehr ein solches von 82,8 Millionen Pfund Sterling dar, ein Kursverlust von 16,6 Millionen Pfund Sterling gleich 16 Prozent hatte also binnen zwei Wochen stattgefunden. Nachdem Das geschehen war, kam eine politische Krisis in Konstantinopel. Die ganze orientalische Frage schien wieder aufgerollt. Gleichzeitig zog die Geldnoth weitere Kreise. Der Herbst mit seinem Geldbedarf ist stets eine kritische Zeit für Banken und Börse. Auch dieser Geldbedarf war diesmal größer als sonst. Goldminen-Krach in Paris, Geldnoth, politische Verwickelungen, die sich scheinbar zu ernsthaften Differenzen zwischen England und Rußland zuspitzten: Das genügte vollauf, um, da auch der wiener und berliner Platz an dem „Minenspiel“ in Paris sich betheiligten hatten und durch die dortigen Kursrückgänge in Mitleidenschaft gezogen waren, das Kursgebäude auch der Werthe des zweiten Marktes ins Wanken zu bringen und schließlich einen „Krach“ herbeizuführen.

Vielleicht der Minenmarkt, keinesfalls aber das durch die Kreditaktie typisch repräsentirte Marktgebiet hätten zu den ihnen eigenthümlichen Preisbildungen kommen können, ohne erstens außerordentliche Geldfülle in der Volkswirtschaft durch längere Zeit, und ohne daß zweitens verhältnißmäßig größere Kapitalmengen dem Effektenmarkte zugeflossen waren. Woher die Geldfülle? Sie war veranlaßt durch zweierlei Momente. Zum Geringeren durch die Goldförderung der letzten Jahre; das zweifellos bedeutendere Moment war das Sinken der Waarenpreise. So merkwürdig es klingen mag, daß, wo die ersten vierzig Jahre des Jahrhunderts bei einer Goldförderung, die im Durchschnitt keines Jahrzehntes 652 000 Unzen jährlich überschritt, ihr Auskommen fanden, die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts für eine Goldförderung von jährlich 5 bis 6 Millionen Unzen aufnahmefähig gewesen sein soll, also für genau das Zehnfache, so ist Dies eben doch der Fall gewesen. Und wenn es nun die Jahre 1892, 1893 und 1894 auf 7,1, 7,6 und 8,7 Millionen Unzen brachten, so ist diese Steigerung nicht bedeutend genug, um eine neue weltwirtschaftliche Konstellation entstehen zu lassen. Sie kann sich lange nicht messen mit dem Aufschwung nach den kalifornischen Entdeckungen, durch welche die Ausbeute des Jahrzehntes 1851 bis 1860 auf 64 Millionen Unzen stieg gegen 17,6 Millionen in der Dekade 1841 bis 1850 und 6,5 Millionen in der Zeit von 1831 bis 1840. Von weit gewaltigerem Einfluß also als die neu verstärkte Goldförderung scheint für die Verursachung der Geldfülle das andere Moment der Entwicklung gewesen zu sein: das Sinken der Preise. Nach Sauerbeck ist von 1890 auf 1895 das Preisniveau aller Waaren im Verhältniß von 72 auf 60, also um nahezu 17 Prozent, gefallen. Das bedeutet Geldersparniß im Umfang vieler Milliarden. Es bedeutet auch, daß ungeheure Beträge im Betriebskapital der Industrien

wie im Zwischenhandels-, aber auch im Anlagekapital von Industrie und Landwirthschaft entbehrlieh werden, — und dieser Ueberfluß ist selbstverständlich „Geldfülle“. Aber für die Charakteristik unserer Krise kommt nicht die gesammte Masse des derart ersparten Geldes in Betracht. Der Strom theilt sich in viele Arme. Zu dem einen Theile wurden Neu-Investitionen in der Industrie und Meliorationen in der Landwirthschaft aus der Geldfülle bestritten; zum anderen Theile wurde sie dem Effekten-Markte dienstbar gemacht; aber auch hier: a) für Effektivkäufe, und nur zum restirenden Betrage b) auf dem Wege über die Banken für Zwecke des Reportgeschäftes. Dieser „restirende Betrag“ ist hier das Wesentliche. Denn durch ihn wurde ein „Spielfonds“ geschaffen. Dieser Spielfonds wurde der Spekulation, um Das gleich hier zu erwähnen, jüngst wieder entzogen. Und dieser Umstand führte dann den Krach herbei. In diesem Sinne ist die Krise Wirthschaftskrise.

Der niedrige Preis der Waaren war Ursache und Ausdruck der in der Industrie aller Länder herrschenden Stagnation. Wie die meisten Krisen der letzten Zeit hatte die Stagnation mit dem Sinken speziell der Preise landwirthschaftlicher Produkte begonnen. In Folge dieses Sinkens war die immer noch zum größten Theile landwirthschaftliche Bevölkerung der Welt unfähig oder minder fähig geworden zum Anlauf industrieller Erzeugnisse. Jene Stagnation führte also zu niedrigen Geschäftserträgen. Und diese geringe Rentabilität in Industrie und Landwirthschaft führte wieder dazu, daß aus der Geldfülle und aus den geringen Wirthschaftüberschüssen geringere Beträge zu Investitionen in der eigenen Produktionwirthschaft verwendet wurden als sonst, größere Beträge aber zu Effektenkäufen und zur Dotirung des „Spielfonds“. Auf diese Weise wuchs der Spielfonds zu mächtiger Höhe.

Geldfülle ist gleichbedeutend mit Herabsetzung des Zinsfußes. Die Herabsetzung des Zinsfußes führte eine andere Werthung der Effekten herbei. Wo früher die Kapitalisirung zum Sake von 5 Prozent erfolgt war, geschah sie nun zu 4 Prozent, und wo früher zu 4 Prozent, jetzt etwa zu 3 Prozent. Eine allgemeine Werthsteigerung der Börseneffekten trat ein. Diese Werthsteigerung mußte kommen, ganz abgesehen vom Kaufbegehren nach Werthpapieren, rein auf Grund des Umstandes, daß die bisherigen Besitzer in neuer Werthberechnung ihre Effekten nicht billiger herzugeben bereit sein konnten, als dem gesunkenen Zinsfuß entsprach. Zu jenem Sinken des Zinsfußes auf dem offenen Markte trat aber hinzu — auf Grund der früher geschilderten Umstände — eine neue Kauflust, aus den unverwendet bleibenden Betriebskapitalien, aus den nicht zur Anlage in der eigenen Produktionwirthschaft kommenden Summen. Und in Folge dieser Doppelwirkung, die sich ganz einfach daraus ergibt, daß der Geldstrom nur im einen Arm dem Diskontmarkte, im anderen der Börse zufließt, stieg der Werth der Effekten



über das durch das Sinken des Zinsfußes scheinbar gerechtfertigte Maß hinaus. Zuletzt that noch die Spekulation das Ihre, indem sie selbstverständlich die ihr im Wege des Reportgeschäftes zur Verfügung gestellten Summen zum Effektenankauf benutzte. Hier dürfen die oft recht eindringlichen Warnungen erwähnt werden, die das Steigen des Effektenkurses während des Jahres 1894 hin und wieder begleiteten. So war zu lesen in dem wirthschaftlichen Neujahrsartikel 1895 der wiener „Neuen Freien Presse“, zu einer Zeit, wo die Kreditaktie 403 stand, während sie heute 370 notirt:

„Wenn wir die begangenen und nach unserer Meinung jetzt noch ohne heftige Erschütterung und ohne tieferen Eingriff heilbaren Fehler mit einem einzigen Begriffe bezeichnen wollen, so kann er nur heißen: Ueberkapitalisirung des Ertrages. Wir verstehen darunter jenen Zustand, der in seiner weiteren Fortsetzung in die wirkliche, den Kredit der Gesamtheit antastende Ueber Spekulation ausarten könnte. Der Kurswerth sämtlicher im wiener Kursblatte verzeichneten Effekten hat sich im Laufe eines Jahres um nahezu eine Milliarde Gulden erhöht. Welcher Zinsfuß kann es rechtfertigen, daß der Werth sämtlicher Transport-Aktien sich im Laufe eines Jahres um 30 Prozent hebt? Wo ist der Zinsfuß, der einen zureichenden Grund dafür bieten würde, daß sich der Kurswerth der Industrie-Aktien in zwölf Monaten um mehr als 28 Prozent steigert? Diese Vergleichung ist nicht allein die schärfste Illustration der Zustände, sondern auch ein dringender und lauter Appell an das Pflichtgefühl der Börse, sich mit aller Kraft gegen die Möglichkeit von finanziellen Ausschreitungen zu stemmen. Die Situation fordert gebieterisch: Umkehr und Einsicht. Wir möchten nicht die traurigen Tage erleben, wo der heimische Markt durch seine eigenen Fehler tief erschüttert wird, wo die Wirklichkeit sich mit der spekulativen Phantasie auseinandersetzt und die Wahrheit, die nicht freiwillig anerkannt wurde, den Sieg erringt.“

Es ist zweifellos, daß auf dem wiener Markte die stärkste Ueberwerthung der Spekulationspapiere stattgefunden hatte; eine Ueberwerthung, die aber das Jahr 1895 hindurch anhielt; die dann freilich auch gegen das Ende dieses Jahres bewirkte, daß Wien, ähnlich wie im Jahre 1873, Mittelpunkt des Kraches wurde, der die nicht mit der Minenspekulation verflochtenen Werthe traf. Die Erklärung für die im Artikel des österreichischen Blattes erwähnte „Ueberkapitalisirung“ liegt in dem Umstande, daß bei sinkendem Zinsfuß dieser allein den Werth der Effekten entsprechend höher stellt, abgesehen von der Nachfrage nach Effekten; wenn dann aber noch eine verstärkte Nachfrage hinzutritt — als Effektivnachfrage oder Spekulationnachfrage —, der Preis über den durch das bloße Sinken des Zinsfußes gerechtfertigten Stand hinaus steigen muß. Diese beiden Nachfragen haben vorgelegen. Die Nachfrage der Spekulation war aber eine bloß vorübergehende. Als sie dahin fiel und die von der Spekulation gekauften Stücke verkauft werden mußten, brach die Krise herein. Die Krise bleibt danach zum nicht geringen Theile eine Wirthschafts-

krise. Denn sie führt sich zum wesentlichsten Stücke auf Veränderungen in der Weltwirtschaft zurück, Veränderungen a) im Preisstand der Waaren, b) in der Ergiebigkeit industrieller und landwirthschaftlicher Betriebe.

Die Waarenpreise sind wieder im Steigen begriffen; und wo Das nicht der Fall ist, haben sich die Produktionskosten ihnen angepaßt, so daß trotz dem immer noch niedrigen Preisstande mit größerem Gewinn gearbeitet wird als früher. Die Produktion ist daher in größerem Umfange wieder aufgenommen worden. Aus diesen Gründen bedürfen Industrie und Landwirthschaft und Zwischenhandel größerer Beträge. Sie schaffen sie sich, indem sie den Spielfonds der Börse wieder entziehen.

Bei dem Preise, der den Effekten zuletzt gegeben war, war nicht beachtet, erstens, daß er abhängig sei von dem dauernden Vorhandensein jenes Spielfonds, Das will sagen: von der Andauer der niedrigen Waarenpreise, zweitens von der Stagnation auf wirthschaftlichem Gebiete. Die Spekulation war allerdings der Ansicht, daß nicht nur der bisherige Preisansatz gesichert, sondern eine weitere Preissteigerung wahrscheinlich sei. Und in diesem Sinne wurde operirt. Der einzelne Spekulant spannte seinen Kredit aufs Höchste an, um einen möglichst großen Theil des Spielfonds und damit möglichst große Effektenposten in seine Verfügung zu bekommen. Als dann statt der erwarteten Kurssteigerung eine Kursenkung kam, war die Spekulation nicht in der Lage, ihre Positionen durch Zuschüsse an die Geldgeber zu halten; ihre bevorzugten Effekten wurden darum an den Markt gebracht.

Das Fazit der Börsenkrisen sind sonst Verluste des Kleinkapitalisten-Publikums, das an der Nase geführt wird, gegenüber Gewinnen der berufsmäßigen Spieler, insbesondere aber der Haute Banque. Die letzte Krise bietet dieses Bild im Allgemeinen nicht. Ein „Platz“ hat gewonnen auf Kosten eines anderen, London auf Kosten von Paris, indem es diesem „Platz“ die Minenwerthe zur Zeit der höchsten Kurse oder doch höherer als die heutigen verkaufte. Jedoch ist nicht das Publikum geschädigt zu Gunsten von Spekulanten und Bankiers, sondern diese haben die Beche mit bezahlt. Und mehr noch: die niedrigen Preise in Folge der Exekution der Spieler hat sich das Publikum zu Nutzen gemacht, indem es vom Augenblick des Kurssturzes mit großen Kaufaufträgen an den Markt herantrat. Während sonst immer die Spekulation auf dem Rücken des Publikums ihren Gewinn macht, kam es diesmal — Ironie des Schicksals! — umgekehrt. Unter solchen Umständen ist die Hoffnung vollauf gerechtfertigt, daß die letzten Spuren der Krise aus der Volkswirtschaft der von ihr betroffenen Länder bald getilgt sein werden.

Das Ergebnis der Krise — das sich für das Gebiet der Minenaktien und der verwandten Papiere immer noch in über 3 Milliarden Franken Ueberschuß ausspricht — ist: Spieler und Publikum haben gesichert geglaubte Ge-

winne zum Theil wieder herausgegeben, wobei das Publikum im Allgemeinen besser als die Spieler weggekommen ist; davon, daß eines der Kulturländer durch die Krise eine erhebliche Schwächung seiner wirtschaftlichen und finanziellen Kraft erfahren habe, kann aber nicht die Rede sein.

Zürich.

Professor Dr. Julius Wolf.



## Puck in der Orgel.

Es geschah einmal, daß Puck in Streit kam mit den Bienen, weil er sich heimlich in ihren Stock geschlichen hatte, um Honig zu stehlen. Trunken von Blüthenast, umsummten sie ihn da und neckten ihn, im leuchtenden Gewühl ihrer goldenen Flügelschen, recht unartig und böß mit den Stacheln.

Und wirklich, nun wußte er nicht, der gute Junge, wo sich verstecken. . . Da begann er zu fliehen. Er hüpfte von Halm zu Halm, klammerte sich ängstlich an die Zweiglein im Grase und sagte den Vögeln: „Ach macht mir doch Platz!“ und herrschte die Heimchen an: „Weg da, weg da!“ und bat auch die Eiskäpchen, die erschreckt in die Rothbuchen huschten: „Ach, nehmt mich auf Euren Rücken!“ Aber die grausamen Bienen verloren nicht seine Spur. Schon glaubte er, daß er ihrem zornigen Wüthen nicht mehr entweichen würde, als er auf eine Dorfstraße kam, wo ein zerlumpter, struwelköpfiger Bursch, ein armer, junger Bursch, Drehorgel spielte und um ein Almosen bat. Ach! Das war keine schöne Musik, die aus dem brüchigen, rissigen, verstimmtten Instrumente kam! Doch Puck war wirklich nicht in der Laune, auf mehr oder minder unangenehme Weisen zu achten. Als er die Orgel erblickte, da hatte er keinen eiligeren Gedanken, als hurtig hineinzukriechen und seinen argen Verfolgern gar geschwind zu entschlüpfen.

Gedacht, gethan. Ein Kobold schlängelt sich auch dort recht leicht hinein, wo selbst das Fingerchen eines kleinen Mädchens nicht Platz genug fände. Wer war nun der Gefoppte? Wohl die Bienen, — denn als sie in wilden Schwärmen durch die Dorfstraße stürmten, sahen sie den Jungen, der seine Kurbel drehte . . . und Niemanden sonst. Gar böße enttäuscht, flogen sie zu ihren Rosen zurück, und zurück zu ihren Hyazinthen, die sich zu langweilen begannen, weil sie doch so allein in den Gärten standen und weil die Bienen nicht in ihre Kelche tauchten.

Da, plötzlich, geschah etwas Außergewöhnliches. Die Orgel sang! Sie, die vor Kurzem noch so erbärmlich kreischte, sang nun die schönsten Gesänge, — viel schönere, als man jemals gehört hatte. Es klang, als ob Nachtigallen und Grasmücken und Frühlerchen darin wären: so melodisch war ihr Klagen, so lieblich leicht ihr Gezwickel, so wunderhell ihr schmetternder Jubel. Ein ganzes Vogelhaus inmitten dieser vier Bretterchen!

Wie kam Das wohl? Puck wars, dem eine Laune zu singen befaß. Da er nicht recht wußte, womit er sich in dem Kasten beschäftigen sollte, der ihm Asyl geworden war, mußte er wohl oder übel eine Zerstreung finden: so zwitscherte er denn; und Jeder weiß, daß Puck, der unaufhörlich, vom Frühling bis zum Herbst, dem Geschwäg in den Nestern lauscht, geschickt, wie kein Zweiter, ist in der schwierigen Kunst: mit seiner Stimme zu bezaubern.

Der Betteljunge war der Erste, der ganz entsetzlich erstaunte. Er hätte es niemals geglaubt, daß seine Vogel-Orgel so köstlich Musik machen könne! — Und auf den Thorschwellen, hinter den rasch geöffneten Fenstern, gab es entzücktes Volk in Haufen, und Niemand, Niemand wollte den Ohren trauen.

„O, wie schön Das ist!“

„Ach, die lieblichen Romanzen!“

„Das ist einmal ein Vergnügen!“

Die Geizigsten warfen dem Burschen Sous und blanke Silberlinge zu; Louisbors hätten sie hergegeben, wenn sie sie gehabt hätten. Selbst die Frauen und Mädchen fanden, daß der frische Junge eigentlich nicht so häßlich sei, wie man auf den ersten Blick angenommen hatte; sein Haar war doch, wenn man's recht betrachtete, lichtblond, wie goldene Spreu; und wenn er jetzt auch, der Ärmste, von der Sonne verbrannt schien, — weiß, sehr weiß war seine Haut ganz sicherlich unter der braunen Hülle.

So ist's nun einmal: man wird sehr gern gesehen, wenn man sehr gern gehört wird. Und vielleicht ist's das Ohr, durch das man in die Herzen einzieht, das Ohr vielleicht und nicht das Auge.

Bald drang der Ruf des Orgelspielers hinaus über die Weiler und Märkte. In den prächtigsten Städten, in den mächtigsten Residenzen ward nach ihm gefragt. Man wollte ihn hören. Der Enthusiasmus war grenzenlos. Noch hatte keine Harmonie, sanft und voll süßer Liebe, die Kenner so unendlich entzückt; denn die girrenden Laute der Ringeltaube mischten sich hier in das Gezwitsher der kleinen Vögel.

Es gab kein schönes Fest, an dem er nicht theilgenommen hätte. Einladungen geruhte er huldvollst anzunehmen, — und es war noch eine besondere Gnade von ihm, daß er zur Frau Marquise ging, wenn er von der Frau Gräfin kam! Kaum hatte er seine Kurbel gedreht, als auch schon die Verzückungen begannen und das Geseufze hinter den Fächern:

„Ah, Liebste, etwas so Entzückendes sollte man faktisch nicht für möglich halten!“

„Nicht wahr? Man glaubt sich ins Paradies versetzt!“

„Wirklich, ich glaube, die Engel im Himmel droben entlocken ihren Mandolinen und elstatischen Harfen nicht so göttliche Töne!“

Dieses Lob fand unser Bursch durchaus nicht übertrieben. So gewöhnte er sich an seinen Ruhm. Das Zigeunerkind von der Straße war kaum mehr zu erkennen. Er hüllte sich in scharlachrothe, in silberdurchwirkte Seide und auf dem lockigen Haar trug er eine Krone aus Edelgestein und seltenen Perlen; denn nun war er nicht minder reich als berühmt. Statt der ärmlichen Münzen, die man ihm kurz vorher hingeworfen hatte, reichten ihm knieende Pagen im Namen ihrer Gebieter auf goldenen Schüsseln Bechinen, Dulaten, Rosenobles,

Juwelen; man bot ihm goldene Schüsseln an und hat ihn unterthänigst, sie mitzunehmen. Und all die schönen Damen, denen er die besondere Gunst einer ganz privaten Audienz erwies, machten ihm Präsente, die noch tausendfach kostbarer waren. . . .

Die Tochter des Königs hörte von dem wunderbaren Musiker sprechen und befahl, ihn zu Hofe zu geleiten. Sie war nicht ohne Mißtrauen, sie fürchtete fast eine Enttäuschung. Kaum möglich schien ihrs, daß er seinen Ruf rechtfertigen könnte. Doch nach vier Takten packte sie ein so gewaltiges Entzücken, daß sie übermächtig und leidenschaftlich ausrief:

„Kein Anderer wird jemals mein Ehegemahl! Ich schwörs: nur dieser schöne Orgelspieler soll es sein!“

Das war nun anfangs nicht nach dem Geschmacke des Königs. Ein großer Monarch wählt nicht gern einen Schwiegersohn, der sich als grüner Knabe auf der großen Heerstraße sein Brot erbettelte und nicht einmal Ahnen hatte, — auch Vater nicht noch Mutter.

Aber der König war in düstere Schwermuth verfallen und die Aerzte erklärten, daß ein Mittel ihn aus dieser Krankheit reißen könne, ein einziges nur: der Zauber der Musik! Da mußte man den melodiosen Vagabunden kommen lassen. Drei Umdrehungen der Kurbel, — und der Monarch war wieder guter Dinge und so gesund und heil, wie ers nur je gewesen war. Triumphirend siegte die Dankbarkeit über den Stolz: der Landstreicher von ehemals heirathete die Prinzessin.

Ihr glaubt wohl, daß er nun den Gipfel des Glückes und des Ruhmes erklimmen hatte? Just hierin irrt Ihr Euch.

Als einmal die Armee des Königs in den Krieg zog, stellte sich Buec in die erste Schlachtreihe und spielte auf. Er erinnerte sich nämlich, daß er dereinst im Walde die gellenden Trompeten der Krieger schmettern gehört hatte; so ahmte er sie nach. Und die Orgel schleuderte nun so wüthende Kriegsgefänge weithin in die Runde, daß der erstrittene Sieg, nach Aller Meinung, der außerordentlichen Tapferkeit zu danken war, die durch das wunderbare Spiel in allen Herzen entfacht ward. Die dankbaren Völker zögerten nicht lange: der Musikant wurde zum Kaiser aller umliegenden Ländereien gewählt. Sein Schwiegervater ward ihm Vasall. Und niemals war eine Regierung so ruhmreich und glücklich. Wurden Unglückliche unzufrieden mit ihrem Lose, drohte Verzweiflung, Paß, Revolution aufwiegelnd durch die Reihe zu stürmen, — da genügte es dem neuen Herrscher, Melodien erklingen zu lassen.

Man begriff, daß Krone, Szepter, Paläste mit all ihren Höflingen, für solch ein Verdienst nur armfälliger Lohn war. So machte man zum Gotte, Den man vorher zum Kaiser gemacht hatte. Man weihte ihm Tempel aus Marmor und Porphyr und ehrte ihn mit Weihrauch und Gebeten; auf den Mauern, unter den Altären, überall gab es Abbildungen der Orgel, die man anbetete. Und zu den Triumphen kam für ihn noch die Freude, abends, wenn er allein war und einsam, die Töne seiner Orgel erzittern zu lassen, — Töne, die ihn weinen machten vor Entzücken und Nührung.

— — „Ach was!“ sagte sich Buec. „Zum Teufel auch! lange genug

bin ich, wie mich dünkt, in dieser Kiste geblieben; ich fange schon an, mich fürchterlich zu langweilen.“

Vorsichtig blickte er hinaus, und als er sah, daß die Bienen nicht mehr da waren, zog er heimwärts und längs der Wälder Athens, um mit Dame Bohnenblüthe und Herrn Spinnweb, wie ehemals, zu spielen.

Die ganze Stadt brach in Gelächter aus! Das soll Musik sein? Nennst Ragenmusik, wirr genug, um Tanzbären in Schrecken zu setzen! Niemals hatte ein entsephlicherer Mordspektakel die Ohren zerrissen. Das war nicht zum Aushalten. Man hielt es auch nicht aus. Man trieb den Gott aus seinen Tempeln, den Kaiser aus seinen Palästen.

„Pfui! Pfui! Pack' Dich! Pack' Dich hinweg!“ — so rief man ihm zu. Und die Dienerschaft lief dem Unglücklichen nach, lief aus den Küchen und schlug die Schmorpfannen aneinander, um ihn zu verspotten.

Er hoffte auf besseren Empfang bei den Marquisen und bei den Comtessen, die kurz vorher hinter ihren Fächern in Ohnmacht gesunken waren. Doch schon nach den ersten Noten:

„Oh, oh! was soll denn Das heißen?“

„Ich glaube, man hat alle Ragen des Landes in dieses Haus gelockt.“

Dann stießen ihn die Lakaien hinaus, auf die Straße, nicht ohne ihm die schönen Kleider zerrissen und all das Geld gestohlen zu haben, das er in den Taschen trug.

Ferzweifelnd kehrte er in die Dörfer zurück, wo man ihm einstens Sous und Silberlinge zugeworfen hatte und wo sich, in Gruppen, die Mädchen auf den Thürschwellen zu versammeln pflegten, um ihn zu lauschen. Kaum hatte er jetzt aber mit dem Spiel begonnen, als das Bauernvolk davonlief und sich die Ohren verstopfte; Steine warf man ihm nach! . .

Da erkannte er, daß es zu Ende sei mit all der Ferlichkeit und allen Freuden. Am Wegrand sank er hin, in Lumpen und struppig, wie in den Zeiten des alten Glends; keine Hoffnung mehr als den Tod, und um so trauriger, als aus der Orgel, wenn er die Kurbel drehte, nur noch ein heiseres Gekreisch hervorquoll, das ihn selber — o Jammer! — untröstlich machte.

\* \* \*

Und ich, — ich dachte, während ich dieses Märchen erzählte, an jene sanften oder erhabenen Dichter, die lange, lange in Begeisterung erglühten, weil eine Liebe in ihrer Seele schlief; an jene ruhmreichen Dichter, die fast wie Götter waren, nun aber einsam verschmachten, traumlos und vergessen. Könne sie, die ihrem Herzen nun nicht einmal tröstende Klagen entlocken können, diesem rißigen, brüchigen, verstimmten Herzen, aus dem die schöne Musik davongefollert ist, weithin, — mit der Liebe!

Paris.

Catulle Mendès.



## Das Photogramm der Seele.

**F**ür etwa fünfzehn Jahren führte das Bestreben nach Vertreibung der sonntäglichen Langeweile eine Gesellschaft junger Künstler und Kaufleute in ein neu eröffnetes Lokal, das neben der unvermeidlichen neuen Spezies Münchener Bieres auch einige kaum erstandene Zeitschriften als Lockmittel auszuweisen hatte. Es war in einer rheinischen Industriestadt. Der lustigen Gesellschaft stand just nicht der Sinn nach Lecture und Unterrichtung. Die hervorragend guten Holzschnitte eines der erwähnten neueren Familienblätter jedoch fesselten die Aufmerksamkeit der wenigen künstlerisch fühlenden Ausflügler. Dem Blatte wurde ob seines illustrativen Theiles in jugendlicher Freigebigkeit eine gute Zukunft prophezeit und schon wollte man sich der Prüfung und Beurtheilung des frisch verzapften Stoffes zuwenden, als ein junger Kaufmann, dem sein Interesse für alles Gedruckte den Beinamen „Herr Doktor“ eingetragen hatte, laut zu lesen begann: „Eine neue Art, Handschriften zu beurtheilen.“ Gewiß ein etwas umständlicher und steifer Titel, aber er brachte augenblicklich Leben in die Gesellschaft. Aus den Handschriften die Charaktere der Schreiber zu enthüllen, Das war neu und interessant und es verlohnte sich schon, darüber zu disputiren. Der arme Verfasser — es war der Abbé Jean Hippolite Michon, ein Mitbegründer der Graphologie —, wenn er selbst schon nicht davon überzeugt sein mochte: hier hätte er es vernehmen können, wie „thöricht“, „einfältig“ und „verbohrt“, wie „wenig wissenschaftlich“ und „wenig scharfsinnig“ er sein müsse, wenn er sich im Ernst vermesse, den Charakter einer Person aus ihrer Handschrift entziffern zu wollen. Nur Einer nahm, schüchtern anfangs, doch bestimmt, die Partei des unbekanntem Autors. Konnte dieser Eine auch nichts Thatsächliches vorbringen, so leuchtete ihm doch die in dem Artikel geübte Beweisführung für die Möglichkeit einer Deutung der Handschrift ein.

Ich habe diesen an sich gleichgiltigen Vorgang des Erzählens für werth erachtet, weil erstens jener Artikel es war, der deutschen Lesern die erste Kunde von neuen wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Art brachte, und weil zweitens dieser Artikel den Anstoß gab zum Werden eines Graphologen, der später um die Einführung und Ausbildung der Handschriftendeutung sich nicht ohne Erfolg bemüht hat.

Seit jenem Sonntag Abend sind eineinhalb Dezennien ins Land gegangen. Die Zeitschrift, die mittelbar den Kampf der Meinungen heraufbeschworen hatte, „Schorers Familienblatt“, damals noch den deutschen Ohren gewohnter klingenden Titel „Deutsches Familienblatt“ führend, ist eingegangen. Die Graphologie aber besteht; sie hat vielfache Sympathien und eine zu jener Zeit von Niemand wohl vermuthete Bedeutung gewonnen. Auch der junge Vertheidiger der neuen Wissenschaft hatte sich gewiß nicht träumen lassen, daß er in der Folge ganz der Graphologie sich widmen und ihr bald ein Vorkämpfer sein würde, als den er hiermit den Lesern der „Zukunft“ sich vorstellt.

Das Verdienst, die gedachten Bestrebungen in Deutschland bekannt gemacht zu haben, gebührt in erster Linie Herrn J. S. Schorer und seiner leider so früh dahingegangenen Gemahlin. Sie waren es, die, trotz anfänglicher reaktioneller Opposition, der Graphologie eine Heimstätte in ihrem Familienblatt bereiteten. Von hier aus ging die Kunde in alle Lande und hier auch fanden

die Angriffe eine Abwehr, die von geschäftigen Tageschreibern und sich wichtig dünkenden Salonreportern ausgegangen sind. Wo immer man in Deutschland während der achtziger Jahre auf graphologische Versuche stieß, überall führten die Spuren zu Schorers Familienblatt. Später haben dann andere Journale sich ebenfalls der neuen Lehre angenommen; man hoffte, durch eine interessante Briefkastenpielerei die zahlenden Leser zu ködern.

Unter Graphologie oder Handschriftendeutung versteht man bekanntlich die Lehre von dem Zusammenhang der individuellen, natürlichen, ungezwungenen Handschrift mit dem Charakter und Wesen des Schreibers. Die Graphologen begreifen unter Schreiben nicht nur die gewollte, bewusste Vermittlung und Fixierung der Gedanken, sondern zugleich auch die nicht gewollte, unbewusste graphische Kundgabe eines Abbildes der inneren Persönlichkeit. Dem Handschriftkundigen ist die individuelle Schrift ein Photogramm des Charakters, der „Seele“ im weiteren Sinne. Was vorahnend das Volk den Spiegel der Seele nannte, Das ist dem Schriftkundigen ein interessantes, vielsagendes Bild geworden. Wo ein blinder Glaube an die Wirkungen der Schreibschule besteht, da wird man nie das Wesen der Graphologie begreifen. Die Allermeisten vermögen sich von Schulmeinungen nur schwer freizumachen; Beobachtungssinn und psychologischer Spürsinn sind zudem nicht Jedem gegeben; und solche Leute, die bei der Prüfung neuer Fragen nach einer Parallele in der Vergangenheit sich umsehen, glauben, mit einem Hinweis auf die Physiognomik und die Phrenologie die Frage „erlebigen“ zu können. Man könnte diesen bequemen Zweiflern erwidern, daß es nicht von Scharfsinn und Selbständigkeit zeugt, sein Urtheil mit dem der großen Masse, die stets an dem Geftrigen hängt, zusammenzuwerfen, daß es keinen Vorzug bedeutet, mit dieser einer Meinung zu sein. Indessen sehen wir uns die Einwände einmal ein.

Man kann die Graphologie nicht mit der Physiognomik und Phrenologie vergleichen, obwohl das Endziel dieser drei Disziplinen das gleiche ist. Die Phrenologie erstreckt sich auf feste, stabile Formen. Die Physiognomik hält sich ebenfalls vornehmlich an die äußeren starren und festen Gestaltungen. Die Graphologie dagegen gründet sich auf die vom Gehirn beeinflussten, individuellen Bewegungen. Will man durchaus vergleichen, so kann man nur die Mimik, die Sprache der Geberden, heranziehen. Alle unbewussten Bewegungen, wie sie auch sein mögen, und viele der unbewussten, sind für das ausführende Individuum individuell charakteristisch. Die Gesten, der Gang, die Art und Weise, wie Jemand die Zeitung, die Cigarre hält und bewegt u. s. w., vermitteln uns einen Hauch der Eigenthümlichkeit der Person. Einen Hauch nur, weil solche Bewegungen zumeist wenig komplizirt und einfach sind und weil sie der Beobachtung nur einen Moment sich darbieten.

Auch die Ausgestaltung der einzelnen Formen geschieht beim Schreiben gleichsam unbewußt. Während des Schreibens steht die Form der einzelnen Buchstaben nicht klar vor unserem geistigen Auge, so wenig wie wir beim Lesen das Bild jeder einzelnen Type in uns aufnehmen. Fragt man Jemand, in welcher Weise er seine Buchstaben forme, so wird der Gefragte meist nicht sogleich antworten können, er wird vielmehr versuchen, die Buchstaben zu schreiben, wenn auch nur in Gedanken, um sich selbst über deren Form Gewißheit zu ver-



schaffen. Wir Alle lesen täglich Fraktur-Druckchrift, und doch ist kaum Jemand von uns im Stande, das Bild eines einigermaßen komplizirten Buchstabens, wie H, G, W u. s. w., auf Verlangen sofort hinzuzichnen, trotzdem doch Jeder, wenn er die Buchstaben vor sich sieht, sie bestimmt unterscheiden kann. Aus solchen und zahlreichen anderen Thatfachen folgt, daß wir während des Schreibens und Lesens unsere Aufmerksamkeit nicht auf die Einzelausführung der Buchstaben richten, daß, mit anderen Worten, das rein Technische hinter das Geistige zurücktritt. So ist es zu verstehen, wenn beim willkürlichen Schreiben unbewußt Vieles entsteht, das zu gestalten nicht in unserer Absicht liegt. Die Physiologie nennt bekanntlich diese Vorgänge solche, die im Gehirn unter der Schwelle des Bewußtseins verlaufen; sie kennt bei willkürlichen Bewegungen Innervationimpulse, auf die psychische Momente unbewußt einzuwirken vermögen.

Gegenüber anderen Zweckbewegungen des täglichen Lebens bieten die Schreibbewegungen der Beobachtung den schwerwiegenden Vortheil, daß diese dem Auge sichtbar bleiben und daher am beliebigen Ort und zur beliebigen Zeit geprüft und untersucht werden können. Der Arm oder das ausführende Organ bildet gewissermaßen den Schreibhebel eines aus dem übrigen Körper gebildeten Apparates, der vom Gehirn aus in Funktion gesetzt wird. Dr. A. Erlenneker sagt daher in seinem kleinen, aber bedeutsamen Werke „Die Schrift“ (1879): „Wir schreiben mit Hirn und Hand“. Und der Physiologe Professor Preyer, der sich neuerdings dem Studium der individuellen Schrift mit großem Eifer hingiebt, nennt die Handschrift die „Kurve des Gehirns“. Wie man an der mit besonderen Schreibapparaten — so ungefähr führt Preyer aus — gewonnenen Puls- und Herzkurve die Beschaffenheit des Pulses und Herzens erkennt, so erkennt man an der Handschrift die Beschaffenheit des Gehirns oder derjenigen Kräfte, die hier ihren Sitz haben.

Wenn — um auf weitere Einwürfe zu kommen — die Handschrift in all ihren Theilen stets ein Produkt der Schule wäre, wie will man Folgendes erklären? Es existiren nicht zwei völlig gleiche Handschriften, so wenig wie zwei durchaus gleiche Gesichter oder Blätter eines Baumes. Die Schüler eines Lehrers schreiben nie gleich, obwohl sie doch nach dem gleichen Vorbild das Schreiben erlernen. Eine weitgehende Ähnlichkeit der Handschrift läßt sich nicht selten durch ganze Familien verfolgen. Die Handschrift vererbt sich da, wo Gestalt, Gesten, Charakter durch Vererbung übertragen wurden. Das ist ziemlich allgemein bekannt. Allerding's hat man dafür die Nachahmung in Anspruch nehmen wollen. Nach meinen Erfahrungen mit Unrecht. Es ist vorgekommen, daß der Sohn die Handschrift seines früh verstorbenen Vaters schrieb, dessen Schrift er nicht gekannt hatte. Selbst die Schriftzüge mancher Eheleute nähern sich in ihrem Ausdruck im Laufe der Jahre mehr und mehr. Hier könnte man eher von bewußter Nachahmung reden, allein man vergesse nicht, daß die erfolgreiche, dauernde Nachahmung an und für sich schon einen bestimmten Schluß zuläßt. Man gewöhnt sich auf die Dauer nichts an, das der Naturanlage zuwider ist. Die Nachahmung würde auch die mitunter recht auffällige und weitgehende Ähnlichkeit nicht erklären, wie man sie bei Handschriften von Personen antreffen kann, die einander nie im Leben nahe standen, die in völliger Unkenntniß von einander lebten und bei denen der Einfluß des gleichen Schreibunterrichtes absolut ausgeschlossen werden muß.

Jedem Schreiblehrer ist es übrigens bekannt — und ehrliche haben es mir häufig zugegeben —, daß ihr Unterricht nur bei den Personen Erfolg hat, die große Selbstbeherrschung über sich auszuüben vermögen, die also alles Individuelle unterdrücken und so mehr eine Schrift zeichnen als schreiben. Erwachsene wissen nur zu gut, daß sie bald nach dem Schreibunterricht in ihre frühere Schrift zurückverfallen, sobald sie sich gehen lassen (Notizen, intime Briefe u.). Die Meisten sind mit dem Erfolg nicht zufrieden, weil, wenn sie so schreiben wollten, wie der Kalligraph es ihnen beibrachte, sie nicht genügend Zeit fänden. Deshalb schreiben sie kurze Zeit nach dem Schreibkursus so, als ob sie niemals einen Kursus durchgemacht hätten. Spricht diese Thatsache nicht deutlich dafür, daß man die Natur nicht austreiben kann, insbesondere nicht mit der Schreibfeder?

Laut zu Gunsten der Graphologie spricht auch die wechselnde Handschrift der selben Person. Die Variabilität zeigt die wechselnden Stimmungen an, wie der Pegel den Wasserstand. Wer Selbstbeobachtung besitzt (und Stimmungen leicht unterworfen ist), weiß, daß er in der gehobenen Stimmung, in der Freude, groß und mitunter kühn vergan, in der Niedergeschlagenheit, mit bedrücktem Gemüth, klein, mitunter unleserlich und mit absteigenden Zeilen oder hängenden Wortenden schreibt. Sich aufbäumendes Selbstgefühl (nach Beleidigungen) gestaltet die Schriftzüge sehr groß und fest; momentane Wuth zeichnet Keulen (und schlägt nicht nur mit Keulen Beulen!) Wuth legt auch die Schrift zumeist schräg und vergrößert sie. Die Affektschriften sind überhaupt für das Studium der Graphologie sehr interessant.

Das Angewöhnen bestimmter Buchstabenformen oder Unterschriftschnörkel spricht nicht gegen die Möglichkeit einer Handschriftendeutung. Der durchaus originelle, in sich gefestigte Mensch kopirt nicht auf die Dauer; er ahmt nicht die Schrift ihm imponirender Persönlichkeiten nach, da er selbst genügend Persönlichkeit in sich fühlt. Wer beim Schreiben kopirt, arbeitet auch im Leben nach berühmten Mustern, besitzt die Eigenarten seiner Modelle oder markirt sie, ahmt auch wohl die Nebeweise nach, liebt deren Kraft- und Machtprüche u. s. w. Eine geistig selbständige, starke Persönlichkeit kopirt höchstens während der Entwicklungsjahre. Nur unbedeutende Alltagsmenschen lassen sich eine konventionelle Schrift aufzwingen (oder eine solche Schrift wird von versteckten, sich in der Gewalt habenden Menschen [Hochstaplern, Verbrechern, Lasterhaften Personen u. s. w.] als Maske benutzt). Die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, daß ein hervorragender, bedeutender Geist kalligraphisch, den Schulregeln entsprechend, geschrieben hätte. Bedeutende Naturen sind eben stets starke Individualitäten. Die Geschichte ist übrigens ungemein beweiskräftig für die Wahrheit der Graphologie. Aehnliche geistige oder künstlerische Richtungen zeitigen auch Aehnlichkeit in den Handschriften. Oder ist es etwa Zufall, daß Schiller und Körner so viel Verwandtes in ihrer Handschrift aufweisen? Zufall, daß die Marliitt eine kindlich unbedeutende Handschrift hatte, daß die Gschtruth, die Schilderin des Offizierlebens, wie ein Lieutenant schreibt? Durch Berufung auf Schule, Nachahmung oder gar „Angewöhnung“ kann man solche Thatsachen unmöglich erklären. Man gewöhnt sich nichts an, wenn die eigene Individualität nicht in sich den günstigen Boden zur Aufnahme der Gewöhnung und zur Assimilirung darbietet. So genannte Angewöhnungen sind stets charakteristisch.

Wie wenig auch die Beschaffenheit des schreibenden Organs auf die Gestaltung der Schriftzüge von Einfluß ist, beweist die von Vielen beobachtete Thatfache, daß die linkshändige Schrift einer Person, die ihrer rechten Hand beraubt wurde, der früheren, rechtshändigen, zum Verwechseln ähnlich sieht. Das Selbe gilt von Fuß- und Mundschriften. In keinem Falle ist die jeweilige Schrift als linkshändige, Fuß- oder Mundschrift zu erkennen.

Sogar experimentell kann man die Möglichkeit einer Handschriftendeutung darthun.

Nicht und Héricourt in Paris kontrollirten einige Angaben der Graphologie durch das Experiment. Sie suggerirten einer Versuchsperson, die nichts von Graphologie wußte, verschiedene Charaktere, so z. B. einen Geizhals, ein unbeholfenes Kind, ein junges Mädchen u. s. w. Die veränderte Schrift entsprach jedesmal dem suggerirten Charakter, was von verschiedenen Graphologen übereinstimmend herausgefunden wurde, die von der Entstehung der Proben keine Kenntniß hatten. Marer in Kopenhagen wiederholte diese Experimente mit gleichem Erfolge. Neuerdings hat auch Lombroso mit dem gleichen Resultat die Experimente ausgeführt.

Wenn man frei von Schulmeinungen, Vorurtheilen und mit scharfen Augen und unter Kontrolle des gesunden Menschenverstandes beobachtet, so, meine ich, muß man zu folgenden Schlüssen gelangen. Die freie individuelle Handschrift des Menschen trägt unzweifelhaft sein individuelles Gepräge. Die Handschrift entwickelt sich entsprechend dem Charakter und Wesen des Individuums; sie macht getreu alle Entwicklungsphasen mit. Anders schreibt das Kind, anders der Jüngling, anders der Mann und anders der Greis; anders der Gesunde, anders der Kranke. Die Handschrift vererbt sich da, wo der Charakter, das geistige und sittliche Wesen sich vererbt; und wie Einzelheiten, hervorstechende Gesten, physiognomische Eigenthümlichkeiten u. s. w. mitunter durch Vererbung auf die Nachkommen übergeben, so auch gewisse markante Züge der Handschrift.

Selbstverständlich bezieht sich das Gesagte immer nur auf die freie, natürliche, ungezwungene Schrift. (Ich unterscheide drei Grade der Deutungsfähigkeit.) Die absichtlich gekünstelte oder unter absonderlichen Umständen entstandene Schrift muß von der Beurtheilung ausgeschlossen werden. Außere Umstände, Schreibmaterial, Feder, Tinte, Papier zc., können freilich einigen Einfluß auf die Gestaltung der Handschrift ausüben. Allein dieser Einfluß macht sich nicht dadurch geltend, daß andere Buchstabenformen entstanden. Nicht einmal die hauptsächlichsten individuellen Zuthaten erleiden eine Umbildung von Erheblichkeit, ob Jemand mit einer spitzen oder stumpfen Feder schreibt, ob er Bleistift oder Kreide benutzt. Durch das Schreibmaterial vorwiegend verändert wird nur die Schwere (Dicke), Größe, kurzum die Ausdehnung der Schrift, nicht aber der Charakter, dessen Vorhandensein wir schon dadurch konstatiren, daß wir unsere Bleistift- und Kreideschrift stets als die unserige wiedererkennen. Auch die deutsche Nationalkrankheit, die Kurzsichtigkeit, hat nicht den ihr häufig zugeschriebenen Einfluß. Der Kurzsichtige schreibt keineswegs kleiner als der Normalsichtige. Logisch wäre es übrigens, will man überhaupt eine Einwirkung voraussetzen, daß Kurzsichtige nicht klein, sondern recht groß schrieben.

Außere Umstände also verwischen nicht den eigentlichen Charakter der

Schrift, und wenn sie es thäten: die erste Bedingung für die Schriftbeurtheilung ist eine ganz natürliche Schrift. Wollte Jemand anders verfahren und dem Graphologen eine eigens fabrizirte Schriftprobe vorlegen, nun; — Der wäre Dem zu vergleichen, der vom Apotheker ein Mittel gegen Kopfschmerz verlangt, dieweil er von Hühneraugen geplagt wird.

Die Gerichts- und Polizeibehörden erkennen allgemach, wie nothwendig das Studium der individuellen Handschrift denen ist, die als Schriftexperten dazu ausersehen werden, mehr oder weniger schwerwiegende Urtheile über die Identität von Handschriften abzugeben. \*) In der Schriftvergleichung aber giebt es noch unendlich viel zu arbeiten. Wir kennen bei Weitem nicht alle die Momente, die bei einer gewollten Schriftverstellung — und darum handelt es sich vor Gericht zumeist — auf die Absicht der Verstellung zurückgeführt werden müssen. Mit einer einfachen mechanischen Vergleichung kann man hier nicht auskommen, denn schon in der freien, unverstellten eigenen Schrift giebt es keine Deckungen.

Werkwürdiger Weise hat die sonst so skeptische Geschäftswelt den praktischen Werth der Handschriftenkunde längst erkannt. Es giebt eine große Reihe bedeutender Firmen, die fortgesetzt graphologische Auskünfte einholen, die keinen Commis anstellen und besonders keinen Reisenden über See schicken, bevor sie nicht die von Geschäftsfreunden erhaltene Auskunft über den Offerteneinreicher durch eine graphologische Beurtheilung der Handschrift ergänzen lassen.

Freilich: eine Lehre, deren Mittel und Wegenicht auf den ersten Blick Jedermann klar erkennbar sind und die darum schon für Manchen einen Beigeschmack des Geheimnißvollen hatte, war gar zu verlockend für Jene, die, ihrer Eitelkeit fröhnehend, sich interessant machen möchten. Kein Wunder demnach, daß insbesondere mit Phantasie begabte Damen um sie sich mühten und sie mißbrauchten in nichtiger Salonpielerei und müßigem Voudoirgethue. Kein Wunder, daß Damen es waren, die sich als moderne Pytien anstauen ließen und dem Verdacht des Mystizismus Vorstoß leisteten. Und noch weniger kann es auffallen, daß völlig unzureichend gebildete und selbst schwindelhafte Personen, (Schreiber, verbummelte Komptoiristen, hungernde Literaten u. s. w.) sich der Sache bemächtigten, um dem verehrten Publikum das Geld aus der Tasche zu locken; daß gewisse Journale, insbesondere spiritistische und solche, die unter der Flagge des Hypnotismus allerlei mystische Allotria vollführen, mit der Handschriftenbeutung geradezu Unfug treiben. Hier vollzieht sich eben, wie auf anderen Gebieten, der gleiche Prozeß: wo man nützliche Metalle schmilzt, entstehen Schlacken. Aber auch diese sind nicht ohne Werth. Sie dienen der Landwirtschaft und bereiten den Boden zur Aufnahme der Saat. In diesem Sinne hat auch das thätige Interesse der ohne Kenntniß und Erfahrung operirenden Damen und anderer Personen der Sache genützt. Wenige von ihnen verdienen indessen ernst genommen zu werden.

\*) In Berlin freilich, „der Stadt der Intelligenz“, giebt es unter den vielen Untersuchungsrichtern und Staatsanwälten nur wenige, die diese Einsicht besitzen. Einige Strafkammern gar bezeigen vor Allem, was Handschrift heißt, einen wahren Abscheu und verrathen eine heiter stimmende Hilflosigkeit selbst in Fällen, wo die eigene Kenntniß und Erfahrung für die Beurtheilung der fraglichen Schrift ausreichend sein könnte.

Die Graphologie steht jedem Mystizismus fern, obgleich die ernste Wissenschaft bis heute wenig von Belang zur Aufklärung der Beziehungen beigebracht hat, die zwischen der Handschrift und der Individualität des Menschen bestehen. So ziemlich Alles, was man darüber weiß, ist das Werk von Lalien. Die Gelehrten betrachteten die Handschrift zumeist nur als Gedankenvehikel, konstruirt nach einmal vorhandenen, feststehenden Regeln und geliefert von Volksschullehrern oder besonderen Kalligraphen. Auch die Gelehrten stimmten stillschweigend der Annahme zu, daß die Handschrift ein Produkt der Schule, des Lehrganges sei und daß sie beliebig geformt werden könne. Was man in wissenschaftlichen Werken über diesen Gegenstand findet, ist sehr dürftig und selbst das Dürftige kann von Graphologen vielfach als falsch nachgewiesen werden. Die Wissenschaft hat zum Ausbau der Graphologie bis heute wenig beigetragen. Ihre ersten Vertreter sind oft in einer falschen Vorstellung über das Wesen der Handschrift befangen.

Wenn hier mehrfach von dieser Lehre als einer neuen gesprochen wurde, so ist Dies nicht so zu verstehen, als ob erst unsere Zeit sie geboren hätte. Im Gegentheil sind die Wurzeln des heute lebenskräftigen Baumes durch viele Jahrzehnte zurück in die Vergangenheit zu verfolgen. Doch beweist auch die Geschichte der Handschriftendeutung, daß neue und fruchtbringende Gedanken nicht immer von den Vertretern der kodifizirten Wissenschaft ausgehen. Lalien erkannten, wie schon erwähnt wurde, zuerst den Zusammenhang von Handschrift und Charakter und Lalien bildeten diesen Zweig der Schriftkunde zu ihrem heutigen Stande aus. Unter ihnen blinken Namen wie Lavater, Goethe, Humboldt, Knigge, George Sand und viele andere.

Die Geschichte der Graphologie hebt an, von einigen geringfügigen Bemerkungen aus früheren Jahrhunderten abgesehen, mit dem züricher Pastor Johann Caspar Lavater, dem Physiognomiker, dessen Kunst Lichtenberg in geistvoller Weise ad absurdum führte. Aber auch ein bedeutender Mann, und sei er der Geistvollsten Einer, vermag nie und nimmer einen Gedanken ins Grab zu betten, wenn dieser Gedanke nicht schon den Krankheitkeim in sich birgt. Nicht weil Lichtenberg das Unmögliche der Physiognomie nachwies oder sich einbildete, nachgewiesen zu haben, nicht deshalb ging die Physiognomie als Wissenschaft unter, sondern, weil Lavater mit den geringen Hilfsmitteln seiner Zeit nicht im Stande war, seine Beobachtungen schnell und genau zu fixiren. Könnte er Momentphotograph sein können, dann stände es heute anders um die Physiognomie. Lavater also fand bereits eine Analogie zwischen der Sprache, dem Gang und der Handschrift der meisten Menschen; er unterschied schon die „Weite, Enge, Geradheit und Schiefheit der Zeilen, die Leichtigkeit und Schwerheit“ der Schrift, Höhe, Länge, Zusammenhang der Formen u. s. w.; er war überzeugt, daß die Handschriften „physiognomische Ausdrücke, Ausflüsse von dem Charakter des Schreibers sind.“ In seinen Fragmenten befindet sich bereits ein ganzes Kapitel unter dem Titel: „Von dem Charakter der Handschrift.“ In einem Briefe an seinen Freund Goethe schrieb er: „Je mehr ich die verschiedenen Schriften, die mir zu Gesicht kommen, mit einander vergleiche, desto mehr bestärkt sich mir der Gedanke, daß alle eben so viele Ausflüsse oder Ausdrücke des Charakters des Schreibers genannt werden müssen. Denn in dem Augenblick, wo sie entstehen, sind sie Repräsentanten der Gedanken und müssen daher den Geist und

der Seele Dessen, der sie dem Papier anvertraut, wieder spiegeln.“ Goethe interessirte sich sehr für diese Frage. Er schrieb an Lavater am dritten April 1820 in zustimmendem Sinne, meint aber, daß die Ergründung des Charakters weniger ein Resultat klaren Erkennens als vielmehr der Empfindung sein werde. „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise oder Charakter habe und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art zu sein und zu handeln empfinden könne, ist wohl kein Zweifel . . .“ Goethe aber besaß ein tieferes Interesse für Handschriften, als diese Zeilen es verrathen. Das bezeugt ein Brief Eckermanns vom zweiten April 1829. Es heißt darin: . . . „Sehen Sie sich einmal um,“ fuhr Goethe (zu Eckermann gewandt) fort — „hinter Ihnen liegt auf dem Pult ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte.“ „Dieses blaue Briefcouvert?“ erwiderte ich. „Ja“, sagte Goethe, „nun, was sagen Sie zu der Handschrift?“ Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Merk könnte so geschrieben haben,“ sagte ich. „Nein,“ meinte Goethe, „Der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder haben ihn bei diesem Couvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen.“ Von einem System der Beurtheilung kann man hier freilich nicht sprechen. Lavater wie Goethe verurtheilt gleichsam instinktiv. In diesem Sinne war auch einer der beiden Humboldt ein graphologischer Dilettant, wenn man anders den Memoiren des Grafen Viel Castel Glauben schenken darf. Auf Seite 38 liest man Folgendes: „Fräulein von Duras erhörte den Marquis von Custine gern und die Heirath Beider sollte bald kundgegeben werden. Eines Morgens waren im Salon der Herzogin von Duras außer dem sich liebenden nicht offiziellen Brautpaar der Graf Neume-Serke, der Freiherr von Humboldt und einige Habitues anwesend. Der Baron von Humboldt gab vor, den Charakter aus dem bloßen Anblick der Handschrift zu erkennen, und diese Behauptung, deren Richtigkeit er durch zahlreiche Proben bewiesen hatte, bildete an diesem Morgen den Gegenstand des Gespräches. ‚Lassen Sie sehen‘ — sagte auf einmal Frau von Duras, indem sie einen Brief aus ihrem Gürtel zog — ‚lassen Sie einmal sehen, Herr von Humboldt, ob Sie uns aus der Schrift, die ich Ihnen überreiche, den Charakter des Schreibers des Briefes beschreiben können.‘ Der Baron von Humboldt sammelt sich als großer deutscher Gelehrter, der er ist, betrachtet die Schrift und beginnt eine Dissertation über die Form der Buchstaben, ihre Physiognomie, ihre Absonderlichkeiten; dann fängt er an zu beweisen, daß der Schreiber, von dem sie herrühren, ein außergewöhnliches Wesen sei, mit bizarren Neigungen, einer korrumpirten, regellosen Imagination, ohne Moralität . . . Kurz, er zeichnet ein abscheuliches Bild, trotz der Anstrengungen der Herzogin von Duras, ihn zu unterbrechen, denn der also beurtheilte Schreiber war Niemand anders als der Marquis von Custine. Die Heirath ging in die Brüche. Custine heirathete Fräulein von Courtaner, dann wurde aus ihm jenes Wesen ohne aussprechbaren Namen, das wir kennen. Herr von Humboldt hatte sich nicht geirrt.“

Wenn, wie gesagt, diese Darstellung richtig ist, dann würde Humboldt sogar ein gutes Stück weiter gewesen sein als Lavater und Goethe. Denn hier ist bereits von den Formen der einzelnen Buchstaben, ihrer Physiognomie, ihren

Absonderlichkeiten die Rede. Leider sind solche Berichte schwer zu kontrolliren; es war nicht einmal möglich, bestimmt in Erfahrung zu bringen, welcher der beiden Humboldt hier gemeint ist.

Rnigge machte interessante Beobachtungen bezüglich der Kinderschrift. George Sand betrieb mit Eifer die Handschriftendeutung, obwohl auch sie nichts von einem System wußte. Sie entwarf ein überaus treffendes Charakterbild Michons nach seiner Handschrift, was freilich bei dieser überaus bewegten, natürlichen Schrift selbst für Laien sonderliche Schwierigkeiten nicht bietet.

Ein Deutscher war es, der zuerst durch seine trefflichen Beurtheilungen in der leipziger „Illustrierten Zeitung“ die Augen der gebildeten Welt auf sich zog. Der Sachse Adolf Henze — älteren Juristen bekannt durch seine Thätigkeit als Gerichtsexperte — beurtheilte in den fünfziger und sechziger Jahren an die hunderttausend Handschriften und führte so den praktischen Beweis von der Wahrheit der Graphologie. Von seinen Deutungen erzählt man sich noch heute Wunderdinge.

Mit dem Auftreten Henzes gewinnt die Handschriftenkunde praktische Bedeutung. Alle seine Vorgänger vereint haben auch nicht entfernt Das für die Graphologie praktisch geleistet, was dieser eigenartige Mann allein vollbrachte, und keiner seiner Nachfolger hat ihn bis jetzt in der Sicherheit der Urtheile übertroffen.\*) Was aber die Hauptsache genannt werden muß: Henze scheint auch der Erste gewesen zu sein, der bis zu einem gewissen Grade Methode und System besaß. Ich schreibe Dies in völliger Kenntniß der Thatfache, daß alle graphologischen Autoren den Abbé Jean Hyppolite Michon als Begründer der wissenschaftlichen und übertragbaren Graphologie ansehen. Ich selbst that es, wenn auch lange sehr nicht mehr so uneingeschränkt wie andere Graphologen. Allein in der neuesten Zeit bin ich auf Thatfachen gestoßen, die ganz unzweideutig beweisen, daß Henze durchaus nicht der „intuitive“ Gefühlsgrapholog war, daß er im Gegentheil zehn Jahre vor Michon die Momente der Schrift bekannt gab, in denen sich eine ganze Reihe von Charaktereigenschaften kundgeben. Henze kannte die Zeichen des Geizes und der Verschwendung viel besser als seine Nachfolger; ihm waren die Aeußerungsformen der Willenskraft, der Disputirlust, der Kritik, der Verbtheit, der Güte, der Schlaueheit, der Verschlossenheit, des Ehrgeizes, des Humors, des Wizes u. s. w. bekannt. Er interpretirte die Formen allerdings in allgemeinerer, nicht so „exakter“ Weise, wie es Andere nach ihm thaten. Aber darin erblicke ich keinen Mangel, sondern gerade ein Verdienst. Er ging von dem meiner Ansicht nach richtigen Gedanken aus, jede Einzelheit der Schriftzüge trage stets einen Hauch der ganzen Individualität des Schreibers, und er verfiel nicht darauf, jeder Eigenschaft ein bestimmtes Zeichen zuzuweisen. So hielt er sich fern von einseitiger Zeichendeuterei, wie sie heute namentlich in Frank-

\*) Es zeugt von Nebelwollen oder gedankenlosem Nachplappern, wenn immer wieder gesagt wird, Henze habe nur wenige Eigenschaften, und diese nur in einer grotesken Bildersprache, angeben können. Er hat im Gegentheil die meisten seiner Beurtheilungen durch ein Formular vermittelt, das auf 72 Fragen präzise Antworten erteilte.

reich im Schwange ist.\*) Henze war der erste erfolgreiche praktische Graphologe, der lange vor Michon eine ganze Reihe von Schriftcharakteren mit Eigenthümlichkeiten des Charakters in Zusammenhang brachte.

Mit dem Auftreten des Abbé Jean Hippolyte Michon (gestorben 1881) beginnt der wissenschaftliche Ausbau des graphologischen Lehrgebäudes. So jagen wenigstens seine zahlreichen Schüler. Meine Ansicht dagegen ist die: mit Michons Auftreten beginnt die Periode einer Zeichendeuterei, die lebhaft an die Phrenologie gemahnt; einen Mann von psychologischer Einsicht kann dieses „System“ nicht befriedigen. Uebrigens kann man hier von einem wissenschaftlichen System durchaus nicht sprechen. Michon berichtet eine große Anzahl mehr oder weniger richtig beobachteter Thatfachen. Die Summirung empirisch gefundener Wahrheiten aber ist selbstverständlich noch keine Wissenschaft. Michon war ein temperamentvoller, begeisterungsfähiger Mann, aber bei Weitem nicht der gute Beobachter wie Labater und Henze. Immerhin aber hat er sich um die Graphologie sehr verdient gemacht. Er gab ihr den Namen. Er gründete das Fachblatt „Journal de Graphologie“ (heute „La Graphologie“ Paris) und eine graphologische Gesellschaft, die noch jetzt — und jetzt sicherer als je — besteht. In Frankreich erscheinen seit Michon eine Reihe von Werken, wie denn überhaupt die graphologische Literatur zumeist aus Werken französischen Ursprungs besteht.

Auch der für alles Neue und Interessante sich leicht erwärmende Lombroso giebt in seinem Werk „La Grafologia“ nicht einen Baustein zu einem wissenschaftlichen Gebäude, doch ist das Buch wegen der vielen pathologischen und kriminellen Schriftproben sehr lesenswerth.

Erst der Physiologe Preyer machte den Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Graphologie (Zur Psychologie des Schreibens. Hamburg. Leopold Voß 1895). Seine Erklärungen mancher Schrifteigenthümlichkeiten sind zumeist neu und scharfsinnig. Er unterzog das gesammte empirisch gefundene Material einer gründlichen Sichtung, gab als Erster eine Analyse und Synthese der Schrift und zeigte den Weg zu einem wissenschaftlichen Vorgehen, ohne ihn doch selber völlig eingehalten zu haben. Preyer stand, als er das Werk verfaßte, offenbar noch zu sehr unter dem Einflusse Michons und seiner Nachfolger, gleich Jedem, der auf diesem Gebiet literarisch hervortrat. Immerhin ist das eingehende und umfangreiche Buch Preyers als die bei Weitem hervorragendste Erscheinung in der neueren graphologischen Literatur zu bezeichnen. Es bedeutet einen Wendepunkt zur Wissenschaftlichkeit.

Die Summirung oder Anhäufung von empirisch gefundenen Wahrheiten ist, wie gesagt, noch keine Wissenschaft. Diese beginnt erst mit der Systematisirung des Gefundenen, mit der Einreihung und Zusammenstellung der als wahr erkannten Thatfachen nach einem gemeinsamen, Alles verbindenden Grundgedanken. Es ist die Aufgabe des wissenschaftlichen Arbeiters, in scheinbar Auseinanderliegendem, Unvermitteltem den verbindenden Faden zu finden. In der Graphologie speziell war an ein wissenschaftliches Arbeiten nicht zu denken, so lange

\*) Crépieux-Jamin, wohl der bedeutendste graphologische Theoretiker Frankreichs, ahnt gewiß nicht, wie sehr er in das Fahrwasser des von ihm mißachteten Henze gerathen war, als er neuerdings vierzig Schrifttypen aufstellte.



mit Begriffen wie Lüge, Egoismus, Sanftmuth u. s. w. in der Weise operirt wurde, daß man für diese komplizirten Eigenschaften nach einem Zeichen suchte. Ein Lügen-, Egoismus-, Sanftmuth-Zeichen kann es nicht geben, einfach deshalb nicht, weil jede dieser Eigenschaften aus verschiedenen anderen sich zusammensetzt. Wenn man nun trotzdem mit solchen Einzelheiten Erfolg hatte, wenn man also aus einem geschlossenen Bogen die Lüge, aus einem gewissen Haken den Egoismus, aus einer Kurve die Sanftmuth richtig diagnostizirte, so hat Das darin seinen Grund, daß in der That eine Anzahl von Charaktereigenschaften mit anderen zugleich aufzutreten pflegen. Man kann hier von Paralleleigenschaften reden. In Wahrheit besagen die gefundenen Zeichen denn auch nichts als das Vorhandensein der Instinkte, die jene Eigenschaften zur Voraussetzung haben. Dies hat man bisher kaum geahnt und so kam es, daß man den Zeichen eine viel zu präzise, inhaltsschwere Deutung beilegte, die ihnen nicht zukommt.

Ferner überseh man fast vollständig den Zusammenhang gewisser Eigenschaften. Den Egoismus z. B. dachte sich der Grapholog als ein für sich bestehendes Etwas, eben so die Disputirlust. In Wahrheit sind beide Eigenschaften Sprößlinge eines gemeinsamen Bodens. Der Egoismus möchte alles Materielle zu seinen Diensten haben; Alles konzentriert sich nur auf das eigene Ich. Die Disputirlust, die Sucht, Andere zu seiner Meinung zu bekehren, könnte man den immateriellen Egoismus nennen: auch hier ist die Betonung des lieben Ichs die Hauptsache. Thatsächlich haben denn auch diese beiden Eigenschaften ein gemeinsames Grundzeichen in der Handschrift, nur wurde das Gemeinsame bisher nicht erkannt. Ganz eben so verhält es sich mit einer Reihe anderer Eigenschaften, was ich in einem demnächst erscheinenden Werk ausführlich darthun werde.

Es bedeutet einen Umweg und, was schlimmer ist, rohen Empirismus, wenn man für die Entschlossenheit, Thatkraft, Unternehmungslust, Disputirlust, Kritiklust u. s. w. besondere Zeichen aufstellt, ohne doch zugleich das ihnen allen Gemeinsame zu erkennen. Denn alle diese Eigenschaften sind solche des Willens. Ich habe deshalb — wie ich glaube, als Erster — vor Jahren den folgenden Satz aufgestellt: „Jeder unbewußte Druck auf die Schreibfeder, durch den eine Druckstelle hervorgebracht wird, ist ein Produkt der Willenshätigkeit, einerlei zunächst, wie der Federzug gestaltet ist. Von seiner (des Federzuges) besonderer Form hängt es ab, in welcher Form die Willenskraft beim Schreiber zum Ausdruck kommt, ob als Entschlossenheit, Disputirlust u. s. w.“ Ich glaube inzwischen gefunden zu haben, und spreche es hier zum ersten Male aus, daß jener verallgemeinernde Satz, der bei der Willenskraft gilt (und der betreffs der Empfindungsfähigkeit schon früher bekannt war) auch beim Vorstellungsvermögen Geltung hat und bei einer Reihe anderer Eigenschaften. So würde es z. B. heißen:

1. Die Willenskraft drückt sich in der Schrift durch die Schwere (Stärke der Striche, Federpaltungen) aus.
2. Die Empfindungsfähigkeit findet ihren Ausdruck durch die Schriftlage.
3. Das Vorstellungsvermögen kommt in der Ausdehnung der Formen, nach oben oder unten, zum Ausdruck.

Sämmtliche Eigenschaften, die eine Willensform bethätigen, Entschlossenheit, Thatkraft, Kampflust u. s. w., rangiren unter 1., haben demnach als Hauptcharakteristikum einen (unbewußten) Federdruck zur Voraussetzung.

Unter 2 rangiren alle Eigenschaften des Gefühles: Kälte, Leidenschaftlichkeit, Reizbarkeit, Sentimentalität, Kopfhängerei u. s. w. Alle diese Eigenschaften werden an der Schriftlage erkannt.

Die Eigenschaften, die in der Phantasie wurzeln: Selbstgefühl, Eitelkeit, Herrschlust, Extravaganz, Ueberspanntheit u. s. w., fallen unter 3 und werden sämmtlich aus der Ausdehnung der Schrift entnommen.

Selbstverständlich bedeutet diese Darstellung nur eine knapp skizzirte Stichprobe. Für eine graphologische Charakterbeurtheilung kommen neben diesen drei Hauptfaktoren noch manche andere in Betracht, wie Schriftweite, Trennungen im Wort, Basis der Buchstaben, ferner Schnörkel und andere individuelle Zuthaten; nicht zuletzt die Formen der einzelnen Buchstaben, aus denen das Bildungsniveau, überhaupt die geistigen Eigenschaften und Neigungen entnommen werden, während aus der Anlage der Manuskripte, (Eintheilung, Randbildung, Zeilenführung) der Eindruck diagnostizirt werden kann, den der Schreiber im Verkehr, im Umgang, auf den Beobachter macht.

Man wird hiernach begreifen, daß die Graphologie sehr wohl zu einer Wissenschaft sich auswachsen kann, daß sie keineswegs eine öde Zeitvertreiberei darstellt oder Das doch wenigstens nicht zu sein braucht, sofern man mit der nothwendigen Einsicht an sie herantritt. Auch der ernste, spekulative, wissenschaftlich geschulte Kopf findet sein Genüge und seine Befriedigung darin. Er sieht sich häufig Aufgaben von großem Reiz gegenüber. Auch hier gilt aber: wer die Noten kennt, ist noch lange kein Musiker. Die spezielle Anlage und Auffassung giebt, wie auf allen anderen wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten, so auch auf diesem den Ausschlag.

Wenn man mich nun fragt, was Alles aus den Schriftzügen erkannt werden kann, so antworte ich kurz Folgendes: Wie der Laie nur allenfalls den Ordnungssinn und den ungefähren Bildungsgrad des Schreibers aus seiner Schrift entnehmen kann, der Durchschnittsgraphologe vorwiegend nur noch die Charakter- und Gemütheigenschaften zu diagnostiziren versteht, so wird der erfahrene, scharfsinnige Graphologe selbst die geistigen und künstlerischen Qualitäten, Neigungen, Fähigkeiten, ja selbst äußere Eigenthümlichkeiten, wie Haarfarbe und Statur, häufig anzugeben vermögen. Alles Andere, wie die geistige Bedeutung und Leistungsfähigkeit, Beruf, Moralität, Geschlecht, Alter u. s. w. herauszufinden, wird immer nur einzelnen, nach dieser Richtung hin besonders talentirten und erfahrenen Personen, und auch diesen nicht in allen Fällen, möglich sein. Hier spielen eben auch die „Imponderabilien“ eine Rolle und nicht zuletzt hängt die Möglichkeit eines zutreffenden Urtheiles davon ab, ob der Beurtheiler den zu Beurtheilenden überschauen kann. Wie man von einer medizinischen Wissenschaft und einer ärztlichen Kunst redet, so kann man auch von der Graphologie als einer (werbenden) Wissenschaft und einer Kunst sprechen.

W. Langenbruch.



## Pariser Leiden.

Die pariser Börse, eigentlich also Tout Paris, ist noch immer krank und die Gefahren sind unabsehbar, weil sie eben nicht zu übersehen sind. Der entscheidende Mißstand ist vielleicht, daß die gewaltigen Spekulanten dort nicht mehr an der Börse zu reportiren brauchten, sondern es bei den großen Banken thun konnten. Eine Boulevardphantasie würde hierin sofort wieder eine geheime Verschwörung zwischen Direktoren und Jobbern erblicken; aber die wirkliche Ursache dürfte einfach die ehemals ungeheure Geldfülle bei den pariser Instituten sein. Diese Unsummen mußten irgendwie nutzbringend untergebracht werden und in der Geschäftswelt leiht man manchmal Millionen viel eher Leuten, die man nicht bei sich empfängt, als solchen, mit denen man intim verkehrt. Indessen ist durch diese außerbörsllichen Prolongationen Stand und Höhe der französischen Engagements verschleiert worden, so daß die sonstige öffentliche Einsicht fehlte; wenn es noch wie früher gewesen wäre, so hätte man sich von dem kolossalen Ueberwiegen der Hauffpositionen überzeugen können und gar bald würden dann Berechnung und Unternehmungslust eine Kontremine geschaffen haben. Diese vielgeschmähte Kontremine, d. h. eine große Gruppe von Spekulanten, die nicht aus Meinung, sondern zur Deckung kaufen, wird jetzt schmerzlich vermißt.

Ist nun wirklich an der Seine ein Minister im Stande, die Hochfinanz zum Eingreifen zu bewegen, so wird damit auch noch nicht viel geholfen. Wenn z. B. Rothschild Herrn Léon für dreißig Millionen Francs Italiener abnimmt, legt er sich diese Papiere doch nicht vorbehaltlos in den Kassenschatz, vielmehr wird er bei seiner nicht günstigen Meinung von der allgemeinen Lage allmählich, aber doch möglichst rasch, wieder zu verkaufen suchen. Herr Léon, der noch viele Millionen besitzen soll, wird auf dem Wege der Spezialsanirung vielleicht für Jahre befestigt werden. Aber alle diese Interventionen in großem Stil waren doch nur Augenblicksmittel, sie können, nur nicht so unmittelbar, wieder auf dem Markt lasten und sind einer baldigen Erholung nicht günstig. Freilich giebt es auch Erfahrene, die hoffen, vor Ablauf eines halben Jahres werde man keine Wiederverkäufe erleben. Im Uebrigen ist die Meldung, daß die Hochfinanz in Paris nur marktgängige Werthe ausgenommen habe, unrichtig. Thatsächlich haben reiche Interessenten — der Firmenname braucht ja nicht gerade in die Augen zu fallen — zahlreiche Lächer gestopft, wo es sich um nicht marktgängige Werthe handelte, die natürlich auch einen Druck ausüben können.

Eine offiziöse Note der Agence Havas sprach von auswärtigen Baisse-Angriffen. Man hat Das bei uns etwas krumm genommen und gemeint, es handle sich wieder einmal um einen Sündenbock; aber die Note hatte doch nicht so Unrecht. Es giebt nämlich an der pariser Börse einen nichtfranzösischen Winkel, von dem ganz ruhig behauptet werden kann, er spiele gegen das französische Volk. Dort hausen die geriebensten und erfahrensten Spekulanten, die weder wählerisch in ihren Mitteln noch kleinlich bei den dabei investirten Beträgen sind. Diese Herren haben das kluge Prinzip des Vorkaufens und Vorverkaufens. Sie

kaufen in Haussezeiten und lassen, mit viel Geld und wenig Gewissen, alle Minen springen, um das Publikum noch mehr nach oben zu erhitzen, so daß sie dann fast sicher wieder hoch abladen können. Und sie verkaufen in Wochen und Monaten der Depression, wo sie alsbald dann kein Mittel scheuen, um die Kurve noch schärfer herabdrücken zu lassen. Jetzt schwimmen diese Edlen natürlich mit der Abwärtsbewegung; Das erklärt auch den dreisten Angriff, der neulich, noch kurz vor der offiziellen Notiz, auf Crédit Foncier gemacht wurde. Blieben solche Geschäfte auf einen geringen Umfang beschränkt, so könnte man ihre Virtuosen stille Näscher nennen, die im Grunde nicht allzu viel abschöpfen. Allein hier handelt es sich um so ungeheure Transaktionen, daß z. B. ein Coulissier dieser Gruppe im vorigen Monat sechs Millionen Francs Differenzen in Empfang zu nehmen hatte. Auf diese Weise entstehen systematische Störungen, denen schließlich jede Regierung entgentreten muß. Wenn ich diesen Winkel einen nichtfranzösischen nannte, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß die Franzosen darin ganz fehlen; sie sind nur zufällig vor fremden Elementen nicht recht angekommen und würden sich gewiß freuen, auch dort ihr Wesen treiben zu können. Panamaleute sind genug darunter; auch solche, die Pläne für Millionen verkauft haben, aber den eigentlichen Urhebern nur 80 000 Francs auszählten, — unter der treuherzigen Versicherung: sie hätten selbst nicht mehr bekommen. Alle diese Dinge sind dann erst durch den großen Prozeß aufgedeckt worden.

Bei dem Namen Panama darf auch Arton nicht vergessen werden. Die französischen Blätter bringen jetzt eine anscheinend genaue Lebensbeschreibung dieses so lange Gesuchten; aber gar manche Börse könnte noch einige erquickliche Details hinzufügen. Das Verfahren gegen Arton ist nicht ungefährlich; man hat die Wuth der öffentlichen Meinung auf einen Mann abgelenkt, der 104 Abgeordnete doch nur kaufen konnte, weil sie — zu kaufen waren. Die ganze ungeheure Korruption des pariser Lebens, die in der rasendsten Genußsucht wurzelt, ist nun einmal da und es wäre wohl nützlicher, diese Thatfache des Verfalls klar zu erkennen, als von irgend einer politischen Partei Rettung daraus zu erhoffen. Daubet, der in seinem „Nabob“ einen Advokaten von berühmter Ehrlichkeit „enthüllt“, versetzte diesen Talmi-Kato noch in das Kaiserreich. Die Republik hat aber alles vorher Dagewesene übertroffen; der Strom ist zum Meere geworden.

Sehr lustig war eine Ueberraschung innerhalb des neuen — wie es anfänglich hieß: gar nicht mit der Börse verquickten — Ministeriums. Ich meine die Kundgebung an das Syndikat der Agents, daß man bezüglich des türkischen Fondsmarktes nicht unruhig zu sein brauche. Im Gegentheil! Man müßte sehr unruhig werden, denn auch die gefallenene Kurse dieser Papiere sind noch immer zu hoch. Unermeßliche Summen hiervon liegen aber gerade im französischen Publikum. Käme da ein Krach, der allerdings noch nicht zu erwarten ist, so wäre Das vielleicht schlimmer als Panama. Rechts acht Milliarden Russen, links die Türken, die ja, ihren hohen Kursen nach, zum Theil unter vier Prozent kapitalisirt waren. Die Hochfinanz ist in der Betrachtung der Turbanwerthe etwas optimistischer geworden, und zwar aus drei Gründen: erstens hat sie nur noch wenig von dieser Sorte; zweitens kann sie sich noch immer nicht daran gewöhnen, die innere Gefahr im ottomanischen Reich zu sehen, sondern ist gleich befriedigt, wenn nur kein Zusammenstoß mit den Großmächten droht; drittens hofft sie, angesichts der Geld-

verlegenheiten der Pforte bessere Verträge über deren Finanzverwaltung zu erzielen. Die Türkei braucht zu ihren Rüstungen große Summen. Als Oesterreich 1866 zu seinem Kriege gegen Preußen nirgends eine Anleihe aufnehmen konnte, arbeitete es schließlich mit der Notenpresse; Das ging in einem Reich von unvergleichlich größerer Wohlhabenheit als der des osmanischen. Die Pforte kann aber weder ihren Zetteln neuen Kredit einhauchen noch bei der heimischen Industrie auch nur einigermaßen ihre Bedürfnisse decken. Es bleibt ihr also nichts Anderes übrig, als um jeden Preis Geld zu borgen, — und das kann sie unter gewissen Bedingungen haben. Wenn nämlich die dortige Dette Publique, an deren Leitung bisher kaum Etwas auszufehen war, einen mehr internationalen Charakter erhalte, so würde Das den Werth der türkischen Papiere zweifellos bessern. Allerdings ist Egypten, wo eine solche internationale Verwaltung bereits besteht, ein geschlossenes und augenblicklich nicht vom Aufruhr unterwühltes Land. Immerhin läßt sich auch für die Türkei eine solche europäische Kontrolle einrichten, obgleich deren Hauptsache: die Einnahmen, bei weiterer Ausdehnung der Aufstände ernstlich gefährdet wären. Wie gesagt: Unterhandlungen hierüber scheinen im Gange zu sein und mancherlei einstweilen noch still genährten Hoffnungen Raum zu geben.

Auch eine Art von politischer Eintracht würde dann konstatirt werden können, denn Frankreich und Deutschland würden in dieser Angelegenheit mit England gehen, dessen unmittelbarer Kapitalsantheil dort unten gering ist. Was Rußland betrifft, so hat es gelegentlich des von ihm veranlaßten Generalamortatoriums eigentlich zum ersten Male seit dem Beginn der franko-russischen Freundschaft eine starke Verletzung französischer Kardinalinteressen vorgenommen; aber in allzu vielen Wiederholungen werden sich die Russen wohl nicht gefallen. Kann doch heute Herr Witte noch das Anleihenkunststück machen, daß er bei unseren Banken hohe Kurse erreicht, weil er auf die Bewerthung seiner Fonds in Frankreich pocht, die, wenn Jemand verkaufen will, so ziemlich nominell ist.

Nicht ohne Besorgniß hat man auch die Anhäufung des für Japan bestimmten Goldes betrachtet: 13 1/2 Millionen Pfund Sterling, die nicht aus der Bank von England herauswollen. Zuerst glaubte man deshalb an kriegerische Vereinbarungen zwischen England und Japan. Jetzt meint man, entweder könne die Regierung in Tokio ohne ihr Parlament nicht über diese Kontributionssumme verfügen oder die Japaner seien durch Deutschlands Milliarden Geschichte klug geworden und wollen ihr Land vor einer plötzlichen Plethora und deren üblen Folgen bewahren. Das Kriegsgeschrei ist überall verstummt.

Weniger beunruhigend als die türkischen Papiere liegen nach wie vor in Paris die Minenwerthe. Es ist höchst wahrscheinlich, das man diese Shares künftig nicht mehr zu vier Prozent, sondern zu zehn Prozent kapitalisirt; aber ein Publikum zum Kaufen wird sich rasch wieder einfinden. Und nicht einmal ein intimes, sondern ein ziemlich ausgebreitetes. Denn hart neben dem Gebiet des argen Beutezuges, der mit schlechten Aktien ausgeführt wurde, liegen auch zahlreiche gute Aktien, — und selbst für die schlechten sterben ja die Käufer nie aus.

Pluto.



## Die Jüdin von Toledo.

Im Jahre 1813 schrieb Franz Grillparzer in sein Stoffbuch: „Alfons VIII., König von Kastilien, verliebt sich in eine Jüdin. Seine Großen, die ein ihm zugestoßenes Kriegsunglück dieser verdammlichen Liebe zuschreiben, lassen das Mädchen ermorden. Alfons ward darüber wahnsinnig.“ Das war nun zwar falsch, denn der Sieger von Tolosa wurde nicht wahnsinnig; aber die Notiz ist doch nicht ganz werthlos, weil sie uns durch ein Spältchen wenigstens in den Sinn des zweiundzwanzigjährigen Oesterreichers blicken läßt. Die illegitime und nicht standesgemäße Liebe ist ihm sofort „verdammlich“, — natürlich, denn mit der Schillerschwärmerei, die in lodernnden Leidenschaften alle die Menschlichkeit hemmenden Schranken versengt und vernichtet sieht, ist der junge Herr schon fertig und „Kabale und Liebe“ ist ihm das elendeste Nachwerk, das je aus hant glitzernen Lumpen zusammengestickt wurde. Und der verdammlich verliebte König muß zur Strafe wahnsinnig werden, — wiederum natürlich, denn Wahnsinn wächst in die Romantiker hinein und die Romantiker haben es dem jungen Herrn eben angethan. Ihnen ergiebt er sich zunächst und sie schleifen ihn schnell ins Land der Abenteuerlichkeiten, nach Spanien. Dort findet er Lope de Vega, den er in liebenswürdigem Enthusiasmus maßlos überschätzt, und in dem Massenmagazin dieses mit tropischer Talentsfülle begabten Stückemachers fällt der bewundernde Blick des Wandelnden wieder auf die in fremdartigem Reiz funkeln den Gestalten Alfonsos und seiner Jüdin. Und nun wird ein neuer Plan gemacht, der ausführlicher ist als die alte Notiz. Ein wohlherzogener junger Prinz, der die Liebe nicht kennt und doch schon vermählt ist, der das Leben nicht kennt und doch schon weise thun möchte; eine glückliche Ehe — so heißt jede, deren Verschluß noch niemals erprobt wurde —, ein selbstbewußter Herrscher — so ist jeder, der noch nicht die Erfahrung demüthigender Unzulänglichkeit gemacht hat —, dahinter ein Volk, das in scheu anbetender Ehrfurcht zu dem gekrönten Sohn Sanchos emporschaut. „Alles ist gut, da erscheint eine Jüdin und ein Etwas wird in dem König rege, von dessen Dasein er bis jetzt noch keine Ahnung gehabt: die Wollust.“ Die schöne Rahel umklammert, Hilfe heischend, des Herrschers Füße, sie preßt den heißen Busen an sein zuckendes Knie, — „und der Schlag ist geschehen. Das Bild dieser schwellenden Formen, dieser wogenden Kugeln (unter diesem Bilde sind sie seinen Sinnen gegenwärtig) verläßt ihn nicht mehr. Ungeheure Gährung in seinem Innern. Alles, was er ist und war, lehnt sich auf gegen das neue, überwältigende Gefühl.“ Dieser Plan aus dem Jahre 1824 hat keinen Schluß. Aber er wird als Plan zu einem Trauerspiel bezeichnet, also sollte Alfons wohl in wilden Wollüsten zu Grunde gehen. Einer friedsamten Lösung, gar einer Lösung im Sinne der Staatsraison, war die Zeit nicht günstig; eben

hatte Eichendorff den Philistern Krieg angesagt und man ahnte noch nicht, wie rasch die romantisch gestimmte Sprudeljugend ins Philisterium flüchten würde.

Grillparzer fand den breiten Weg in die Bürgerlichkeit rascher als mancher dichtende Genosse, weil es für ihn ein Rückweg in die Heimath war. Er war in der reinlich nüchternen Enge eines Bürgerhauses aufgewachsen, unter der strengen Zucht eines tüchtigen, rechtlichen und, wie sich versteht, ein Bißchen pedantischen Vaters, und die Romantikerkrankheit hatte ihn flüchtig nur, mit den Schüttelkräften eines jähen Pubertätsfiebers, überfallen. Fast war er schon völlig genesen, als er den zweiten Plan zur Jüdin von Toledo entwarf, denn schon im nächsten Jahre konnte er an Dofars Schicksal zeigen, wie ein Gewaltiger, Einer von Denen, die man prahlend stets große Männer nennt, elend zu Grunde gehen muß, weil er die bürgerlichen Tugenden gering geachtet hat. Vielleicht blieb der spanische Stoff liegen, weil der Dichter fürchtete, der König von Kastilien könne dem Böhmenkönig allzu ähnlich werden: hier wie dort eine Verirrung vom schmalen Pfade der Ehepflicht, hier wie dort das Walten des rächenden Schlachtengottes, der auf den stolzen Häuptern der Ehebrecher die goldenen Kronen zerbricht. Aber der liebe Lope hatte ja die Möglichkeit einer Versöhnung gezeigt. Der gute König und die gute Königin finden einander, als die gefährliche Jüdin ermordet ist, vor einem wunderthätigen Marienbild wieder und feiern am Altar der Gebenedeiten ein Friedensfest. Grillparzer selbst meinte, der lose Spaniole habe am Ende etwas ironisch auf dieses fromme Fest herabgeblinzelt und vielleicht, da er das Glück des kastilianischen Herrscherhauses auf zwei Morde baut, mit der gebührenden Vorsicht die Monarchenmoral seiner Zeit verhöhnt. Das ging nun im Oesterreich Metternichs nicht und hätte dem schwereren Geblüt des deutschen Dichters auch nicht behagt. So lag denn der Plan unbenuzt bis ans Ende der vierziger Jahre. Damals spulte Lola Montez durch das Land und die Wonnen, die Ludwig von Bayern in den Armen der spanischen Tänzerin erlebte, konnten einen Dichter wohl interessiren, der selbst von einer nicht ganz gefunden Sinnlichkeit manche Qual zu erleiden hatte. Ein König, der in hitzigen Wallungen die Pflicht gegen sein Reich vergißt: damit war das alte Maitressenthema wieder auf die Tagesordnung gesetzt und Grillparzer wollte sein Wort dazu sagen. Er nahm die Sache lehrhaft, als ein Monarchenerzieher, der die Staatsraison zu schätzen weiß. Eine Maitresse, — mein Gott, hübsch ist es nicht, aber es kann nützlich werden, wenn aus dem besiegten Fehler die Tugend entspringt und der schädliche Trieb die wohlthätige Handlung erzeugt. Die Maitresse als Mittel der Erziehung zum Herrscherberuf: daran dachte die Lady Milford noch nicht, als sie gern barfuß nach Loretto pilgern wollte. Grillparzer aber, der Bureaokrat mit den machiavellistischen Neigungen, dachte daran und schloß deshalb sein Gedicht an Lola Montez mit dem Ruf:

Drum kehrt Euch nicht verachtend von dem Weib,  
In deren Arm ein König ward zum Mann:  
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,  
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann.

Das war 1847. Und nun, in solcher Stimmung, trat auch der schöne Schatten der Jüdin von Toledo wieder vor den Sinn des Dichters und er ging an die Arbeit, die er fast ein Vierteljahrhundert vorher geplant hatte. Die verdammliche Liebe blieb, aber Alfonso wird nicht mehr wahnfinnig, sondern vernünftig, als ihm das Liebchen geschlachtet ist. Und damit er vernünftig werden kann, müssen ihn vorher, in den Tagen der Unvernunft, mildernde Umstände zugebilligt werden. Er hat eine langweilige Frau, an deren Seite der sehnennde Geist und die jungen Sinne verschmachten, und Rahel, die eine entzückende Kanaille ist, umstrickt ihn mit dem feinsten Kunstgespinnst brünstiger Koketterie. Ist ein Wunder, wenn er aus der eiskalten Pflichtenphäre sich an ein heißes Herz flüchtet, das ihm die erste Berührung mit der Natur und das erste Erleben verheißt? Ist eine Sünde? Gewiß, spricht der strenge Dichter, aber eine von denen, die man sühnen kann. Herr Alfons hat in der Jüdin das pochende Leben geliebt, sein Trieb war rein animalisch und weicht rasch, wie er einst entstand, vor der Verzerrung des Todes. Die Maitresse ist der Königin und den spanischen Junkern längst lästig geworden, sie wird in der Stille ermordet und der König findet nun, daß die Tote nicht mehr hübsch ist und daß der Mord ihn eigentlich aus einer recht unangenehmen Verlegenheit befreit hat; er wird sich im Blut der Mauren von Schuld und Fehl reinigen und als Sieger erst wieder die Krone aufs Haupt setzen, die einstweilen sein junger Sohn tragen mag. Und wenn das Volk später den Helden von Tolosa den Edlen nennt, wird es dankbar hoffentlich auch der Jüdin gedenken, „in deren Arm ein König ward zum Mann“. Aus dem Tragoedienplan ist ein Lehrgedicht geworden, ein pädagogischer Beitrag zum Buch der Könige. „Die Erziehung eines königlichen Charakters ist für das allgemeine Beste auch mit dem Opfer eines Menschenlebens nicht zu theuer erkaufte,“ sagt uns weislich ein Biograph des Dichters. Grillparzer selbst mag an dieser Weisheit vielleicht zweifelhaft geworden sein, denn er läßt die überlebende Schwester der Jüdin, ein bleich geschminktes Melodramengespenst, am Schluß zornige Betrachtungen über die Moral der Großen anstellen. Aber diese Betrachtungen sind nur äußerlich angeklebt und können den Eindruck der vorher abgeschlossenen Handlung nicht verwischen.

Im Deutschen Theater hat die Jüdin von Toledo vor sieben Jahren einen Erfolg gefunden, der jetzt aufgefrischt worden ist. Dieser Erfolg ist leicht zu verstehen, nicht nur, weil Frau Sorma eine reizend verlogene Rahel ist, eine süße Brunstbestie ohne ein Fäufchen ehrlicher Natur, und weil das Flackerfeuer des Herrn Rainz den irrlichtelirenden König sehr „interessant“ beleuchtet,



sondern, weil die Mischung von Kindlichkeit, Künstlichkeit und Brutalität auf ein großstädtisches Publikum nie die Wirkung versagt. Aber man sollte dieses schwache Werk eines feinen Künstlers nicht, wie es jetzt geschehen ist, als eine große Schöpfung anpreisen. Grillparzer war selbst gewiß ein sehr kühler Beurtheiler dieses Dramas, von dem er sogar zu Laube nie ein Wort sprach und an das er wohl gedacht hat, als er in sein Tagebuch schrieb: „Ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden, so lange ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, das nur die Anschauung giebt und der Gedanke nie ersetzen kann.“ Der Jüdin von Toledo fehlt die Anschauung einer Zeit und eines Volkes und die zwingende Unerbittlichkeit der großen Dichtung. Vertraute aus der spanischen Mantelkomödie huschen umher, Menschen müssen sich und das eigene Wesen weitschweifig erklären, statt sich handelnd zu enthüllen, und eine äußerliche Intrigue führt schließlich die Lösung herbei. Der Dichter, der von der Verstandespoesie nichts wissen wollte, ist hier vom Gedanken, nicht von der Anschauung, ausgegangen: seine Absicht war, etwas Lehrfames zu zeigen, und die Absichtlichkeit zerstörte das Kunstwerk. Aber auch die Lehre wirkt nicht sehr eindringlich. Der Kastilianer aus dem zwölften Jahrhundert, der nach der deutschen Mode von 1850 bürgermoralisch gemacht werden soll, siegt am Ende doch nur über die böse Lust, weil die holde Hexe tot ist und nicht mehr Liebe hauchen kann. Die lebende Rahel küßte die Gedanken an Weib und Kind, an Spanierruhm und Maurengesfahr, mit lachenden Lippen hinweg, — und unsere Bewunderung für den König ist nicht allzu groß, der an Liebchens Leiche erst zum Helden häuslicher Tugenden wird.

Zum Helden häuslicher Tugenden: darauf allein kam es auch hier dem Dichter an. Sogar die Staatsraision war ihm, dem alles Politische im Grunde immer ein Gräuel war, nur ein Vorwand, nur die staatliche Form der Wohlständigkeit. Die Poetenaufgabe, in der Größe die Menschlichkeit zu suchen und in der Menschlichkeit die Größe zu finden, war nicht nach seinem Sinn. Er zeigte ein neues und nütliches Ideal, das Ideal bürgerlicher Pflichterfüllung und stiller Bescheidenheit, mit dem man hienieden vortrefflich auskommen kann, und sonderte seine Geschöpfe sorgsam in Gute und Böse, je nachdem sie dieser idealen Forderung entsprachen oder widerstrebten. Den Willen zur Macht, den Nietzsche singt, haßte er wie den Erbfeind des Menschengeschlechtes und er sah ungerührten Herzens auf den zerfesten Leichnam der schönen Jüdin, weil sie sich frevelnd über die Niedrigkeit ihrer Herkunft erhoben, um die Liebe eines christlichen Königs gebuhlt und damit die härteste Strafe verschuldet hatte. Mahaddhs, des Herrn der Erde, milde Beispiel lockte diesen mitleidlosen Richter nicht und im Bereich seiner sauber geharkten Schöpfung heben Unsterbliche niemals verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor. M. S.



Berlin, den 7. Dezember 1895.

## Martyrologium.

**B** Justinus Martyr, der christliche Apologet aus Sichem, ließ um die Mitte des zweiten Jahrhunderts den schrillen Triumphschrei erschallen: „Von allen Seiten bedrängen uns Juden und Heiden. Man köpft oder kreuzigt uns, wirft uns wilden Thieren vor, foltert uns in Eisen oder Feuer und läßt uns grausam die gräßlichsten Qualen erdulden. Aber je größer unser Leiden wird, desto größer wird auch die Zahl der gläubigen Genossen. Der Winzer beschneidet die Rebe, um dem neuen Trieb Raum zu schaffen, er beseitigt die Zweige, die schon Früchte getragen haben, auf daß reichere und kräftigere Frucht gedeihe; gerade so ergeht es dem Volke Gottes: es gleicht dem fruchtbaren Weinstock, den die Hand des Herrn und unseres Heilandes Jesus Christus gepflanzt hat.“ Das wurde in einer Zeit geschrieben, die vom Christenthum nicht mehr wußte als der neue Pharao von Joseph. Selbst Antonin hatte, all in seiner milden Weisheit, das Wesen der werdenden Weltanschauung nicht erkannt; er wollte, wie seine Vorgänger, die Römerreligion dem Volke erhalten und sah in den Christen nur die antinationale und antisoziale Sekte, die den Umsturz des Reiches plante und deshalb mit rücksichtsloser Gewalt unterdrückt werden mußte. Und die Ansicht des Kaisers herrschte nicht nur im Kreise der Besitzenden, sondern erfüllte mit dumpfem Wahn auch die Massen. Wüste Gerüchte gingen über das geheime Treiben der Christen um, die, weil sie sich ins Dunkel bargen, doch Etwas zu verbergen haben mußten. In ihren Verbindungen witterte man eine Camorra, eine Verschwörung gegen den Staat, und man war willig, den seitab Stehenden jedes Verbrechen und Laster zu-

zutrauen: widernatürliche Unzucht und Blutschande, Kindermord und Menschenfresserei. Die nächtlichen Zusammenkünfte, die Erkennungszeichen, die Symbolik der Eucharistie, der Brauch, einander als Bruder und Schwester zu grüßen und Friedensküsse zu tauschen: das Alles nährte den Verdacht und ließ den Glauben entstehen, in dieser versteckten Gemeinschaft sei alle menschliche Sitte und Sittlichkeit aufgehoben. Die unverhohlene Verachtung, die den Tempeln, den Altären und den Götterbildern von den Christen gezeigt wurde, entflammte die Wuth der Frommen; mit der göttlichen Weltordnung schien auch der Wohlstand des Landes gefährdet, da Christen und Snyiker dreist sogar die Orakel höhnten, die doch den Ruhm und den Reichthum mancher Stätte begründet hatten, und die Oberflächenbetrachtung fand es bequem, Snyiker und Christen in eine Reihe zu stellen. Wirkliche Ausschreitungen einzelner Sekten und Sektenhäupter kamen hinzu, — und so war es nicht wunderbar, daß der Ruf nach Gewaltmaßregeln immer lauter erscholl. Neue Gesetze waren nicht nöthig, die strenge Anwendung der alten konnte genügen. Seit dem Jahre 186 vor Christi Geburt waren im Römerreich die Vereine einer straffen Gesetzgebung unterstellt. Ein Verein mußte angemeldet und gestattet werden, er mußte sich auf eine amtlich zu bestimmende Mitgliederzahl beschränken, durfte dauernd keinen *magister sacrorum* halten und von den Mitgliedern keine Beiträge erheben. Ein Erlaß des Kaisers Augustus hatte verfügt, daß die *collegia* in jedem Monat sich nicht mehr als einmal versammeln, sich nur mit der Leichenbestattung beschäftigen und unter keinem Vorwand den Kreis ihrer Thätigkeit erweitern dürften. Die Wirkung dieses Erlasses war freilich gering gewesen; die Sehnsucht nach einer innigen Gemeinschaft war stärker als die Furcht vor der Strafe und selbst die Frauen ließen sich bald in die Vereine aufnehmen. Die Christenvereine hatten gemeinsame Kassen, sie bildeten einen Staat im Staate und berühmten sich, daß ihnen die Zukunft gehöre: gegen sie mußte das administrative Wüthen sich natürlich zunächst wenden, das unter Trajan begann. Vom Thron herab erging die Weisung: *Non licet esse christianos*; und die unerbittlichste Verfolgung der neuen Lehre wurde beschlossen. Die Christen hatten beständig gegen die Vereinsgesetze verstoßen und sich der Gotteslästerung und der Majestätbeleidigung schuldig gemacht; dazu kamen noch die besonderen Verbrechen, die des Beweises nicht erst bedurften, weil sie von jedem Christen ohne Weiteres zu gewärtigen waren, und die dem Thäter außer der Strafe noch den Schand-

namen eines *hostis publicus* eintrugen. Das Maß, so meinten die Machthaber, war voll. Auch die aufreizenden Versprechungen, die utopischen Hoffnungen, mit denen die Christen das Volk verlockten, sollten endlich verstummen. Wurde nicht in den Sibyllinischen Büchern, im „Hirten“ des Hermas, im Barnabasbrief und in den Schriften des Justinus den Gläubigen ein Tausendjähriges Reich der Glückseligkeit verheißen? Hatte nicht Papias verkündet, in diesem Reich werde die Natur eine vorher nie erschaute Fruchtbarkeit zeigen und der Genossenschaft ein Behagen bescheeren, wie es auf Erden bis dahin noch niemals gesehen ward? Solches Treiben konnte nur den Zweck haben, die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen zu steigern und die besitzlosen Klassen gegen den Staat und seine Ordnung zu heizen. Sollten die Vertreter des römischen Staatsgedankens diesem Frevel müßig zusehen? Konnten sie dulden, daß Alles frech vernichtet wurde, was an den Glanz und die Glorie des alten Reiches zu erinnern vermochte? Gerade den guten Kaisern war diese Erinnerung heilig, gerade sie versuchten, während ringsum ein Neues ward, Vergangenes wieder lebendig zu machen, und hielten, je näher die Scheidestunde der Heidenheit kam, nur um so starrer an der theuren Tradition fest. Sie sahen das Werden und Wachsen einer fremden, feindlichen Welt und glaubten sich verpflichtet, nach göttlichem und menschlichem Recht, dem Unheil zeitig Einhalt zu thun. So wurde der große Schlag gegen die *coetus illiciti* beschlossen. Wenn es gelang, die Organisation und Centralisation der Christen von Grund aus zu zerstören, dann, Das schien sicher, war es mit der Macht der neuen Sekte vorbei. Alle Vereine wurden aufgelöst, als Vereine wurden auch alle geselligen Vereinigungen betrachtet und der Argwohn ging so weit, daß selbst bei Familienfesten die Zahl der Theilnehmer polizeilich beschränkt wurde. Die Aera der Christenprozesse begann und Tertullian konnte bald mit Recht sagen, das Leben des Christen sei ein Zustand unaufhörlicher Verfolgungen.

Damals entstand das Martyrologium, die Sammlung der Märtyrerlegenden. Gewiß war die Phantasie dabei thätig und manche Uebertreibung wurde gläubig hingenommen; aber die Kenntniß der urchristlichen Literatur hat doch Klarheit darüber geschaffen, daß die Geschichte dieser Zeit einen höchst unerfreulichen Anblick bietet, und selbst die phantastischen Uebertreibungen beweisen nur, was der erhitzte Sinn für möglich und glaubwürdig hielt. Gegen die Philosophen und gegen die

Christen wurde zugleich gewüthet und damit erreicht, daß die Gelehrten, denen der Glaube an die alten Götter und Wunder nicht mehr genügte, in Schaaren der neuen Lehre zuströmten. Justinus behielt Recht: mit der Wuth der Verfolgung wuchs auch die Zahl der Christengenossen und das Martyrologium wurde das wichtigste und wirksamste Mittel der Propaganda. Man stirbt für Meinungen, nicht für Gewisheiten, für den Glauben, nicht für das Wissen. Der Gelehrte, der eine wissenschaftliche Wahrheit gefunden hat, kann sich mit dem Beweis begnügen; der Gläubige kann für seinen Glauben nur seelenruhig in den Tod gehen. So lehrt uns Renan und er fügt hinzu: „Das Martyrium beweist gar nichts für die Wahrheit einer Lehre, Alles aber für den Eindruck, den sie auf die Seelen macht und der schließlich doch den Erfolg entscheidet. Das Christenthum dankt seine schönsten Siege, die Bekehrungen eines Justinus und Tertullian, dem Schauspiel des Märtyrermuthes und der grausamen Verfolgungen, denen die Opfer freudig jubelnd erlagen.“ Hätten die herrschenden Klassen, anstatt sich an Neußerlichkeiten zu halten, den Kern der neuen Lehre zeitig zu erfassen gesucht: wer weiß, ob die Römerherrlichkeit nicht länger gedauert hätte.

Sie sollte nicht lange mehr währen. Der große und stille Krieg, den das Christenthum gegen die heidnische Gesellschaft führte, nahm, allen Verboten und Gesetzen zum Trog, seinen Fortgang und er wurde um so gefährlicher, als die Augreifer nicht an einen gewaltsamen Umsturz der geltenden Rechtsordnung zu denken brauchten, sondern getrost Alles der Zeit und der Macht ihrer Propaganda überlassen konnten. Immer tiefer wurde zwischen den beiden feindlichen Welten die Kluft und bald konnte kein schmaler Steg mehr hinüberführen. Die Christen achteten den Begriff des Vaterlandes gering und wollten von der Heiligkeit der Familienbände nichts wissen; sie freuten sich nicht der stolzen Siege des Reiches und sahen in jedem Unglück nur die Bestätigung der Prophetenworte, die den Untergang dieser Welt verkündeten; die Kirche war ihnen die Heimath und der Priester galt ihnen mehr als der höchste Beamte. Sie flohen das Heer, weil ihr verfeinertes Gewissen den Kriegsdienst verbot, und zogen den Märtyrertod dem Lagerleben der Legionäre vor. Sie beschimpften den Reichthum, priesen die Armuth und bereiteten eine wirthschaftliche Revolution, die den Letzten die behaglichen Plätze der Ersten sichern sollte. Ueberall wurde der Reiche, nur weil er reich war, von ihnen geschmäht, als

ein Selbstzüchtling, der vom Schweiß der Armen sein müßiges Leben friste. Allmählich erlag der römische Staat dieser leisen Umklammerung: seinem Lebenssaft fehlte die Erneuerung und die Wurzeln verdorrten; der Wohlstand verfiel und die beständig fortwühlende Unruhe lähmte den Handelsgeist. Jedes Volksthum ist verloren, wenn seine einzelnen Theile einander bekämpfen und paralyßiren. Diese Erfahrung machte das alte Rom: ohne Straßenkämpfe, ohne Zusammenrottung unbotmäßiger Pöbelmassen, nur durch die stille, beinahe unmerkliche Bekehrung der Geister vollzog sich der Umschwung, den auch die reaktionäre Episode des Julianus Apostata nicht aufhalten konnte, — und Theodosius wurde der erste Kaiser im christlichen Reich. Was so lange unmöglich schien, wurde nun Wirklichkeit: die Versöhnung des alten Staates mit dem neuen Glauben. Vor der Versöhnung hatten freilich Beide von ihren Ansprüchen manchen opfern und besonders das Christenthum hatte sich gründlich wandeln müssen, ehe es regierungsfähig werden konnte. Aber die Macht, die ihm in kurzer Frist solchen Sieg wirken sollte, hatte ihre festesten Wurzeln in früherem Leid, im Martyrologium.

Häufig ist hier schon gesagt worden, daß der Sozialismus an reinigender und heiligender Kraft sich mit dem Christenthum nicht messen kann; er beurtheilt und verurtheilt nur die Anderen und setzt die Seelenreinheit der eigenen Anhänger als selbstverständlich voraus; er ruft zu reichlicherem Genuß, das Christenthum mahnte zur Ent-sagung; er will das Diesseits erobern, während das Christenthum sich mit dem Jenseits beschied. Aber die Berechtigung, die stets relative, einer Lehre ist für den Erfolg nicht entscheidend. Berechtigt glaubte sich auch der Kaiser von China, als er sein Volk gegen die weißen Horden aufrief, die so thöricht seien, zu wähnen, ihre Männer und Frauen könnten nach dem Tode auferstehen, und er würde wohl mit eben so gutem Gewissen gegen Jesus von Nazareth kämpfen, wie man bei uns jetzt gegen die sogenannten Parteien des Umsturzes kämpft. Die ganze Wahrheit hat kein sterblicher Mensch; aber auch die klare Erkenntniß der relativen Wahrheit wird unmöglich gemacht, wenn man sich nicht bemüht, das Wesen des wirklichen oder vermeintlichen Feindes zu erforschen. Von diesem Bemühen sehen wir heute leider keine Spur; die Regierungen stehen den Sozialisten genau so verständnißlos gegenüber wie einst die Stützen des römischen Staates den Christen: sie glauben, ein großer Schlag, eine siegreiche Schlacht, könne den Gegner vernichten. Und wenn er sich

zur Schlacht gar nicht stellt, wenn er in den gesetzlichen Schranken verharret und sich begnügt, langsam und leise die Geister zu sich hinüberzuziehen? Dann wiederholt sich, was vor fast achtzehnhundert Jahren geschah, dann wird ein Staatswesen, das nur noch von glorreichen Erinnerungen lebt, von der Basis aus still unterhöhlt, dann strömen der neuen Lehre, die mit der Zauberkraft des Ideals lockt und zieht, die Verirrten und Deklassierten zu und kein harter Druck und kein Zwang kann sie halten. Und auch die schmerzlichste Römererfahrung bleibt uns dann kaum erspart, daß jedes Volkstum dem Verfall geweiht ist, wenn seine Theile einander bekämpfen und paralysiren.

In die feierlich ernste Adventsstille tönt ein Lärm hinein, der wohl solche Erwägungen wecken kann. Nach den gehäuften Majestätprozessen, deren politische Wirkung erst noch zu erproben sein wird, ist man jetzt zu dem Versuch übergegangen, die sozialdemokratische Organisation zu zerstören. Das soll, wie es scheint, der große Schlag sein, das erste Zeichen des Ermannens nach träger Ruhe. Ein Zweifel an dem festen Glauben der leitenden Männer, daß diese Maßregel nützlich sein wird, ist nicht gestattet. Aber vielleicht ist die Frage erlaubt, ob sie wirklich nicht wissen, daß sie den Führern der Sozialdemokratie einen größeren Gefallen kaum erweisen konnten. In dem Augenblick, wo die öffentliche Organisation zerstört ist, tritt wieder die geheime Organisation aus der Zeit des Sozialistengesetzes in Kraft und die wird von vielen Genossen für besser und fester gehalten; jedenfalls ist sie bequemer, da sie den Führern und Vertrauensmännern die lästige Kontrolle und die ewigen Nörgeleien erspart. Es versteht sich, daß die Maßregel als ein Akt tyrannischer Willkür ausgebrüllt wird — Das gehört zur Agitation —, aber im Grunde ist sie Jedem willkommen. Die Führer, die, wie der letzte Parteitag wieder bewies, der Masse gegenüber stets einen schweren Stand haben, werden durch die Verfolgungen in ihrem wankenden Ansehen gestützt; die dienstbaren Geister, die mit Vorträgen und Referaten drei oder sechs Mark verdienen, haben für Wochen und Monate einen dankbaren Stoff und brauchen die Hörer nicht beständig mit den Gewerkschaften und mit Darwin zu langweilen; und die wimmelnde Schaar der Genossen freut sich der Rückkehr zur Geheimbündelei, die einen Hauptreiz der Bewegung bildet, — einen so starken Reiz, daß in den Jahren der Freiheit mehr als einmal der Wunsch ausgesprochen und durchgeführt werden konnte, in einer entlegenen Schlucht, wie früher

eine nächtliche Versammlung abzuhalten. In dem deutschen Stammlande des wissenschaftlichen Sozialismus ist die Bewegung auch trivialisirt worden und man darf da das kindliche Vergnügen an einem Versteckenspiel mit der Polizei nicht unterschätzen. Als die unselige Umsturzworlage beseitigt war, wurde die Sozialdemokratie nach und nach langweilig; neue Gedanken zeigten sich nirgends, mit dem Agrarprogramm wollte es nicht recht vorwärts gehen, die Genossen wurden allgemach ungeduldig und die Breslauer Verhandlungen waren so dürr und dürrtig wie kaum je vorher eine Berathung der Partei. Der Versuch, durch lautes Schimpfen über die nationale Gedenkfeier die Masse zu fesseln, schlug völlig fehl, die kleinen und kleinlichen Zänkereien nahmen kein Ende, die Rivalität zwischen Gewerkschaft und Partei verschärfte sich und eine Versandung des starken Stromes schien sicher. Wohin ist diese Zeit entschwunden! Heute erwacht überall frisches Leben, die Parteiblätter, die täglich mindestens eine Verurtheilung melden, werden in hitziger Erregung erwartet und gierig verschlungen, der Streit verstummt, die Führer — deren Macht im Allgemeinen viel zu hoch eingeschätzt wird — haben Ruhe und die Masse, die weit vom Schuß ist, murmelt seelenvergnügt: Der Sieg muß wohl nahe sein, da die Gegner zu so gewaltsamen Mitteln greifen, und unsere Leute müssen doch höchst gefährlich sein, da man sie so eifrig verfolgt. Der scheidende Herr von Köller thut, was Trajan that, dem er sonst doch nicht ähnlich ist: er hilft, natürlich ohne es zu wollen, ohne es nur zu ahnen, der ermattenden Bewegung auf, er schafft ihr den kostbarsten Schatz, das neue Martyrologium.

Der Schauplatz der urchristlichen Bewegung war eng, wenn man ihn dem des modernen Sozialismus vergleicht; dennoch blieben alle Bemühungen, die neue Lehre gewaltsam auszurotten, damals vergeblich. Ist jetzt auf besseren Erfolg zu hoffen? Es gehört viel Muth — oder viel Unwissenheit — dazu, die Frage getrost mit Ja zu beantworten. In der ganzen Geschichte, von den Christen bis zu den Chartisten, giebt es kein Beispiel dafür, daß eine Bewegung, der man Märtyrer schuf, beseitigt wurde. Wohl aber findet man auf jeder Seite dieser Geschichte die selben Fehler, die selben Irrthümer, die selbe Unkenntniß des Gegners und seines Wollens. In unserem Vaterlande wird zu dieser Geschichte jetzt eine neue Seite geschrieben. Man hält sich an Aeußerlichkeiten und kann den Kern nicht erfassen; man zetert über rohe Ausschreitungen und vergißt, daß sie nur die bekannten Uebertreibungen jeder radikalsten Partei sind;



man ist über den Mangel an nationalem Gefühl mit Recht empört, aber man denkt nicht daran, den seitab Stehenden die Vortheile der nationalen Kultur zugänglicher zu machen und sie so für ein stärkeres Stammesbewußtsein zu gewinnen; man fürchtet einen räuberischen Einbruch in das Privateigenthum und weiß nicht, daß gerade der moderne Sozialismus wie eine Schutzimpfung gegen gewalthätige Regungen wirkt. Soll es wirklich die Art der tapferen und stolzen Germanen sein, sich von der revolutionären Grimasse schrecken zu lassen, die nur widerwillig noch, weil ein Theil der Menge es heischt, manchmal gezeigt wird? Kein Verständiger glaubt, daß mit der heutigen Form des Kapitalismus die letzte Etappe der Menschheitentwicklung erreicht ist; solcher Glaube gleiche dem frommen Wahn der Chiliassten und Adventisten. Ein Neues wird werden, aber es wird der sozialistischen Gesellschaft sicher nicht ähnlich sein. Den Versuch, zwischen Elend und Ueberfluß einen Ausgleich zu schaffen und eine gerechtere Gütervertheilung herbeizuführen, wird kein Wüthen hemmen können; die heute wichtigste Aufgabe ist, Uebergänge zu finden, auf daß die Wandlung sich organisch, ohne allzu heftige Stöße, vollziehen kann, und deshalb kann nur die äußerste Verblendung sich tobend gegen die Sozialisten auf dem Katheder und auf der Kanzel wenden, die, als gute deutsche Männer und ehrliche Patrioten, solche Uebergänge zu finden versuchen. Dem begrenzten Klassenegoismus, der nur an das eigene Behagen denkt, ist es natürlich bequem, Jeden, der zu Vernunft und Ruhe ermahnt, als einen schändlichen Begünstiger der Umsturzparteien mit dem Giftzeichen zu bekleben. Aber der Klassenegoismus hat mit der wissenschaftlichen Anschauung, die das Gesetz der Entwicklung und Umwandlung kennt, nichts gemein. Die Sozialdemokratie hat das Stadium des Putzschismus, wie es Herr Sombart hier neulich treffend nannte, überwunden; sie braucht heute, nach Tertullians Wort, auf einen gewaltsamen Umsturz der Rechtsordnung nicht mehr zu sinnen und kann Alles der Zeit und der Macht ihrer Propaganda überlassen. Diese Zeit sollten auch die Gegner benutzen und, anstatt immer wieder den Büttel herbeizurufen, lieber bedenken, wie einst auch das Urchristenthum sich verwandeln mußte, ehe es dem staatlichen Leben nutzbar gemacht werden konnte, und wie zwischen den beiden feindlichen Mächten damals eine Verständigung erst möglich ward, als man aufgehört hatte, die Sammlung der Märtyrerverlegenden zu mehren.



## Adolf Menzel.

**I**m achten Dezember wird Adolf Menzel achtzig. Seit zwei Generationen lebt er in unserer Mitte, seit einem Menschenalter ist er unserer Stadt und unseres Landes Stolz. Die Grenzen ließen sich auch wohl noch weiter stecken.

Er war fünfzehn Jahre alt, als er von Breslau nach Berlin kam, achtzehn, als er mit seinem cyclischen Erstlingswerke „Künstlers Erdenwallen“ vor das Publikum trat. Die Menge zu gewinnen, dazu waren diese lithographischen Federzeichnungen nach Form und Inhalt nicht angethan; nur Einzelne, darunter der alte Gottfried Schadow, nahmen Ungewöhnliches darin wahr. Diese Zustimmung Einzelner aber war, wie gewöhnlich, nicht gleichbedeutend mit Förderung oder auch nur Entlastung, und der Ahtzehnjährige hatte durch schwere Schulen zu gehen. Das Leben war, von Anfang an, darauf aus, seinen Charakter zu bilden, diesen Urquell seines Könnens.

Menzel begann als Zeichner auf Stein und Holz und erst auf der 1850er Ausstellung — nachdem allerdings Einzelnes auf dem Gebiete der Delmalerei vorausgegangen war — erschien er mit seinem, jetzt der National-Galerie zugehörigen Sanssouci-Bilde („Tafelrunde“), das den bis dahin nur in engerem Kreise Gewürdigten auf einen Schlag unter die Großen einreichte. Seitdem — seine friderizianischen Illustrationen zu dem Franz Kuglerschen Geschichtswerke waren in den vierziger Jahren vorausgegangen — ist er in einer ununterbrochenen Ascendence geblieben, wachsend im Wechsel seiner Aufgaben und Stoffe.

Zunächst freilich hielt er noch an der bis dahin von ihm gewählten Stoffwelt fest und ließ seinem ersten Friedrichsbilde verschiedene Darstellungen aus der selben Epoche folgen, unter ihnen, um nur die bekanntesten zu nennen, das „Abendkonzert Friedrichs des Großen“ und „Friedrich der Große bei Hochkirch“, Bilder, die, wie die vorgenannte Sanssouci-Tafelrunde, zum allgemeinen Bildungsstand des modernen norddeutschen Menschen gehören, etwa wie die Kenntniß von Wallenstein oder Egmont. Nach der populären Abschätzung rangiren die drei genannten Bilder in der Reihenfolge, wie sie vor

dem Publikum erschienen; einzelne Stimmen aber fühlen sich versucht, das Hochkirchbild am Höchsten zu stellen, weil es, neben Dem, was allen Menzelbildern eigen ist, auch noch ein Maß von Kraft und Leidenschaft zum Ausdruck bringt, das, über die bloß künstlerische Befriedigung hinaus, zugleich noch das Innerste, die Seele des Beschauers, mit fortreißt. Die aus der Tiefe heraufkletternden Vordergrundsgrenadiere mit ihrem schon an der Hand verwundeten alten Major an der Spitze (der Alte selbst ein pommerscher Schwerinskopf), die schräg durch das Bild hin im Schatten stehende Feuerlinie mit dem Spontan-Unteroffizier am linken Flügel, endlich der König selbst, wie ein Rasender aus der Dorfstraße herausjagend, ohne Hut, das Haar im Winde, — welch ein Bild! Die meisten Schlachtenbilder, selbst die versailer nicht ausgeschlossenen, gähnen uns von den Wänden her an; aber auch unter denen, die, wenns sein muß, ohne Weiteres als Schmuck und Zierde gelten können, auch unter diesen ist vielleicht nur eines, das — im Uebrigen allem Menzelschen diametral entgegengesetzt — an poetisch innerlicher Gewalt mit diesem Hochkirchbilde wetteifern kann: die Hunnenschlacht.

Menzel ist der Maler der friderizianischen Epoche par excellence. Sein Ruhm auf diesem Gebiete hat, wie nur zu begreiflich, Andere nicht ruhen lassen und Viele sind dem von ihm eingeschlagenen Wege gefolgt. Aber diese seine Gefolgschaft ist doch zugleich durch eine unüberbrückbare Kluft von ihm getrennt, und wenn die Menzelschen Friedrichsbilder, auch solche, die stofflich von Potsdam und seinen Schlössern weitab liegen, einer Sanssouci-Causerie des Königs mit Voltaire gleichen, so gleichen — ein paar Ausnahmen (vielleicht nur eine) zugegeben — die Bilder Derer, dies Menzel nachthun wollen, einem Perückengespräch mit Kammler oder Vater Gleim.

Die Zeit, während der Menzels Friedrichsbilder und Friedrichsillustrationen entstanden, umfaßt die Jahre von 1840 bis 1860, und wenn man diesen Zeitraum als seine friderizianischen zwanzig Jahre bezeichnen darf, so die zwanzig folgenden als seine wilhelmianischen. Dieser Epoche von 1860 bis 1880 gehören neben zahlreichen, in Aquarell ausgeführten und zumeist unsere Tagesgeschichte verherrlichenden Gedenk- und Huldigungsblättern, in erster Reihe die „Krönung König Wilhelms in der Schloßkirche zu Königsberg“, die „Abreise König Wilhelms (1870) zur Armee“, das „Ballsouper“ und „Cercle beim

Deutschen Kaiser“ an, Bilder von gleicher Bedeutung wie die der vorausgegangenen Epoche, wenn auch nicht voll von gleicher Volksthümllichkeit. Worin Dies begründet liegt, ist schwer zu muthmaßen, noch schwerer zu beweisen.

Friderizianische Bilder, wilhelminische Bilder, — und zwar durch zweimal zwanzig Jahre hin! Und so haben wir uns denn daran gewöhnt, Menzel, mehr oder weniger ausschließlich, als einen Verherrlicher unserer preussischen Geschichte, der vergangenen wie der gegenwärtigen, aufzufassen. Aber neben diesem Menzel der gäng und geben Auffassung ist immer ein zweiter, in vielen Stücken durchaus anderer Menzel, einhergeschritten, der, einer von außen her als Wunsch, Auftrag, Forderung an ihn herantretenden Stoffwelt durchaus abgewandt, in sich selbst gestellten, rein künstlerischen Aufgaben, in der Erfindung immer neuer Techniken und zugleich in der Lösung immer neuer Probleme sein Ideal fand. Eine mit Vorliebe von ihm gepflegte Spezialität wurden die Lichteffekte. Bald aber in der Beobachtung und Wiedergabe des Kerzenlichtes kein Genüge mehr findend, ließ er sich, in einer sich wie von selbst ergebenden Steigerung seiner nach dieser Seite hin liegenden Aufgaben, angelegen sein, sich an der malerischen Wiedergabe von Roth- und Weißglühlicht zu versuchen. Aus einem dieser Versuche heraus entstand eines seiner merkwürdigsten und epochemachendsten Bilder: „Moderne Cyclophen“, auch (und wie mir scheinen will, richtiger) die „Schmiede“ betitelt. Denn was in dem hier in Rede stehenden Bilde gegeben ist und unser lebhaftestes Interesse weckt, ist, weit über die Menschen als solche hinaus, das Thun dieser Menschen und der Ort, an dem sie thätig sind.

Menzel beherrscht jeden Zweig seiner Kunst, aber freilich mehr noch beherrscht er sich selbst. Der Mensch in ihm wächst noch über den Künstler hinaus. Was dieser in seinem Hochmaß ist, ist er vor Allem durch den Menschen, durch eine seltene Inkarnation von Fleiß, Pflicht und Muth. Dieser Muth ist seine vielleicht schönste und größte Seite. Nie schwankend, was gilt, nie bloßer Lebensflugheit nachgebend, ist ihm innerhalb der moralischen Welt alles Marchandiren fremd. Und nun gar erst Fahnenflucht! Von Kopf zu Fuß loyal, allem Utopistischen abgeneigt, ist er doch zugleich durch und durch ein Mann der Freiheit und als solcher immer da zu finden, wo von alter Zeit her die richtigen Preußen, die Leute von festem Rückgrat, gestanden

haben. Und diese haben — Gott sei Dank — vordem wie heute noch immer ihre Widersacher überdauert. Als der alte General v. d. Marwitz vor Friedrich Wilhelm dem Dritten stand, um sich, und zwar nach Verbüßung seiner Strafe, wegen einer Opposition, deren Heftigkeit ihn auf die Festung geführt hatte, respektvollst zu rechtfertigen, antwortete ihm sein gnädiger König: „Weiß schon, weiß schon, . . . immer Ueberzeugungen gehabt haben“, und als unser Menzel, unser heut achtzigjähriger Jubilar, eben seinen Namen unter eine gegen die geplante Umsturzvorlage sich richtende Petition gesetzt hatte, lud ihn, als Antwort darauf, sein junger Kaiser nach Sanssouci hinauf, um hier, bei einer in Klängen und Bildern veranstalteten Friedrichsfestlichkeit, die große Zeit vor dem Auge Dessen heraufsteigen zu lassen, der, mehr als irgendwer, zu des Königshauses und des preußischen Volkes Ruhm eben diese Zeit darzustellen und zu verherrlichen gewußt hat.

Theodor Fontane.



An den Gruß, den der große Preußendichter hier dem großen Preußenmaler entbietet, schließt sich wohl nicht ungeschicklich der Hinweis auf eine Publikation, die, unter dem Titel „Das Werk Adolf Menzels“, in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann) in München erschienen ist und der Max Jordan den begleitenden Text mit auf die Reise gegeben hat. Die berühmtesten Menzelbilder sind da in guten Reproduktionen vereint, auch die weniger bekannten Bilder fehlen nicht und so wird es dem Betrachter möglich, der Entwicklung des Künstlers vom Jahre 1828 an, wo der Dreizehnjährige mit fester Hand die Bleistiftzeichnung von Publius Cornelius Scipio entwarf, bis auf die Höhe der Meisterschaft zu folgen, die der ohne Wank aufrechte Achtziger heute behauptet. Das mit feinstem Geschmack ausgestattete Prachtwerk kann als ein künstlerisches Festgeschenk aufrichtig empfohlen werden. Es zeigt uns, daß „Künstlers Erbenwollen“ nicht immer so zu enden braucht, wie Menzel meinte, als er 1833 unter das letzte Blatt seines Federzeichnungen-Cyclus schrieb: „Der Baum ist zwar gefallen, aber erst, da er am Boden liegt, überfieht man ganz die Herrlichkeit seiner Fruchtpracht; und über ihm steigt leuchtend das Gestirn des Tages auf.“ Das galt einem Künstler, dem erst der Nachruhm Anerkennung bescheert. Adolf Menzel erlebt die Freude, noch ehe es nachtet, die Herrlichkeit seiner Schöpfung anerkannt und weit über die Grenzen der Heimath hinaus bewundert zu sehen.



## Menschheitsreligion.

Das Wort Positivismus enthält, wie es jetzt bei uns in England angewendet wird, kaum mehr eine besondere Beziehung auf Comtes Lehrgebäude, auf seine Anschauungen über die geschichtliche Entwicklung des Denkens, auf seine Einteilung der Wissenschaften, seine soziologischen Theorien oder jene seltsamen Entwürfe von Regierungsformen und Gebräuchen, wie sie in seinen späteren Schriften enthalten sind und die Treue seiner Jünger und den Ernst seiner Kritiker auf die Probe gestellt haben. Das Wort wird wohl vielmehr in einer weiteren Bedeutung gebraucht und bezeichnet meiner Meinung nach eine allgemeine Denkrichtung oder Denkart, die nach der negativen Seite jeden Glauben an Etwas jenseits der Erscheinungen und der Gesetze, die diese verknüpfen, abweist und nach der positiven Seite in den „Menschheitskultus“ oder, wie es Andere nüchterner ausdrücken, im „Menschheitsdienst“\*) eine Religionform zu finden suchen, die von keinem übernatürlichen Element befleckt ist. Die negative Seite dieses Bekenntnisses will ich hier bei Seite lassen. Wer, wie der Positivist, zuversichtlich behauptet, daß es nur eine Art von Dingen giebt, die wir erkennen können und thatsächlich erkennen, und eine andere Art, die wir nicht kennen und niemals kennen können, glaubt sich offenbar im Besitze eines entscheidenden Prüfsteines aller Erkenntniß. Wie weit diese Voraussetzung berechtigt ist, Das habe ich in einem Buche von meinem eigenen Standpunkt aus zu erörtern versucht, dessen Titel die Theilnahme stärker angezogen hat als sein Inhalt.\*\*\*) Ich will hier nicht darauf zurückkommen. Ich will mich einzig auf die Betrachtung Dessen beschränken, was man das religiöse Element im Positivismus nennen kann, und seiner Eignung, die höchsten Bedürfnisse solcher Wesen zu befriedigen, wie wir nun einmal sind, und die sich in einer Welt befinden, wie die unsere nun einmal ist.

Von mancher Seite wird von vorn herein bestritten werden, daß man den Ausdruck Religion von einer Weltanschauung brauchen könne, die nichts Uebernatürlichen in sich hat. Das ist ein Wortstreit und, wie alle Wortstreite, eine bloße Sache der Bequemlichkeit. Nach meiner Ueberzeugung wechselt die Bequemlichkeit in dieser Hinsicht mit der Art der Untersuchung, mit der wir gerade beschäftigt sind. Betrachten wir die Religionen von ihrer dogmatischen Seite, als Glaubenssysteme, die als solche etwas von Ethik und Naturwissenschaft Verschiedenes sind, dann wäre es gewiß ungereimt, von dem Positivismus, der nur Anschauungen gestattet, die entweder naturwissenschaftlich oder ethisch sind, zu sagen, er enthalte überhaupt ein religiöses

\*) James Cotter Morison, Service of Man. Deutsch als „Menschheitsdienst“, Leipzig, Reißner, 1890.

\*\*) The Justification of Philosophical Doubt.

Element. So betrachtet, ist er die Verneinung aller Religion. Wenn wir aber die Religion nicht nur von außen betrachten, als ein System von Behauptungen darüber, was über die Beziehungen des Menschen zu einer übernatürlichen Macht und die Verhaltungsmaßregeln, die sich darauf aufbauen, wißbar ist, sondern von innen, als bestehend aus Glaubensthaten und durchdrungen von religiösem Gefühl, dann wäre es doch wohl unbillig, zu behaupten, daß sich ein derartiges Gefühl nicht um den Gegenstand der Verehrung des Positivismus schlingen könne und daß es dann unpassend sei, ihn als Religion zu bezeichnen.

Es ist ganz sicher, daß es einen Supranaturalismus ohne religiöses Gefühl geben kann. Eben so wenig brauchen wir die Möglichkeit zu streiten, daß es Etwas wie religiöses Gefühl ohne Supranaturalismus giebt. Die Deisten des letzten Jahrhunderts fanden einen solchen durch den Weltplan bewiesen. Das Dasein der Welt zeigte nach ihrer Meinung, daß es eine erste Ursache gegeben habe. Die Art und Weise der Welt zeige, daß diese erste Ursache denkend und gütig war. So schufen sie sich eine dogmatische Basis für eine Religion, die, so ungenügend sie auch ist, trotzdem für eine ungeheure Anzahl Menschen die wirkliche Religion gewesen ist und noch ist. Für die Denker, von denen ich rede, war diese Theorie jedoch niemals mehr als ein spekulativer Glaube. Die Kette von Ursache und Wirkung bedurfte eines Anfanges; und ihre Theorie von der ersten Ursache schuf einen solchen. Die Idee eines unendlich zusammengesetzten und geordneten All erschien an sich ungenügend, wenn nicht unverständlich; so rundeten sie sie mit einem Gott ab. Nun besitzt der Wilde, der einen Stein nur deshalb verehrt, weil er eine seltsame Gestalt hat, sicherlich eine Religion, wenn auch eine sehr erbärmliche und niedrige; die Deisten aber, von denen ich rede, hatten blos eine Theologie, aber eine, wie sie nur in einer verhältnißmäßig fortgeschrittenen Gemeinschaft möglich war.

Somit kann es allerdings einen spekulativen Glauben an das Uebernatürliche geben, der in Folge des Fehlens von religiösem Gefühl nicht eine Religion im vollen Sinne des Wortes bildet; und eben so kann es religiöses Gefühl geben, das getrennt von jedem Glauben an etwas Uebernatürliches ist. Es liegt sicher auf der Hand, daß solch ein Gefühl begrenzt ist. Die Vielgestaltigkeit und den Umfang des vollen religiösen Bewußtseins kann es der Natur der Sache nach niemals erreichen. Der Anblick des gestirnten Himmels mag Bewunderung und Ehrfurcht einflößen, aber man kann von ihm höchstens bildlich sagen, daß er Liebe und Hingebung einflöße. Die Menschheit kann andererseits Liebe und Hingebung einflößen, aber sie flößt gewöhnlichen Köpfen weder Bewunderung noch Ehrfurcht ein. Wenn wir diese und andere religiöse Gefühle auf einen Gegenstand vereinigt finden

wollen, der die starren Vorschriften des Sittengesetzes lebendig macht, so müssen wir die vereinigende Macht in den Lehren der übernatürlichen Religion suchen. Dem kann man entgegenhalten, daß einige Gefühle, die sich mit einer übernatürlichen Theologie verbinden, der „Menschheitsreligion“ fehlen, aber daß diese hauptsächlich Sinn und Bedeutung haben für die Lehre von einem zukünftigen Leben und also den Menschen, die für den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Lebens keinen Grund aussfindig machen können, naturgemäß sinnlos und nachtheilig erscheinen. Und Das ist der Punkt, von dem aus ich weiter gehen möchte. Der Glaube an ein zukünftiges Leben ist einer der auffälligsten — um nicht zu sagen: wichtigsten — Unterschiede zwischen der positiven und der übernatürlichen Religion. Es ist ein Unterschied, in dem keine Uebereinkunft und kein Kompromiß möglich ist. Er gestattet keine Abstufung, kein Weniger und kein Mehr. Er ist entweder wahr oder falsch. Und was ich hier möchte, ist: ein paar Beobachtungen anstellen über den qualitativen Werth des unmittelbaren Gewinnes oder Verlustes für die höchsten Interessen der Menschheit, der einer Verdrängung der christlichen Theorie durch die positivistische folgen würde.

Ich spreche von qualitativem Werthe, da es nicht so leicht ist, den quantitativen Werth zu bestimmen, so lange wir, wie bisher, noch keinerlei Erfahrung in solchen Dingen gesammelt haben. Die Menschheitsreligion, als geschieden von allen anderen Religionen, hat zu Bekennern nur eine kleine und in vieler Hinsicht eigenartige Sekte. Die Pflege hochgespannter Gefühle gegenüber der Menschheit, abichtlich losgelöst von der Pflege des religiösen Gefühles Gott gegenüber, ist bis jetzt noch niemals in umfassender Weise versucht worden. Bis jetzt giebt es nur Laboratoriumsexperimente darüber und jedenfalls ist noch kein Versuch einer Massenfabrikation gemacht worden. Und selbst wenn Dem anders wäre, so hätte doch der zu ziehende Schluß noch für lange zweifelhaft bleiben müssen. Denn der Erfolg solcher Versuche hängt erheblich von der Art des sozialen Milieus ab, in dem sie angestellt werden. Und wenn, wie ich hoffen möchte, das vorhandene soziale Milieu dem Wachsthum menschenfreundlicher Gefühle günstig ist, so ist seine Eigenart doch in weitem Umfang auf Rechnung der Wirkung des Christenthumes zu setzen. Es wäre erst noch zu beweisen, daß nach der Vernichtung des Christenthumes sich eine „Menschheitsreligion“ lange die Atmosphäre erhalten könnte, in der allein sie auf die Dauer zu blühen vermag.

Ich mache also gar nicht erst den Versuch, die Größe des Gewinnes oder Verlustes abzuschätzen, den eine Vernichtung des Glaubens an eine Vorsehung und ein zukünftiges Leben der Menschheit bringen würde. Ich will nur ein paar von den Elementen zu kennzeichnen versuchen, aus denen sich dieser Gewinn oder Verlust zusammensetzen würde. Dabei will ich



jedoch die Gefühle der Befriedigung oder Unbefriedigung, mit denen die Einzelnen — je nach ihrer Gemüthsanlage oder ihrer Weltanschauung — ihr persönliches Schicksal nach dem Tode betrachten, weder berechnen noch erörtern. Augenblicklich habe ich es mit Gedanken und Gefühlen umfassenderer Art zu thun und zu diesen rechne ich die Wirkung, die der Glaube, die physische Auflösung bedeute nicht die Auflösung des Bewußtseins, der Tod lasse den Vorhang nur für einen Akttschluß nieder, nicht für den Schluß des Stückes, auf die Stimmung hat, mit der wir die dunkleren Seiten der Welt betrachten, in der wir leben.

Die Behauptung, die Lehre von der Unsterblichkeit gebe uns eine fertige Lösung des Problems des Bösen, ist natürlich absurd. Wenn es da ein Problem giebt, so ist es unlösbar. Trotzdem kann kein Zweifel daran sein, daß es vielleicht die ganze Geistesverfassung tief zu beeinflussen vermag, in der wir den drängenden Thatfachen der Sünde, des Leidens und des Elends ins Auge schauen. Ich bin kein Pessimist. Ich behaupte nicht, die Schmerzen und Freuden der Menschheit gegen einander abgewogen zu haben und zu dem Schlusse gelangt zu sein, es wäre besser für uns gewesen, wenn wir nie geboren wären. Wohl aber vermag das Gefühl ungelinderten Elends, nicht wieder gutgemachter Uebelthaten, unheilbarer Schmerzen, hoffnungslosen Mißlingens, so großen physischen Schmerzes, daß er in einer Welt der Schatten als die überwältigende Realität erscheint, so tödtlicher geistiger Niedergeschlagenheit, daß sie selbst den physischen Schmerz als Erleichterung willkommen heißt, wohl vermag das Gefühl dieser Dinge und all der Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten einer verkehrten und ungerechten Welt unser Gemüth zu bedrücken und die Quellen unserer Kraft zu zerrütten, wenn wir unseren Blick einzig auf diese Welt zu richten haben. Denn in solcher Weise eingeschränkt, ist das Problem hoffnungslos. Träumen wir Zukunftsträume, welcher Art wir mögen; malen wir sie uns aus in Farben unserer eigenen Wahl; bauen wir uns eine Welt, in der der Krieg abgeschafft ist, die Krankheit gemildert, und die Armut ausgerottet; in der Gerechtigkeit und Liebe jede Lebensbeziehung bestimmen: und wir haben immer noch einen Nest unheilbarer Uebel unberührt gelassen, — Trennung, Verfall, Ueberdruß, Tod. Dieses ferne und fragliche Tausendjährige Reich besitzt seine dunklen Schatten; und dann: wie fern und fraglich ist es! Selbst der kühnste Prophet kann schwerlich mit dem Brustton der Ueberzeugung behaupten, ob die ungeheuren Bergesumriffe, denen wir zutreiben, Wolken sind oder fester Grund. Das künftige Glück ist fraglich, das gegenwärtige Elend sicher. Nichts von Alledem, dessen sich die Menschheit in Zukunft erfreuen wird, kann wettmachen, was sie in der Vergangenheit erduldet hat. Denn die Menschen, die sich jener Dinge freuen werden, sind nicht die selben, die gelitten haben. Eine Gruppe von Menschen hat den Schaden gehabt und eine andere erhält den Ersatz dafür.

Ich möchte mich keiner Uebertreibung schuldig machen. Man kann gern zugeben, daß es viele Menschen giebt, für die das Wissen, daß es vieles Böse gutzumachen giebt, ein Antrieb wird, es gutzumachen, und nichts weiter; die im Stande sind, ihre Gedanken frei von Allem zu halten, was sie nicht gerade unter ihren Händen haben, und die gleich dem erfahrenen Arzte von den Leiden der Menschen, denen sie zu helfen versuchen, ganz ungerührt bleiben. Aber ich weiß nicht, ob es solcher Menschen sehr viele giebt oder ob sie zunehmen. Die Empfindlichkeit gegen soziale Uebel ist im Wachsen, und es ist gut, daß sie im Wachsen ist. Aber sie ist kein ungemischtes Gut. Je weiter die allgemeine Theilnahme schweift, je umfassender die soziale Phantasie wird und je leichter sie einspringt, um so mehr wird auch die Zahl Derer wachsen, die, ihrer Gemüthsanlage zufolge, wahnjünnig auf die erste Quacksalbe zustürzen, die sich bietet, und Derer, die, zu klaren Geistes, um unüberlegt zu sein, aber nicht dickfellig genug, um gleichgiltig zu sein, sich in die Fesseln skeptischer Verzweiflung werfen. Für die erste Klasse läßt sich wohl kaum Etwas thun; gegen die Dummheit ist kein Kraut gewachsen. Für die zweite aber hat der Glaube, daß, was wir sehen, nur ein Theil, und zwar nur ein sehr kleiner Theil eines allgemeinen Planes ist, der das Schicksal nicht nur der Menschheit, sondern (was denn doch etwas ganz Anderes ist) jedes einzelnen Mannes, Weibes und Kindes, das in die Welt hineingeboren wird, vollenden soll, Trost und Ermuthigung, Kraft und Hoffnung geboten und kann sie weiter bieten.

Allerdings heißt es manchmal, daß die Einrichtung, Lohn und Strafe für Tugend und Laster in diesem Leben an eine andere Welt zu knüpfen, sich an das Niedrige im Menschen wende. Man zieht Vergleiche zwischen Religionen, die von solchen Vergeltungstheorien Gebrauch machen, und solchen, die Das nicht thun, und diese Vergleiche fallen zu Ungunsten der ersten aus. Aber diese Anschauung, die sich ihrer Natur nach leicht mit billiger Rhetorik behandeln läßt, bietet mehr als einen Angriffspunkt. Erstens faßt sie die Stelle falsch auf, welche die Lehre von einer künftigen Wiedervergeltung in der christlichen Theologie einnimmt: diese ist allerdings wichtig und bedeutsam, aber doch nur untergeordnet in der Hierarchie der religiösen Motive. Ich halte mich hierbei nicht auf; denn dieser Punkt fällt außerhalb der Grenzen meines Gegenstandes. Aber zweitens faßt sie auch die wahre Stellung einer vernünftigen Selbstliebe in jedem gesunden System praktischer Sittlichkeit falsch auf.

Man stelle sich nur einmal einen Augenblick vor, wie viel besser und glücklicher die Welt wäre, wenn jede Handlung in ihr von dem vernünftigen Streben nach dem Glücke des Handelnden geleitet würde. Ausschreitungen aller Art, Trunkenheit und ihre üblen Folgen würden verschwinden; die Krankheit würde ungeheuer gemildert werden. Neun Zehntel der kleinen

Kränkungen, die das häusliche Leben verbittern, würden ausgeglichen werden; der Wettbewerb um das Geld würde sich vermindern; denn das Geld würde eben nur nach der Menge des Vergnügens abgeschätzt werden, die es seinem Besizer zu erkaufen vermag; die theilnehmenden Gefühle würden emsige Pflege finden, weil sie die dem Ueberdruß und der Uebersättigung am Wenigsten unterworfen sind; und die Selbstaufopferung würde als letzte Verfeinerung eines gerechtfertigten Luxus ausgeübt werden.

Nun würden wir eine so verstandene Selbstliebe mit Recht als Quelle von Handlungen unendlich viel niedriger werthen als die Liebe zu Gott oder die Liebe zu den Menschen. Aber es wäre sicherlich ein grober Mißgriff, sie mit Gehelassenen zu verwechseln, wovon sie gewöhnlich genau das Gegentheil ist, oder sie in irgend einer Weise gemein oder niedrig zu nennen. Trotzdem muß es aber manchmal vorkommen, wenn auch selten, daß die vernünftige Selbstliebe mit der interesselosen Liebe zu den Menschen in Konflikt kommt, wenn man nur die Ergebnisse in dieser Welt in Rechnung zieht. Nur wenn wir eine andere Daseinsphase in direkter sittlicher Beziehung mit dieser annehmen dürfen, läßt sich der Widerspruch zwischen diesen beiden führenden Grundsätzen des Verhaltens sicher und allgemein in eine höhere Harmonie lösen.

Allerdings hält man uns die Hoffnung vor Augen, eine kluge Handhabung der Geheimkräfte der öffentlichen Meinung könne uns einen sehr wirksamen Ersatz für Himmel und Hölle bieten und uns eine Methode schenken, jede der Gesamtheit unerfreuliche Handlung so unerträglich für ihren Vollbringer zu machen, daß ein vollkommener Einklang zwischen den Interessen der Einzelnen und denen der Gesamtheit entsteht. Nun liegt mir gewiß die Behauptung fern, dieser Plan sei rein utopisch. Seltsamer Weise findet er besondere Zuneigung bei Denen, die in der landläufigen Lehre von einer künftigen Vergeltung etwas der höchsten Sittlichkeit Unwürdiges finden. Die Wirkung, welche die Meinung seiner gewohnten Genossen auf den Durchschnittsmenschen hat, der weder ein Held noch ein Lump ist, kennt fast keine Grenzen. Allerdings ist mir nicht bekannt, daß ihr Beifall seinem Gegenstande einen Vorgeschnack des Himmels zu geben vermocht hätte; aber zweifellos läßt sich ihre Mißbilligung so organisiren, daß sie ihrem Opfer einen genügenden Vorbegriff von der Hölle giebt. Aber würde wohl ein nächsterner Mensch diese Macht unendlich vermehrt und in unverantwortliche Hände gelegt wünschen? Zeigt sich dabei auch nur die verschwindendste Möglichkeit, daß ihre Ausübung auf Fragen der Sittlichkeit beschränkt bleiben würde? Würde sie nicht unausbleiblich in die individuelle Freiheit in neutralen Dingen hinübergreifen? Würde sie nicht jeden Keim jener „Tendenz der Variirung“ vernichten, die die Grundlage aller Entwicklung ist? Und

ist es ernstlich als Verbesserung in dem Plane des Alls zu betrachten, daß die unendliche Gerechtigkeit und die unendliche Gnade entthront werden zu dem Zwecke, die Apotheose einer alten Jungfer an ihre Stelle zu setzen?

Lassen wir also diesen Ersatz einer künftigen Wiedervergeltung als ein Heilmittel, das gefährlicher als die Krankheit ist, bei Seite und sehen wir uns die Stellung genauer an, in der die praktische Sittlichkeit durch die Abschaffung eines künftigen Lebens gelassen wird. Ich habe eine Skizze davon entworfen, wie die Welt aussehen würde, wenn sie durch vernünftige Selbstliebe regirt würde; und ein Vergleich zwischen diesem Bilde und der Wirklichkeit sollte Jeden genügend davon überzeugen, ein wie schwaches Motiv die Selbstliebe immer ist, — verglichen mit den Aufgaben, die ihrer harren. Hierin liegt die Erklärung einer Thatsache, die, seltsam genug, als Grund für die Worthlosigkeit des Christenthumes als eines Mittels zur Ver sittlichung der Welt benutzt worden ist. Wie kommt es, fragen diese Gegner, daß in Zeiten, wo (wie sie in der Geschichte lesen) die Leiden und Freuden der Ewigkeit der Christenheit besonders lebendig gegenwärtig waren, keine größere Wirkung auf das Leben der Menschen erzielt worden ist? Daß Ausschweifung und Frömmigkeit so oft Hand in Hand gegangen sind? Daß die Schrecken der Hölle und die Hoffnungen auf den Himmel machtlos gewesen sind, der Hand der Gewalt und Unterdrückung Einhalt zu gebieten? Die Antwort ist: ganz wie heute hat die Ueberzeugung, daß das Glück auf einem Wege und das Elend auf einem anderen liegt, selten genügt, um den Pfad des Reisenden zu bestimmen. Er wählt den falschen Weg, obgleich er weiß, daß es der falsche Weg ist, und obgleich er in den Augenblicken des Nachdenkens sicher ist, daß er nicht nur wissentlich das Schlechte thut, sondern sogar wissentlich gegen seinen Vortheil handelt. Das verträgt sich aber nicht nur mit den Thatsachen der menschlichen Natur, sondern auch mit den Lehren des Christenthumes. Wenn die Ausübung der edelsten Lebensführung eine Frucht ist, die dem aufgeklärten Wunsche nach Glück entspringen kann, dann sind die Theologen aller Zeiten stark im Irrthum gewesen. Aber Dem ist eben nicht so. Wie nahe in der Theorie auch die Handlungen, welche die Selbstliebe vorschreibt, mit denen übereinstimmen mögen, welche die Wohlthätigkeit anordnet, so ist es doch noch Niemandem gelungen, sie allein aus dem Motive der Selbstliebe zu vollbringen. Keine Ueberzeugung, daß z. B. Selbstlosigkeit sich bezahlt macht, hat Jemanden gewohnheitmäßig und mit Erfolg selbstlos gemacht. Wie die Erfahrung zeigt, daß die Selbstliebe unfruchtbar bleibt, wenn sie nicht in der Liebe zu Anderen aufgeht, so lehrt die Kirche, daß diese Liebe zu Anderen sich in ihrer höchsten Vollendung selten findet, wo sie nicht verbunden ist mit der Liebe zu Gott. Wie verhält sich nun dazu die positivistische Weltanschauung? Die Selbstliebe

wird durch sie als Motiv zur Tugend direkt geschwächt — durch die Abschaffung einer übernatürlichen Ausgleichung in einem anderen Leben. Die Liebe zu Anderen wird indirekt geschwächt — durch die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen ihr und der Selbstliebe. Die Liebe zu Gott wird völlig unterdrückt. Sicherlich müssen Menschen, die dieses Ergebnis mit Gleichmuth betrachten können, dem Siege der Sittlichkeit sehr gleichgiltig gegenüberstehen und die menschliche Natur sehr wenig kennen. Wenn man jedoch die Wirkung irgend einer Weltanschauung auf die menschlichen Handlungen betrachtet, so ist es ein großer, leider aber gewöhnlicher Irrthum, das Gesichtsfeld auf den bloßen Bestand der Sittlichkeit einzuschränken, den sie vertritt, oder auf die Art und Weise, sittliches Handeln zu erzeugen. Die Art, wie sie die Ergebnisse menschlicher Anstrengung der menschlichen Einbildungskraft darbietet, ist aber schwerlich weniger bedeutsam. Die Frage: ist das Leben des Lebens werth? bedeutet, wenn sie nicht der bloße Ausruf von Ueberdruß und Ekel ist: giebt es Etwas, nach dem zu streben es sich der Mühe verlohnt, nicht bloß als Pflichtsache, sondern wegen seiner außerordentlichen Erhabenheit? Das wenigstens sollte es bedeuten. Lassen sich die Mühsale des Menschen überhaupt von einem Gesichtspunkte aus betrachten, der nicht nur das Gewissen, sondern auch die Einbildungskraft befriedigt? Denn wenn wir bestenfalls vom Leben sagen können, daß es zwar herzlich wenig Sinn hat, aber doch, wo die Umstände günstig sind, immerhin nicht gerade unangenehm ist, dann würde es in den Augenblicken des Nachdenkens uns sicherlich nicht des Lebens werth erscheinen. Und je mehr wir es als Ganzes betrachten, je mehr wir uns über die Abhaltungen des flüchtigen Augenblickes erheben, desto weniger wird es lebenswerth scheinen.

Ich darf wohl annehmen, daß kein Positivist Das bestreiten wird; aber jeder würde für seine Weltanschauung den Vorzug in Anspruch nehmen, daß sie einen idealen Gegenstand habe, der ungeheuer genug sei, um die Gesamtkräfte der Menschheit zu verschlingen, und glänzend genug, um ihre höchsten Wünsche zu befriedigen. An der Arbeit, eine vollkommene Menschheit aufzubauen, kann Jeder theilnehmen. Keiner kann allerdings viel thun, aber Alle können doch Etwas thun. Auf seiner kurzen Reise aus dem Nichts in das Nichts kann jeder Mensch seinen Kiesel zu den sich langsam erhebenden Grundlagen einer idealen Welt beitragen, zufrieden damit, in ewiges Dunkel hinüberzugleiten, wenn er nur um einen Augenblick das Eintreten des goldenen Zeitalters beschleunigt hat, das sicherlich kommen muß, wenn er es auch nicht erleben wird.

Das Ideal mag großartig sein; ist es aber auch positiv? Ich habe niemals zu entdecken vermocht, daß es für diese schmeichelnden Einbildungen in den bekannten Naturgesetzen irgend welche Begründung gebe, oder auch

nur für irgend welche zuberächtliche Erwartung, daß wir auf dem rechten Wege zur Vollkommenheit sind, wenn diese überhaupt erreichbar ist. Wer das Wohl der nächsten Generation dem größeren Wohle der übernächsten opfern wollte, wäre ein Thor. Er opfert eine Zeit, von der er vielleicht wenig weiß, einer anderen, von der er gar nichts weiß. Er könnte, wenn er wollte, wenigstens in der Dämmerung dahintappen, aber er wagt sich lieber in das Dunkel schwarzer Nacht. Und doch —: was ist eine Generation in der Menschheitsgeschichte? Nichts. Und wir, die wir nicht einmal sicher sind, ob unsere Bemühungen unseren Enkeln zum Vortheil oder zum Nachtheil gereichen werden, wir sollen ruhig annehmen, daß wir auf dem Wege sind, zu dem Glück der fernsten Vertreter menschlicher Rasse beizutragen!

Vielleicht wendet man ein: wenn wir nur unser Bestes thun, dann wird uns alles Das schon gegeben werden; und wir würden ohne einen bewußten Plan leise einem schließlichen Ende zutreiben, mit der Hilfe der modernen Vorsehung, dem Grundsatz der Entwicklung. Aber ich habe niemals das Glück gehabt, mich überzeugen zu lassen, daß die Entwicklung, insoweit sie eine wissenschaftliche Lehre ist, alle diese guten Dinge verheißt oder auch nur eins davon. Welche Führung giebt uns hierin die Naturwissenschaft? Man lehrt uns, daß die aufeinanderfolgenden Entwicklungen von Arten sich nicht an einem Hauptkanal entlang gezogen haben, sondern in zahllosen Zweigströmen, gleich denen, die das Delta eines großen Stromes zerschneiden. Eben so wissen wir, daß an einem oder dem anderen Punkte des Weges nach der Entwicklung einer höheren Intelligenz hin alle diese Ströme mit Ausnahme eines einzigen aufgehalten worden sind. Die Vorfahren des Menschen, und sie allein, scheinen die genaue Fluthlinie getroffen zu haben, die einen Aristoteles oder Newton hervorbringen konnte. Aber weil der Mensch, glücklicher als seine Vetter, so weit gekommen ist, — soll deswegen sein künftiger Fortschritt unbegrenzt sein? Wenn er sich nur dem Grade nach von den Thieren unterscheidet, wird da nicht sein Geschick ebenfalls nur dem Grade nach von dem ihren verschieden sein? Auch er wird einen Punkt erreichen, wenn er ihn noch nicht erreicht hat, über den hinaus keine Variation ein gesteigertes geistiges Fassungsvermögen, gesteigerte Stärke der Einbildungskraft, gesteigerte Besittlichkeit des Willens, gesteigerte Fähigkeit für das soziale Leben schaffen wird. Auch das Studium der Geschichte scheint mir nicht zu ermuthigenderen Ergebnissen zu führen. Auch da hat der Fortschritt nicht eine Linie der Abstammung entlang stattgefunden. Rassen und Völker haben abwechselnd die Last auf sich genommen, die Civilisation zu fördern, sie ein bestimmtes Stück getragen, dann zu schwer befunden und sie müde niedergelegt. Viele Völker sind entartet, viele zum Stillstand gelangt, und ich sehe ganz und gar keinen Grund ab, warum wir,

die Gruppe der Völker des Abendlandes, und wir allein, hoffen dürfen, dem gemeinsamen Geschick der Menschen zu entgehen.

Wenn wir also das All, in dem wir zu leben haben, als ein bloßes Gewebe zusammenhängender Erscheinungen betrachten, die zu keinem Zwecke geschaffen, für kein Ziel belebt und nur mit Zeichen eines Planes gestempelt sind, die sich durch natürliche Auslese nachahmen lassen, — dann sehe ich keinerlei Grund für den Glauben ab, daß alle ehrliche Bemühung zusammenwirken werde zur Schaffung eines wiedergeborenen Menschen und einer vervollkommeneten Gesellschaft. Ein solcher Schluß läßt sich nicht aus dem Gottesbegriff ableiten; denn nach der Annahme der Positivisten giebt es einen Gott ja nicht. Er läßt sich auch nicht aus einem allgemeinen Ueberblick über den Plan gewinnen, nach dem die Welt gebaut ist, oder über den Zweck, für den sie gezimmert worden ist; denn die Welt ist nach keinem Plane gebaut und ist auch nicht gezimmert worden, um irgend einen Zweck zu erreichen. Er läßt sich auch nicht aus einer Betrachtung der Geschichte einzelner Arten oder Völker ziehen, denn der Schluß, der sich daraus ziehen läßt, ist, daß die Natur Schranken gesetzt hat, über die hinaus keine Variation eine merkbare Verbesserung mit sich bringt. Er läßt sich auch nicht aus Dem deduziren, was wir über den Menschen wissen, denn nichts, was wir über ihn wissen, ist sicherer, als daß er machtlos ist, Gewalten, deren Beziehungen er nicht berechnen oder begreifen kann, bewußt nach der Erreichung eines fernen Ideales hinzulenken. Danach scheint es mir, daß die „positive“ Weltanschauung nothwendig in einen frostigen Skeptizismus enden muß, der die wärmste Begeisterung und die eifrigste Thatkraft fast mit Sicherheit erstarren machen und lahmlegen muß.

Nach meiner Ueberzeugung enden jedoch die Wirkungen des Positivismus für das Aushungern Dessen, was man mir verstaten möge, die „moralische Einbildungskraft“ zu nennen, keineswegs schon hiermit. Manche Menschen sind der Meinung, daß der weitere Bereich des Gesichtskreises, den uns Geschichte und Naturwissenschaft gegeben haben, die Glaubwürdigkeit der Religion vermindert habe, von der uns die vergleichende Religionswissenschaft erzählt, sie sei nur eine von tausenden, die auf einem Planeten in Blüthe gestanden haben, von dem wiederum uns die Astronomie erzählt, er sei nur einer unter unendlichen Millionen, die über den grenzenlosen Raum verstreut sind. Der Schluß, den ich aus diesen unzweifelhaften Thatfachen ziehe, ist genau der entgegengesetzte. Comte war nach meiner Ueberzeugung wohl berathen, als er in seinen späteren Schriften, weil die Forschung über Dinge, die dem einfachen menschlichen Interesse fernliegen, dem Fortschritt der positivistischen Weltanschauung feindlich sei, von solcher Forschung abrieth. Nicht das Christentum, sondern der Positivismus

schrumpft zusammen und erleicht in dem Lichte wachsender Erkenntniß. Denn die positivistische Weltanschauung giebt zwar an, sie stütze sich auf die Naturwissenschaft; aber ihre Gefühle haben die Menschheit zu ihrem Mittelpunkt. So haben wir das besondere Schauspiel einer Religion vor uns, in der jeder große Fortschritt in den Lehren, die sie stützen, die Würde des Zieles, um dessen willen sie besteht, weiter herabdrückt. Denn was ist der Mensch, wenn man ihn bloß als Naturobjekt unter anderen Naturobjekten betrachtet? Es hat eine Zeit gegeben, wo die Geschichte seines Stammes genügt, um die Kraft des primitiven Weisen zu erschöpfen und seine Einbildungskraft zu beschäftigen. Er, das Sorgenkind der Gottheiten, der Mittelpunkt eines dienstpflchtigen Alls, er, für den die Sonne schien und der Thau fiel und dem die Sterne in ihren Bahnen dienten, er leitete seinen Ursprung in der Vergangenheit von göttlichen Vorfahren ab und hätte durch göttliche Gunst wohl für ein unbegrenztes Dasein des Gedeihens und des Sieges in der Zukunft bestimmt sein können.

Diese Ideen stellen nicht gerade eine frühe Stufe des menschlichen Denkens dar, aber wir haben sie bereits weit hinter uns gelassen. Die Familie, der Stamm, das Volk genügen nicht mehr, um unsere Theilnahme aufzusaugen. Der Mensch in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erhebt Anspruch auf unsere Hingebung. Was also können wir von ihm sagen? So weit uns die Naturforschung Auskunft zu geben vermag, ist der Mensch nicht mehr der letzte Grund des Alls, der dem Himmel entstiegene Erbe aller Zeiten. Sein Dasein ist ein bloßer Zufall, seine Geschichte eine kurze und nicht besonders rühmliche Episode in dem Leben eines geringen Planeten. Noch weiß die Wissenschaft nichts über das Zusammenwirken der Ursachen, die zuerst eine tote organische Zusammensetzung in die lebendigen Vorfahren der Menschheit verwandelt hat. Es genügt, daß aus solchen Anfängen Hunger, Krankheit und wechselseitiges Morden, geeignete Ammen und künftige Beherrscherinnen der Schöpfung nach unendlichen Mühen nach und nach eine Rasse entwickelt haben, die genug Gewissen hat, um ihre Werthlosigkeit zu erkennen, und genug Verstand, um ihre Unbedeutendheit einzusehen. Wir überblicken die Vergangenheit und sehen, daß ihre Geschichte voll ist von Blut und Thränen, von hilflosem Herumtappen, wilder Empörung, stierer Ruhe und vergeblichem Streben. Wir prüfen die Zukunft und erfahren, daß nach einem Zeitraum, der, mit dem Einzelleben verglichen, allerdings lang ist, aber kurz im Vergleich zu den Zeiträumen, die unsere Forschung kennt, die Kraft unseres Systemes verbraucht sein, der Glanz der Sonne erleichen und die Erde, stuhlos und träge, die Rasse nicht länger dulden wird, die für einen Augenblick ihre Einsamkeit gestört hat. Der Mensch wird ins Grab steigen und alle seine Gedanken werden zu Grunde gehen.



Das unbehagliche Selbstbewußtsein, das in diesem dunklen Winkel für eine kurze Spanne Zeit das zufriedene Schweigen des Alls unterbrochen hat, wird wieder Ruhe finden. Mit den „unvergänglichen Denkmalen“ und den „unsterblichen Thaten“, selbst mit dem Tod und mit der Liebe, die stärker ist als der Tod, wird es sein, als wären sie nie gewesen. Und Alles, was ist, wird in Folge all der Mühe, des Genies, der Aufopferung und des Leidens, die der Mensch zahllose Geschlechter hindurch im Streben nach allem Möglichen aufgewandt hat, nicht besser und nicht schlechter geworden sein.

Nun braucht diese positivistische Eschatologie ja gewiß, wie die anderen Eschatologien auch, nur wenig offenkundigen oder direkten Einfluß auf die große Masse der gewöhnlichen Alltagsinteressen und Gefühle zu haben. Sie braucht keineswegs jeden Gedanken und jede Handlung Dessen, der sie annimmt, zu überschatten; eben so wenig wie die Gewißheit, daß der Tod einmal doch kommen muß, sich dem Treiben und Freuen des Durchschnittsmenschen hindernd in den Weg wirft. Aber Das bedeutet nicht, daß man ihren Einfluß außer Acht lassen dürfe. Einer der Gegenstände der „Menschheitsreligion“, und es ist ein Gegenstand, der über alles Lob erhaben ist, ist, die Einbildungskraft aufzustacheln, bis sie liebend die fernsten Geschicke der ganzen Menschenfamilie umfaßt. Aber je erfolgreicher dieses Ziel erreicht wird, je mehr uns diese oder eine andere Religion lehrt, das Vergängliche und Persönliche zu vernachlässigen und uns als Arbeiter für Das zu betrachten, was da allgemein und dauernd ist, desto sicherer muß das wachsende Gesichtsfeld, das die Wissenschaft unserem Auge in Zeit und Raum des materiellen Universums aufthut, und die abnehmende Bedeutung der Stelle, die der Mensch sichtlich in ihm einnimmt, unserer sittlichen Einbildungskraft kaltes Wasser übergießen, — wenn das materielle Universum wirklich Alles ist, womit wir zu thun haben. Es heißt diese Frage nicht beantworten, wenn man einwendet, wissenschaftliche Entdeckungen könnten das Sittengesetz nicht ändern, und so lange das Sittengesetz unverändert bleibe, brauche sich unsere Lebensführung nicht von Anschauungen über das künftige Geschick dieses Planeten oder seiner Bewohner beeinflussen zu lassen. Diese Behauptung mag richtig sein oder nicht; bedeutungslos ist sie in jedem Fall. Alle entwickelten Religionen und alle Philosophien, die darauf ausgehen, die Stelle der Religion einzunehmen, Lucretius so gut wie Paulus, geben uns irgend welche Theorie über die Bestimmung des Menschen und seine Beziehung zu der Summe der Dinge. Ich behaupte vielmehr, jede solche Religion und jede solche Philosophie wird, so lange sie darauf besteht, den Menschen als eine Erscheinung unter anderen Erscheinungen zu betrachten, als einen Naturgegenstand unter anderen Naturgegenständen, von der Wissenschaft verurtheilt, als wirksamer Sporn zu hohem Streben unnützlich zu sein. Liebe, Mitleid

und Geduld mag sie uns allenfalls lassen; und Das ist gut. Aber das ideale Ziel menschlicher Anstrengung verzweigt und verarmt sie so sehr, daß sie uns vielleicht den Muth giebt, mit Würde zu sterben, aber uns schwerlich gestattet, mit Hoffnung zu leben.

Ich habe jetzt versucht, kurz auf gewisse springende Punkte hinzuweisen, in denen meiner Meinung nach der Positivismus sich selbst innerhalb der Grenzen weltlicher Erfahrung als Verjittlichungsmittel dem Christenthum unterlegen erweisen muß. Von dem innersten Wesen des Christenthumes, von den Lehren, die sich mit den persönlichen Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen beschäftigen und in denen es sich nicht nur vom Positivismus, sondern auch von allen anderen Religionen unterscheidet, habe ich wenig gesprochen. Denn der Positivismus und nicht das Christenthum ist mein Gegenstand und der Positivismus beansprucht keinerlei Herrschaft über dieses Gebiet des religiösen Bewußtseins. Ich habe mich damit begnügt, nachzuforschen, welche von diesen beiden Weltanschauungen in Wahrheit die bessere „Menschheitsreligion“ ist; welche am Geeignetesten ist, angesichts der fortschreitenden Erkenntniß jene hohen Gefühle und weitreichenden Hoffnungen, aus denen das Sittengesetz als praktisches System Nahrung und Stärke saugt, zum Menschheitsdienst zu vereinigen. Daß eine solche Behandlungsweise sehr unvollständig sein muß, liegt natürlich auf der Hand. Sie vereinzelt willkürlich einen kleinen Bruchtheil der Streitfrage zwischen Supranaturalismus und Naturalismus und beschäftigt sich ausschließlich mit ihm. Die Ur- und Erzfrage, die Frage danach, welche Religion am Besten begründet ist, läßt sie außer Betracht und lenkt die Aufmerksamkeit nur auf das weniger erhabene Problem, welche Religion am Meisten Vortheil bietet. Eine solche Beschränkung der Behandlung ist sicherlich nicht besonders nützlich. Eine Philosophie des Glaubens — ich meine nicht ausschließlich oder auch nur hauptsächlich des religiösen Glaubens, sondern allen Glaubens — muß erst konstruirt werden. Ihre Grundlagen sind meines Wissens noch nicht gelegt; und positivistische Denker werden sie wahrscheinlich auch nicht legen, denn ihren Köpfen ist zum größten Theile noch gar nicht der Gedanke aufgedämmert, daß eine solche Philosophie überhaupt nöthig ist. Bis auf diesem Felde einige Fortschritte gemacht werden, muß ich einer Meinung bleiben, die ich an anderer Stelle vertheidigt habe, daß viel von dem herrschenden Streite über die Möglichkeit von Wundern, über den Beweis für das Vorhandensein eines Weltenplanes, und überhaupt über alles Das, was gewöhnlich, obgleich höchst absurd, als „Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion“ bezeichnet wird, im besten Falle nur etwas Vorläufiges sein kann. Aber wenn die Zeit kommt, in der die Menschheit eine zusammenhängende Methode zur Prüfung der Gültigkeit jener Anschauungen über die natürliche und die geistige Welt gewonnen hat,

nach denen die Menschen in ihren besten Augenblicken zu handeln wünschen, dann wage ich, da wir augenblicklich nun einmal aufs Rathen angewiesen sind, zu rathen, daß die Anpassung an die sittlichen Bedürfnisse und Bestrebungen der Menschheit nicht behandelt werden wird, als hätte sie nichts mit den Problemen zu thun, über die sich so viele ernste Männer von heute vergeblich die Köpfe zerbrechen.

Aber selbst abgesehen von der Frage, welche von den beiden Weltanschauungen am Besten begründet ist, kann man recht gut sagen, daß die Vergleichung von Christenthum und Positivismus bisher nur sehr unvollkommen ausgearbeitet worden ist. Das ist richtig; aber dabei ist nicht zu übersehen, daß die Unvollständigkeit der Behandlung nicht für den Positivismus, sondern für das Christenthum ungünstig ist. Ich habe den Positivismus an der Stelle, die für seine stärkste gilt, mit dem Christenthum verglichen, wo es für besonders schwach gilt. Und wenn selbst da das Ergebnis des Vergleiches für den Positivismus ungünstig gewesen ist, — wie wird die Rechnung erst stehen, wenn alle Elemente des Christenthumes in Betracht gezogen werden? Die „Menschheitsreligion“ scheint besonders geeignet für den Geschmack jener verhältnißmäßig kleinen und gedeihlichen Klasse, die keine Lust hat, die trockenen Knochen des Agnostizismus ganz unbekleidet zu lassen von lebendigem Gewebe religiösen Gefühles, und die außerdem das Glück hat, sich überreden zu können, daß sie durch die Anstrengungen der Einzelnen zur Erreichung eines großen Ideals für die Menschen beitrage oder doch beitragen könne. Aber was hat sie jener dunklen Menge zu bieten, die in dem beharrlichen Kampfe mit täglichen Nöthen und engen Sorgen aufgebraucht oder fast niedergetreten wird? Die nur wenig Muße oder Neigung hat, die genaue Rolle zu betrachten, die sie in dem großen Drama der „Menschheit“ zu spielen hat, und die in jedem Falle sich vergeblich mühen würde, das Interesse oder die Wichtigkeit dieses Dramas zu entdecken? Giebt sie den Elenden Trost, den Beraubten Hoffnung, den Schwachen Stärke, den Sündigen Vergebung, den Mühsäligen und Beladenen Frieden? Vermag sie Das nicht, dann ist sie keine Nebenbuhlerin für das Christenthum, welche Vorzüge sie auch sonst habe. Sie vermag nicht das innerste Leben der gewöhnlichen Menschheit zu durchdringen und lebendig zu machen. Sie enthält keine Nahrung für gewöhnliche Menschenseelen, keinen Trost für gewöhnlichen Menschenschmerz, keine Hilfe für gewöhnliche Menschenschwachheit. Einzig die roheste Irreligiosität läßt sie uns Menschen zurück, die sie von aller Gemeinschaft mit Gott geschieden hat, im Angesicht der nicht denkenden Naturkräfte, die uns das Leben gaben und in die wir uns nach ein paar fruchtlosen Kämpfen wieder auflösen müssen, wenn die übernatürliche Religion in der That ein Traum ist.

London.

Arthur James Balfour.



## Porcopolis.

**W**en Chicago nimmt der Fleischhandel die erste Stelle ein. Die Chicagoer thun darob ein Wischen verschämt. Einst sprachen sie von ihren Schlachthäusern mit jenem harmlosen Stolge, wie er dem großen Emporkömmling so gut steht. Jetzt aber sind sie es müde, sich von ihren Reibern die Bewohner von Porcopolis nennen zu hören. Sie beklagen sich darüber, daß ihre Stadt immer mit dem brutalen Schlacht Handwerk „identifizirt“ werde, während sie doch in ihren Buchhandlungen die reichste Bücherniederlage der Welt beherbergt, während ihre Zeitungen doch kein Ereigniß auf dem Gebiete der Literatur und der Kunst vorübergehen lassen, ohne es zu verzeichnen, während sie doch sieben Millionen Dollars gegeben hat, um ihre Universität zu gründen, während sie doch unlängst noch die Repräsentanten aller Kulte zu dem kühnen Religionsparlament eingeladen hat, das in der Geschichte des menschlichen Idealismus einzig dasteht. Sie fühlt eben höheren Drang in sich und möchte fortan nicht mehr lediglich die große Fleischkammer sein, die im Jahre 1892 in einem dieser Schlachthäuser allein 1750000 Schweine, 1080000 Ochsen und 625000 Hammel geschlachtet und verarbeitet hat. Ihre Feinde vernichten sie förmlich mit solchen Zahlenangaben und lassen dabei ganz außer Acht, daß dieses selbe Chicago der Schlachthäuser auch das Chicago der White City, das Chicago eines schon bemerkenswerthen Museums und das Chicago ist, das den Vereinigten Staaten einen Lincoln schenkte. Für den Fremden und für Jeden, der die großartigen Unternehmungen der Amerikaner und den Geist, in dem sie betrieben werden, näher kennen lernen will, sind diese Schlachthäuser aber eine Sehenswürdigkeit. Eine fabrikmäßige Schlachtanlage, die im Stande ist, in zwölf Monaten  $3\frac{1}{2}$  Millionen Thiere geschlachtet und verarbeitet nach allen Ecken und Enden des gewaltigen Erdtheils zu versenden, lohnt schon die Nähe einer eingehenden Besichtigung. Anderswo ist dem technischen Detail schwer beizukommen. Die Direktoren der riesigen Roastbeef- und Schinkenfabriken in Chicago aber haben begriffen, daß es die beste Reklame ist, das Publikum zuzulassen, damit es ihre Manipulationen genau sehen könne, und sie haben dafür gesorgt, daß der Besuch ihrer Establishments, wenn schon nicht anziehend — denn man fühlt sich physisch zu sehr angewidert —, so doch wenigstens bequem und lehrreich sei. Läuft man dabei auch freilich Gefahr, sich die Nerven zu ruiniren, so kann man doch an diesen Orten besonders gut sehen, wie der amerikanische Erfindergeist Schwierigkeiten von außerordentlicher Komplizirtheit bewältigt. Ich bin also dem Beispiel aller vorurtheilslosen Touristen gefolgt und habe mir die Stock Yards und das berühmteste der Packing Houses — Pacht Häuser, wie man sie nennt — angesehen, und zwar gerade jenes, auf das sich die Zahlenangabe von vorhin bezieht. Der Besuch in diesem Bluthause wird mir als eine meiner seltsamsten Reiseerinnerungen im Gedächtniß bleiben. Ihm glaube ich indessen ein besseres Verständniß etlicher für ein amerikanisches Geschäft charakteristischer Züge zu verdanken, — und dann hätte ich ja keinen Anlaß, den peinvollen Besuch zu bereuen.

Um zu den Union Stock Yards zu gelangen, durchmißt der Wagen ein Viertel, das noch endloser erscheint als die der eleganten Michigan-Avenue benachbarten Stadttheile. Er macht vor Schienengleisen Halt, um mit voller

Dampfkraft heranzufende Züge vorbeizulassen. Er rollt über Brücken, die sich alsbald heben, um Dampfbooten die Durchfahrt zu gewähren. Er kommt an üppig eingerichteten Hotels vorüber, die wie Paläste aussehen, und an Arbeiterhäusern, die elende Hütten sind. Er fährt an weiten Strecken Landes entlang, wo Gemüsegärtner auf Schuttboden Kohl bauen, und wieder an anderen, wo lauter Annoncen angebracht sind. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Hunderten solcher Anzeigen wenigstens die folgende mitzutheilen: „Ludwig XIV. ist fünf Jahre alt (1643) zum Könige von Frankreich gekrönt worden, das Pepsin X . . . ist durch den Erfolg als Heilmittel gegen Verdauungsbeschwerden gekrönt worden, bevor es noch dem Publikum ein Jahr lang bekannt war . . .“ Dann machen die Annoncenfelder anderen Häusern, anderen Eisenbahnen Platz, worüber ein von Wolken oder Rauch — genau läßt sich Das nicht sagen — geschwärzter Himmel hängt, und jetzt werden auf beiden Seiten der Straße von Pallisaden umschlossene Gehege sichtbar, in die Ochsen zu Hunderten eingepfercht sind. Zwischen diesen Pallisaden laufen Gäßchen, in denen sich berittene Leute ab und zu bewegen. Es sind Käufer vom Packing House, die mit den aus dem Westen gekommenen Cow Boys über die Verkaufspreise verhandeln. Man hat Geschichten über Ranchos gelesen. Das darin geschilderte abenteuerliche Leben auf der Prairie hat des Lesers Einbildungskraft gefesselt. Da sind nun die Helden dieser Geschichten, bekleidet mit einem schäßigen Ueberzieher von städtischem Schnitt, mit melonenförmigem Hut, mit Stiefeln und Manschetten, wie sie alle Amerikaner tragen. Ohne ihre Stulpenstiefel und ohne die Leichtigkeit, womit sie ihre Pferde durch bloßen Schenkeldruck lenken, würde man sie für clorks halten. Das ist, wie so vieles Andere, ein weiterer Beweis für die Geringschätzung, die dieses realistische Volk instinktiv für ein malerisches Kostüm bekundet. Der Eindruck eines ungeheuren wandelnden Kleidermagazins, den ich in New-York vom ersten Tage an bekam, hat sich mir immer wieder aufgedrängt. Und dennoch nichts, was weniger „gemein“ (im schlechten Sinne des Wortes) wäre als die Amerikaner im großen Ganzen und diese Cow Boys des Westens im Besonderen. Diese Leiber unter den billigen Stoffen sind zu nervig, zu hager, die Physiognomien namentlich sind im Ausbruch zu straff und zu abgearbeitet, zu entschieden und zu bitter.

Der Wagen hat vor einem Gebäude Halt gemacht, das sich in seinem Aeußeren von anderen Fabriken nicht unterscheidet. Wir, die Freunde, die ich begleitete und ich selbst, betreten einen Hof, einen schmalen Gang vielmehr, wo es von Kisten, zweirädrigen Karren und Leuten wimmelt. Eine Schmalspurbahn durchschneidet ihn. Sie befördert Kisten zu einem draußen haltenden Zuge, der ganz aus Kühlwagen besteht. Arbeiter laden die Kisten in den Zug. Andere kommen und gehen, Jeder sichtlich mit einer besonderen Verrichtung beschäftigt. Nichts, was äußerlich auf eine geordnete Verwaltung in diesem Betriebe hindeutet, der dennoch so wohl geregelt ist. Aber schon hat uns einer der Ingenieurs eine Treppe hinaufsteigen lassen und wir treten in einen riesigen Saal, über dem ein Dunst wie in einem Schwitzbade lagert, gepaart mit einem scharfen, faden Geruch, der uns den Athem benimmt. Wir sind in der für das Schlachten der Schweine bestimmten Abtheilung. Hunderte von Leuten, die wir zu betrachten gar nicht erst Zeit haben, arbeiten hier. Unser Führer ruft uns „Vor-

sicht!“ zu und wir sehen unmittelbar vor uns ganze Reihen von Schweinen vorübergleiten, die Bäuche aufgeschlitzt und die Hinterfüße an einer Schiene aufgehängt, an der sie nach einem Gewölbe entlang rutschen, wo schon unzählige andere solche Reihen geschlachteter Thiere warten. Das rosige Fleisch, noch frisch vom Leben, aus dem es kaum erst geschieden ist, erglänzt im elektrischen Lichte, das diese Tiefen erhellt. Wir schreiten vorwärts, bestrebt, so gut es geht, den Zusammenstoß mit jenen Reihen von Thierleibern zu vermeiden, und kommen endlich, die Füße von blutigem Schmutz starrend, bis zur Plattform, von wo aus wir den Anfangspunkt all dieser Arbeit sehen sollen, die uns noch so verworren erscheint und uns bald so klar, so leicht verständlich werden soll.

Die Thiere kriechen da in einem Graben umher und schreien dabei, als ob sie das schreckliche Todeswerkzeug ahnten, das ihrer wartet und dem sie nicht entgehen können, wie ein zum Tode durch die Guillotine Verurtheilter, dessen Hals bereits in der Lunette steckt. Dieses Todeswerkzeug ist ein beweglicher Haken, den ein Mann herunterläßt; er ergreift eines der Thiere an dem Strick, der jedem Schwein die Hinterbeine zusammenbindet. Das Thier, dessen Kopf zum Boden herabhängt, heult mit weit aufgerissener Schnauze und schlägt mit seinen kurzen Vorderbeinen krampfhaft um sich, — aber schon ist der auf eine Schiene gehängte Haken fortgeglitten. Er trägt die klägliche Beute zu dem Verschlage auf der Seite, wo ein anderer, mit einem langen Messer ausgerüsteter Mann sie im Vorbeirutschen abschachtet, und zwar mit einem einzigen, so sicheren und so tiefen Schnitt, daß kein zweiter nöthig ist. Das Thier heult noch schrecklicher; ein Blutstrahl, dick wie ein Arm und tiefschwarz, sprudelt aus der Wunde hervor, die Schnauze zuckt noch schmerzlicher, die kurzen Pfoten zittern noch konvulsivischer, — und der ganze Todeskampf beschleunigt nur wieder die Bewegung des Hakens, der bis zu einem dritten Thierwürger weiter fortgleitet. Dieser Dritte reißt mit einem schnellen Ruck das Thier herunter. Der Haken geht wieder hinauf und der Thierleib wird in eine Art Wasch-Rinne gestürzt, die mit kochendem Wasser gefüllt ist. Ein mechanischer Rechen arbeitet darin in heftiger Drehbewegung herum. Einige Sekunden, und er reißt das Thier an sich, wendet es um und um, reißt es abermals an sich und wirft schließlich den ausgebrühten Kadaver einer anderen Maschine zu, die ihn, wiederum in einigen Sekunden, vom Kopf bis zum Schwanz glatt abschneert. Eine weitere Minute, und ein anderer Haken senkt sich herab und eine neue Schiene leitet, was vor einigen Sekunden noch ein lebendiges, gequältes Thier war, nach jenem Gewölbe hin, wo ich gleich beim Eintreten so viele ähnliche Beuten des Todes bemerkt habe. Und da kommt auch schon das nächste Schwein an, das inzwischen geschlachtet und geschoren ist und nun weiterbefördert wird. Die ganze Operation vollzieht sich mit solcher blitzartigen Geschwindigkeit, daß man gar nicht erst Zeit hat, zu empfinden, was eigentlich geschieht. Man hat keine Zeit, die Thiere zu beklagen, keine Zeit, über die heitere Ruhe zu staunen, womit der Abschächter, ein rothhaariger Riese, mit Schultern so breit, daß er einen Ochs tragen könnte, sein graufiges Handwerk ununterbrochen betreibt. Und doch ist das Leben, selbst in den niedersten Formen, unter denen es erscheint, etwas so Geheimnißvolles, sind Leiden und Tod, selbst bei einer Kreatur unterster Ordnung, etwas so Tragisches, daß alle Zuschauer, und ihre Zahl ist groß, aufhören zu lachen und zu

schergen. Ich fühlte — als wäre einige Minuten lang der Geist des Thomas Gratzdorge, des meinem Meister Taine so theuren philosophischen Schweinehändlers, auf mich übergegangen —, mich vor dieser vulgären Schlachthauszene von einer Traurigkeit ergriffen, die freilich von nur sehr kurzer Dauer, aber sehr intensiv war. Es schien mir plötzlich, als hätte ich da in einem niederen Symbol die Verkörperung des Seins selbst und des ganzen Werkes der Natur vor mir. Was ich so oft über den Tod gedacht hatte, hier vor meinen Augen sah ich verwirklicht: in dem regelmäßigen, unwiderstehlichen Zufassen des Halses, der die Thiere in die Höhe hob, wie die unabwendbare Macht der Zerstörung, die in der Welt ist, uns Alle einst hinwegnimmt, Weise, Helden, Künstler, — ganz eben so wie diese unglücklichen, unbewußten Thiere. Ich sah sie sich drängen, sich hin und her bewegen, hörte ihr Quietschen und war Zeuge, wie sie, eines nach dem anderen, dem Todeskampfe erlagen, nicht anders als die Menschen, nur daß es hier ein Wenig schneller ging. Und wie wir dieses traurige Bild betrachteten, so wird man eines Tages unseren eigenen Eintritt in die große Finsterniß betrachten: wie ein Gemälde, wie eine bloße Vision, deren Wirklichkeit im Grunde doch nur das Wesen angeht, das davon betroffen wird . . .

Wir treten in die für die Ochsen bestimmte Abtheilung. Hier zeigt der Todeskampf wieder ein anderes Antlitz. Kein Schreien und fast kein Blut, kein nervöses Erwarten des Todes von Seiten der Thiere. Und doch ist die Szene noch schrecklicher. Die Thiere sind, immer zwei und zwei, in Verschlüge, ähnlich denen eines Stalles, eingepfercht. Man sieht, wie sie, instinktiv und sanftmüthig, versuchen, sich diesem engen Raume anzubequemen. Und wen erblicken ihre großen sanften Augen? Den Todbringer, der in einer etwas höher angebrachten Rinne vor ihnen steht. Dieser Mann hält eine ganz dünne Waffe von Stahl in der Hand. Er wartet, bis das Thier sich in einer günstigen Stellung befindet. Man sieht, wie er es mit der Spitze dieser Waffe sanft und schmeichelnd herandirigirt. Mit einem Male hebt sich die Waffe in die Höhe. Sie fällt hernieder und trifft den Ochsen auf die Stirn, so daß er zusammenbricht. In einer Minute hat ihn, dessen Maul und Nasenlöcher vom Blute triefen und dessen große, glasige Augen von Nacht umschattet sind, ein Haken emporgehoben; und in einer weiteren Minute hat ein anderer Mann das Fell vorn losgerissen, das danach wie ein Schurz herunterhängt, um nun den Leib aufzuschlitzen, ihn auszuweiden und ihn, wiederum mit einer Säge, in die Eiskammern zu befördern, wo viele tausende Thierleiber warten bis zu der Stunde, wo sie eben so in schon zur Abfahrt bereitstehende Eisenbahnwagen geschafft und dort aufgehängt werden. Ich sehe den letzten Wagen eines solchen Zuges schließen und den Zug sich in Bewegung setzen. Die Lokomotive pfeift und schnaubt. Die Glocke tönt. Auf welchem Tische von New-York oder Boston, Philadelphia oder Savannah wird dieses Fleisch verzehrt werden, das draußen auf den Weiden der Prairie — wer weiß, in welchem Distrikt welches Staates im Westen? — angemästet wurde und das hier so präparirt worden ist, daß der Fleischer nichts weiter nöthig hat, als es in einzelne Stücke zu zerlegen? Die geschlachteten Thiere werden ihm gerade so frisch, gerade so intakt zugehen, als ob nicht Tausende und Abertausende von Kilometern zwischen der Geburt, dem Tode und der Zerstückelung des obskuren, fried samen Viehes lägen.

Gäbe es in dieser Nahrungsmittel-Fabrik nur solche Blutzgenen zu sehen, so würde sich kaum der Mühe verlohnen, so vielen Ekelempfindungen Trotz zu bieten, nur um hier in einer niederen Erscheinungsform die Bestätigung Dessen zu finden, was Huxley irgendwo prächtig „the gladiatorial theory of existence,“ das harte Gesetz der zu unserer Existenz nothwendigen Morde, genannt hat. Aber nach jener ersten Empfindung kommt uns gar bald eine zweite, die Empfindung der Schnelligkeit und des Scharfsinnes, womit sich das Zerschneiden zunächst und dann das Verpacken der fabelhaften Menge Fleisch vollzieht, das kein Warten verträgt. Ich weiß nicht, wer das Wort gesprochen hat: ein Schwein gehe ins chicagoer Schlachthaus hinein und komme nach einer Viertelstunde als Schinken, Wurst, Fettpomade oder Schweinsleberner Bibleinband wieder heraus. Das ist humoristische, kaum aber beträchtliche Uebertreibung der eiligen und minutiösen Arbeit, die wir vor unseren Augen an den geschlachteten Thieren vornehmen sahen; und die Eintheilung dieser Arbeit, ihre Präzision, ihre Einfachheit, ihre unterbrochene Folge lassen uns die bei aller Nützlichkeit doch unerträgliche Brutalität der Szenen vergessen, denen wir beiwohnten. In dem unermeßlichen Saale reiht sich Comptoir an Comptoir, ohne sonderliche Ordnung in der Aufeinanderfolge. Jedes Glied des geschlachteten Thieres wird losgeschnitten und ausgenutzt, ohne daß auch nur eine Sehne oder ein Knochen verloren ginge. Hier trennt ein Mann mit schnellem, automatenhaftem, niemals zögerndem Schnitt zuerst die Schinken ab, dann die Pfoten; im Nu werden sie in Kessel geworfen, wo man sie kocht und dämpft. Weiterhin ist eine auf mechanische Weise bewegte Art in Thätigkeit, Wurstfleisch klein zu hacken; aus Röhren verschiedener Größen kommt es gleich gerollt heraus, fix und fertig, um in gewaschene und für diesen Zweck vorbereitete Häute gestopft zu werden. Weit über New-York hinaus werden diese Erzeugnisse der chicagoer Industrie versandt. Anderswo werden die Schweinsköpfe gereinigt, aufgezupft und so hergerichtet, wie sie dereinst im Schaufenster irgend einer Schlächterei von Amerika oder Europa figuriren sollen. Wieder anderswo nehmen riesige Behälter das Schmalz auf, das, gekocht und im flüssigen Zustande mit einigen Theilen Crème weislich zusammengemischt, sich in Margarine verwandelt und in einem mechanischen Rührbottich, dessen sinnreiche und dabei einfache Konstruktion wir bewundern, einen Reinigungsprozeß durchmacht. „Ein Arbeiter hat diesen Bottich erfunden,“ sagt uns der Führer. „Uebrigens,“ fügt er hinzu, „fast alle hier funktionirenden Maschinen sind von Arbeitern erfunden oder verbessert worden . . .“ Diese Bemerkung illustriert uns die gewaltige Fleischammer, durch die wir eben gewandelt sind. Wir begreifen, was diese Leute von ihrer Maschine verlangen, die für sie die Handthätigkeit des Menschen verlängert, vervielfältigt und vervollkommenet. Wir fühlen noch einmal zum Ueberfluß, wie sehr sie sich durch das Bedürfniß leiten lassen, wie sie darin groß sind, ihrer persönlichen Anstrengung den komplizirten Mechanismus hinzuzugesellen, und wie auch der geringste unter ihnen Initiative, offenen Blick und Anpassungsvermögen besitzt.

Und als wir nun erst wieder in unserem Wagen sitzen und von Neuem über das holprige Holzplaster dahinrasseln — es besteht aus runden, von Baumstämmen geschnittenen Scheiben —, stellen wir über das eben Gesehene Betrachtungen an. Wir versuchen, seine intellektuelle Bedeutung herauszuschälen,



wenn man diesen Ausdruck auf ein derartiges Unternehmen anwenden darf. Und warum nicht? Wir werden darüber einig, das vornehmste Charakteristikum dieses Unternehmens bestehe darin, daß es von allem Anfang an so großartig, vielmehr so riesenhaft gedacht worden sei. Damit eine Anlage wie diese in wenigen Jahren das Budget ihrer Beamten auf fünf Millionen Dollars, d. h. auf mehr als zwanzig Millionen Franken, bringen konnte, mußten ihre Gründer die Möglichkeiten einer ungeheuren Ausdehnung der Geschäfte klar erkannt haben. Eine in kolossaler Fülle sprudelnde Vorstellungskraft einerseits und auf der anderen Seite in deren Dienst ein positives und berechnetes Zusammenstimmen mit der umgebenden Wirklichkeit: Das sind die beiden Züge, die sich überall in dieser Fabrik ohne Gleichen ausdrücken. Einer von uns hebt den weiteren Zug hervor, daß die wichtigste unter den gegebenen Größen die Eisenbahn sei, und erinnert daran, daß die Lokomotive stets in den Händen der Amerikaner eine Art Handwerkzeug für alle möglichen Zwecke gewesen sei. In dem großen Nationalkampfe von 1860 haben sie zuerst gezeigt, welchen Vortheil man aus den neuen Hilfsmitteln der Lokomotion ziehen könnte. Die Länge ihrer Eisenbahnzüge während dieser Periode ist legendarisch geblieben. Die Schlachthausanlage, der Gegenstand unserer Diskussion, ist nur ein besonderer Fall dieser besonderen amerikanischen Geistesrichtung. Das Fehlen der Routine, die tägliche Gewohnheit, die Thatsache auf sich einwirken zu lassen, ihr bis zum Aeußersten zu folgen, ohne jemals Furcht zu zeigen — solcher Art sind die anderen Züge, die sich jenen anreihen, und der scharf ausgeprägte Sinn für das Thatsächliche erklärt auch das äußerlich Unzusammenhängende, wie wir es gleich von vorn herein in der Eintheilung der Arbeit bemerkt haben. Die vollkommenste Durchsichtigkeit einer wohl geordneten Verwaltung ist immer auf eine a priori ausgedachte Methode zurückzuführen. Alle Gesellschaften und alle Unternehmungen, bei denen der Realismus das System überwiegt, bauen sich durch Angliederung auf, auf einer Folge von Thatsachen, die nach Maßgabe ihres Productionwerthes Berücksichtigung fanden. Wie sollten aber die Leute hier Mühe finden, sich auf die artigen Feinheiten einer wohlgeordneten Verwaltung zu verlegen, wie unsere lateinischen Völker sie so gern haben? Die Konkurrenz ist zu stark, man kann fast sagen: zu wild. Hinter allen Unternehmungen dieses Landes, selbst den bestfundirten, entspinnt sich eine förmliche Schlacht, mit aller Verwegenheit und Wuth einer solchen. Der Führer, der unserem Philosophiren, anscheinend ohne sonderliche Mißbilligung, zuhörte, erzählte uns, daß der Besitzer des Schlachthauses, aus dem wir eben kommen, in diesem Jahre, um einer Koalition von Getreidepekulanten zu entgehen, in neunzehn Tagen ein Gebäude von dreihundert Quadratfuß Fläche und hundert Fuß Höhe errichten mußte, worin er sein eigenes Getreide unterbringen konnte. „Tag und Nacht ist gearbeitet worden,“ sagte er lachend, „aber wir Amerikaner lieben hard work . . .“

Mit diesem Wort, das fast unübersetzbar ist, wenn man es nicht hat aussprechen hören wie ich, endet unser Besuch. Es resumirt und vervollständigt unsere Eindrücke mit einer knappen Kürze, wie sie dem Wesen dieser Leute entspricht, die so viel Thatkraft besitzen und so wenig Phrasen machen.

Paris.

Paul Bourget.



## Die Rentengüter in Preußen.

Wirtschaftliche Interessen Einzelner und ganzer Klassen pflegen nicht in ihrer schämigen Nothheit in die politische Oeffentlichkeit zu kommen, sondern hängen gewöhnlich irgend ein Mäntelchen des Gemeinwohles um. Wie vor einigen Jahrzehnten die Freiheit und die damit zusammenhängenden Ideen, so ist heute die Sozialpolitik der Lieferant der betreffenden idealen Begründungen, die sogar ein Verein mit so ausgesprochen privatnützlichen Tendenzen wie der Berliner Hausbesitzerverein nicht entbehren zu können glaubt.

Unter den verschiedenen Mitteln, mit denen die Klasse der Grundbesitzer den für sie verderblichen Folgen des Falles der Grundrente zu begegnen versucht, sind ein nicht unwichtiges die preußischen Rentenguts Gesetze, deren sozialpolitische Bedeutung zur Schaffung eines festhaften Arbeiterstandes sowie einer kräftigen Bauernschaft lediglich als ein reiner Vorwand aufgefaßt werden muß. Die beiden Gesetze vom siebenundzwanzigsten Juni 1890 und vom siebenten Juli 1891 sind aus einer doppelten Absicht hervorgegangen: einerseits dem Grundbesitz billige Arbeitskräfte zu verschaffen durch Gründung von Kolonien festhafter Arbeiter, die ein Stück Land besitzen, groß genug, um sie an die Scholle zu fesseln, und klein genug, um sie zur Arbeit auf dem Herrenhof zu nöthigen; und andererseits den Verkauf nicht rentirender Stücke, Vorwerke, auch ganzer Güter in größeren Parzellen, die zum Unterhalt einer Familie genügen, zu höheren Preisen zu ermöglichen, als beim Verkauf im Ganzen zu erzielen gewesen wären. Die erste Absicht hat sich nicht verwirklicht, was angesichts des Umstandes, daß jetzt gerade die Dörfer, die nach der Art jener gewünschten Kolonien existiren, das Hauptkontingent der Sachseugänger stellen, noch nicht einmal als eine zu arge Enttäuschung bezeichnet werden kann; über alle Erwartungen hinaus hat sich aber die zweite Absicht erfüllt. Es wurden nach den Mittheilungen in den Motiven zum Unerbenrecht durch die Generalkommissionen ausgelegt:

1891/92 . . . .	3395	Rentengüter mit	34 122	Hektar
1893 . . . .	2160	" "	22 143	"
1894 . . . .	1526	" "	18 033	"
1895 . . . .	7061	" "	74 298	"

Nach einer Notiz des Reichsanzeigers vom Ende des vorigen Jahres waren damals bereits 1882 Rentengüter mit 18 379 Hektar endgültig gebildet, weitere 3673 Rentengüter mit 37 886 Hektar Flächeninhalt bereits durch Abschluß von Verträgen geschaffen, die Renten aber noch nicht auf die Rentenbank übernommen; zur weiteren Austheilung standen rund 114 000 Hektar zur Verfügung. Das ist fast ein Prozent der gesammten landwirtschaftlich nutzbaren Fläche der ostelbischen Provinzen, die ja fast allein in Frage kommen.

Das Wesentliche beider Gesetze ist Folgendes. Ein Grundstück kann statt gegen eine Kapitalsumme auch gegen eine jährliche Rente verkauft werden. Diese Renten können auf Antrag der Beteiligten durch Vermittelung der staatlichen Rentenbank abgelöst werden. Der Rentenberechtigte erhält von der Bank  $3\frac{1}{2}\%$  oder 4 prozentige Rentenbriefe als Abfindung, der Rentengutsbesitzer bezahlt

seine Rente nebst Amortisation an die Bank. Da der Rentenberechtigte seine Rentenbriefe verkaufen kann, so kann er sich, wenn er will, jeden Augenblick das entsprechende Baarkapital verschaffen. Der Vortheil, den der Großgrundbesitzer dabei hat, sein Gut zu parzelliren und auf diese Weise zu verkaufen, liegt darin, daß kleinere Güter einen höheren Verkaufswerth per Hektar haben als größere. Die Ursache davon ist, daß der Käufer vergißt, den Werth seiner Arbeitskraft mitzurechnen, der im umgekehrten Verhältniß zu der Größe des Gutes relativ steigt. Sombart, der eigentliche „Vater der Gesetze“, wie er genannt wurde, und gewiß der authentischste Interpretator seiner Absichten, setzte Das bei der ersten Berathung des Gesetzes im Abgeordnetenhaus auseinander: „Es hat sich herausgestellt, daß bei dem Verkauf ohne Inventar die großen Güter im preußischen Staat zum 52fachen, die Bauernhöfe zum 65fachen und die Kossäthenhöfe unter 100 Thaler Grundsteuerreinertrag zum 78fachen Grundsteuerreinertrag verkauft sind . . . Ein Großgrundbesitzer, der 1350 Morgen unter dem Pflug hatte und keine Rente daraus erzielen konnte, machte den Schritt, daß er 1130 Morgen davon an die benachbarten Bauern verpachtete und pro Morgen noch heute eine Rente von 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mark bezieht. Also wenn er mit Unterbilanz wirtschaftete und die Bauern eine solche Pacht zahlen können, so geht auch hieraus hervor, daß der kleine Grundbesitzer billiger in der Lage ist, zu wirtschaften, als der Großgrundbesitzer. Die Gründe hierfür sind ganz einfach, aber sie sind durchschlagend für Das, was wir bezwecken. Der kleine Grundbesitzer ist nun einmal deshalb in der Lage, billiger zu wirtschaften, vorausgesetzt, daß er ein Areal unter dem Pfluge hat, das den Eigenthümer mit seiner Familie möglichst ganz beschäftigt, nehmen wir einmal fünfzig Morgen an; hier wird nun von früh bis spät gearbeitet, es wird gehungert, wenn nichts in der Küche ist, die Kleidung ist eine dürftige, die Ausgaben an baarem Gelde sind ein Minimum, und auf diese Weise ist er widerstandsfähiger als der Großgrundbesitzer, der leider in der Lage ist, wie ich vorher gesagt habe, mit schlechten Tagelöhnern, die er hoch bezahlen muß, zu wirtschaften, der eine Lebenshaltung, die einmal bei ihm eingeführt ist, weiterführen muß und an den überhaupt ganz andere Ansprüche gestellt werden als an den Kleinbauern.“ Fast eben so spricht er sich in einem Artikel über Rentengüter in den Preußischen Jahrbüchern aus: „Ich kann aus meiner eigenen Erfahrung sowie aus Rücksprache mit vielen praktischen Landwirthen bestätigen, daß, wenn in der selben Landschaft, unter gleichen Bodenverhältnissen, ein Kossäth sechs Thaler und ein Bauer fünf Thaler giebt, dann ein Rittergutsbesitzer nur vier Thaler Pacht pro Morgen zahlen kann . . . Andererseits will ich gern zugestehen, daß umgekehrt die Bruttoernten von oben nach unten sich wie 6 : 5 : 4 verhalten . . . Das ganze Geheimniß dieser Ercheinung liegt darin, daß in der Kossäthwirtschaft fast ausnahmslos ohne Diensthoten, also mit der eigenen Familie, gewirtschaftet wird, und daß diese zur rechten Zeit von früh bis spät emsig arbeitet, dahingegen mit einer sehr mäßigen Beköstigung und einfacher Bekleidung zufrieden ist . . . Der Bauer kann schon deshalb nicht so billig wie ein Kossäth wirtschaften, weil er Diensthoten halten muß, diese theuer lohnen und besser beköstigen, er selbst aber mit seiner Familie sich besser kleiden muß als Jener.“ Daß es besonders schön sei, diese Thatsache auszuheuten, wird Niemand behaupten und schwerlich wird

man auch, wenn man diese Dinge nüchtern prüft, in ihnen irgend etwas sozialpolitisch Vortheilhaftes entdecken. Die Männer, die sich bisher mit der Benutzung dieser Thatfache beschäftigt haben, die sogenannten Gütererschlächter, erfreuen sich denn auch durchaus keines besonderen Ansehens.

Schon von vorn herein, ehe das Gesetz noch in Wirksamkeit trat, konnte man vermuthen, daß zwei Erscheinungen eintreten würden: erstens, daß die Uebernehmer der Rentengüter, an sich schon, wie man sieht, geneigt, die Parzellen zu theuer zu kaufen, durch das Abzahlungsgeßäftsartige der Transaktion verführt werden würden, noch höhere Preise zu zahlen, als sie sonst gethan hätten. Zwar sieht das Gesetz vor, daß eine übermäßige Rente nicht von der Bank übernommen werden kann, damit nicht schließlich der Staat, wenn der Mann insolvent wird, den Schaden hat; aber es erlaubt, daß Käufer und Verkäufer unter sich über die Rentenbankrente hinaus noch eine Privatrente und Privathypothek stipuliren. Offenbar eröffnet sich hier die Aussicht auf Schaffung eines elenden Kleinbauernstandes, der durch das Phantom des Eigenthumes am Boden auf das Niveau des irischen Pächters gebracht werden kann. Die zweite vorauszufehende Erscheinung war, daß Großkapitalisten, wenn sie den Gewinn sehen, den die Grundbesitzer bei dieser Art des Verkaufes machten, sich gleichfalls auf dieses Geschäft werfen würden, um in rationeller Weise große Güter aufzukaufen und auszuschlachten.

Wer im vorigen Jahre das „Berliner Tageblatt“ genauer verfolgte, war gewiß erstaunt, von Zeit zu Zeit Artikel über „Innere Kolonisation“, „Großgrundbesitz und Bauernstand“ und Aehnliches zu finden, wo in der enthusiastischsten Weise die Rentengutsgeße gelobt wurden. Nach einiger Zeit entwickelten sich aus den Lobsprüchen die Pläne zur Gründung einer Aktiengesellschaft zum Zweck des Aufkaufes und der Ausschächtung großer Güter auf Grund der Rentengutsgeße. Die Regierung machte einen Strich durch die Spekulation, indem sie die Uebernahme der Renten auf die Rentenbank verweigerte, und da hierdurch der erforderliche rasche Rückfluß des Kapitals unmöglich gemacht wurde, so zerßlug sich die ganze Gründung. Amusant waren damals die Auslassungen der gouvernementalen und konservativen Presse. Offenbar wird es den Rentengütlern ganz einerlei sein, ob sie von freisinnigen und jüdischen Großkapitalisten oder von konservativen und christlichen Junkern ausgebeutet werden; daß bei einem solchen Handel der Verkäufer die „sozialpolitischen“ Erwägungen höher stellen sollte als den Gewinn von so und so vielen tausend Thalern, ist natürlich nicht zu erwarten in dieser Welt, in der wir ja allzumal Sünder sind, Christ wie Jude. Wenn in einer offiziellen Notiz, die im November vorigen Jahres durch die gouvernementale Presse ging, gesagt wurde, „daß die freisinnigen Vorkämpfer des Großkapitalismus das Wohl der Kolonisten im Auge haben könnten, ist ausgeschlossen; für diese Politiker ist der Landmann nichts als ein Ausbeutungsojekt, an dem der Großkapitalist seine verbrieften Rechte ausüben mag“, so trifft Das auch die direkt von Grundbesitzern geschaffenen Kolonien und damit wird die denkbar stärkste Kritik des Gesetzes gegeben; denn wenn das Gesetz wirklich sozialpolitischen Werth haben sollte, so hätte es eben, und Das war leicht zu machen, Kautelen gegen die Möglichkeit solcher Ausbeutung enthalten müssen.

Das Fiasco der freisinnigen Bauernbeglückter hat eine Anzahl konser-

vativer und freikonservativer Kapitalisten nicht abgehalten, den Versuch zu erneuern. Ob er geglückt ist, weiß ich nicht. Vor einigen Monaten melbete die Blätter, daß eine „Landbank“ mit fünf Millionen Mark in Berlin gegründet sei. Der Waschzettel darüber lautet: „Ihre Hauptthätigkeit soll in der Beförderung der Rentengüterbildung in den Provinzen mit vorkwaltendem Grundbesitz bestehen, wobei auf größeren Bezug von Käufern aus dem stärker bevölkerten Westen des Staates gerechnet ist. In den Aufsichtsrath wurden gewählt: Landschaftsdirektor Albrecht, Rittergutsbesitzer von Bieler-Melno, Graf Douglas, Freiherr von Eckardstein, Geheimer Kommerzienrath von Hansemann, Dr. von Hansemann-Pempowo, R. von Harbt, Präsident von Köller, Präsident Klingemann, Geheimer Kommerzienrath Schwabach, von Liebemann-Kranz, von Liebemann-Seeheim. Die Gesellschaft hat als ersten Direktor den Spezialkommissar bei der Generalkommission in Bromberg, Regierungsrath Stobbe, erwählt.“ Herr Stobbe hat entschieden die reichste Erfahrung; war es doch die bromberger Generalkommission, von der im Abgeordnetenhaus gesagt wurde: speziell von ihr sei eine solche Menge von Rentengütern geschaffen worden, daß es zweifelhaft sei, ob auch immer den wirtschaftlichen Bedürfnissen nicht bloß der Verkäufer, sondern auch der Käufer Rechnung getragen sei. Herr Dr. Jaktzeneki, der gewiß nicht in dem Verdacht steht, Maßregeln der preussischen Regierung an sich zu ungünstig zu beurtheilen, sagt in seiner Schrift „Zur Schuldenlastung der landwirtschaftlichen Betriebe“ — in der er unter Anderem auch den Vorschlag macht, die Jagdscheingebühren und Straf gelder zur Vinderung der landwirtschaftlichen Noth zu verwenden — über die „Landbank“: „Diese ‚Gründung‘ der Landbank erscheint uns als ein charakteristisches Zeichen des momentanen Unternehmungsgeistes der kapitalistischen Kreise in Deutschland. Dabei müssen wir auch gegen den irreführenden Ausdruck ‚Landbank‘ protestiren, denn diese Aktien-Gesellschaft will keine spezifisch-technischen Aktiengeschäfte betreiben, sondern nur den Kauf und Verkauf von Grundstücken erwerbsmäßig besorgen, schlimmstenfalls eine verheilerte Güterschlächterei en gros bezwecken. Wenn diese Gesellschaft von ihrem Standpunkt ‚unter günstigen Bedingungen‘ Grundstücke der verschuldeten größeren Besitze erwirbt und an objektiv nicht leistungsfähige Rentengutsnehmer verkauft, so fällt das Odium der Betheiligten schließlich, und wir glauben, nicht ganz mit Unrecht, auf den preussischen Staat zurück.“ Selbstverständlich wird sich die Regierung Das selber sagen und sowohl deshalb, als auch wegen der Betheiligung des Hauses Bleichröder und der Diskontogesellschaft, die ihr doch schon früher Unannehmlichkeiten verursacht haben, die Landbank nicht anders behandeln als früher die freisinnige Gründung.

Außer dem Großkapital, dessen Betheiligung, so weit es freisinnig ist, durch den Widerstand der Regierung gescheitert ist, drängen sich naturgemäß kleinere Unternehmer, Agenten und gewerbsmäßige Güterschlächter herbei, um von dem Profit, der auf Kosten der anzusehenden Bauern gewonnen wird, ihren Theil zu haben. Diese haben sich nicht ganz ausschließen lassen. Der Regierungskommissar Sachs erklärte am ersten Februar im Abgeordnetenhaus auf eine bezügliche Anfrage: „Was weiter die Frage wegen der Agenten anlangt, die ihre hohen Procente einstecken, so stehen die Generalkommissionen grundsätzlich auf dem Standpunkt, gewerbsmäßige Güterschlächter von der Vermittelung der

Rentengüter auszuschließen. Aber in einzelnen Fällen ist es ungemein schwer, zu kontrolliren, ob und inwieweit die geschäftlichen Abmachungen zwischen Agenten und Rentengüterausgebern etwa von nachtheiligen Rückwirkungen auf die Kaufpreise sein könnten. Ganz ohne Agenten wird es überhaupt nicht abgehen, denn die Rentengüterausgeber sind meistens in dem Geschäft nicht erfahren genug und haben nicht ausreichende Gelegenheit, sich Rentengüternehmer zu beschaffen.“ Durch die Vermittler und Agenten dürfte der Gewinn aus dem Verschlagen der Güter, der ursprünglich den jetzigen Besitzern zugebacht war, zum großen Theil eingeheimst werden, der Wunsch also, untergehenden Rittergutsbesitzern noch einen Zehrpennig mit auf den Weg zu geben, sich nicht realisiren.

Die andere Vermuthung, die man bei Schaffung des Gesetzes hegen durfte, war, wie wir sahen, die, daß die Güter viel zu theuer bezahlt werden würden, nicht nur, wie ja erwartet wurde, zu den gewöhnlichen Preisen von Kleingütern, sondern, wegen der verlockenden Zahlungsbedingungen, zu höheren. Auch diese Vermuthung hat sich erfüllt. Ich will aus den Sitzungen des Abgeordnetenhauses nur den Ausspruch eines Freundes des Gesetzes citiren.

Herr Dr. Paasche sagte am vierten Februar: „Es sind speziell von der General-Kommission in Bromberg, wie Sie wissen, seit dem ersten Juni 1892, wo das erste Rentengut nach dem neuen Gesetz begründet wurde, eine solche Menge von Rentengütern geschaffen worden, daß am Ende der Zweifel entstehen kann, ob auch in allen Fällen den wirklichen wirthschaftlichen Bedürfnissen, nicht bloß der Rentengüterveräußerer, sondern auch Derjenigen, die die Rentengüter übernommen haben, in jeder Weise Rechnung getragen ist. . . Sie werden finden, daß eine Unmasse namentlich von Kleingütern in Ostpreußen, Westpreußen und Posen gegründet ist, — von kleineren Gütern, von denen ich nach meiner Kenntniß der dortigen Verhältnisse annehmen möchte, daß sie nicht in allen Fällen praktisch sind, sondern vielfach so bemessen sind, daß sie nicht ausreichen, die Familien und ihre Arbeitskraft zu beschäftigen, und doch schließlich zu groß sind, als daß sie den Besitzer geneigt machten, auf Arbeit anderswohin zu gehen; also Grundstücke, die gerade deshalb wenig lebensfähig von Anfang an sind. (Sehr richtig.) Wenn Sie die Zahlen weiter ansehen, so möchte ich darauf hinweisen, daß die Tagwerthe für Rentengüter so hoch sind, daß sie nach meiner Kenntniß der Verhältnisse dem dortigen landwirthschaftlichen Besitzstande nicht entsprechen. (Sehr richtig.) Sie wollen bedenken, daß in Ostpreußen pro Hektar nackten Landes 805 Mark als Tagpreis angenommen sind, in Westpreußen pro Hektar 904 Mark, in Posen 732 Mark, also im Durchschnitt etwa 200 Mark für den Morgen Land. Danach muß jeder Kenner der Verhältnisse sagen, daß Das an sich ein sehr hoher Tagwerth des Grundstückes in jener Gegend ist. Man giebt wohl 200 Mark für den Morgen Land bei kleineren Flächen mit Gebäuden, mit voller Ernte, mit Borrath und Inventar, aber für den nackten Boden heutzutage solche Preise zu geben, davon kann nicht die Rede sein. (Sehr richtig.) Wenn Sie weiter die Zahlen ansehen, so werden Sie finden, daß die also festgestellten hohen Tagwerthe zum weitaus größten Theil durch Rentenbriefe gedeckt sind. Ich habe ausgerechnet, daß man in diesen drei Provinzen nur etwa 13 Prozent des Tagwerthes — eines sehr hohen Tagwerthes, wie ich nochmals betone — als Anzahlung verlangt hat und daß der ganze Rest von etwa 87 Prozent des

Werthes in Rentenbriefen angegeben wird oder in Form von Privathypotheken auf dem Grundstück ruhen bleibt. (Hört! Hört!) Man wird zugeben müssen, daß der Vorwurf, den ich nicht erheben will, der aber vielfach gemacht worden ist, nämlich der, ob man hier nicht allzu schnell Existenzen geschaffen habe, die in dem heute an und für sich schwierigen Kampf ums Daseins kaum im Stande sein werden, diesen Kampf siegreich durchzuführen, doch jedenfalls ernster Prüfung bedarf.“ Aehnlich sprachen sogar konservative Abgeordnete.

Dieser Kritik des Gesetzes von sachverständiger Seite, die in der zurückhaltendsten Weise abgegeben wird und doch von Freunden des Gesetzes ausgeht, ist nichts hinzuzufügen. Wenn es so weit gekommen ist, daß Leute aus ihren Stellen wieder davonlaufen — vermuthlich doch mit großen Verlusten —, daß sogar die Befürchtung ausgesprochen werden kann, der Staat könne schließlich mit seinem Gelde hängen bleiben, dann muß es doch arg sein.

Fast komisch wirkt die Art und Weise, wie in den Theilen mit polnischer Bevölkerung die Ansiedlungskommission und die Generalkommission, welcher die Rentengüterbegründung obliegt, einander entgegenarbeiten. Während die Ansiedlungskommission zum Zweck der Rückdrängung des Polenthumes und Stärkung des germanischen Elements polnische Gutsbesitzer auskauft und die Güter an Ansiedler deutscher Nationalität giebt, setzt die Generalkommission eine oder zwei Stunden daneben ganz munter eine polnische Kolonie an. Der Grund ist der, daß die Polen weniger Ansprüche ans Leben stellen als die Deutschen und daher die Rentengüter theurer bezahlen können. Herr Dr. von Heydebrand und der Raza sagte Das am vierten Februar im Abgeordnetenhaus ganz ausdrücklich; „Die deutschen Ansiedler sind vielleicht auch nicht so bescheiden in ihren Ansprüchen wie die Bevölkerung der östlichen Provinzen, als daß nicht die große Gefahr vorliege, daß diese von fernher herangezogenen deutschen Existenzen sich minder leistungsfähig erweisen als die von der Generalkommission herangezogenen Ansiedler von zum Theil polnischer Nationalität.“ Es kann ja nichts Klareeres geben: seinen Unterhalt muß der Mann von dem Bruttoertrag des Gutes abziehen, der Rest erscheint ihm als Reinertrag. Je schlechter er lebt, desto geringer ist der Abzug, desto größer der Reinertrag, desto größer kann auch die Kaufsumme sein, die er zahlt. Im Lichte dieser Thatsache erscheint das Gesetz erst als Das, was es in Wirklichkeit ist.


In fast allen europäischen Ländern sind in den letzten Jahren Gesetze entstanden, die den preussischen Rentengutsgesetzen entsprechen. Es ist hier nicht der Raum, sie genauer zu analysiren, aber alle sind besser als das preussische. Die Tendenz ist ja bei allen die selbe: eine Waare, den Grundbesitz, die beständig an Werth verliert, zu möglichst hohen Preisen an eine andere Gesellschaftsklasse zu verkaufen. Aber ein Unterschied ist denn doch, ob die zu beglückende Gesellschaftsklasse ganz ohne Kautelen der Habgucht der Verkäufer überlassen wird oder ob nach dieser Richtung wenigstens einige Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Die preussischen Rentengutsgesetze enthalten keine einzige.

Wilmersdorf.

Dr. Paul Ernst.



## Wien in der Hauffe.

 n Wien circulirt jetzt, der neuen Währung gemäß, eine Nickelmunze mit der Zahl 20, ohne weitere Bezeichnung. Sie stellt 20 Heller vor, gilt aber nur 10 Kreuzer: denn in der ganzen Stadt wird noch nach der alten Währung gerechnet. Und man nennt dieses Geldstück allgem ein Sechserl, — nach dem ganz alten Duodezimalsystem.

In solcher Zahlenverwirrung, die den Einheimischen selbst noch seltsam, den Fremden im Anfang unlösbar vorkommt, prägt sich die Währung aus, die jetzt auf allen Gebieten des wiener Lebens arbeitet. Die Grundstoffe wirbeln in toller Mischung durch einander, hitzige Dämpfe entwickeln sich und mancher dicke Bodensatz wird unwillkürlich aufgeführt. Der fern Stehende erhält dann wohl nach den aufgebauften und zugefugten Nachrichten desepesenwuthender Korrespondenten den Eindruck eines Zerfetzungsvorganges. Wer aber näher und tiefer hineinblickt in das quirlende Brodeln, spürt schon den Wandel zur Klärung und die Oberflicht guter und gesunder Säfte.

Allenthalben habe ich bei meinem jüngsten Besuche in der Wienerstadt warmes und reges Leben gefunden. Die Straßen wimmeln von Menschen und in den ersten Abendstunden muß in der inneren Stadt der Wagenverkehr auf das Allernothwendigste eingeschränkt werden. Die alten Straßen sind zu eng für das fluthende Treiben, allenthalben werden die Fluchtlinien bei Neubauten zurückgedrängt. Auch die gewaltige Ringstraße liegt nicht mehr tot wie früher: ein frischer Verkehr hat sich ihrer bemächtigt. Fast alle Passanten sind gut gekleidet, die Frauen zumeist mit sicherem Geschmack, zierlich ohne Aufbringlichkeit, und selbst die Arbeiter sehen propperer und sauberer aus als bei uns. Die Gesichter sind nicht von der ungemessenen Verbrielichkeit, die wir oft in Berlin sehen, sondern offener und heiterer. Die Schaufenster sind lebendig und bunt, ohne, wie bei uns, durch Schreien abzustoen, die der Modemagazine fesseln durch lebensgroe Puppengruppen. Die billigen Bazare bieten eine Menge reizender kleiner Rippen und Krappen feil, die man bei uns vermißt. Nur die Auslagen der Buchhandlungen sind noch ganz nach dem alten Schema geordnet: Alles liegt lunterbunt durcheinander, man versteht noch nicht, die Aufmerksamkeit auf bestimmte Werke zu lenken. Die Restaurants, behaglich ohne Aufbringlichkeit, sind gut besucht: das „Sperrsechserl“ hat offenbar einen Theil seiner Schrecken verloren, man trifft noch um Mitternacht in den Bierlokalen eine muntere Stimmung.

Ueberall wird gebaut, die uralte Festungsstadt verschwindet allmählich und in wenigen Jahren werden die Straßenzüge die Entwicklung und den Anschluß der geschichtlichen Viertel und Theile nicht mehr verrathen. Viehhundertjahriges Häuser, die noch den Türken getrotzt haben, müssen fallen. Und welch prächtigen Neubauten zu Liebe! Die Architektur, die Küche und die Frauen sind immer die drei großen Ruhmestitel Wiens gewesen. Hier, an den prächtigen Mustern der alten Adelspalaste, an den unvergleichlichen Linien des Josefsplatzes und des „Hofs“, haben die jungen wiener Architekten herrliche Vorbilder. Und an den wiener Neubauten, von den Brunckschopfungen der Ringstraße bis zu den Geschäftsbauten des Quaiertels oder den Hinzshausern der Brigittenau, kann man lernen, vielleicht noch besser als in Paris, wie die klassischen Ueberlieferungen den modernen



Bedürfnissen sich anpassen können, wie große Steinmassen, lange Wände, eintönige Fensterreihen und Dachfirste kunstvoll gegliedert und mit sicherem Geschmack bewältigt werden müssen. Die entzückende Schöpfung des jungen Marmorek, „Venedig in Wien“, bewies, daß auch volkstümliche Veranstaltungen die feinsten künstlerischen Nuancen zur Geltung bringen können.

Die Theater sind Abend für Abend voll und bieten vortreffliche Vorstellungen (mit Ausnahme der kleinen Bühne der Josefstadt, wo man schlecht spielt und schlechte Geschäfte macht). Herr Dr. Burckhard, den man so oft tot gesagt hat, sitzt fester als je auf dem Direktionsstuhl des Burgtheaters; er hat den stärksten Bundesgenossen, den Kassenrapport, und der allgemeine Aufschwung Wiens, der den Theaterbesuch hebt, wird ihm aufs Spezialkonto gestellt. Mitterwurzer's Temperament übt einen treibenden Druck auf die Vorstellungen und in der vornehmen Atmosphäre dieser Bühne hat sich Fräulein Sandrock aus einer hysterischen Sensationschauspielerin zu einer gereiften Künstlerin entwickelt. Das „Volkstheater“ hatte große Verluste, aber seine Narben stehen ihm gut: es ist zur Vorbereitungsschule für das Burgtheater geworden, das ihm seine besten Kräfte fortholt. Und weit draußen, an der mariahilfer Gürtelstraße, hat sich das „Kaimundtheater“ zu einer beinahe mustergiltigen Volksbühne ausgewachsen; es vereint mittelmäßige Kräfte, die ihren besonderen Anlagen entsprechend beschäftigt werden, zu glücklichen Vorstellungen, denen es so wenig an durchgreifender Kraft wie an stimmungsvoller Diskretion fehlt. Das „Karltheater“ hat sich aus einem unsauberen Troge in ein glitzendes Schmuckkästchen verwandelt. In Wien werden, was wir in Berlin schon längst aufgeben mußten, auch noch frische Talente entdeckt, Leute mit eigenartigen, persönlichen Begabungen: die Tragoedin Fan, der Gelbenliebhaber Christians, die Operettenfängerin Kopacsi, die urdrollige Lustspielsoubrette Hanni Niese.

Und sogar eine junge wiener Literatur ist entstanden. Begabte Leute, wie Schnitzler, Leon, Karlweis, haben versucht, der wiener Art von heute, dem neugestalteten Volks- und Gesellschaftsleben dramatische Wirkungen abzugewinnen. Noch ist kein vollendetes Meisterwerk diesem Kreise entsprungen, aber Alles, was man sieht, ist gesund und brauchbar. Keine neurasthenischen Listeleien, keine Ueberfeinheiten, deren Spitze abbricht, nichts von jenem psychologischen Theater, das die Psychologie des Publikums völlig vergißt, — lauter beherrzte Griffe ins wiener Alltagsleben, voll schlichter Naturlaute, ohne lallendes Seelengestammel und künstliche Kranzheitpoie.

Die wiener Bildhauerei wahrt sorgsam ihren alten Ruhm. Tilgner und Weyr wirken in ungeschwächter Kraft. Man zielt hier Straßen, Plätze, Parks nicht nur durch steife Generäle und langweilige Gelehrte: das Schindlerdenkmal und der Brunnen am Michaelerplatz sind ganz moderne Beispiele der lebendig fließenden Tradition in einer Kunststadt, die sich des Donnerischen Brunnens und des Canovaischen Christinen-denkmals rühmt. Ja, sogar das Stiefkind des heutigen Wien, die Malerei, rafft sich aus der Stockung auf, die seit Kanons Tode sichtlich eingetreten war, und sucht, wie die letzte Ausstellung im Künstlerhause bewies, in muthigen Sähen den Vorsprung nachzuholen, den Paris, München und Berlin flink gewonnen haben, „derweil Ihr eben schliefet“.

Sie haben es schlau angefangen, die berechnenden Phäaken, um ihrer Stadt neue Hilfsquellen zu eröffnen. Sie haben sich von uns einen Handelsvertrag zu

verschaffen gewußt, der ihnen jährlich viele Millionen sichert, sie haben sich in Berlin Geld geliehen, mit unserm Gelde dann höchst glücklich gegen uns spekulirt und zahlen jetzt noch nicht einmal immer pünktlich die Differenzen. Mit berlinischem Kapital ist Wiens Aufschwung gemacht worden und er ist so kräftig, daß selbst der jüngste Börsenkraich nur ein paar bekannte Wagehähle umwarf, aber die Bevölkerung selbst kaum berührte.

Man irrt in Deutschland nur zu häufig, wenn man die gegenwärtige laute und hastige österreichische Politik für ein Zeichen des Niederganges des Landes hält. An Ort und Stelle sehen die Dinge ganz anders aus. Ich habe den Ruegerkandalen und den lärmenden Straßenszenen nach der letzten Auflösung des Gemeinderathes beigewohnt und den Eindruck empfangen, daß es sich für die Demonstranten vor Allem um eine große „Heß“ handelte. Eine großstädtische Bevölkerung muß sich zum eignen Wohlbefinden von Zeit zu Zeit starke Emotionen verschaffen, wie der Einzelne sich einmal austräufeln und austraben muß. Das beweist nur, daß die in den Organen schlummernde Kraft sich entfalten will. Ein bis zur Heftigkeit reges Parteileben ist besser als jenes bürgerliche Duckmäusertum, das in Berlin den schlimmsten Zwang der „freisinnigen“ Cliquenwirtschaft stumpf hinnimmt. Auch die wildesten Parteidämpfe im Innern einer Stadt haben die Entfaltung der Kultur, des geistigen und künstlerischen Lebens, nie gehindert: in den blutigsten und verworrensten Tagen der florentiner Geschichte schuf Michelangelo seine herrlichsten Werke. In Berlin erregt sich kein Mensch mehr über irgend Etwas: Das scheint mir das traurigste Zeichen der Versumpfung des öffentlichen Lebens. In Wien ringen zwei große Interessengruppen um die Herrschaft, wie in England die Whigs und Tories, in Amerika die Republikaner und Demokraten. Die Namen besagen nichts: es sind Firmenschilder, die nicht verhindern, daß die Geschäftsinhaber ganz anders heißen. Die eigentlichen Gegner, die sich um die Oberherrschaft Wiens zanken, heißen mit den wahren Namen Großkapital und Klerus.

Herr Rueger wird sogar von den Juden fast ausnahmslos bewundert. Er gilt nicht nur als ein schlauer, sondern auch als ein kluger Mensch, als erfahren in technischen Verwaltungsfragen und als durchaus gerecht; man sagt, er trenne Persönliches stets von Grundsätzlichem und erkenne als Referent in irgend einer Stellenbesetzungsfrage auch die begründeten Ansprüche jüdischer Bewerber rückhaltlos an. Ihm selbst würde man den Bürgermeistertitel gern gönnen, wenn nicht die Geistlichkeit hinter ihm stände, die ihn rasch, wie sie ihn erhob, wieder beseitigen würde, sobald er ihren ausschweifenden Forderungen widerstände. Man fürchtete auch die Wirkung der kaiserlichen Bestätigung zu Gunsten einer Klerikalisirung der Provinz. Natürlich ist Rueger nicht über die „vergünstigten Weine“ des rückenmarkleidenden Liberalismus gefallen, sondern über die eben so elegant haussirtten wie festen Füße des Grafen Badeni. Eine so starke und selbstbewußte Persönlichkeit wie Graf Badeni kann keine klerikale Nebenherrschaft dulden. Er ist kein kleiner Mensch. Er hat nur die Lösung: „Voran der Kaiser — hinter ihn ich!“ Er ist ein administratives Talent ersten Ranges und ein Polizeigenie; er glaubt, daß vielleicht kein Kameel durch ein Nadelöhr, aber jeder Beamte durch die Maschen des Gesetzes sich zwängen könne. Er wird nie mit kleinen, schikanösen, verstimmenden Maßregeln arbeiten: zum ersten

Male wird in Oesterreich wieder Verwaltungspolitik in großem Stil getrieben. Mit den klobigen Mitteln der alten Schule, die so viel Haß erregten, räumt er gründlich auf: die Aufhebung des Ausnahmezustands in Prag, die Bewilligung einer Amnestie, der neue Preßerlaß beweisen es; auch den Sozialisten gegenüber läßt er einen würdigeren Ton anschlagen. Graf Badeni hat die Behaglichkeit des wiener Lebens in wenigen Wochen mächtig gehoben. Eine Wahlreform wird seine erste gesetzgeberische That sein; das Beamten-corps, das bei den Gemeinbewahlen den Ausschlag giebt, wird er theils durch energische Direktiven, theils durch Gehaltserhöhungen gewinnen, und so ist es leicht möglich, daß der nächste wiener Gemeinderath ein verändertes Gesicht zeigt. An sich wäre die Bestätigung Ruegers gewiß kein Kulturunglück gewesen. Der Posten eines Bürgermeisters, die Mehrheit eines Gemeinderathes sind viel weniger wichtig, als die Meisten zu glauben geneigt sind. Das ganze Schauspiel war nur ein Hint an die Klerikalen: sie hätten jetzt mit einem starken persönlichen Willen zu rechnen. Die Liberalen drängen sich in Oesterreich so dienstfertig an die Persönlichkeit Badenis, wie sie es in Deutschland Caprivi und Hohenlohe gegenüber thaten und thun. Sie möchten durch ihre Geschäftigkeit das Land von ihrem Einfluß überzeugen, aber Jederman weiß, daß sie im Falle Rueger nicht schoben, sondern daß neben ihnen geschoben wurde. Der Liberalismus spielt bei der wiener Haussa die Rolle der kleinen Puschmakler, die wie toll im Börsensaal auf- und abrennen, schreien und sich stoßen um kleiner Courtage willen, während die großen Bankiers still an den Wänden sitzen und die Hunderttausende gewinnen.

Viel Thörichtes ist über den Antheil Ungarns an diesen Ereignissen geschrieben worden. Gewiß haben die Ungarn ihren wesentlichen Antheil an der Nichtbestätigung Ruegers, aber er ist mehr passiv als aktiv. Ja, die Ungarn hätten seine Bestätigung vielleicht gar nicht ungern gesehen. Sie sind viel zu kluge Geschäftsleute, um sich durch persönliche Ressentiments, durch den Zorn über Ruegers Klerikale und deshalb antiungarische Neigungen politisch lenken zu lassen. Bei den bevorstehenden Verhandlungen über die Erneuerung des österreichisch-ungarischen Ausgleiches stehen wirthschaftliche Interessen in erster Linie. Ungarn ist heute noch abhängig von der österreichischen Industrie; es hat aber den lebhaften Wunsch, seine Bedürfnisse möglichst im eigenen Lande zu befriedigen, während Oesterreich das große Absatzgebiet nicht zu verlieren wünscht. Um ihre Industrie zu fördern, veranstalten die Ungarn im nächsten Jahre die Millenniumsausstellung. Ihnen wäre das Scheitern des Ausgleiches gar nicht unerwünscht, denn sie glauben, als Erzeuger einer Ueberfülle von Rohprodukten einen Zollkrieg leicht ertragen und sich hinter gesperrten Grenzen rascher eine eigene Industrie schaffen zu können. Ungarn würde jede Handhabe benutzen, um die Verhandlungen abzubrechen; und um ihm den Vorwand zu entziehen, sich für beleidigt auszugeben, versagt die österreichische Regierung Rueger, dem Ungarnsfeinde, die Bestätigung. „Nach Tische“ wird mans vielleicht anders lesen. So lange freilich Graf Badeni am Ruder ist, wird für die Ruegerpartei kein Raum zu Selbstthaten sich finden. Die laufenden administrativen Bedürfnisse einer Großstadt müssen erfüllt werden, ob ein Liberaler, ein Antisemit oder ein parteiloser Regierungskommissar an der Spitze steht. Paris hat einen in seiner Mehrheit sozialistischen Gemeinderath, und er hat auch nicht die Welt umzustürzen vermocht. Ruegers Glück ist, daß

er eine eigenartige und fesselnde Persönlichkeit ist, ein vollendeter Demagoge, ein Boulanger-Typus. Das ist seine Chance in Oesterreich, dem Lande des ausgesprochenen Persönlichkeitskults, den man selbst den Komödianten widmet, die doch nur den Schein der Persönlichkeit zu tragen wissen. Lueger ist der Held der Frauen, weil er ein geschickter Poseur ist und weil die Geistlichkeit für ihn arbeitet.

In Berlin spricht man fortwährend von Individualismus und Persönlichkeit und nirgends gelten sie weniger, nirgends werden sie mehr unterdrückt zu Gunsten der Schablone. In Wien sind sie Alles und die Achtung vor ihnen erfüllt das ganze Leben. Die Annehmlichkeit der Umgangsformen und des Verkehrs, die Höflichkeit und liebenswürdige Duldung entspringen der Schätzung der Persönlichkeit. Der Berliner tröstet sich dagegen mit seiner Aufrichtigkeit. Was liegt daran? Man hat im Alltagsleben selten Gelegenheit, von den Ferkensalten seiner Bekannten Gebrauch zu machen: wenn man mir das normale Dasein angenehm macht, bin ich schon dankbar. In Berlin treten sie mir auf der Straße die Fühneraugen ab mit ihrem tiefen Gemüth, — in Wien bemüht man sich, mir auszuweichen, und wenn mich nur leicht ein fremder Ellenbogen streift, entschuldigt sich der Besizer. Während sich in Berlin die Formen beständig verrohen, sind sie in Wien jetzt vielleicht noch angenehmer geworden. Und es ist nicht mehr bloß jene Höflichkeit des Verhaltens, hinter der sich früher manchmal — wenigstens dem Norddeutschen gegenüber — eine kalte Ironie, ein abweisendes Mißbehagen verbarg. Die Wiener haben ihre Liebenswürdigkeit behalten und sind dabei sehr ernsthaft und vernünftig geworden. Man lebt nicht mehr bloß in den Tag hinein, dem flüchtigen Vergnügen nach, und begnügt sich, über den erfolgreichen Mitbewerber, dem bessere Einrichtungen verhängnißvollen Sieg verschafften, zu schimpfen. Diese junge, jetzt herangewachsene wiener Generation zwingt zur aufrichtigen Sympathie: sie ist nicht mehr starrköpfig ablehnend gegen alles Fremde; sachlich und gewissenhaft sucht sie es kennen zu lernen, zu prüfen, zu verarbeiten. Man sieht jetzt in den Ereignissen der letzten dreißig Jahre nicht mehr eine persönliche Kabale, sondern eine nothwendige Entwicklung. Man beurtheilt Berlin eher zu freundlich als zu feindlich. Das alte hämische Ahselzucken ist völlig verschwunden. An die Stelle des „Raunzens“, des grundlosen Mißvergnügens, das innig mit grundloser Selbstvergötterung verknüpft war, ist eine klare Selbstkritik getreten. Der Typus des unbedingten Schwarzsehers verschwindet mit dem des Lokalchauvinisten. Mit diesem, dem falschen Wienerthum, das Laskheit und Trug als Vorzüge und Reize feierte, um mit diesen Mitteln seine trüben Geschäfte zu betreiben, das Stülstand als Treue und Schwindel als guten Eherz pries, haben, nach Anzengruber, besonders Chiavacci und Starkweis gründlich abgerechnet. Sie haben die Wiener gemahnt, für ihre Vaterstadt nicht nur zu siedeln und zu singen, sondern auch zu denken und zu arbeiten. Auf allen Gebieten haben sich Gleichgesinnte gefunden; und in vielen Punkten, z. B. in dem Bemühen, echte Kunst und Wissenschaft durch billige Vorstellungen und Vorträge auch den Aermsten zugänglich zu machen, ist, besonders im Hinblick auf die Qualität des Gebotenen, Wien Berlin um ein gutes Stück zuvorgekommen. Wien war nicht nur auf der Börse in der Hauffe und es hat, trotz dem jüngsten Krach, mit Glück spekulirt.

Conrad Alberti.



## Deutsche Flußhäfen.

Im dem Heft vom achtundzwanzigsten September schloß ich eine knappe Schilderung unserer Häfen mit den Worten: „Die vielen kostspieligen Anlagen, die am Rhein und Main gemacht und zum Theil noch im Bau begriffen sind, entstanden vielfach aus dem Konkurrenzneid der einzelnen Städte: jede fürchtet, von der anderen überflügelt zu werden, und jede möchte der anderen einen Theil ihres Verkehrs rauben.“ Die ganze Wahrheit dieser Behauptung, zu der aus den Budgets vieler kleinen Städte noch belastende Details gegeben werden könnten, habe ich erst nachträglich empfunden. Denn seit dem Erscheinen dieser Darlegung wollten die Beschwerden von Interessenten und Gegeninteressenten kein Ende nehmen und endlich ist sogar die Rheinisch-Westfälische Zeitung am neunzehnten November, also nahezu acht Wochen später, mit einem Leitartikel gegen mich niedergekommen. Da es für einen volkswirtschaftlichen Schriftsteller nicht angenehm sein kann, seine aufrichtige und hier oft genug geäußerte Anerkennung für das Streben und die tüchtige Arbeit unserer Hafenmänner in ein Zwielicht gestellt zu sehen, so komme ich auf das Thema noch einmal zurück. Hierbei kann vielleicht auch einigen billigen Wünschen nach Ergänzung der damals sehr gedrängten Darlegung Rechnung getragen werden.

Zunächst machte ein wackerer Hanseate in liebenswürdiger Weise seinem „noch warmen Aergern“ Luft, daß bei der Flußschiffahrt die Elbe im Vergleich zum Rhein mit so wenigen Worten abgefertigt worden war. Als hamburgischer Kaufmann ist aber der Einsender so gerecht, gleich hinzuzufügen: „Ich will ja von vorn herein zugeben, daß Sie nicht so ganz Unrecht haben, wenn Sie mir erwidern, daß an der Elbe solche ausgebauten Häfen, wie sie z. B. Mannheim besitzt, eigentlich so gut wie gar nicht bestehen.“ Weiter wird dann erklärt, daß Dresden in Wirklichkeit einen bedeutenden Hafenverkehr habe, ohne aber die Behauptung zu widerlegen, daß keine wesentliche Betriebskraft da ist. Erst im November wurden für den neuen Hafen die zur Centralstation gehörenden Hebeemaschinen ausgeschrieben. Im Verhältnis zu Dresden hätte dann Wittenberg überhaupt nicht, und namentlich nicht für böhmische Kohle, genannt werden dürfen. Ferner habe Riesa einen enormen Verkehr für Sachsen und Bayern, in Getreide, Baumwolle, Petroleum, Hölzern u. s. w. Auch Ballwitzhafen sei sehr bedeutend für das Königreich Sachsen und Thüringen; eben so Alken. „Auch Kassel,“ schrieb der Herr aus Hamburg, „würde sich freuen haben, wenn Sie diesen neuesten Umschlagsplatz an der Weser genannt hätten.“

Eine andere Zuschrift kam aus Worms. Dieser Hafen besteht seit 1893 und wurde mit einem Kostenaufwande von 2 841 500 M. fertiggestellt; gleichzeitig mit der Eröffnung des neuen Hafens konnte das neue Lagerhaus und Betriebe übergeben werden, das für 665 000 M. erbaut wurde. In dem Lagerhause können zunächst 100 000 Sack Getreide lagern. Der Umschlag wird für 1896 über eine Million Sack betragen, wie überhaupt der wormser Getreideverkehr bereits größer ist als der in Mainz (37 376 Tonnen gegen 20 915 Tonnen). Der Gesamtverkehr ist dreimal stärker als in Bingen. Die Herstellungskosten des Hafens sind groß; da der Hafen sehr klein ist, so hat vielleicht das Terrain Schwierigkeiten

bereitet. 100 000 Sack für ein Lagerhaus ist nicht viel, aber das Gebäude ist in der That sehr schön und vollständig modern eingerichtet. Der Vergleich der Verkehrsziffern mit Bingen kann nur wenig bedeuten, da dort der Hafen erst im Bau ist. Worins hat ein geringes Hinterland und bei der Brücke sind erst die Vorarbeiten abgeschlossen.

Nicht so mild lautete ein Schreiben aus Ruhrort. Danach ist dieser Platz, auf dessen weiteres Gedeihen gewiß jeder Deutsche gern anstößt, der größte Hafen des Continents, dann kommt erst Duisburg, das sich in der Verkehrszahl zu Ruhrort verhält wie  $2\frac{1}{2}$  zu 4. Nun war aber an dieser Stelle Duisburg nur der „zweitgrößte Rheinhafen“ genannt, während Mannheim als der erste Flußhafen Deutschlands behandelt wurde. Ich nehme den Handelskammerbericht von Duisburg zur Hand und finde auf Seite 69 aus dem Jahre 1894 die folgende Zusammenstellung des Verkehrs in den Häfen:

	Zufuhr. T.	Absuhr. T.	Zusammen. T.
1. Mannheim . . .	3000517	662063	3662586
2. Duisburg . . . .	1658929	2032102	3957718
3. Ruhrort . . . . .	974251	3712556	4686807

Dieser Bericht stellt wie selbstverständlich Mannheim obenan und bemerkt bei Duisburg, daß die Zu- und Abfuhr der Dampfschiffe fehle, wodurch noch 27490 Tonnen hinzukämen. Es wird nun sofort bei Ruhrort die geringe Zufuhrziffer auffallen, die aber doch ebenfalls die Bedeutung eines Hafens ausmacht. Mannheim z. B. empfängt 3 Millionen Tonnen zu Wasser und führt nur 662000 Tonnen ab. Duisburg hat eine um 684000 Tonnen stärkere Wasserzufuhr als Ruhrort, trotzdem im ruhrorter Hafen noch die größte Ziffer der Erzverladung erreicht wird. Aber seit wann ist denn die bloße Anzahl der Schiffstons entscheidend? Es kommt doch auch auf den Werth der Güter an und da hat wohl ein Centner Getreide eine ganz andere Bedeutung als ein Centner Kohle. In diesem Sinne könnte vielleicht Duisburg einen größeren Hafenverkehr haben. Auch wurde bei dem ebengenannten Platze noch der staatliche Hafen Hochfeld ausgelassen mit 958105 Tonnen für den Verkehr vom Jahre 1894.

Das Schlußfeuerwerk brennt dann die vorhin erwähnte Zeitung ab. Das betreffende Material kommt aus Ruhrort und es wird mir nicht ein Satz geschenkt, der sich, sobald man die Neigung dazu verspürt, auch anders auslegen ließe. „Da Jedermann weiß, daß Ströme auf ihrem ganzen Laufe starkem Wasserwechsel unterworfen sind, so hört sich der Satz: „daß der Wasserstand oberhalb Kölns schwankend sei“ — als wenn Dies unterhalb nicht der Fall wäre —, sehr naiv an.“ Nun hatte es sich aber in meinem Falle um den Dampferverkehr in Ludwigshafen gehandelt, wo bei dem jetzigen Wasserstande ein Schlepper von 16000 Centnern deren nur 6000 einnehmen könnte. Wenn ich dann hinzufügte, daß der Wasserstand oberhalb Kölns schwankend sei, so versteht doch Jedermann, der verstehen will: so schwankend, daß der Schiffsverkehr darunter leidet; unterhalb Kölns verlandet der weit tiefere Rhein eben weniger, weil der Sand bereits abgelagert ist. Bei dem selben Ludwigshafen war auch die Verfrachtung von Erzen hervorgehoben (nicht, wie behauptet wird: „die Zufuhr zu Berg“) und dagegen versichert nun der Angreifer, daß Erze über-

haupt nicht im Hafen umgeschlagen werden. Ich greife nach dem Handelskammerbericht dieser aufblühenden Stadt und finde auf Seite 149, daß die Wasseranfuhr von Weizen im Jahre 1894 zurückgegangen, aber durch anderweitige Waaren wieder ausgeglichen sei. „Solche durch bemerkenswerthe Zunahme hervorragende Artikel sind z. B. Roheisen (+ 10093 Tonnen), verarbeitetes Eisen (+ 4997 Tonnen), andere Erze (+ 5506 Tonnen).“ Ein Erzverkehr besteht demnach dort nicht einmal erst seit dem vorigen Jahre. Schulmäßig bemängelt wird dann meine Behauptung: Mannheim sei der größte Hafen. „Gleichwie man aber von zwei Städten diejenige die größere nennt, welche die meisten Einwohner, nicht, welche die meisten Quadratmeter bebauter Grundfläche hat, so versteht man unter dem größten Hafen im Allgemeinen auch nicht denjenigen, welcher die größte Wasserfläche besitzt, sondern in welchem sich in gleicher Zeit der größte Verkehr abspielt.“ Natürlich wird Jeder, der Andeutungen versteht, aus meinen Worten nichts Anderes herausgelesen haben, als daß Mannheim unsere bedeutendsten Flußhafen bildet, obgleich wohl auch seine Größe inkl. der neuesten Anlagen am offenen Rheinstrom so leicht nicht überholt werden dürfte. Selbst Leuten, die es noch nicht wissen, daß Mannheim Deutschlands Effektivhandel in Getreide beherrscht, sollte diese Thatsache bekannt sein. Ein weiterer Vorwurf! „Der Verkehr in Mannheim soll laut Pluto hauptsächlich durch holländische und belgische Schiffe vermittelt werden.“ Folgt eine Statistik, die das Gegentheil schlagend bestreitet. Warum wird aber hier so falsch citirt? Mein Satz lautet: „Man sieht meistens nur Rheinschiffe von Rotterdam und Antwerpen,“ d. h. doch nicht belgische und holländische Fahrzeuge, sondern deutsche (Rheinschiffe), die von jenen Häfen das Getreide einholen. Eine gewisse handelspolitische Vorbildung darf eine Wochenschrift von Rang doch voraussetzen. Bei Mainz werden die von mir angeführten Hauptverfrachtungen: Getreide und Wein, gegen Steinkohle stark zurückgestellt. Getreide und Wein sollen im Hafen nur 5592 Tonnen umgeschlagen haben, nach meinen Belegen aber figurirt Getreide mit 474000 Centnern und Wein mit 160000 Centnern, also 31750 Tonnen. Mainz wird jedenfalls sehr angenehm überrascht sein, plötzlich als ein werthvoller Kohlenplatz dargestellt zu werden. In Wirklichkeit kommt keine Kohle dort an, außer der für den eigenen Verbrauch. Vielleicht ist aber Gustavburg mitgerechnet, ein ganz selbständiger Hafen, der von mir besonders angeführt war: „dessen Bedeutung die rheinaufwärts gehenden Kohlen ausmachen.“ Daß Mülheim an der Ruhr, wo das Becken am Rhein noch Hafen genannt wird, keinen Verkehr mehr besitzt, soll hier keineswegs unerwähnt bleiben, indessen besitzt dieser Platz noch Spediteure. Im Falle des Dortmund-Ems-Kanales verlangt man dort die Kanalisierung der Ruhr von Duisburg-Ruhrort bis Mülheim.

Es ist denkbar, daß ein Lokalpatriot sich schon ärgert, wenn nur wenige Zeilen über seine Hafenstadt geschrieben werden; doch braucht solche durch den Raum erzwungene Kürze nicht gleich eine Fehde zwischen Ruhrort, Duisburg und Mannheim und eine Erbitterung gegen mich hervorzurufen. Möge Ruhrort die doppelte Schiffszahl sehen, der Bienenfleiß seiner Geschäftsleute bei Tag und Nacht noch weitere Stärkegrade erreichen: mich solls herzlich freuen. Pluto.

## Notizbuch.

Die Thronrede bringt nichts Neues, aber sie ist verständiger stilisirt als in den letzten Jahren. Irgend eine große politische Aufgabe wird nicht bezeichnet, aber auch keine Vorlage angekündigt, gegen die man sich eilig waffnen müßte. Die Handwerker erhalten Kammer, die Landwirthe ein Margarinegesetz; Beides wird nicht annähernd ausreichen, um die Noth dieser produktiven Stände zu lindern, und das Börsengesetz, das endlich nun doch Ereigniß geworden ist, wird keinem Jobber Kopfschmerz verursachen, denn es ist von der lauen, ungefährlichen Art. Den Arbeitern wird, weil sie sonst nichts bekommen, die Sonntagsruhe gepriesen, die ihnen noch keinen Nutzen gebracht hat und die sie gern wieder hergeben würden, wenn ihnen das Recht unbeschränkt freier Koalition bewilligt würde. Den Agrariern und den Proletariern — der Unterschied wird bald kaum mehr erkennbar sein — konnte die Thronrede eine Enttäuschung bringen: kleine und kleinste Mittel und noch immer, trotz Enqueten und Konferenzen, kein kraftvoller Versuch organischer Heilung. Aber das Programm ist nicht das Konzert. Nicht das Bürgerliche Gesetzbuch, an dem uns die Freude ein Bißchen verdorben ist, wird im Reichstag den breitesten Raum einnehmen, sondern die Agrardebate und leider wohl auch der Sozialistenbrusch. In der ersten Sitzung, die noch bei guter Frühstückszeit begann, herrschte eine recht bergnützte Stimmung, namentlich die Rottenführer sahen sehr munter aus und der Zuschauer hatte den Eindruck, daß die Herrschaften da unten einer besonders interessanten Theatervorstellung entgegenharrten. Von der Thronrede wurde kaum gesprochen. Die ganze Aufmerksamkeit wandte sich Herrn von Köller zu: geht er? bleibt er? oder ist er uns schon entrißen? und ist's wirklich wahr, daß Bill Bismarck sein Nachfolger wird? Die abenteuerlichsten Gerüchte gingen um, und als man sich zehn Minuten nach drei trennte, behauptete ein würdiger Herr ganz ernsthaft, Köller habe ohne Wissen seiner Kollegen den Polizeischlag gegen die sozialdemokratische Organisation geführt und er habe im Weißen Saal als einziger Minister die große Uniform getragen, weil die neueste Kleiderordnung befiehlt, daß die Sterbenden vor dem Verschleiden noch einmal im herrlichsten Feiertagsgewand erscheinen.

\* \* \*

Ist's ein Verbrechen oder ein Zeichen anmaßender Ueberhebung, wenn man die Aussprüche bedeutender Gelehrten und Schriftsteller citirt? Auf den ersten Blick scheint's nicht so, denn der Citirende zeigt doch, daß er die Ansichten beträchtlicher Männer für wichtiger als die eigenen hält. Aber es muß doch wohl mindestens ein Beweis fabelhafter Eitelkeit sein, denn ich werde seit Jahren mit Inbrunst geschmäht, weil ich die — vielleicht üble — Gewohnheit habe, historische und literarische Beispiele herbeizubringen. Natürlich sagen die höchst gebildeten Herren, die mit der Fabrikation von öffentlichen Meinungen beschäftigt sind: Der Kerl kennt die Bücher gar nicht, die er citirt; damit machen sie mir ein leider unverdientes Kompliment, denn ein Mensch, der aus ihm fremden Büchern immer gerade die passenden Stellen herauszufischen verstünde, müßte nahezu ein Genie sein. Jetzt aber erfüllt Jubel die Lande und in langen Artikeln wird die Freudenbotschaft verkündet, daß ich einen Fehler gemacht habe. Fürchterlich, nicht wahr? Vor ein paar Wochen, als ich an Lams Treiben erinnerte, fiel mir eine Stelle ein,



die ich darüber einmal gelesen hatte; ich griff nach meinem Bossuet, suchte die Stelle und schrieb sie nieder, ohne daran zu denken — wer hat denn Jahreszahlen im Kopf? —, daß Bossuet schon volle sechzehn Jahre vor Laus Zusammenbruch selig gestorben war. Nun stand es für alle Ewigkeit fest: ich bin ein Schwindler, ein Fälscher, ich lege dem guten Bossuet Sätze in den Mund, deren berlinisches Französisch alle Holzpapiergelehrten mit Schauder erfüllen muß, und ich schreibe außerdem noch, gräßlich ungebildet, statt bulles — man denke! — boules de savon. Nun will ich meinen Fehler gewiß nicht beschönigen; Aehnliches soll ja mitunter schon Größeren begegnet sein. Aber der Hauptschuldige ist ein Buchbinder aus dem vorigen Jahrhundert; dieser Unselige hat die drei Schweinslederbände mit der Rückeninschrift: Bossuet, Histoire Universelle geziert, obwohl doch nur der erste von Bossuet stammt. Es giebt nämlich, trotzdem die Herren, die mich Schindlen aus der Gemeinschaft der Gebildeten schleudern, es nicht wissen, eine Fortsetzung der Weltgeschichte von Bossuet. Sie trägt den Titel: Continuation de l'Histoire Universelle de Messire Jacques Bénigne Bossuet, Evêque de Meaux, Amsterdam, Etienne Roger, MDCCXXII. Und da steht, im dritten Bande, auf der Seite 539, der von mir ganz richtig citirte Satz, der nicht von bulles, sondern, wohl altgallisch, von boules de savon redet. Wenn die Entrüsteten mich besuchen wollen, werde ich ihnen gern die Stelle zeigen. Ich habe also nicht Bossuet, sondern den Mann citirt, der seinem Werk die sehr bekannte Fortsetzung gab und dessen Französisch am Ende noch den Ansprüchen deutscher Zeitungsmacher genügen kann. Eine Ausrede wäre sehr leicht zu erfinden gewesen; aber warum soll ich einen Fehler vertuschen, der sogar einem Gelehrten und viel eher noch einem anspruchlosen und hastig arbeitenden Schriftsteller begegnen kann? Ich bin den zeternden Herren für Ihr eifriges Interesse von Herzen dankbar und freue mich, daß es ihnen jetzt erst gelungen ist, einen Fehler in diesen Heften zu finden, deren Inhalt ich doch allein prüfe, corrigire und revidire; da gehts nicht immer lustig zu und ein Irrthum schleicht sich schnell ein. Nur daran möchte ich die muntere Bande mahnen, daß solches Schnauben um eine Kleinigkeit mir eine Bedeutung giebt, die ich selbst mir niemals anmaßen würde, und die Gesinnung eines Hausknechtes verräth, der es furchtbar frech findet, daß sein Herr mit einem Gast französisch spricht. Es muß sehr seltsam um die Bildung von Leuten bestellt sein, die gar nicht zu fassen vermögen, daß Jemand zufällig ein paar gute Bücher gelesen hat, und die es namenlos dreist und unbescheiden finden, wenn er Anderen, die wieder andere Bücher kennen, von seinen erlesenen Schätzen manchmal Einiges mittheilt. Montesquieu ist solchen Leuten schon Etwas wie eine Geheimwissenschaft und es kann vollends nicht mit rechten Dingen zugehen, daß irgend ein frevler Geselle sogar Bossuet kennt.

\* \* \*

Weil gerade von guten Büchern die Rede ist, rasch eine Bitte: wer zu Weihnachten ein gutes Buch aufrichtig empfehlen kann, möge es den Lesern der „Zukunft“ melden. Ich nenne vorläufig sechs: Lamprechts „Deutsche Geschichte“; Fontanes „Effi Briefe“; Massows „Reform oder Revolution?“; Heyjes „Ueber allen Gipfeln“; Chamberlains „Richard Wagner“ und Hans von Bülow's „Briefe“.



Berlin, den 14. Dezember 1895.

## Aus dem Tagebuch eines Beamten.

gestern, am ersten, eigentlich Wischen erschreckt über großen Schlag gegen sozialdemokratische Parteileitung. Schien mir Schlag ins Wasser. Etwas hitzig, etwas viel Reklame für die Herren, die man in Berlin, offenbar von Nervosität angesteckt, riesig überschätzt. Nach reiflichem Ueberlegen aber anderer Meinung. Ist doch niederträchtige Schwefelbände. Den ruhigsten Menschen packt bei diesem endlosen Geschimpfe die Wuth. W., der mir neulich schrieb, er sehe die Kerle im Reichstag gar nicht, sie seien für ihn Lust, hat nicht so Unrecht. Wenn es nur nicht so Viele wären; von unseren Subalternen sieht mir Mancher schon sehr verdächtig aus; woher sonst auch immerfort die Indiskretionen mit Erlassen und Anweisungen? Einerlei: Köller raucht sich ganz gut an. Hat sich anfangs ja arge Blößen gegeben, Wissen war nie seine stärkste Seite, und daß er den Reinigungszettel für den Ewigen Staatssekretär mit unterschrieb, wurde ihm auch in unseren Kreisen verdacht. Er hat aber wohl das dickste Ende hinter sich; muß doch bombensfest im Sattel sitzen, da er solche Aktion wagt. Ganze Organisation zerstört! Und, wie es scheint, auf völlig legalem Wege. Die Kerle werden Augen gemacht haben. Ich sage ja immer, daß es auch ohne Umsturzesetze und solchen Zauber geht, wenn nur der richtige Mann kommt. Bronsart, auf den man nach der Stiefelspitzengeschichte Hoffnungen setzte, ist doch nicht Draufgänger genug; zu viele Bücher gelesen, nicht mehr das richtige Soldatenvertrauen zu seinen Kanonen. Aber Köller hat ihn auch ordentlich zugedeckt; Artikel gegen Bronsart geht unzweifelhaft von ihm aus, kenne durch den jungen B.,

der diese schwierigen Sachen eine Weile machen mußte, die Wege, sogar Namen des Preßbengels, der es besorgt. Freue mich jetzt, daß ich Köller immer vertheidigt habe, obwohl er unsere Partei zunächst bedenklich compromittirte. War kein dummer Einfall von Miquel, ihn aus Straßburg zu holen, wo er doch nicht am Plage war und überall anstieß, um hier die Konservativen zu kirren; nur er hatte ein gewisses Ansehen in der Partei und war in den Agrarsachen nicht fest engagirt. Begreife heute noch nicht, daß der Arlose so vernünftig war, darauf einzugehen; allerdings brannte ihm das Feuer auf den Nägeln und er mußte uns haben, um sich halten zu können. Als die Sache dann reif war, verschwand er in die Versenkung. Ich muß immer lachen, wenn ich an die Erzählung denke, wie Hohenlohe geglaubt hatte, nur Köller solle Minister werden — was ja schon lange schwebte — und von ihm selbst wolle S. M. nur Rath, und wie er ganz starr war, als er plötzlich in die Wilhelmstraße befohlen wurde. Na, er wird doch schon recht ältlich, der gute Chlodwig, den sie im Hinterzimmer bei Sedlmayr den müden Genssenjäger nennen, und er kann froh sein, daß er einen forschen Kerl an der Seite hat. Die Pürsche mit der Umsturzvorlage war bitter: erst Mindestmaß, unentbehrliches, und dann die Ablehnung gemüthlich eingesteckt! Das wäre unter dem großen Alten nicht möglich gewesen, der paukte sich aus jeder Sackgasse heraus. Ueberhaupt der Alte! Aber jedenfalls weiß man jetzt wieder, woran man ist. Kampf auf der ganzen Linie und mit allen verfügbaren Waffen. Köller hat bei S. M. offenbar einen schweren Stein im Brett, scheint sogar Lucanus und Boetticher untergekrüegt zu haben. Als Verwaltungsbeamter kann man nur mit ihm gehen; außerdem: mein Junge! Scharfe Tonart ist Trumpf. Werde sofort das Nöthige verfügen. Ein wahres Glück, daß man wieder weiß, was los ist. Reproduc. nach acht Tagen — ach Unsinn, ich denke schon wieder an die verdammten Alten.

\* \* \*

Am dritten Dezember.

Was ist denn eigentlich los? Eben Telegramm aus Berlin, daß Köller ganz plötzlich Urlaub erhalten hat, dabei aber in der Stadt ist. Scheint jetzt Mode zu werden; auch Bödiker, einer der klügsten Leute, die sie haben, ist ja auf Stadturlaub, weil er sich mit dem Ewigen Staatssekretär in der Kleberei nicht vertragen kann. Aber die Sache mit Köller doch wohl ernster; soll schon Montag die Rätthe an Braun-

behrens gewiesen und erklärt haben, daß er sie amtlich nicht mehr empfangen könne. Vorher lange Audienz zwischen Wildpart und Friedrichstraße. Allgemein wird angenommen, daß er fertig ist und daß S. W. über den Karm mit der Rotte sehr verstimmt. Ganz meine Ansicht. So geht die Geschichte nicht. Entweder strammes Sozialistengesetz oder die Leute laufen lassen, ihre Uebertreibungen lächerlich machen und verständige Gesetze geben, die uns das Volk, und namentlich den Bauern, wieder zufrieden stimmen. Für Sozialistengesetz wohl zu spät; solche Sachen macht man nicht zweimal; war 90 vielleicht zu halten, wenn Hammerstein und Stoecker nicht als den Punkt des Archimedes betrachtet hätten, um den Alten zu stürzen und für ihren Mann Raum zu schaffen; würde jetzt aber dreifach drückend wirken und den Nothen nur die Reihen füllen. Und überhaupt: wer ist heutzutage nicht ein Bißchen Sozialist? Was gestern wieder mal Bismarcks Reden; hat doch auch darin gleich das Richtige getroffen und schon im März 84 gesagt: „Wenn man mir dagegen sagt, Das ist Sozialismus, so scheue ich Das gar nicht. Es fragt sich: wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus? Ohne einen solchen können wir überhaupt nicht wirtschaften. Ein Hauptgrund der Erfolge, die die Führer der Sozialdemokratie mit ihren bisher noch nirgends klar hingestellten Zukunftszielen gehabt haben, liegt meines Erachtens darin, daß der Staat nicht Staatssozialismus genug treibt; er läßt ein Vacuum an einer Stelle, auf der er thätig sein sollte, und dieses wird von Anderen, von Agitatoren, die dem Staat ins Handwerk pfuschen, ausgefüllt.“ Unbestreitbar richtig und famos. Ganz verdrehte Idee, daß Alles darauf ankommen soll, die Kerle aus der Deffentlichkeit zu verschrecken, — als ob sie dadurch beseitigt würden. Im Gegentheil: sollen nur reden und zeigen, was sie können. Können ja auch nicht mehr als andere Zweibeiner. Jeder von ihnen ist froh, wenn er das liebe Leben hat, Vertrauensmann, Sigredakteur, Referent oder Kassirer ist, Jeder zittert vor dem Tag, wo es anders werden könnte, und hat heillosen Angst vor Gewaltthaten. Bronsarts Feuerspritze war ganz gut. Kleinbürgerliche Gesellschaft. Muß artig, mit kühler Ironie, behandelt werden; von Fall zu Fall prüfen, was sie verlangen, à la England, und eventuell Unmöglichkeit beweisen; nur keine „großen Gesichtspunkte“! Die Leute sagen: Ihr geht von selbst zu Grunde, ohne daß wir die Finger rühren. Schön. Wir müssen zeigen, daß wir nicht zu Grunde

gehen wollen, sondern immer gesünder werden. Kaltes Blut und ein Bischen Humor. Nur nicht immer rasseln, nicht immer den Leuten Reklame machen. Schlechte Menschenkenntniß: Geheimniß und Verbote reizen den Appetit. Ordentliche Reform, wirthschaftlich und sozial, Parasiten austrotten, wenn auch die Zwischenhändlerpresse noch so laut quietscht. Köller hatte dafür keinen Blick. Immer Unruhe, immer qui vive, immer auf's Ganze, starke Hand zeigen, sich unentbehrlich machen. Unsinn. Staat muß sich in Klassenkämpfen, die bei bestimmter Entwicklung unausbleiblich, auf Pufferrolle beschränken; natürlich Ordnung halten, aber nicht in den Dienst der Besitzenden stellen, die ja schließlich, trotz Stumm, Minderheit. Die Geschichte geht, wenn wir besonnen bleiben, so sacht vorüber, wie alles Andere. Untergang der Welt schon oft prophezeit und die Maschine läuft fidel weiter. Auch Miquel wollte ja früher revolutionäre Wuth auf die Spitze treiben und Bauernaufstände organisiren; dann Diskontogesellschaft und jetzt Agrarier und Kircheneinweiher; hätte man ihn eingelocht und fürs bürgerliche Leben unmöglich gemacht, wäre er jetzt wahrscheinlich rother Papst mit Legat von Engels. Geht Alles. Die besten Köpfe müssen für die Regierung geworben werden, mit Dummköpfen ist nichts anzufangen und Herrschaft der Dümmlisten wäre verhängnißvoll. Ich wünschte, ich könnte S. M. mal Vortrag halten. Einerlei: man weiß doch endlich wieder, woran man ist. Köller war auf die Dauer nicht zu halten, konnte das Lied beim besten Willen nicht blasen. Unkluges Wüthen offenbar jetzt verpönt. Gelassene Tonart. Werde gleich das Nöthige verfügen.

\* \* \*

Am vierten Dezember.

Brief von M. aus Berlin, der aber keine Klarheit bringt. Seit der Hammersteinsache haben die Leute sich einen dunkelen Stil angewöhnt, aus dem kein Mensch mehr klug werden kann; erinnert schon an die Chiffresprache zwischen Bismarck und Polte Gerlach. Dabei verbrenne ich sofort jeden verfänglichen Fezzen, denn mein Kanzleionkel hält das „Volk“ und mein Friedrich hat so sozialdemokratische Augen. Köller also definitiv abgethan. M. deutet Etwas von Lucanus und Boetticher an und klagt über Chlodwigs allzu starkes Ruhebedürfniß. Es scheint großen Prach gegeben zu haben. Warum? Das weiß Niemand genau. Preßtreibereien in der Militärstrafprozesssache; Bronsart, der streng die Ressortgrenzen wahrt und thatsächlich ein Opfer

bringt, wenn er im Amte bleibt, ist in diesem Punkt mit Recht sehr empfindlich. Vielleicht auch die langweilige Geschichte mit dem Professor, der so viel Lärm macht, weil er einmal eine Bagatellklage bekommen hat, Er, wie ein gewöhnlicher Zeitungschreiber ohne akademischen Titel. Ein unerfreulicher Typus, der Renommirkonservative der Liberalen, der sich für den Nabel der Welt zu halten scheint. Aber wenn die Leute sich nur das ewige Anklagen abgewöhnen wollten; es kommt doch nichts dabei heraus und es wirkt dann doppelt fatal, wenn bei den wichtigsten Gelegenheiten kein Strafantrag gestellt wird. Jedenfalls ist die Beilegung der Sache ungeschickt, schmeckt nach Köller beim Kanalpressefest; daß er nicht beleidigen wollte, sagt Jeder und Rechtsgleichheit duldet keine professoralen Ausnahmen. Hauptsache ist aber wahrscheinlich Sozialistengeschichte. Unglaublich, daß Köller ohne Verständigung mit Hohenlohe losgeschlagen haben soll. Wäre allenfalls begreiflich, wenn Zustimmung von S. M. sicher. Scheint aber Gegentheil. Ich sagte ja immer: er kann das Lied nicht blasen. In Berlin volle Verwirrung, Niemand weiß, was vorgeht. Ich glaube ziemlich klar zu sehen: wir wollen wieder ruhige Politik machen, keine Hatz, keinen Kriegszustand im Innern. Auch Gokler, der manchmal eine feine Nase hat, läßt abwinken. Ob ich riskiren kann, morgen ein paar arbeiterfreundliche Worte zu sprechen, Nothwendigkeit der Heilung sozialer Schäden, Februarerlasse u. s. w.? Wenn ich nur wüßte, wer Köllers Nachfolger wird. Es ist nicht leicht, Verwaltungsbeamter zu sein, wenn man keine Ahnung hat, wie übermorgen der unmittelbar Vorgesetzte aussehen wird.

\* \* \*

Am fünften Dezember.

H. vom Reichstag zurück. Ganz außer sich über Köllers Sturz. Angeblich Auffassung der ganzen Fraktion, Entrüstung im Leistbräu. Mir unbegreiflich. Was hat denn Köller für uns gethan? Nichts; weder für den Antrag Ranitz noch für den Bimetallismus eingetreten; kleine Mittel und kein Ende. Mit dem Plakat: „Gedenket der Berliner Korrespondenz“, das er überall anpappen ließ, ist uns doch nicht geholfen. Er hat uns das Bischen Sozialreform abgeknöpft und uns unpopulär gemacht; so sind sie Alle, hieß es, diese Junker: nichts gelernt und viel vergessen. Er war in Berlin so unmöglich wie in Straßburg und es war eine Schwäche von dem Fürsten, der ihn doch ganz genau kannte und beim Thee nette Bonmots über ihn gemacht

haben soll, daß er ihn hinnahm. Gute Köller dachte, man könne uns „gewinnen“, ohne unsere Forderungen zu erfüllen; als ob wir uns halten könnten, wenn wir den Bauern nicht endlich etwas Greifbares bieten. Für uns Caprivi besser als Köller, verkehrte Politik nüglicher als Hinhalten; hinter uns kommen die Antisemiten, und wer Ahlwardt gesagt hat, sagt bald auch Bebel. Hätte mich beinahe ernstlich mit H. entzweit, der mit vollen Backen Köllers Lob posaunte. Was haben denn die Sachsenmittel in Sachsen selbst bewirkt? Wachsen der Sozialdemokratie, weiter nichts. Wiederhole: ganze Kräm wird maßlos überschätzt; wenn wir Alle erst Sozialisten, ist die Geschichte doch gar nicht mehr gefährlich. In einem Punkt hat H. freilich Recht: man durfte Köller nicht jetzt gerade fallen lassen, nach der Sozialistenfrage. Entschiedener Fehler. Ich bin gewiß kein Sozialistenfresser, aber den Triumph durften die Leute um keinen Preis haben. Hat man das Warten denn in Berlin ganz verlernt? Die Dehors müssen doch gewahrt werden, sonst geht Alles drunter und drüber. Macht Eindruck der Planlosigkeit, Zickzackkurs, Anarchie. Der Verwaltungsapparat kann ja gar nicht so schnell arbeiten, wie die Herren die Richtung ändern. Wie ich Köller von früher kenne — er ist sehr schlau —, hat er den Schlag nur gewagt, weil er in Unannehmlichkeiten steckte und sich sagte: danach können sie mich nicht fallen lassen, sonst lachen die Rottenführer sie aus. Kein übles Spiel. Aber es muß wohl Jemand einen höheren Trumpf gehabt haben. Wer? Keine Ahnung. Stumm sicher nicht. S. M. läßt sich nicht scharf machen, sehr accentuirten Willen. Wenn ich nur sicher wüßte, wie der Wind weht. Die arbeiterfreundlichen Worte will ich nachmittag auf alle Fälle lieber weglassen. Können später mal kommen. Man muß sich jetzt nicht festlegen.

\* \* \*

Am sechsten Dezember.

Nichts Bestimmtes. Privatbriefe bringen nur Gerüchte. Außer dem Holzpapierklatsch ohne Werth. Von Bill Bismarck wird viel gesprochen. Wäre ausgezeichnet: klug und kühl und nicht aus der Ruhe zu bringen; und dann der Name! Aber ich glaube kaum, daß Onkel Chlodwig ihn wünscht; er hat wohl den Ehrgeiz, die Sache ohne die Bismarcks zu machen. Uebrigens gäbe Bill als viertes B mit Boetticher, Berlepsch und dem Biebersteiner auch eine merkwürdige Quadriga und ich bin zweifelhaft, ob er Lust hätte, sich in dieser Ge-

ellschaft einspannen zu lassen; war schon früher sehr pffiffig und Auster-Holstein konnte ihn mit aller Schläue nicht als antirussischen Pendel nach Berlin locken. Auch Studt und Wilamowiz werden genannt; an Wilamowiz glaube ich nicht; er hat schon Heydens Erbschaft abgelehnt und wird sich jetzt, wo die Zuckergeschichte bevorsteht, nicht gern in die Schußlinie stellen; klarer Kopf und sehr vorsichtig. Von Zedlitz, der wahrscheinlich der Beste wäre, ungewöhnliches administratives Talent, scheint gar nicht die Rede; seit decidirtem Vorgehen in der Schulgesektsache wohl im B.-B. Auch Manteuffel wird nicht erwähnt. Ich erst recht nicht, was meine Frau für ein gutes Zeichen hält, weil immer Die drankommen, an die Keiner denkt. Allmählich möchte man aber wissen, wie und wo. In der Armee haben sies besser; allerdings schreibt mein Schwager, es seien schon wieder zwei Corpskommandeure und etliche Divisionäre fürs Messer ausersehen; unser Kommandirender sieht auch nicht gerade heiter aus, zittert wohl vor Hose ohne Streifen. Aber in fünf Jahren der vierte Minister des Innern ist doch ein Bischen hart. Ich bin ja mit Allen leidlich fertig geworden: mit dem in der Wolle roth gefärbten Rübezahl, der Alles bureaukratisch reglementiren wollte und den Papierverbrauch mächtig steigerte, mit Botho, der stets erstaunt war, wenn man ihn störte, weil er wichtigere Dinge zu betreiben hatte, und mit Ernst Matthias, der lustig lebte und leben ließ. Nach dreißig Jahren Verwaltung nimmt man die Verfügungen nicht mehr tragisch. Aber der Nächste könnte auch ein unbequemer Herr sein. Und man will schließlich doch wissen, woran man ist; muß auch an meine Jungen denken, die vorwärts wollen. Würde riesig gern stramm gouvernementale Politik machen, wenn nur ahnte, was augenblicklich oben verlangt wird. Einstweilen behandle ich Alles dilatorisch.

\* \* \*

Am siebenten Dezember.

Etwas geht vor; aber Niemand weiß, was. Sicher scheint, daß Köllers Position sich plöglich verbessert hat. Offenbar sieht man ein, daß er jetzt nicht fallen darf. Dann hätte er also sein Spiel gewonnen. Er hat doch seine Qualitäten. Und schließlich bleibt uns ja auch nichts übrig als Kampf auf Leben und Tod. Mir war Das eigentlich immer klar. M. deutet mir an, daß Alles auf der Rippe steht und daß Kanzlerkrisis wahrscheinlich. Wer kommt dann? Philo? Wäre merkwürdig, daß meine Gertrud jetzt gerade sein Märchen von der Freiheit übt. Aber



ist diese bedeutende Kraft während der Orientwirren in Wien zu enthalten? Und sollte der böse Wig von der eigentlich regirenden Familie politische Wirklichkeit werden? Prassen wäre mir als Vorgesetzter unbehaglich und dann wäre August der Starke sicher auch bald im Auszug. Das gäbe ein Revirement! Kiderlen, der in Hamburg noch immer nicht sein Abschiedsessen weg hat, sitzt gewiß schon auf der Bahn; er Wilhelmstraße 76 als dicker Chef, sein Leibschrreiber Kosagin als Häuptling im Pressbureau: *doux pays*, wie Forain sagt. Aber ich sehe eigentlich keine andere Kombination, denn Bronsart wird schwerlich geneigt sein, das Stück zu pfeifen, der Ewige kann mit Binden und Bandagen nicht im Kugelregen stehen, — und wieder ein unbekannter General geht nach den leoninischen Tagen kaum noch. Mir scheint — hier hört mich ja Niemand —, unsere Zustände nähern sich bedenklich dem Operettenhaften und nur der Kladderadatsch ist noch der Lage gewachsen. Köller hat er allerdings heute zu schönöde behandelt. Der Mann ist nicht gewöhnlich und beherrscht jetzt offenbar die Situation. Er sitzt fest und ich müßte mich nach ihm richten, selbst wenn meine subjektive Ansicht nicht mit seiner übereinstimmte. Aber ich bin nach reiflichem Ueberlegen doch auch wieder zweifelhaft geworden. Faktiren nützt nicht, die Sache muß zum Klappen kommen. Habe heute auf dem Diner beim Polizeipräsidenten in diesem Sinne gesprochen. Aufsehen. Rätthe und Gemeindevtyrann, fortschrittlicher Streber und Phrasieur, hielten mich wohl für besonders informirt. Ein wahres Glück jedenfalls, daß man wieder eine bestimmte Richtung sieht. Das flauwetter war nicht zu ertragen. Köller bombensicher bedeutet schwere Niederlage des Gemsenjägers und der drei B. Der Ewige wird rasen. Zeit, wo er Kurs machte, wohl für immer vorbei; nicht mehr *rocher de bronze*, auch nicht auf anderer metallischer Grundlage. Freue mich jetzt, daß ich Köller immer vertheidigte; ist praktisch und muthig. Nur keinen faulen Frieden, sondern: Durch! Offenbar vollkommener Umschwung. Bin ziemlich stolz, daß Versöhnlichkeitgethue nie mitgemacht und immer scharfe Tonart bewahrt habe. Unsinn, was ich vorhin von Operette schrieb. Altpreußische Tradition wieder obenauf. Werde sofort das Nöthige verfügen.

\* \* \*

Am achten Dezember.

Clodwig soll thatsächlich packen. Armer Kerl. Hats wohl gut gemeint, aber der Lage nicht gewachsen. Brauchen jetzt mehr als je

starke Regierung. Vielleicht Waldersee? Aber der möchte Statthalter werden oder wieder Generalstab, wo er der richtige Mann; wohl kaum jetzt politische Ambition. Ist ja auch kein Vergnügen, bei Zugluft Schildwache stehen, immer die Prügel kriegen und die Ehren ablehnen zu müssen. Buchstäblich keine Ahnung, wer kommen könnte. Puttkamer doch stark verbraucht, auch nichts fürs Auswärtige, Radolin wohl nicht ernsthaft. Am Ende doch der Troubadour? Sicher ist nur, daß Köller . . . . Unsinn! Sicher ist gar nichts. Eben Depesche: Köllers Abschied bewilligt!! Chlodwig bleibt. Der Twige soll ein sehr vernünftiges Gesicht machen. Und Niemand weiß, wer das Innere bekommt. Mir ist Alles recht, meinetwegen Auer; würde mich gar nicht wundern, wenn mal mit den Kerlen probirt. Freue mich nur, daß ich Köller stets für unmöglich hielt und nie mitgerasselt habe; hat ja keinen Zweck, Kaltblütigkeit viel besser; Feuersprünge, — keine Kanonen. Scheint schweren Krach gegeben zu haben; alle Mann auf Deck, nur Miquel saß wohl, wie gewöhnlich, sprach beiden Theilen tröstend zu und rieb die Hände. Richtung Stumm offenbar erledigt. Rückkehr zum neunziger Kurs, ist auch einzig Vernünftige. Werde morgen im Kriegerverein in diesem Sinne sprechen; schließlich doch Söhne eines Landes, Gemeinsamkeit der patriotischen Basis u. s. w. Wird Aufsehen machen. Wenn ich nur erst wüßte, wer das Innere bekommt.

\* \* \*

Am neunten Dezember.

Rede aus Düsseldorf ist ernannt. Nie was von ihm gehört, außer daß beinahe so guter Tänzer wie Berlepsch und famose Manieren. Schule Puttkamer. Ob als Westfale für unsere Bedürfnisse im Osten Sinn hat, bleibt abzuwarten. Unangenehme Wartezeit, weil man nicht weiß, woran man ist, und in solchem Zustand der Teufel Verwaltungsbeamter sein mag. Immerhin werde meine gestrige Rede ein Bischen korrigiren, bevor gedruckt; kann nicht schaden. Wie nur auf Rede gekommen? Kein Christenmensch hatte an ihn gedacht. Ob ers darum geworden ist? Meine Frau hat Recht behalten, — nur daß ich wieder nicht bin. Vielleicht nächstes Mal. Werde versuchen, richtige Mitte zu halten. Entspricht schließlich ja auch meiner Ueberzeugung. Ein Jammer, daß noch immer kein politisches Barometer erfunden ist.



## freies Brot.

### I.

Unser täglich Brot gib uns heute! ist das Gebet der Christenheit oder doch Derjenigen, die das Beten noch nicht verlernt haben. Darin jedenfalls ist die ganze Menschheit einig, daß Brot beschafft werden muß. Es bildet das erste und vornehmste Streben jedes Einzelnen, sich das tägliche Brot, die Befriedigung des größten und wichtigsten menschlichen Bedürfnisses, zu sichern.

Ein Sternbewohner, dem lediglich die Elemente, die Voraussetzungen für unser Sein und Bestehen, bekannt gegeben würden, wird zweifelsohne, wenn er auch nur so logisch denkt, wie es hienieden üblich ist, zu nachstehender Schlußfolgerung gelangen müssen: Da Das, was die sogenannten Menschen auf dem Planeten Erde ihr „tägliches Brot“ nennen, eine der ersten Bedingungen und Voraussetzungen ist für das individuelle Sein und den Fortbestand der ganzen Gesellschaft, so ist es gewiß von Anbeginn das Hauptstreben dieser Gesellschaft, ihrer Fürsten, Regirungen und führenden Geister gewesen, das tägliche Brot für die Gesamtheit zu sichern. Gewiß war es auch von je das Hauptziel des Kulturstrebens der Menschen, dieses tägliche Brot, das so nothwendig ist wie Licht, Luft und Wasser, einerseits zu verbessern, seinen Nährwerth zu erhöhen, andererseits seine Beschaffung Jedermann möglichst zu erleichtern. „Ja“, würde er schließen, „es kann geradezu mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß die menschliche Gesellschaft Einrichtungen getroffen hat, um das Minimum, nämlich die zur Erhaltung des Lebens unentbehrliche Menge täglichen Brotes, unter den leichtesten Bedingungen zur Verfügung und damit die natürlichen Grundlagen für alle weitere Entwicklung, alle übrigen Menschheitsbestrebungen und Zwecke sicherzustellen. Das ist um so gewisser, als aus dem Boden des Planeten Erde leicht ein Vielfaches von der Menge Brotrüchte gewonnen werden kann, die zur Erhaltung des Lebens aller Menschen nothwendig ist.“

Welche Enttäuschung müßte der Mann erleben, wenn er, um die Richtigkeit seiner Schlüsse an den Thatfachen hienieden zu erproben, heute in unser Jammerthal herabsteigen würde! Er würde voll Schrecken gewahr werden, wie Tausende, oft umgeben von Ueberfluß und Reichthum, Hungers sterben, wie Andere aus Noth und Hunger zu Verbrechern werden. Er würde Millionen sehen, die wegen ungenügender Ernährung dem Siechthum anheimgefallen sind und selbst und in ihren Nachkommen entarten; Millionen, die, im Verhältniß einer Knechtschaft stehend, ausgebeutet, bewuchert und bis zur Erschöpfung ausgenützt werden, um das knappe tägliche Brot dafür zu

erlangen; Millionen, die bitten und betteln müssen, um von ihren Brüdern Das als Almosen zu empfangen, dessen sie bedürfen, um leben zu können. Er würde sich davon überzeugen, wie, in Folge des Mangels an täglichem Brot und in Sorge darüber, bei wachsender „Kultur“-Entwicklung eine Verspätung der Eheschließungen mit einer Reihe schädlicher Folgen dieser Erscheinung eintritt, wie Kinder und Frauen in Fabriken harte Arbeit thun müssen und das Familienleben zerstört wird. Er würde sehen, wie viele Millionen in stumpfer Resignation dahinleben, weil die Mühen des Lebens eben gerade nur das tägliche Brot erreichen lassen, eine freie Bethätigung der Kräfte und Anlagen, ein Aufschwung, ein Emporsteigen jedoch von der Sorge um dieses tägliche Brot erstickt und verhindert werden. Er würde auch sehen, wie es doch wohl nicht die erste Sorge der Fürsten, Regierungen und führenden Geister sein kann, der Gesammtheit das tägliche Brot zu sichern. Er würde mit schmerzlichem Erstaunen bemerken, wie aus einigen Theilen der Erde ungeheure Getreidemengen in andere Theile befördert werden, wie in diesen Importgebieten dadurch der Ackerbau vernichtet wird, der Bauer die heimathliche Scholle, die ihm und den Seinen das tägliche Brot gegeben hatte, verläßt, verlassen muß, um als Industriearbeiter sich für dies lerge tägliche Brot zu verdingen, wie Gewerbe und Handwerk zu Grunde gehen und das tägliche Brot kaum erschwingen können, weil sie der industriellen Ueberproduktion nicht Stand zu halten vermögen. Er würde überrascht sein, weil trotz dem fortwährend sinkenden Getreidepreis die Schaar der Hungernden sich mehrt. Er würde seinen Augen nicht trauen, wenn er die Staaten mit dem Fortschreiten einer ganz eigenartigen „Kultur“-Entwicklung eine Wirthschaftspolitik betreiben sieht, aus der das Prinzip des „Sichselbstgenügens“ verbannt ist, die vielmehr in wachsendem Maße die Brotversorgung aus eigener Kraft und aus eigenem Boden zurückdrängt, die heimischen Produktionsquellen verlegen macht und die dazu führt, daß bei stetig sich mindernder Kaufkraft im eigenen Lande das Schlagwort „Export“ zum leitenden Gestirn, die Konkurrenz auf dem „Weltmarkt“ die treibende Kraft wird und die Staaten in zunehmende Abhängigkeit bringt von weit entfernten Erntestätten. Er würde erschrecken, wenn er sähe, daß diese Zustände nur Bausteine eines gänzlich verkehrten Systemes bilden, in welchem eine Minderzahl von Menschen ein erfolgreiches Glücksspiel mit dem Hunger der Mehrzahl spielt.

Er würde beschämt und erbittert auf seinen heimathlichen Stern zurückkehren.

Ist denn der Gedanke an ein „freies Brot“, an die Sicherung einer elementaren Bedingung für das Leben des Einzelnen und den Bestand der Gesellschaft durch eben diese Gesellschaft, so ungeheuerlich, so fernliegend, so undurchführbar, daß man bisher noch niemals ernst und eindringlich, mit

festem Willen und voll Menschenliebe darauf einging? Die Geschichte weiß weder von mißlungenen noch von geglückten derartigen Versuchen zu berichten. Sollte deshalb der Gedanke heute, angesichts der zahlreichen, ihrer Lösung harrenden, großen Fragen, die sich fast alle in letzter Linie auf das tägliche Brot beziehen, von der Hand gewiesen werden dürfen? Sind nicht auch Licht, Luft und Wasser, deren wir zum Leben bedürfen, frei? Warum sollte das uns gleichfalls unentbehrliche Brot nicht frei sein, und zwar vollkommen frei und unentgeltlich für den zur Arbeit und zum Erwerb Unfähigen, leicht und sicher zu beschaffen durch den arbeitsfähigen Menschen? Weil Arbeit darauf haftet, Arbeit des Bauern, des Müllers, des Bäckers und Händlers? Ja, was ist denn der Zweck der Arbeit? Doch die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, also auch des dringendsten und allgemeinsten, des Nahrungsbedürfnisses! Diesem Bedürfnisse, das Alle empfinden, die Bewohner aller Zonen, die Menschen aller Zeiten und jeden Alters, dem sich Keiner entziehen kann, das unter allen Umständen befriedigt werden muß und das sich dadurch als ein gesellschaftliches Bedürfniß allerersten Ranges darstellt, weil es in seiner Allgemeinheit die Gesamtheit betrifft und deren Bestand von seiner Befriedigung abhängt, — diesem gesellschaftlichen Bedürfnisse nun steht hier eine gesellschaftliche Arbeit, und zwar das Ganze der Brotarbeit, die Summe derjenigen Arbeiten, die auf Broterzeugung gerichtet sind, gegenüber. Wenn nun trotzdem das tägliche Brot, das zur Befriedigung des den Menschen von der Wiege bis zum Grabe geleitenden Bedürfnisses erforderlich ist, nicht freigegeben und nicht sichergestellt wurde, so hat die Brotarbeit ihren Zweck offenbar nicht erfüllt oder sie erfüllt ihn höchst mangelhaft und unvollkommen, da sonst nicht Millionen hungern und Tausende vor Hunger sterben könnten. Wahrlich! In jedem Ameisenhaufen ist für die Nahrung des Volkes besser geforgt! Es muß demnach die Organisation der Brotarbeit fehlerhaft sein oder es liegt ein Gebrechen in der herrschenden Rechtsanschauung, vielleicht aber auch eine Krankheit unseres Wirthschaftssystems vor.

Der Werth einer Arbeit kann nur von der hohen Warte des durch sie erfüllten Zweckes beurtheilt werden. In der Werthschätzung der Arbeit liegt auch das Urtheil über ihre Organisation. Eine Arbeit, die ihren Zweck, die Befriedigung eines bestimmten Bedürfnisses, nicht ganz erfüllt, muß daher als nicht zweckentsprechend, als fehlerhaft, als unrichtig organisiert bezeichnet werden. Dies gilt vom Schuh, der zu eng, und vom Rock, der zu kurz ist. Und was würde man von einer Wasserleitung sagen, die 100 000 Einwohnern einer Stadt Wasser zuführt und 50 000 Menschen dursten läßt? Schlecht angelegt, fehlerhaft organisiert! Was von einer Gasanstalt, die nur hundert Straßen beleuchtet und fünfzig im Dunkeln läßt? Was von einer Luftpumpe, die nicht genügend Luft in ein Bergwerk schafft? Schlecht ange-

legt, fehlerhaft organisiert! Und was nun von einer Brotversorgung, die Millionen Menschen hungern läßt? Schlecht angelegt, fehlerhaft organisiert! Der Fehler in der Organisation liegt darin, daß die Brotarbeit von vorn herein nicht auf die Befriedigung und die Sicherung der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses aller dieses Bedürfniß Empfindenden, d. h. Aller überhaupt, der ganzen menschlichen Gesellschaft, gerichtet ist, sondern immer als Erwerbsgelegenheit aufgefaßt wurde, daß die der Broterzeugung dienenden Einrichtungen und Anstalten als spekulative Privatunternehmungen angesehen und als solche den Handschuhmachern, Puppenfabriken, Fabriken für Gummivaaren u. s. w. gleichgestellt worden sind. Als Unternehmen, die auf Erwerb, auf Gewinn gerichtet sind, produzierten sie nur nach Maßgabe der Nachfrage, d. h. der Nachfrage Derjenigen, welche die von ihnen vereinbarten hohen Preise zahlen können. Es liegt ganz im Belieben der Bauern, Müller und Bäcker, ihre Betriebe einzuschränken oder sie auch plötzlich sammt den Vorräthen ganz zu vernichten und so eine Hungerstoth zu veranstalten, die Befriedigung des dringendsten menschlichen Bedürfnisses zu verhindern. Man hofft zwar allgemein, daß sie so gütig sein werden, Das nicht zu thun; man baut auf ihren Egoismus. Die Kalkulation ist gut; aber sie reicht nicht aus; denn viele Bauern haben aufgehört, Getreide zu bauen, und viele haben aufgehört, überhaupt Bauern zu sein; auch viele Müller sind zu Grunde gegangen. Von Bäckern hört man Aehnliches allerdings nicht. Die Kalkulation reicht auch nicht aus, weil eben viele Menschen daneben noch hungern und viele Andere an diesem Hunger langsam oder schnell sterben. Schlecht angelegt, mangelhaft organisiert!

Recht — im allgemeinen und objektiven Sinne — bedeutet die erzwingbare Norm für die gesellschaftlichen Handlungen der Menschen, eine Norm, die um der Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung willen gefordert wird. Der Zweck des Rechtes ist, die geordnete Erfüllung, der Menschheitszwecke zu wahren. Das Recht der Existenz ist zweifellos. Es wird keinen Menschen geben, der, sei er auch Jurist, wenigstens für seine Person dies Recht bestreiten würde. Das Recht der Existenz verbietet jeden feindlichen Angriff auf Leben, Gesundheit und Eigenthum des Nächsten; es begründet damit die Pflicht des Staates, für die Sicherheit von Leben, Gesundheit und Eigenthum seiner Bürger Sorge zu tragen. Aber nicht allein in negativer Art, durch Strafbestimmungen gegen Mord, Totschlag, Körperverletzung, Raub, Diebstahl u. s. w., und durch die Sicherheitsmaßregeln der Polizei und des Militärs, sondern auch in positiver Art, die schon durch die sich ständig entwickelnde Arbeiterschutzgesetzgebung Anerkennung findet und bestätigt wird. Aber noch mehr! Da das Recht der Existenz besteht, so besitzt Jeder von dem ersten Augenblick seines Insetretens an auch das Recht auf Existenz, als die unerläßliche Voraussetzung

aller weiteren in der Natur begründeten rechtlichen Forderungen. Der Mensch muß vor Allem leben, um seine persönlichen und seine gesellschaftlichen Zwecke erfüllen zu können. Aus seinem Rechte der Existenz fließt auch das Recht auf Das, was ihm zum Leben unentbehrlich ist. Das Recht des Hungersnden auf Das, was er zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig hat, ist das älteste und stärkste aller Rechte und kann von einem positiven Rechte niemals aufgehoben werden. Man darf gewiß bei schwerer Strafe Niemandem die nothwendige Luft, das nothwendige Wasser entziehen; warum darf man so Vielen das erforderliche tägliche Brot vorenthalten? Aber gegen wen richtet sich jener Rechtsanspruch? Wem obliegt pflichtgemäß die Leistung, dem Hungersnden Brot zu reichen? Zunächst wohl richtet sich dieser Anspruch an die Familie. Da jedoch heute die Familie nur allzu häufig nicht im Stande ist, diesen Anforderungen zu genügen, weiter an die Verwandtschaft, die Sippe, den Stamm, die Gemeinde, den Staat, — d. h. an die Gesellschaft. Und erfüllen die genannten gesellschaftlichen Individuen jene Pflicht nicht bereits durch die Armenpflege? Nein. Die Armenpflege hat immer nur den Charakter und die Bedeutung einer letzten Zuflucht; sie knüpft immer nur an die letzten Erscheinungen an, ohne in der Regel auch nur im Stande zu sein, die Wurzel des Uebels zu erfassen; sie sucht nur die schlimmsten Schäden zu beseitigen, die schwersten Leiden zu lindern, und auch Das gelingt ihr höchst unvollkommen. Und die private Wohlthätigkeit? Die ist noch weit unzureichender! Zudem wird das Wohlthun und Almosengeben von den Allerwenigsten als eine Pflicht, von den Meisten als ein lästiges Opfer angesehen; ein Recht, ein Anspruch darauf kann nicht konstituiert werden.

Der Gesellschaft allein obliegt die Pflicht zur entsprechenden Leistung gegenüber dem Rechte der Existenz jedes ihrer Glieder. Pflicht der Gesellschaft ist es, Einrichtungen zu schaffen, die den Arbeitsfähigen unter allen Umständen den Broterwerb durch ehrliche Arbeit zu sichern und die Arbeitsunfähigen, deren Recht auf Brot die Familie nicht genügen kann, vor Hunger zu schützen vermögen. Die Zwecke des Individuums sind höhere, weitergehende als jene der Gesellschaft. Nur wenn diese die ihr zustehenden Aufgaben erfüllt, kann das Individuum sowohl jenen Zwecken als auch seinen Pflichten gegen die Gesellschaft gerecht werden. Da nun zu jenen individuellen und zugleich gesellschaftlichen Pflichten des Einzelnen vor Allem die Arbeit gehört, so darf die Idee des „freien Brotes“ nicht in der Weise aufgefaßt und ausgelegt werden, daß der Gesellschaft die Verpflichtung zugeschrieben werde, das tägliche Brot vollkommen unentgeltlich, ohne jegliche Gegenleistung, zu beschaffen und Allen zur „freien“ Verfügung zu stellen. Dies würde den Kreis der Aufgaben der Gesellschaft überschreiten und dadurch eine Beschränkung des Gebietes für die freie Bethätigung des Individuums be-

deuten. Der richtige Sinn des „freien Brotes“ ist vielmehr der, daß die „freie“ Anwendung und Benutzung der dem Einzelnen gegebenen Arbeitskräfte unter allen Umständen das tägliche Brot sichern, daß demnach auch die freie Benutzung jener Arbeitskräfte gesichert sei und Verhältnisse und Zustände unmöglich gemacht werden, in denen der Arbeitsfähige theils vergeblich nach brotgebender Arbeit sucht, theils durch seine ehrliche Arbeit nicht das notwendige Brot für sich und die Seinen erwerben kann. Unter dem „freien Brote“ ist nicht „Brot umsonst“, sondern das von Bewucherung befreite tägliche Brot zu verstehen. Freilich, Viele von denen, die sich gewohnheitsmäßig sättigen, werden dieser Rechtsauffassung vielleicht nicht genügendes Verständniß entgegenbringen; mit vollem Magen ließt sich Vergleichen schlecht und man kann den Hunger nicht begreifen. Der aber, der hungert oder den die Sorge schwer bedrückt, wie er den Seinen Brot beschaffen soll, — Der versteht mich gewiß! Auch Derjenige, der von vorn herein entschlossen ist, den Namen des Rechtes nur Dem zu gewähren, was Bestandtheil einer positiven Gesetzgebung ist oder gewesen ist, wird Gegner dieser Auffassung sein. Und Dies ist eben die herrschende Rechtsanschauung, — nicht jene der Volkseele, sondern der wissenschaftlichen Jurisprudenz, die alles natürliche Recht mit Spott und Geringschätzung von sich weist und den Satz vertritt, daß alles wirkliche Recht seiner Natur nach positiv sei und somit zuletzt aus staatlicher Gesetzgebung stamme. Nach dieser Auffassung jedoch giebt es nur Thatsachen, die geworden sind, weil sie auf Grund gegebener Verhältnisse werden mußten. Von solchen Voraussetzungen aus kann man zu keinem anderen Rechte gelangen als zum Rechte des Stärkeren, das nur ein Ausdruck der allgemeinen Thatsache ist, daß überall der Stärkere den Schwächeren besiegt. Aus dieser Rechtsanschauung läßt sich allerdings unmöglich der Anspruch des Schwächeren ableiten, dem allgemeinen Weltgesetze entzogen und in Schutz genommen zu werden. Und so ist das jeweilig geltende Recht wenig mehr als die Fixirung der jeweiligen Machtverhältnisse. Von der Gerechtigkeit ist dann nur mehr ein Eudämon, nur mehr der Name erhalten.

Nach dem tief in die Menschenvernunft eingegrabenen Rechtsbewußtsein liegt hier ein Gebrechen der herrschenden Rechtsanschauung vor, ein Gebrechen, das in der Leugnung des Rechtes der Existenz besteht und dadurch die gesellschaftliche Brotarbeit verhinderte, ihren gesellschaftlichen Zweck zu erfüllen, „freies Brot“ zu schaffen.

Das System unserer Wirthschaft hat als Centralsonne das Kapital, und zwar bildet das Geldhandlungskapital, das Kapital der Börsen, Banken und Milliardäre, diese Centralsonne. Umkreist wird sie zunächst von vier großen Planeten, dem Handelskapital, dem Industriekapital, dem Verkehrskapital und dem Versicherungskapital, die von einem ungeheuren Schwarm



theils ganz, theils halb ausgebrannter Monde begleitet sind. Unzählige Trümmer vernichteter ehemaliger wirthschaftlicher Formen und Körper bewegen sich in den Zwischenräumen. Alle Bewegungen in diesem System werden von der Centralsonne geleitet. Der Zweck aller dieser Bewegungen ist, das Kapital zu vermehren und den Kapitalgewinn zu erhöhen, und Dies ist zugleich der Menschheitszweck im herrschenden Wirthschaftssystem. Die Bewegungen erfolgen in eigenthümlich verschlungenen Bahnen: voran zieht das Handelskapital, welches das Industriekapital zu immer größeren Ausbeutung der Produktionsquellen und zur Ueberproduktion, das Verkehrskapital zu ständiger Ausgestaltung des Netzes, zur Steigerung der Beschleunigung und Sicherheit, sowie zur Verbilligung der Transporte drängt. Ueberall sucht es sich zwischen Produzenten und Konsumenten hineinzudrängen, dem Produzenten den Verdienst zu schmälern, dem Konsumenten die Waare zu vertheuern. Das Industriekapital treibt Raubbau an den heimischen Produktionsquellen; es devastirt die Wälder und saugt den Boden aus. Vom Handelskapital auf den Weltmarkt gedrängt, wo dieses weiteren Spielraum für Spekulationen und große Ausbeutungsoperationen besitzt, kämpft es schwer gegen den daselbst bestehenden Wettbewerb mit mächtigen Gegnern. Gleichwohl drängt alle industrielle Produktion immer mehr dazu, „weltmarktfähig“ zu werden, weil die Kaufkraft im eigenen Lande ständig zurückgeht. Von der europäischen Landwirtschaft hat sich das Geldhandlungs- und Leihkapital zurückgezogen, weil hier kein rascher und kein hoher Gewinn mehr zu holen ist. Dagegen werden in außereuropäischen Gebieten, unter Heranziehung jungfräulichen Bodens, im extensiven Großbetriebe Brotfrüchte erzeugt. Diese werden in steigenden Mengen bei stetig noch sinkenden Preisen auf die europäischen Märkte gebracht. Dies hat mehrfache Wirkungen: durch den Transport dieser großen Getreidemengen und durch den Transport von im Austausch dagegen ausgeführten europäischen Industrieerzeugnissen erhalten die Verkehrsmittel einerseits die zur Verzinsung ihrer Anlagkapitalien notwendigen Frachtmengen, andererseits wird ihnen dadurch ein zum Theil wieder durch die internationale Konkurrenz vorgeschriebenes Zurückweichen mit den Tarifen ermöglicht, das dann abermals als Gewinn des Handelskapitales zum Niederschlag kommt. Die außerordentlich niedrigen Preise des eingeführten Getreides verursachen ein Sinken und theilweise bereits ein Aufhören der europäischen Grundrente. Der in Folge einer verkehrten Grundentlastung ohnehin in Schuldknechtschaft lebende europäische Bauer giebt den Anbau von Getreide immer mehr auf und baut entweder im Dienste der Industrie und des Handels Hack- und Handelsfrüchte, die seinen Boden ruiniren, oder er verläßt, die ihn nieder- und wunddrückende Last seines Besizes abwerfend, Haus und Hof und zieht in die Stadt, in die Industrieorte. Hier vermehrt er

das Heer der Industriearbeiter und mittelbar auch die Armee der Arbeitslosen, Hungernden und Bettelnden durch die von ihm herausgebrängte, zum Theil schon degenerirte und schwächere zweite Generation der industriellen Arbeiter. Dies sind die Trümmer ehemaliger Existenzen, welche die Zwischenräume füllen. Das erhöhte Arbeitsangebot ermöglicht nun die beabsichtigte dauernde Niederhaltung der Löhne. Diese Niederhaltung der Löhne ist heute der Industrie unumgänglich notwendig, um auf dem Weltmarkte überhaupt bestehen zu können. Im „Weltmarkt“ liegt der Brennpunkt. Auch das Verkehrskapital sieht darin seinen Gewinn, weil im „Transit“ längere Transportstrecken in Frage kommen. Das Niederhalten der Löhne bewirkt, noch beeinflusst durch die zunehmende Unübersehbarkeit des Weltmarktes, eine ständige Ueberproduktion der Industrie, die vom Handels- und Verkehrskapital noch unterstützt und begünstigt wird. Da die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung durch Verarmung und Flucht in die Städte stetig zurückgeht, drängen Handel, Verkehr und industrielle Ueberproduktion zum Export und führen aus gleichen Gründen auch zur verwegenen Kolonialpolitik. „Export“ ist das große Schlagwort der heutigen Wirthschaft. Die industrielle Ueberproduktion und die dadurch erzeugten Schleuderpreise haben noch eine weitere Wirkung. Sie vernichten das Handwerk und Kleingewerbe, die gegen jenen Wettbewerb nicht aufzukommen vermögen und ihrerseits nun in gleicher Weise wie der besitzlos gewordene Bauer, das industrielle Arbeitsangebot erhöhend, eine weitere Niederhaltung der Löhne herbeiführen. Sie sind die ausgebrannten Monde, die jene Planeten begleiten. Nun ist die Bahn geschlossen und der Rundlauf beginnt von Neuem. Als stiller Marodeur zieht das Versicherungskapital hinterher.

Die Centralsonne jenes Systemes wärmt nicht und schafft nicht Leben; sie verbrennt und versengt und tötet nur; und die Trümmer und leblosen Welten, die schließlich in sie hineinstürzen, vermehren ihren Inhalt, erhöhen ihren Glanz.

Es ist klar, daß in diesem kapitalistischen System der Gedanke an „freies Brot“ niemals Raum gewinnen konnte und auch künftig nicht gewinnen kann. Denn was wäre es dann mit dem vermehrten Arbeitsangebote, dem Niederhalten der Löhne und der Ausbeutung und Bewucherung menschlicher Arbeit, dem Export, den Frachten im Transit, der Spekulation auf dem Weltmarkte und den Gründungen? Die würden alle theils unmöglich gemacht, theils beschnitten werden. Im kapitalistischen Wirthschaftssystem giebt es kein Recht der Existenz, nur ein Recht des Stärkeren, und der einzige Zweck der Arbeit ist hier, Mehrwerthe für die Centralsonne zu schaffen, — wenn darüber auch Millionen Menschen hungern und zu Grunde gehen sollten.

Jansbrud.

Friedrich Freiherr zu Weichs-Glon.



## Rassenhygiene.

kürzlich machte ich hier auf eine Arbeit aufmerksam, die unter dem Namen der sozialen Hygiene eine treffliche Darstellung der Rassenhygiene der Juden brachte. Viel unmittelbarer beschäftigt sich ein anderes Werk mit Rassenhygiene, das vom Dr. Bloez\*) verfaßt ist und auf das ich hinweisen möchte, weil es thatsächlich viele beherzigenswerthe Dinge enthält, die der moderne Sozialismus noch viel zu wenig würdigt.

Unseren hygienischen Bestrebungen wird von vielen Naturforschern und Philosophen der Vorwurf gemacht, daß durch sie gleichmäßig und um jeden Preis Alle geschützt würden, so daß die für die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes unerlässliche Auslese zu stark beschränkt würde oder ganz wegfiele. Mit anderen Worten würde Das auch heißen können, die Sozialhygiene ist keine Rassenhygiene und folglich nach ihrem Zwecke verfehlt. Auch Bloez macht diesen grundsätzlichen Unterschied zwischen individueller und Rassenhygiene und rechnet die Sozialhygiene nur zu der ersten Art. Dagegen ist aber zu erinnern, daß schon das Erkennen der unhygienischen Zustände ein klares Rassenmoment in sich schließt. Eine zur Zeit lebende Generation empfindet die hygienischen Unterlassungen vieler vorausgegangenen Generationen für sich als schädlich. Stellt man diese Schädlichkeiten ab, so arbeitet man aber nicht für eine einzige, sondern für mehrere weitere Generationen und treibt damit durch die Sozialhygiene sofort bewußte Rassenhygiene.

Ehe die altruistische, soziale Lehre des Christenthumes ihren Siegeszug über die alte Kulturwelt antrat, wurde fast überall etwas Rassenhygiene getrieben. Die Ägypter und ihre Schüler, die Juden, haben Dies in hohem Maße gethan, die Spartaner sind dadurch für alle Zeiten berühmt geworden. Unsere eigenen Vorfahren haben in ihren Ständegliederungen von Edelfreien, Freien und Unfreien schon bewußte Rassenhygiene getrieben. Das Christenthum hat sich derartigen Anschauungen so vielfach anpassen müssen, daß es aus einer sozialen Lehre sich oft in eine antisoziale Praxis umwandelte. Die Kraft natürlicher Gesetze konnte durch keinerlei Kunstgebilde jemals auf die Dauer ganz lahm gelegt werden. Aber auch dem rücksichtslosen Egoismus sind Grenzen gesetzt, auch der Altruismus ist im Leben der Völker eine ge-

\*) Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. 1895.

waltige, vorwärts entwickelnde sittliche Kraft. Die soziale Hygiene ist aber eine Theilerscheinung dieses praktischen Altruismus, der nicht länger mehr in den Fesseln von Dogmen schmachten konnte.

Im Kampf ums Dasein ist jedes Individuum von selektirischen und nonselektirischen Schädlichkeiten bedroht. Man hat diese Dinge oft nicht genügend auseinander gehalten und sich deshalb oft nicht verständigen können, wenn man untersuchte, ob sozialhygienische Einrichtungen der Rasse nützen oder schaden. Das Wort „Rasse“ ist dabei allerdings zunächst in dem weiteren Sinne einer ethnischen Einheit, eines Volkes, einer Nation, zu verstehen. Reine Rassen haben wir unter den großen Kulturvölkern überhaupt nicht mehr. An der Bildung der Franzosen sind arische Kelten, Ligurier, Turanier und im Norden sehr stark arische Germanen betheiligt, bei den Deutschen kommen arische Germanen, keltische Mischlinge, Turanier und ugro-finische Elemente, bei den Russen slavische Arier, alte Turanier, Ugro-Finen und neuere mongoloide Elemente in Betracht. Eine französische Rasse giebt es überhaupt nicht und gerade jetzt regen sich die Provençalen wieder stark mit ihren Besonderheiten; eine slavische Rasse giebt es zur Zeit ebenfalls nicht; mit mehr Recht könnte man von einer deutschen Rasse sprechen, am Meisten entsprechen noch die Skandinaven der germanischen, also einer der reinen arischen Rassen, aber auch Das ist nicht einmal ganz durchgreifend. Zu den Kulturrassen im modernen Sinne gehören außer den Westariern auch die von ihnen stark beeinflussten Juden, die eine noch viel buntere Rassenmischung darstellen als die Wirthsvölker, unter denen sie wohnen; das den europäischen Rassenmischungen gegenüber fremdartige Element ist bei den Juden weniger das semitische als das alarobische, das sie trotz allen Mischungen oder örtlichen Auslese meist so leicht kenntlich macht.

Die einzelnen Individuen dieser Rassen kämpfen seit Urzeiten ums Dasein, indem sie einer rein physischen, dann einer sittlich-intellektuellen und einer sozialen Auslese unterworfen werden. Die Entwicklung des Gehirns ist hierbei das Wesentliche, weil das bessere Gehirn sich auch mit den auf den Körper unmittelbar wirkenden Außenfaktoren von Wetter und Klima leichter abfinden kann. Entzieht man sich aber dem Kampfe gegen diese äußeren Schädlichkeiten zu viel, wie Dies bei den Juden bis jetzt der Fall war, so entspricht das Gesamtergebnis den Forderungen auch nicht und das arische Ideal, einen guten Geist in einem kräftigen und schönen Körper zu besitzen, ist auf die Dauer auch das leistungsfähigere.

Indem aber der Mensch sich einem Theil des Extraktampfes durch Schaffen eines Binnenklimas entzieht, gewinnt er Zeit für die größeren sozialen Aufgaben. Das ist aber bereits soziale Hygiene, die wir nur immer leistungsfähiger zu gestalten suchen. Bloß selbst entzieht sich einmal wenigstens

der Wucht dieser Thatsachen nicht, wenn er hofft, daß die Tropenbewohner durch die Hygiene der Kultur mehr gewonnen werden.

Die alten Kulturvölker, wie die Akkader, Babylonier, Ägypter, Chinesen, Indier, haben übrigens in warmen, zum Theil in tropischen Klimaten gewohnt. Wenn wir dort jetzt Stillstand und Rückschritt finden, im Norden aber den Fortschritt, so hängt Das wohl damit zusammen, daß die alten Rassen sich geändert haben und nur die Sprachen eine Kontinuität vortäuschen. Für Europa und Kleinasien war der rein arische Norden Europas der Mutterchoß der Völker, aus dem immer wieder neue lebensvolle Keime ausstrahlten, die auf die erschlafften Südvölker fermentartig wirkten. Unterblieb dieser Zufluß des arischen Elementes oder wurde er durch Einwanderung von Mongoloïden aus Asien zurückgehalten, so gingen die Völker zurück. So hat im alten Indien das ostarische Element befruchtend gewirkt. In Ostasien waren es die unverbrauchten Hochmongolen, die die verweichlichten Rassen auffrischten, bis der Kamadienst die Fruchtbarkeit des Volkes herabsetzte und damit seine Ausbreitungskraft minderte. Die Beschränkung der Fruchtbarkeit ist ein schlimmes antisoziales Moment, wenn Völker neben einander um die Vormacht kämpfen. Im Kampfe der Völker neben einander spielt außer der Zahl auch die Rasse bedeutend mit. In den arisch-sprechenden Völkern ist die germanische Rasse das eigentliche kulturtragende Element. Das ist auch der Grund, weshalb man in Frankreich dieses Thema so ungern berührt, oder weshalb die Slaven, d. h. die slavische Sprachen sprechenden Völker, die zum Theil fast rein mongolischer Rasse sind, die Deutschen so hassen, denen sie alle Kultur verdanken.

Der soziale Kampf beginnt oft mit einem Kampfe um taugliche Gatten, also mit sexueller Auslese, und dieser Umstand hat viel dazu beigetragen, daß eine physische Entartung verhindert wurde. Die Erbgewohnheit, der Instinkt läßt die Frau immer noch auch die körperlichen Vorzüge hochschätzen.

Der ökonomische Kampf ist trotz der Vermehrung der Menschen leichter geworden. Die Schwere dieses Kampfes hatte im Mittelalter die Menschen kleiner gemacht, während wir in diesem Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und England wieder ein Größerwerden bemerken können. Die Erleichterung der sozialen Kämpfe hat also bis jetzt sicher nicht geschadet. Die physische Leistungsfähigkeit der einzelnen Individuen und der Massen ist niemals so groß gewesen wie jetzt. In dem ökonomischen Kampfe spielt die Armuth eine besondere Rolle. Ploetz zeigt hierbei sehr schön, wie die Armuth zum Theil selektorisch wirkt durch Abstoßen ungeeigneter, antisozialer Elemente, während das ungehinderte freie Wirken der Kräfte im Kapitalismus eine nicht selektorisch wirkende Armuth schafft, welche die Zukunft des Volkes mit Minderwertigkeit bedroht. Hier kann nur der Sozialismus und die Sozialhygiene helfen, die also thatsächlich auch wieder in den Dienst der Rasse tritt

und treten muß, weil die niederen Stände im Aufsteigen der Bevölkerungstufen den Erfaß für die höheren liefern.

Den nicht auslesenden Schäden der Armuth könnte durch Beschränkung der Kinderzahl, also durch präventiven Geschlechtsverkehr begegnet werden. Aber um welchen Preis? Um den der nationalen Vernichtung! Ich habe mich darüber schon früher einmal in der „Zukunft“ etwas eingehender ausgesprochen.\*) Vorhin habe ich nach dieser Hinsicht auf den Stillstand der Chinesen durch den präventiven Geschlechtsverkehr der Mongolen hingewiesen. Ploes führt die Franzosen, Nankes und amerikanischen Juden als sinkende Rassen an. Das erobert uns Elsaß und Lothringen sicherer als die schönsten Verwaltungssysteme. Umgekehrt müssen die Deutschen in Siebenbürgen und in Südtirol gegenüber den sich stärker vermehrenden Rumänen, Südslaven und Italienern unterliegen, weil sie zur Erhaltung ihrer alten Höflichkeit das Zwei- oder Drei-Kindersystem streng durchführen. Hier ist der präventive Geschlechtsverkehr bereits zu einem Verbrechen am deutschen Volksthum geworden.

Als Mittel gegen das Sinken der Rasse könnte man an die Beseitigung des präventiven Geschlechtsverkehrs denken und vielleicht Staatsprämien auf die Zahl der Kinder setzen. Das ist aber ganz utopisch und die Französinnen werden ihre gesellschaftlichen Annehmlichkeiten genau so wenig opfern, wie die Römerinnen, welche durch Enthaltung von den Frauen- und Mutterpflichten den Staat zwangen, seine Kriege mit Söldnern zu führen, die bald ihre Uebermacht erkennen lernten. Ein weiteres Mittel, bei gleicher Kinderzahl in der einzelnen Ehe die Gesamtzahl der Kinder zu steigern, liegt in der Vermehrung der Ehen. Aber auch Das ist sehr wenig wahrscheinlich, weil die Unlust zum Heirathen aus der selben Furcht vor dem ökonomischen Kampfe gezeitigt wird, der auch zur Beschränkung der Kinderzahl führt. Es bleibt dann noch ein rein sozialhygienisches Moment, nämlich eine weitere Herabsetzung der Sterblichkeit bis auf das staatlich erreichbare Minimum von ca. siebenzehn auf tausend Lebende. Eine gar zu ängstliche Vorsicht gegenüber dem ökonomischen Kampfe hat im Mittelalter den Stand der alten Edelreien fast vernichtet, der seine jungen Söhne und seine Töchter in übergroßer Zahl den Klöstern zuführte, so daß fast alle diese Familien direkt ausstarben oder sich nur dem Namen nach hielten und in Mischungen weiterlebten, die fast gar nichts mit dem Ausgange zu thun haben. Ich muß es mir aber hier versagen, diese Ständebildungen vom hygienischen Gesichtspunkt eingehender zu besprechen.

Ploes führt als antisoziale Momente blutige Revolutionen von oben und unten an, die in Frankreich die besten arischen Elemente vernichteten

\*) S. „Zukunft“, 6, 105, 210, 251.

und aus Deutschland die thatkräftigsten Männer nach England und Amerika trieben; ferner die Religionverfolgungen, welche Spanien um Jahrhundert zurückgeworfen, Tirol und Salzburg zu den kulturell am Meisten zurückgebliebenen deutschen Ländern gemacht, Frankreich seiner besten Söhne beraubt haben. Plöz hält auch die Kriege für durchaus unselektorisch. Aber die Kriege sind viel milder geworden; sowohl absolut als prozentisch sind die Verluste geringer. Zu beachten ist wohl auch, daß die Rekrutierung von 1892/93, die in Deutschland und Frankreich den Kriegsjahren 1870/71 entspricht, nach Zahl und Güte die beste seit undenklichen Zeiten war. Der Militarismus an sich wirkt sogar direkt selektorisch, — es ist nur schade, daß die Geschichte so theuer ist. Aber die Ansicht, daß diese Einrichtungen an sich nicht auslesend wirken, hält einer ernstlichen Prüfung nicht Stand.

Nicht auslesend wirkt dagegen unzweifelhaft das Zustromen nach den Großstädten. Aber wenn der Staat so kluge Gesetzgeber hat, die durch Beseitigen der Allmende die Leute direkt vom Lande vertreiben, so darf man sich doch über solche Wirkungen der Freizügigkeit um so weniger wundern, als wir sehen, daß die ostelbischen Großgrundbesitzer schon nach Kulis rufen, polnische Arbeiter einstellen, die deutschen aber dadurch zur Auswanderung zwingen, und daß die deutschen Großindustriellen in Nordböhmen keine deutschen, sondern vorwiegend czechische Arbeiter anstellen und so eine deutsche Stadt nach der andern mit einer czechischen Kolonistenschaar sicherer versehen, als die aggressive Nationalpolitik der Czechen selbst es vermag. Die Habsucht und der Egoismus, die durch keine Rücksichten auf das Gemeinwohl gemildert sind und sich nicht über nationale, staaterhaltende Phrasen erheben, sind gefährliche Feinde der Massenhgiene.

Hier ist eine Milderung durch etwas soziales Del nothwendig. Heldenthum, Kameradschaft, Königs- oder Mannestreu sind seit alten Zeiten anerkannte altruistische Auslesefaktoren; Das reicht aber in den modernen Kämpfen der Nationen und Massen nicht mehr aus; es gehört noch bewußtes Volksthum dazu. Daß große Naturereignisse, wie Erdbeben, Sturmfluthen, daß die Unfälle nicht auslesend wirken, ist wohl selbstverständlich, da sie Alle, ohne Rücksicht auf ihre Leistungsfähigkeit, treffen. Für die Schädlichkeiten der Trinkunsitten hat man in Deutschland kaum erst eine Spur des Verständnisses und doch wirken diese nonselektorisch wie kaum eine andere Schädlichkeit.

Die Volkskrankheiten sind zweifellos eine Ausleseerscheinung, indem der Widerstand gegen sie im Extrakampf, aber auch im sozialen Kampf erworben wird. Dies spricht sich auch darin aus, daß in der Regel die besser Situirten weniger erliegen. Aber man darf diese Auslese auch nicht überschätzen. Vielsach sind gerade die antisozialen Elemente vorzüglich angepaßt und umgekehrt erliegen oft die besten. Das gilt nicht nur individuell. Wittichs

Gothen wurden vor Rom bezimert und die in überhafter Schule auserlesenen Eskimos erliegen der Tuberkulose mehr als die Europäer. Dagegen hat die deutsche Militärhygiene im Feldzuge 1870/71 viele Tausende vor einer unrichtigen Auslese bewahrt und in den Stand gesetzt, im Frieden zu wirken.

Merkwürdiger Weise begegnen wir gerade im Kampfe gegen die Seuchen noch bisweilen Maßregeln, die nichts mit Altruismus zu thun haben. Der verfehlte Entwurf eines Reichsseuchengesetzes hat darin Manches geleistet. Bekannt ist, daß man Leprakranke noch jetzt so isolirt oder aus der menschlichen Gemeinschaft ausschließt, wie nach der Lehre der Juden, als handle es sich um die schlimmsten Verbrecher, aber nicht um leidende Menschen, während umgekehrt in Wörishofen die angehäuften Lupuskranken überall zu finden sind.

Gerade weil bei den Seuchen die Auslese nicht nur die antisozialen Elemente trifft, sondern Alle bedroht sind, können wir nicht auf die Auslese warten, sondern müssen die Sozialhygiene zu einer Milderung dieses Kampfes verwerthen.

Die so gewonnene Zeit können wir aber zur Verbesserung benützen: durch Unterdrücken ungeeigneter Eigenschaften, durch Uebung geeigneter. Was Ploetz eine Verbesserung durch Ausnutzung der Variabilität nennt, kommt so ziemlich auf die Uebung heraus. Ploetz ist nicht ganz sicher. Die weismannische Lehre, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden, hält er für besser begründet, als sie thatsächlich ist. In vielen Punkten ist sie einfach unhaltbar und sogar durch direkte Versuche von Haacke widerlegt, in anderen Punkten ist sie eine Theorie, für die auch nicht eine Thatfache angeführt werden kann. Thatsächlich können, ja müssen erworbene Eigenschaften auch vererbt werden können. Wann das Eine oder das Andere eintritt, kann ich aber hier nicht weiter erörtern. Die Lehre Weismanns hat sich fast ganz überlebt und ist nur in untergeordneten Punkten noch haltbar.

Wir können also hoffen, daß wir praktisch durch Uebung geeigneter Eigenschaften in unseren sozialen Kämpfen gefördert werden. Damit tritt schon jetzt in derjenigen Auffassung der Hygiene, die ich selbst seit Jahren vortrage, die Sozialhygiene in den Dienst der Rasse und des Volkes.

Prag.

Professor Ferdinand Hueppe.





## Die Ueberlastung der Richter.

Daß der Beruf des Richters schon längst nicht mehr jene schöne Verkörperung des *otium cum dignitate* ist, als welche er den bewundernden Neid vergangener Geschlechter erregte, wird allmählich auch in weiteren Kreisen bekannt und mancher Oberlehrer, der — umgürtet mit dem ganzen Stolz seiner Klassiker — für die Gleichstellung im Range streitet, empfindet es insgeheim, im Genuße seiner fünfmaligen Ferien, doch wohl mit Behagen, daß er nach hoher offizieller Feststellung „kein Richter ist“. Die Ueberlastung der Richter beginnt in unserer Tagesliteratur an die Stelle der einst so beliebten „Ueberbürdung der Schuljugend“ zu treten und schon hört man hin und wieder die bedenkliche Redensart auftauchen: „Nervös wie ein Amtsrichter.“ Auch über die Gründe der Ueberlastung ist genug geschrieben; mag man sie in dem Zuwachs der Bevölkerung, namentlich der Großstädte, in der verwickelteren Natur unserer Wirthschaftsverhältnisse oder in der überhand nehmenden Schlechtigkeit der Menschen suchen — je nachdem man mehr statistisch, nationalökonomisch oder theologisch veranlagt ist —: stets kommt man auf die Nothwendigkeit einer ausgiebigen Vermehrung der Richterstellen hinaus. In der That hieße es Eulen aus Athen hinaustragen, wenn man einer so wohl begründeten Forderung widersprechen wollte, auf deren Erfüllung wir, wenn die Welt einmal alt und wieder jung geworden ist, jedenfalls hoffen können. Immerhin bleibt zu erwägen, ob dem Uebel nicht nebenbei auch auf andere Weise beizukommen ist, nämlich dadurch, daß wir eine bisher noch so ziemlich verdeckt gebliebene Wurzel des Übels bloßlegen.

Fragen wir einmal ganz naiv: was thut denn eigentlich der überbürdete Richter den ganzen Tag, während und auch außerhalb der Bureaustunden, nach deren Ablauf sein Unterbeamter „ledig aller Pflicht die Vesper schlagen“ hört? Sitzt er auf hohem Stuhl und verdammt Missethäter, wie ihn sich die meisten Laien vorzustellen pflegen, oder brütet er über schwierigen Rechtsfragen in seinen Civil- und Straf-Prozessen und wägt behutsam die Meinungen der Rechtslehrer gegen einander ab, wie sich wohl ein junger Rechtsbesessener unter den Fittichen seines Professors seine richterliche Zukunft denkt? Ach, Keins von Beiden; denn das Judizieren währet eine kurze Zeit; und mit den zweifelhaften Rechtsfragen wird man im Drange der Geschäfte sehr bald fertig, indem man sie mit einem Präjudiz des obersten Gerichtshofes oder einer Note der die Praxis beherrschenden Kommentare *brevi manu* auf den Kopf schlägt. Und was macht also der Richter die ganze übrige Zeit? Im Vertrauen gesagt: er „schreibt“, nicht schöpferisch begeistert, wie der Dichter, oder fein und kritisch, wie der Gelehrte, nein, rein mechanisch, wie sein Kanzlist, oder im besten Falle schematisch, wie sein Kanzleisekretär.

Es ist in der That für jeden Ueingekehrten unglaublich, welcher Wust von öbster Schreib- und Schablonenarbeit in jedem richterlichen Dezernate täglich zu bewältigen ist. Beginnen wir z. B. mit dem am Meisten erstickten und thatsächlich für das juristische Jüdig dankbarsten, dem Civilprozeß-Dezernat. Aber selbst hier, wie viel geisttödtende Arbeit! Jeder Kostenfestsetzung-Antrag harret der persönlichen Prüfung des Richters; er muß die einzelnen Ansätze mit der Gebührenordnung vergleichen, in den Schriftsätzen der Anwälte die Zeilen jeder Seite, ja, die Wörter jeder Zeile nachzählen, ob auch die mit zehn Pfennigen Schreibgebühr honorirte Seite der Wörter nicht zu wenig bietet — auf die Gedanken kommt es zum Glück nicht an —, er muß die Konzepte der in Rechnung gestellten Briefe kontrolliren, die seitenlange Addition nachrechnen (eine wahre [Adam-] Niesenarbeit!) und schließlich seinen Kostenfestsetzungsbefehl eigenhändig niederschreiben, da selbst ein Vorarbeiten der Bureaubeamten in dieser Beziehung durch hohe Verfügungen strengstens verpönt ist. Daß jeder geschulte Kalkulator diesen Arbeiten weit besser gewachsen sein und sicher auch mit größerem Gleichmuth obliegen würde, kommt nicht in Betracht. Eben so muß der Prozeßrichter die gefürchteten Bagatellurtheile — und deren Zahl ist, wie die der unsauberen Teufel, Legion — mit ihren stets gleichmäßig wiederkehrenden Anträgen und Ausführungen bis zum letzten persönlich niederschreiben und einen Tropfen Jüdig in einem Meer von Schreiberei ertränken. Noch schlimmer steht es in dieser Beziehung mit dem Strafrichter: wer je die kummervollen Nächte hindurch Strafurtheile geschmiebet hat, Der hat sicher die himmlischen Mächte von einer neuen und ganz besonders furchtbaren Seite kennen gelernt. Schon die Abfertigung der „Kubra“, welche die wesentlichen Personalien der Angeklagten enthalten müssen, ist bei Strafsachen mit größerer Personenzahl — Aufruhr, Schlägerei, Bandendiebstahl u. s. w. — mit Recht gefürchtet. Und dann erst die sogenannte „thatsächliche Feststellung“ mit den umständlichen gesetzlichen Definitionen! Man betrachte z. B. den gewöhnlichen Betrugsversuch: sieht es nicht geradezu wie eine bewußte Bosheit gegen den Urtheilsabsetzer aus, wenn Jemand:

den Entschluß,

in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines Anderen dadurch zu beschädigen, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatfachen einen Irrthum erregt oder unterhält,

durch Handlungen bethätigt, welche einen Anfang der Ausführung dieses beabsichtigten, aber nicht zur Vollendung gekommenen Vergehens enthalten?\*)

\*) Die stilistische Würdigung des Satzes wollen wir dem deutschen Sprachverein überlassen.

Scheint es nicht, als ob hier der Uebelthäter eigens darauf ausgeht, den Arm der Gerechtigkeit durch die ihr verursachte entsetzliche Schreibarbeit lahm zu legen? Befindet sich dann ein solcher Gauner noch im wiederholten Rückfalle, — sein normaler Zustand! —, so ist vollends der Schreibernei (wegen genauer Feststellung der Vorstrafen nach den Daten der Erkenntnisse, der Strafverbüßung, der Begehung der neuen Straftat) kein Ende. Nicht weniger anregend ist beim Diebstahl die vorschriftmäßige Aufzählung aller gestohlenen Sachen, zumal wenn man die Gepflogenheit der großen Einbrecher bedenkt, neben dem Hauptobjekte des Diebstahls eine Reihe der unwahrscheinlichsten Gegenstände, wie Briefumschläge, Pulswärmer, Nadelbüchsen und Dergleichen mitzunehmen, deren keiner im Urtheile fehlen darf. Dem gegenüber ist eine Freisprechung für den erkennenden Richter unter Umständen ein wahres Labsal, obwohl auch hier die Feststellung alles Dessen, was der Angeklagte nicht gethan hat, zuweilen eine recht langwierige ist, und man begreift auch die — an sich wohl etwas unlogisch klingende — Aeußerung eines alten Strafrichters, der einen mit vielen Vornamen geschmückten Gewohnheitsdieb mit den Worten ansfährt: „Wer so viel stiehlt, sollte wenigstens einen kurzen Namen haben!“

Am Meisten fordert aber der Vormundschaft- und Grundbuchrichter unser Mitleid heraus. Ihm steht auch bei seinen Verhandlungen kein Gerichtsschreiber zur Seite, er ist bei den umfangreichsten Nachlaßtheilungen, Grundstücks-Parzellirungen und Hypothekengeschäften sein eigener Protokollführer. Was es insbesondere mit der Uebertragung kleiner Grundstücks-Parzellen und dinglichen Belastungen und mit dem stundenlangen „Kollationiren“ (Vergleichen der Grundbuchs-Eintragungen mit denen der Tabellen und mit den Eintragung-Verfügungen) auf sich hat, davon weiß jeder Richter mit „flottem“ Grundbuch ein Liedchen zu singen, wofür er überhaupt noch zum Singen aufgelegt sein sollte. Man kann es ihm schließlich kaum noch verdenken, wenn er jeden Bauunternehmer als einen gewerbsmäßigen Grundstücks-Zerkleinerer und Hypotheken-Beschwerer mit Haß oder mindestens mit tiefem Mißtrauen betrachtet.

Da wird dem von alten Richtern in einer oft komischen Weise nach möglichster Verkürzung der Protokolle gestrebt: jeder „Friedrich“ wird un-nachlässiglich in einen „Fritz“ zusammengezogen, aus einer „unverehelichten“ wird eine „ledige“ (was einmal sogar eine Beschwerde zur Folge hatte, weil die betreffende Komparentin in diesem Ausdrucke einen ihre Moral herabsetzenden Beigeschmack witterte), und wer mit einem unverkürzbar langen Namen auftritt, gewärtigt vielleicht schon deshalb einen unfreundlichen Empfang, auch wenn er mit dem vorhin erwähnten Diebe sonst nichts gemein hat. Frauen sind in dieser Beziehung besonders unbeliebt; denn daß z. B. die „Chefrau

des Tagelöhners Ernst August Gottfried Stausenbiel, Marie Friederike Dorothea geb. Eisenhardt, verwittwet gewesene Kupfermann“ für das Protokoll keine besonders bequeme Komparentin ist, wird Jeder zugeben müssen.

Das Alles klingt nun ganz spaßhaft, hat aber doch seine gewaltig ernsthafte Seite. Ist es wirklich aus irgend einem anderen Gesichtspunkte als dem der Geldersparniß räthlich, die Kraft des Richters in Arbeiten zu erschöpfen, die von untergeordneten Kräften eben so gut und besser ausgeführt werden könnten?\*) Nicht nur, daß dem Richter durch die hohe Zahl der täglichen Arbeitsstunden die Zeit und Lust zu der — so höchst nöthigen! — theoretischen Weiterbildung in seinem Fach und zur Bekanntmachung mit den wichtigsten Zeitströmungen und Tagesfragen genommen ist, er wird auch für den wirklich juristischen Theil seiner Thätigkeit immer weniger brauchbar. Denn nichts wirkt abstumpfender auf den juristischen Intellekt als eine anhaltende Bureau- und namentlich Schreibarbeit; sie erzeugt die Gewöhnung, den vorliegenden Stoff einfach als ein in so und so vielen Stunden zu bewältigendes Arbeitspensum zu betrachten, und leistet der Neigung zum Formalismus und zur schematischen, routinemäßigen „Abmachung“ der einzelnen Rechtsfälle, die neuerdings an den Berufsjuristen so vielfach gerügt wird, ganz außerordentlichen Vorschub. Der Richter, der beständig durch Bureau-Arbeit erdrückt wird, verliert entweder überhaupt die Lust zur Bethätigung seiner juristischen Fähigkeiten, er judiziert phlegmatisch, sine ira et studio — besonders sine studio — und empfindet bei dem Auftauchen des schönsten juristischen oder psychologischen Problems keine rechte Freude, sondern ist froh, wenn Alles glatt nach „Schema F“ verläuft; oder aber das Bewußtsein, in einer seiner Vorbildung und Qualifikation nicht entsprechenden Art beschäftigt zu sein, erweckt in ihm eine andauernde Verstimmung und Reizbarkeit, die nicht minder lähmend auf seine Entwicklung einwirkt. Im letzten Falle ist es auch gerade die Bureau-Arbeit, die, trotz der geringen geistigen Anstrengung, seine Gesundheit am Meisten angreift, weil er sie nicht mit der unverwüßlichen Ruhe der Subalternebeamten oder seiner Kollegen von der zuerst erwähnten Kategorie verrichtet. Wo irgend ein strebsamer Richter sich überarbeitet, nervös, unzufrieden mit seiner Stellung zeigt, ist es fast immer der rein handwerksmäßige Theil seiner Thätigkeit, dem er diese wenig erfreuliche Erscheinungen verdankt.

Und wie leicht wäre hier Abhilfe zu schaffen! Schon die bloße Vermehrung der Kanzlisten würde eine völlige Verschiebung der Arbeitslast ermöglichen: ein Kanzlist, der nach Diktat schreibt, könnte dem Richter für

---

\*) Wer an dieser Behauptung Anstoß nehmen sollte, Der betrachte — ich will nicht sagen: „lese“ — einmal die Handschrift einiger älteren Richter.

die Absehung umfangreicherer Schriftstücke — seien es nun Erkenntnisse, Verhandlungen ohne Protokollführer oder Verfügungen — zugewiesen werden, er könnte auch manche Schreibarbeit erledigen, die jetzt ohne jede innere Nothwendigkeit dem Subalternbeamten zufällt, während dieser wiederum dem Richter in allen schablonenmäßig zu behandelnden Sachen erheblich vorarbeiten könnte. So wird es in anderen Verwaltungszweigen, speziell bei der Regierung, von je her gehandhabt. Auch bei den Gerichten hatte sich eine ähnliche Praxis ganz in der Stille zu bilden begonnen, erfuhr aber alsbald von oben die schärfste Mißbilligung. Dort ist man im Gegentheil seitdem bemüht, möglichst viel Schreibarbeit von den Lohnschreibern auf die Subalternbeamten und von diesen weiter auf den Richter zurückzuwälzen, — eine von unten nach oben anschwellende Lawine! Auch die famosen Verfügungen „betreffend Vereinfachung des Schreibwerks“ halten sich durchweg in dieser Richtung und werden deshalb bei den Gerichten mit weit geringerer Begeisterung aufgenommen als in der Tagespresse. Der Kanzlist wird für seine Schreibarbeit bezahlt, der Sekretär und der Richter müssen die ihre nebenbei leisten, — also schiebe man sie möglichst den Richtern und Sekretären zu. Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft! Was aber schließlich bei dieser Wirthschaft, selbst in pekuniärem Sinne, herauskommt, nämlich daß dem Staat am Ende durch Vermehrung der überlasteten und durch Beurteilung der überanstrengten Beamten mehr Kosten erwachsen, als er durch die den arbeitsfähigen Kanzlisten entzogenen Groschen erspart —: Das wird von den fiskalischen Feinnigsuchern natürlich übersehen.

Auch durch ein anderes Mittel ließe sich in dem mechanischen Gerichtsbetriebe eine erhebliche Erleichterung für den Richter erzielen, nämlich durch Verbesserung und Ausgestaltung des Formularwesens. Bis jetzt sind Formulare in ausreichendem Umfange nur für den Kanzlisten und Subalternbeamten vorhanden; so weit sich aber der Richter solcher bedienen könnte, versagen sie. Die in letzter Beziehung geschaffenen sind nicht nur zu gering an Zahl, sondern auch vielfach so ungeschickt und unpraktisch entworfen, daß manche Richter sie überhaupt nicht verwenden. Wer eigentlich der verantwortliche Redakteur dieser fragwürdigen Produkte war, ist nicht recht bekannt; er bleibt auch besser im Dunkeln. Jedenfalls ist er ein schlechter Prophet gewesen, denn er hat meist nur die Fälle berücksichtigt, die am Wenigsten vorkommen. Während also die vorrätigen Exemplare häufig in einem Winkel des Aktentrübs verstauben, macht sich andererseits die Sehnsucht nach wirklich ausreichenden und brauchbaren Formularen überall bemerklich und zeitigt oft wunderbare Blüthen. Bei der Staatsanwaltschaft einer preussischen Stadt war z. B. für gewisse Roheitsdelikte ein auf private Kosten gefertigtes Anklage-Formular in Umlauf, das folgendes Thatbestands-Gerippe enthielt:

„Der Angeklagte verübte auf der . . . . . Straße in der Nacht zum . . . . . in angetrunkenem, aber nicht unzurechnungsfähigem Zustande dadurch öffentlich groben Unfug, daß er die Vorübergehenden anrenpelte — insultirte —, laut brüllte und mit dem Stocke — Regenschirme — gegen die Fensterläden schlug, woran die Schutzleute Dix und Popofsky\*) ein Aergerniß nahmen.

Beweis: Zeugniß der Genannten.

Dem ihn verhaftenden Schutzmann . . . . . — Nachtwachtmann . . . . . leistete er thätlichen Widerstand, indem er sich von ihm losriß, nach ihm schlug und ihn mit dem mit einem Schuh — Stiefel — bekleideten Fuße gegen den Unterleib — das Schienbein — trat; auch beleidigte er ihn durch die Worte:

„Du . . . . ., Du kannst . . . . .

Strafantrag liegt bei.

In der Arrestzelle tobte er laut und zerschlug eine dem Gefängnißfiskus gehörige Wasserkanne — Fensterscheibe —, eine fremde bewegliche Sache“ —

u. s. w. (Nicht Zutreffendes zu durchstreichen).

Nun, eine so glückliche Generalisirung einzelner konkreter Thatbestände wird sich freilich nicht immer erreichen lassen; doch bietet das Aufsuchen des ewig Gleichmäßigen gewiß auch auf dem Gebiete der Justiz dem Formularjäger ein weites Feld, auf dem ihm der Satz des Bias: „Alles schon da-gewesen“ als Leitstern vorschweben mag. Im Ernste gesprochen, stände z. B. nichts entgegen, für einzelne Delikte, wie Diebstahl und Betrug, besondere Formulare zu Anklagen, Eröffnungsbeschlüssen, Erkenntnissen herzustellen. Weit mehr als das Gebiet des Prozeßrechtes kommt hier allerdings das Dezernat des Vormundschafts-, Grundbuchs- und Subhastationsrichters mit seinen vielen gleichmäßig verlaufenden Verhandlungen in Betracht. Einstweilen hat man aber noch nichts davon gehört, daß die häufig geäußerten Wünsche nach neuen Formularen Berücksichtigung gefunden hätten, weshalb sich viele Richter ihren Bedarf aus eigenen Mitteln anschaffen.

Von weiteren, an sich wohl denkbaren Erleichterungsmitteln — z. B. der Verwerthung der Stenographie, der schreibtechnischen Erfindungen u. s. w. — will ich, um nicht abenteuerlich zu erscheinen, vorläufig lieber gar nicht reden. Auch daß die Gesetzgebung noch viel zu thun finden würde, um den Kreis der richterlichen Geschäfte unter Ausscheidung aller nicht dahin gehörigen, wie etwa der Kostenfestsetzungen, der gerichtlichen Grundstückstaxen, der Gefängnißverwaltung u. s. w., auf den richtigen Umfang zurückzuführen, sei hier nur flüchtig erwähnt.

\*) Die damals für den Nachtdienst ständig dort stationirten Beamten.

Ein planmäßiges Vorgehen in der bezeichneten Richtung, das mit verhältnißmäßig geringen Kosten Bedeutendes erreichen könnte, würde zunächst die Freirung neuer Richterstellen in vielen Fällen, wo jetzt Ueberlastung vorliegt, unnötig machen und die unaufhörlichen Vertretungen erkrankter Richter voraussichtlich seltener werden lassen, die verursachten Aufwendungen also schon dadurch zum Theil wieder einbringen. Es würde aber vor Allem — und Das sei für die nicht fiskalisch denkende Menschheit gesagt! — dem gesammten Richterstande, auch so weit er nicht gerade unter der Last der Geschäftsüberhäufung zusammenbricht, ein erhöhtes Maß von körperlicher und geistiger Frische, Freude an seinem Berufe, Muße und Neigung zur Weiterbildung innerhalb und außerhalb seines speziellen Faches, sowie zu liebevollerer und eingehenderer Behandlung individuell interessanter Fälle, kurz, überhaupt zu einer Bethätigung richterlicher Eigenschaften verleihen. Was Das für das Gemeinwohl bedeutet, braucht nicht ausgeführt zu werden, und eben so wenig, welche Gefahr der gegenwärtige Zustand in sich birgt, zumal wenn seine Unzuträglichkeiten, wie es den Anschein hat, jetzt noch mehr verschärft werden sollten. Die viel betonte freie und unantastbare Stellung des Richters hat wenig Werth, wenn sie durch die Unterwerfung unter einen kleinen, unfreien und reglementsmäßig eingeschnürten Bureaubienst zum großen Theile wieder illusorisch gemacht wird; die Hand, welche die Waage der Themis zu halten berufen ist, soll nicht zum Schreibautomaten erniedrigt werden.

Otto Reinhold.



## Mein Freund, der Doktor phil.

**E**r gehört zu den echten alten Berlinern, die selten wie weiße Raben sind. Denn die junge Reichshauptstadt ist ein Mosaikgebilde, zusammengesetzt aus Eingewanderten aller preussischen Provinzen, aus Deutschen anderer Bundesstaaten und, nicht zum kleinen Theile, aus Ausländern. Geborene Berliner findet man nicht mehr häufig.

Mein Held aber ist ein solcher und zugleich eine Erscheinung aus der vormärzlichen Zeit. Er stammt aus der Zeit, wo man an der Spree noch geistreich und nicht politisch war, wo die Menschen ihren Ehrgeiz daran setzten, aus der Unterhaltung eine Kunst zu machen, an einem bon mot zu feilen und es geschickt hinzuplaudern. Und obwohl sein Name deutsch klingt, sogar sehr deutsch — er heißt Dühmchen —, so hat er in sich doch Etwas von dem Blut und dem Esprit der französischen Kolonie Berlins, der Leute, die vor uns die friberizianische Epoche erstehen lassen mit ihrem Witz, ihrer Spottsucht, ihrem Atheismus, ihrer Verehrung des Schönen.

Verehrung des Schönen! Das war sein Beruf. Einen anderen, einen

Beruf im landläufigen Sinne, hatte er nicht. Er gehörte einer reichen Familie an, absolvierte seine akademischen Studien, wurde Doktor phil., — und nun hatte er seinen Pflichten der Gesellschaft gegenüber genügt.

In England würde ein derartig berufsloses Dasein nicht auffallen, hier fiel es auf.

„Was thut Herr Dähmchen eigentlich? Ach so, er muß ja Arzt sein, weil er Doktor ist“, sagten früher die Frauen öfters. Und wurden dann von ihren Männern belehrt, daß Doktor phil. nicht einen Mediziner bedeute. Früher waren Damen in akademischen Dingen nicht so erfahren wie heute, zur Zeit der Studentinnen.

„Was ist Dr. Dähmchen eigentlich?“ fragte mich auch jüngst wieder eine junge Wittwe, Frau von Sebliß.

„Er ist ein Sammler, er reist.“

„Ach! für ein Geschäft?“

„Um Gottes Willen, gnädige Frau, verleumben Sie unseren Doktor phil. nicht. Er reist für sich selbst; er reist, um zu reisen. Und er sammelt Kunstschätze für sich selbst, nur um sie zu besitzen.“

„Ach!“ (Dies sehr erstaunt, dann sich fassend) „Zeigt er die Sammlungen? Wie ist er eigentlich sonst? Wie sieht er aus? Brünett oder blond? Ist er sehr reich?“

„Wo soll ich anfangen zu antworten? Er ist nicht brünett und nicht blond, sondern grau. Ja, er zeigt die Sammlungen. Wollen wir einmal hingehen? Ich darf Gäste einführen.“

Wir gingen hin. Dr. Dähmchen hat täglich nachmittags Sprechstunde von fünf bis sechs Uhr. Man darf nicht eine Minute früher, nicht eine Minute später zu ihm kommen. Trotz seinem Dasein, das Manchem genial oder doch wenigstens ungeregelt erscheint, trotz seiner leidenschaftlichen Verehrung des Schönen, ja, seinem Kultus für alles Interessante und Reizende, ist er von peinlicher Pedanterie. Er wohnt im alten Berlin, in der Nähe des Museums und der Linden, in der stillen Mittelstraße. Ein ehrwürdiges, schlichtes Haus, das ganz an das einstige Preußen erinnert. Er wohnt darin, seit er den Doktor phil. gemacht hat. Daß Theobald Dähmchen unverheiratet ist, und zwar aus Idealismus — weil nie eine Frau seinem Phantasiebilde entsprach —, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.

Im Hause ist Alles weiß und steif; weiße Thüren, weiße Einfassung der kleinen Fenster, weißgeschuerte Treppen ohne Teppiche und — das Wunderbarste — ein richtiger altmodischer Klingelzug. Nicht etwa ein elektrischer Knopf an der Korridorthür, sondern ein liebes altes Ding, an dem man seine Ungebuld auslassen kann, dessen Draht man schlimmsten Falls gänzlich herunterreißen kann, wenn Einen die Lust dazu anwandelt.

„Ach wie sonderbar!“ sagt Frau von Sebliß, während wir die eine niedrige Treppe ersteigen.

„Süßlich, nicht wahr? Es muthet Einen hier fast historisch an. Lieben Sie Das nicht?“

„Ja — ja. Aber Sie sagten doch, daß er reich wäre.“ (Mit einem Blick auf die einfach weiß getünchten Wände und das weiß lackirte Treppengeländer.)



„Freilich. Allein früher hatten die Leute nicht stilvolle Treppensure und stillose Wohnungen.“

Ein alter Diener öffnet. Er sieht wie ein Kammerdiener aus fürstlichem Hause aus und führt uns mit einer Grandezza in das Vorzimmer, als befänden wir uns am Hofe von Spanien. Die Wände sind hier mit erlesenen alten Kupferstichen bedeckt, die Büsten von Corot, Millet und Daubigny stehen auf den einfachen Bücherchränken. Die ganze Wohnung erfüllt ein feiner Duft von Räucherwerk.

Nach einiger Zeit werden wir mit der gleichen Umständlichkeit und Würde wie zuvor in einen Salon geleitet. Ein kleiner alter Herr erwartet uns hier, sehr hager, ein Bischofen vornüber gebeugt; er trägt einen eleganten Phantasie-Hausrock von braunem Sammet, der, kokett zurückgeschlagen, ein Futter von schwerer lavendelfarbener Seide sehen läßt. Ist es Einbildung oder erinnert Theobald Dühmchen wirklich an Voltaire? Sein bartloses Gesicht ist eben so häßlich, eben so scharf und geistreich, der große Mund wie zum Spotten geschaffen. Vielleicht spottete er auch nur, weil er zum Küssen zu häßlich war?

Es schmeichelt Dr. Dühmchen, wenn man ihn und seine Sammlung kennen zu lernen wünscht, daher empfängt er uns mit besonderer Liebenswürdigkeit. Wir sitzen auf altmodischen hohen Plüschsesseln, nippen dünnen Thee aus flachen Meißener Schalen und knabbern an dünnen kleinen Kuchen, während das Gespräch eröffnet wird.

Ich habe unseren Besuch angekündigt und weiß, daß die Unterhaltung nicht, wie wir wollen, vor sich gehen wird, etwa hüpfend oder gar springend, nein, in abgemessenem Schritte, nach einem regelrechten Plane.

Dr. Dühmchen hat über die Unterhaltung nachgedacht. Seitdem ich ihm meinen Brief gesandt habe (Postkarten verabscheut er als eine der plebejischen Erfindungen der Neuzeit; Leute, die ihm Postkarten schreiben, kennt er nicht mehr, sie sind zu tief gesunken), seitdem hat er im Geiste die Stunde unseres Besuches künstlerisch gestaltet.

Ich hatte geschrieben: „Eine junge Wittve aus Potsdam, die nach Paris zu reisen gedenkt, wünscht, Sie kennen zu lernen.“ Nun merke ich bald, daß er die suggerirten Gesprächsgegenstände aufgenommen hat. Natürlich! Potsdam führt ihn zu Sanssouci und Friedrich dem Großen, seinen Lieblingskönig, und Paris — ja, hier mangelt es ihm wahrlich nicht an Stoff, da er seit mehr als einem halben Jahrhundert in jedem Frühling dorthin reist.

Der Doktor phil. war ein Verehrer der Franzosen, als es noch ganz und gar unpatriotisch war, an dem Erbfeinde ein gutes Paar zu lassen; er betrachtete die Franzosen eben, wie Friedrich der Große es gethan hatte. Und wie Theobald Dühmchen eine lebendige berliner Chronik ist, wie es kaum einen berühmten Mann seit 1820 gab, den er nicht gekannt, dem er nicht die Hand geschüttelt hat, so vertraut ist ihm auch Paris und die französische Kunst, vor Allem die Maler, deren Blüthezeit in seine Jugend fiel. Die Meister der Schule von Fontainebleau waren seine persönlichen Freunde, er besitzt einige ihrer besten Bilder: einen Corot, Daubigny, Millet, Rousseau. In Barbizon hat er manch' unvergeßliche Stunde erlebt, von der er interessant und immer gleich — aufs Tüpfelchen gleich — zu berichten weiß. Denn seine Erzählungen sind kleine

Kunstwerke, wie aus Marmor gemeißelt und doch von dramatischem Leben. Auf sein accentloses Französisch ist er stolz und darauf, daß die Leute in Paris ihn Monsieur le Président Dunquènes nennen. Während er in Berlin einfach, ja, sparsam lebt, zeigt er auf Reisen eine fürstliche Freigebigkeit, so daß jeder Gasthofbesitzer ihn willig Excellenz anbietet, wenn er mit seinem alten Kammerdiener vor dem Hotel vorfährt. Was thut es, daß das Fremdenbuch nur einen bürgerlichen Namen und einen Doktor phil. zeigt? Kann Das nicht eine Laune des vornehmen Herrn sein? Und so nennen ihn die Chefs, die Kutsher, die Fremdenführer, die Kastellane nach wie vor: Excellenz.

In den Unterhaltungen seiner Sprechstunde entwickelte der Doktor phil. eine eigenthümliche Pedanterie. Es wurden stets drei Gesprächsgegenstände abgeplaudert. Zwei: Potsdam und Paris, kannte ich heute schon, nun war ich neugierig auf den dritten. Ueberflüssig ist es, zu sagen, daß die drei Stoffe immer nach der Individualität des Gastes ausgewählt wurden. Doktor Dühmchen und die junge Wittve befanden sich noch im Louvre. Sie hielten sich ungewöhnlich lange bei der Venus von Milo auf, einer Dame, die durch die Begeisterung feinwohrender Kunstkenner zuweilen unheimlich und durch das Entzücken der Kenner zuweilen langweilig wird. Ich wartete auf den salto mortale des Doktors. Es kommt ihm nämlich nicht darauf an, falls ein fern liegendes Gebiet zu erreichen ist, Das mit einem gewaltsamen Sprunge zu thun. Monsieur le président Dunquènes nahm eine mit Brillanten besetzte goldene Dose aus der Tasche seines sammetenen Künstlerrockes und reichte sie zierlich Frau von Sedlitz. Als diese ängstlich dankend ablehnte, nahm er mit spitzen Fingern eine Prise Schnupftabak, die er erst in das linke, dann in das rechte Nasenloch geschickt beförderte.

„Und nun, Frau Sedlitz“ — Dr. Dühmchen sagte nie gnädige Frau, ließ auch das „von“ weg, eine Angewohnheit aus seiner liberalen Jugendzeit — „nun stellen Sie sich vor, was bei den Sozialdemokraten aus der Milo würde?“

Da war er angelangt und nach einer weiteren halben Stunde war die Sprechzeit und damit auch unser Besuch vorüber.

Ich war so neugierig auf den dritten Plaudergegenstand gewesen und doch hätte ich ihn voraussehen können, weil Theobald Dühmchen sich fast täglich bei ihm erhitzte. Nichts haßt unser Doktor phil. mehr als die Sozialdemokratie, er, der alte Demokrat, der 1848 auf seinen schwachen mageren Schultern die unförmliche Platte der Bürgerwehr trug, er, der Mäcen und Aristokrat des Geistes. Er haßt auch die Pferdebahn, dieses alle Stände vermischende Verkehrsmittel, er haßt die Fabriken, ja, beinahe auch die Eisenbahn, obwohl kaum Einer sie so viel wie er benutzt hat. Von der Goethezeit schwärmt er, wo man noch im eigenen Wagen fuhr und nicht nöthig hatte, sich mit Jedermann zusammenzupferchen. Mit wie unnachahmlicher Verachtung er Dies „Jedermann“ ausspricht; er, der bei der Anrede von Abligen das „von“ unterdrückt!

Sollte einmal eine Zeit kommen, wo das liberale Bürgertum, indem es unbewußt zum Aristokraten geworden ist, von der Masse des vierten Standes beherrscht, wenn nicht gar vertilgt wird, so wünsche ich Einem zuvor einen ungestörten Abschied von der Welt: meinem alten Freunde, dem Doktor phil.

G v. Beau lieu.

## Eine sozialistische Genossenschaft.

Wenn der Reisende Gent besucht, die Kathedrale, den berühmten van Eyck gesehen, vielleicht auch in der schönen, melancholischen Abtei von Sankt Bavo verweilt hat und nun ein allgemeines Bild der immer noch interessanten Stadt gewinnen will, so streift er auf seiner Wanderung auch den alterthümlichen Freitagsmarkt, wo ihm das kolossale Standbild Jakobs van Artevelde entgegenblickt. Schwerlich aber schenkt er dem großen, vielsenstrigen Gebäude, das an der Ecke des Platzes emporragt, jene tiefere Beachtung, die es vom kulturhistorischen Standpunkt aus doch verdient. Dieses mächtige, höchstüchtige Haus, von dessen breiten Pfeilern die Bilder von Fourier und Owen, von Jean Volbers und Marx herabschauen, über dessen stattlicher Fassade in flämischer Sprache das „Arbeiter (Verliebten) aller Länder, vereinigt Euch!“ eingegraben ist, — es ist der Hauptsitz der größten sozialistischen Genossenschaft Belgiens, der Hauptsitz des „Vooruit“.

Eine breite Kluft trennt die sozialistischen Kooperationen Belgiens von unseren deutschen Konsumgenossenschaften, die, wenn wir das Bild im Großen betrachten, ihren Ursprung der Anregung von Schulze-Delitzsch verdanken und im Geiste Schulze-Delitzschs geleitet und geführt werden. Sehen wir von den sächsischen Konsumvereinen ab, die sich zum großen Theil in sozialistischen Händen befinden, aber bei vortrefflichem geschäftlichen Gedeihen doch nicht die Arbeiterorganisation in ihrer vollen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit betonen, so haben wir in der Genossenschaftsbewegung Deutschlands bis heute eine Bewegung des Mittelstandes vor uns. Organisationen im Geiste der belgischen macht schon das deutsche Genossenschaftsgesetz unmöglich. Um so interessanter dürfte es sein, auf jene Schöpfungen einen Blick zu werfen, deren bisheriges Gedeihen wohl in gleichem Maße einer gesunden ökonomischen Grundlage wie der glühenden Begeisterung für die politischen Ideale zu danken ist.

Seit 1873 bestand in Gent eine Genossenschaft, „De Beije Bakkers“, die ursprünglich von Veteranen der Internationale geschaffen ward. Aber als nach und nach die Schöpfung das Gepräge dieses Ursprunges trotz den Bemühungen mehrerer ihrer Mitglieder verlor, traten diese aus und gründeten im Jahre 1880 mit Hilfe des Fachvereines der Weber eine neue, ausgesprochen sozialistische Genossenschaft, den „Vooruit“. Wie die übrigen Kooperationen Belgiens, denen er als Vorbild diene, muß der Vooruit als Konsumgenossenschaft betrachtet werden. Er ist in Besitz und Leitung der konsumirenden Mitglieder; gleichwohl aber begann er — und Dies ist in ökonomischer Hinsicht der wesentliche Punkt bei der Betrachtung der belgischen Konsumgenossenschaften — unähnlich den englischen Einrichtungen mit einem Produktionszweig, der Bäckerei. Die Organisation der Konsumenten bildet mit ihrer sicheren Absatzkundschaft und ihrer demokratischen Verwaltung die gesunde Grundlage. Aber es erwies sich in Belgien als prak-

tisch, zunächst nicht einen viele Gebrauchsartikel umfassenden Laden zu eröffnen, sondern auf ein einziges, auch für den Ärmsten unumgänglich notwendiges Bedürfnis den Blick zu richten und seine verhältnismäßig einfache Befriedigung durch eine eigene Produktionsstätte zu besorgen.

In einem gemieteten Keller mit einem einzigen Backofen begann man 1880; schon nach wenigen Wochen aber mußte ein zweiter hinzugefügt werden. Und die Genossenschaft gedieh so trefflich, daß bereits 1883 im Mittelpunkt der Stadt in einem alten Fabrikgebäude eine große, vervollkommnete Bäckerei mit Warmwasser-Backöfen, mechanischen Backtrögen u. s. w. eingerichtet ward. Ein großer Versammlungssaal, ein Café, Verkaufsläden, ein Theater, eine Bibliothek wurden hinzugefügt und mit der Bäckerei in einem Gebäude vereinigt. Sinnfällig verkörpert sich uns hier der ganze Charakter des Booruit, der nicht etwa nur bestimmt war, „billiges Brot“ an die Mitglieder zu verkaufen, sondern den Menschen in seiner ganzen Wesenheit zu erfassen und für seine höchsten wie für seine rein materiellen Bedürfnisse zu sorgen. Von nun an sehen wir in der Entwicklung des Booruit einen schnellen und ununterbrochenen Fortschritt. 1885 schuf die Genossenschaft ihre erste Volksapotheke, 1887 ein großes Schnittwaarengeschäft; gleichzeitig wird ein neues Grundstück gekauft, auf dem man nun auch eine Kohlenverkaufsstelle eröffnet und wohin die Bäckerei verlegt wird. Und wenn wir den Booruit in seinen heutigen Einrichtungen betrachten, die sich an vier verschiedenen Stellen Gents befinden, so muß uns ein Gefühl der Bewunderung für die unermüdblichen Gründer überkommen, die aus der Arbeiterklasse hervorgegangen sind und die höchste Begeisterung für ihre politischen Ideale mit praktischem Sinn vereinten.

Am Freitagsmarkt befindet sich, wie schon erwähnt, der Hauptsitz des Booruit, der große, elegante Laden, „das Louvre der Provinz“. In weiten, stattlichen Räumen, die sich mit denen der Berliner Geschäfte messen können, findet unten der Verkauf von Schuhwaaren, Kleidern, Weißwaaren u. s. w. statt. Vielleicht vermißt das verwöhnte Auge den Hauch des raffinierten Luxus, aber die Waaren sind ansprechend und gediegen gearbeitet, die Auswahl ist reichlich, die Bedienung gewandt und entgegenkommend. Im Keller sind die ausgedehnten Lagerräume, in den oberen Stockwerken die Werkstätten. Diese verdienen wohl, daß man sie genauer ins Auge faßt. Geradezu überraschend wirkt die ununterbrochene Rührigkeit, die man hier beobachten kann, überraschend und erfreuend wirken auch die heiteren Mienen, die sich von der Arbeit zu uns emporrichten. Der frohe Fleiß der dort Beschäftigten vereinigt sich zu einem harmonischen Gesamtbild mit der ganzen Beschaffenheit dieser hohen, lustigen Arbeiträume, in denen bis zum Kleinsten den hygienischen Anforderungen entsprochen ist. Die Plätteisen werden durch Elektrizität erwärmt, die Fußräder der Nähmaschinen durch Elektrizität getrieben. Keine qualvolle Temperatur herrscht hier; nirgends bei den Arbeiterinnen jene gesundheitmörderische Haltung des Unterkörpers, die in den Reihen dieser Armen zahllose Unterleibsleiden verschuldet und die verheiratete Frau die Frucht in ihrem Schooß nicht normal austragen läßt.

In anderer Weise interessant ist die nahe dem Freitagsmarkt gelegene zweite Niederlassung des Booruit, wo wir die Druckerei, die Räume der Verwaltung und das gut ausgestattete Café finden. Hier wird Bier, Wein, Milch,

Vimonade ausgekehnt, niemals aber Branntwein, so wenig wie in irgend einer anderen der belgischen Genossenschaften. Eine große Bibliothek ist in dem selben Gebäude dem 800 Personen fassenden Versammlungssaal beigelegt. Das dritte Gebäude, das dem Vooruit gehört, ist größtentheils an gewerkschaftliche Vereinigungen und an die Hilfsklasse Bond Kapton vermietet; dieser Klasse ist der Vooruit mit allen Mitgliedern beigetreten und sie bezieht ihre Medikamente aus seiner Apotheke. Zu den Gewerkschaften steht der Vooruit in naher Beziehung; er ist ein gewichtiger Stützpunkt ihrer Agitation und mit Stolz blicken die genter Sozialisten auf die hier geschaffenen Werkstätten, die den kapitalistischen Betrieben als Beispiel hingestellt werden können. Namentlich das Bäckereigewerbe haben die sozialistischen Genossenschaften völlig revolutionirt. L. Bertrand, einer der Führer der Bewegung, erzählt in dem Organ der Kooperationen, wie die Bäckerei in Belgien noch vor zehn Jahren eine wenig entwickelte Industrie war und das Brot in der seit Jahrhunderten üblichen Weise angefertigt wurde, während heute die sozialistischen Genossenschaften die Umformung in große Brotbäckereien ermöglicht haben, die zahllose Mittelpersonen überflüssig machte und den Preis des Brotes herabsetzte. Die vortrefflich eingerichtete Bäckerei des Vooruit ist mit der Kohlenverkaufsstelle zu einer vierten Niederlassung verbunden; dort ist die achtstündige Arbeitszeit (in drei Schichten) eingeführt, die sich durchaus bewährt hat.

So imponirend alle diese Einrichtungen der Genossenschaft auch wirken, so gewinnt man doch erst den vollen Eindruck des Vooruit, wenn man die Art der Verwaltung und der Vertheilung der Ueberschüsse kennen gelernt hat. Die Differenz zwischen Verkaufs- und Einkaufspreis — sonst der Gewinn des Zwischenhandels — fließt in den Konsumvereinen im Allgemeinen den Mitgliedern, im Verhältnis zu den von ihnen gemachten Einkäufen, in Gestalt der Dividende zu. Beim Vooruit aber wird ein überaus großer Theil der Ueberschüsse — die besonders hoch sind, weil die Brotpreise nicht wesentlich niedriger als in anderen Läden gehalten sind — zu Zwecken der politischen Propaganda, ein weiterer zum ferneren Ausbau der Genossenschaft vorweggenommen.

Was die Lage der Angestellten betrifft, so zeigt schon die Beschaffenheit der Werkstätten, wie man in jeder Weise bestrebt ist, den Forderungen der Gewerkschaften zu entsprechen. Die Gewinnbetheiligung der sogenannten produktiven Arbeiter, die in der englischen Genossenschaftsbewegung Gegenstand erbitterter Kämpfe war und ist, spielt in Belgien eine untergeordnete Rolle. Der prinzipielle Standpunkt ist der der Unterstützung der Gewerkschaft, denn man wünscht den Lohn auf der ganzen Linie zu heben, nicht nur bei der vergleichsweise immer doch kleinen Zahl der im Vooruit beschäftigten Arbeiter. Man will keine „Elite“ in den Angestellten des Vooruit ausbilden, sondern dieser soll vielmehr der Stützpunkt für die gesammte gewerkschaftliche Bewegung sein. So ist die Gewinnbetheiligung selbst da, wo sie noch vereinzelt besteht, eine minimale und die Erfahrungen des Vooruit sprechen im Ganzen gegen sie. Der Anreiz, der in ihr nach der Ansicht ihrer Anhänger liegen soll, hat sich als unwirksam und überflüssig erwiesen und man ist mehr und mehr von ihr zurückgekommen, was der theoretisch tiefer eindringenden Auffassung über die Konsumgenossenschaft entspricht.

Mitglied des Vooruit kann Jeder, der das Programm der Arbeiterpartei

anerkennt, durch Zahlung eines Eintrittsgeldes von 25 Cents werden. Der Betrag des Antheilscheines wird durch Vorwegnahme vom Gewinn gedeckt, so daß also auch der Kernste eintreten kann. Verwaltet wird die Genossenschaft durch eine aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission, die den Geschäftsführer wählt und bei deren öffentlichen Sitzungen alle Genossenschaftler zu Anträgen berechtigt sind. Außerdem finden vierteljährliche Generalversammlungen statt. Aus der Mitte der Anwesenden heraus melden sich auf die Frage des Vorsitzenden Diejenigen, welche willig sind, die Kontrolle zu übernehmen. Charakteristisch ist die Bestimmung, daß auf Nichtbesuch dieser Versammlungen eine Geldstrafe von 25 Cents steht: wir begegnen da wieder dem bewußten Bestreben, die Mitglieder nicht nur an dem materiellen Nutzen der Genossenschaft theilnehmen zu lassen, sondern die Arbeiter in Wahrheit zu Selbstverwaltenden und Selbststreichenden heranzuziehen.

Zugegeben muß allerdings werden, daß heute an der Spitze des Vooruit in Gestalt des sozialistischen Abgeordneten Anseele eine Ausnahmekraft steht, ein Mann, der in seltener Weise in seiner Person den Politiker, den Organisator und den auch im Kleinsten praktischen Menschen vereinigt. Anseele fesselt nicht auf den ersten Blick; er hat nichts von dem persönlichen Zauber Vanderweldes, nichts von der lebhaften Eindringlichkeit Vertrands; er wirkt zunächst fast erkältestend und erst, wenn der Gegenstand ihn fortreißt, begreift man, daß dieser blonde Mann mit dem ruhigen, fast bartlosen Gesicht wiederum Massen mit sich fortreißen kann. Und doch wäre es falsch, zu glauben, daß die Genossenschaft vor Allem dem Wirken dieser einen seltenen Individualität ihr Gedeihen schuldet. Mag der Einfluß Anseeles das Unternehmen noch so sehr gefördert haben: Das, was den Vooruit groß gemacht hat, ist die Verbindung seiner gesunden ökonomischen Grundlage mit dem opferfrohen Kampf seiner Mitglieder für das ihnen vorschwebende geistige Ideal. Es ist ein Hauptverdienst der Genossenschaft, daß sie für dieses Ideal nicht nur durch politische Propaganda wirkt, sondern namentlich durch Erziehung zur freien Selbstregierung, durch Einführung in eine demokratische Verwaltung des wirtschaftlichen Lebens. Der Vooruit ist ein Miniaturbild edler Demokratie und in allen Centren Belgiens reihen sich ihm allnählich sozialistische Burgen gleichen Geistes an.

„Wir arbeiten — wir haben keine Zeit, über uns zu berichten,“ erwiderte Anseele fast hochmüthig, als ich mit Erstaunen bemerkte, daß bisher wenig über den Vooruit geschrieben sei. Diese stolze Auffassung ist bei dem Handelnden, Ausführenden wohl begreiflich. In einem Lande aber, dessen Gesetzgebung Schöpfungen gleichen Geistes hemmt, ist es wichtig, auf solche Gestaltungen in ihrer verheißungsvollen Bedeutung hinzuweisen.

Abele Gerhard.



## Börsenruhe.

Man allen Börsen spüret man kaum einen Hauch. Der große Schreck von vor sechs Wochen ist nahezu aus dem Gedächtniß gewischt. Ein paar Spieler weniger, ein halbes Duzend Coulissenfirmen, die in Paris mühsam vom Boden aufstehen, Wien stark diskreditirt —: Das ist das ganze Häufgen Unglück, das die allgemeine Theilnahme herausfordert, aber keine findet. Würde nur der Sultan keine so ausgesprochene Abneigung zeigen, sich wieder nach englischem Schnitt zu kleiden, so hätte auch die Spekulation mehr Unternehmungslust. Hauptsächlich die Politik und ganz nebensächlich auch die persönliche Schwächung verhindern augenblicklich einen stärkeren Aufschwung. Es ist immerhin möglich, daß der Coupontermin das Publikum wieder muthig steht: eine schwere Depression hat an der Börse schon oft eine noch maßloferes Vorwärtsstürmen verursacht. Einstweilen war aber Das, was man Käufe des Publikums nannte, nur ein zu frühes Kaufen einer Anzahl Bankiers.

Die leitenden Kreise — wenn man Schieber, die geschoben werden, so nennen darf — erschöpfen sich jetzt in Feinheiten, um den Orient aus der Phantasie der Kapitalisten zu streichen. Man braucht nur die strenge französische Fachpresse anzusehen, die Italiener, Spanier u. s. w. mit der schärfsten Kritik behandelt, um den Beruhigungsbacillus für Turbanwerthe förmlich zu wachsen zu hören: „Sous l'influence de la détente des difficultés en Turquie et des rachats continus du découvert qui s'était formé tant à Londres qu'à Paris, les fonds ottomans ont poursuivi leur relèvement“. Das ist so der ungefähre Typus; nicht viel, um keinen Widerspruch zu wecken, aber doch zum Mindesten drei Unbegreiflichkeiten: die bessere politische Lage, die starken Baisse-engagements und die Rückläufe aus Angst, werden wie etwas Selbstverständliches hingestellt. In diesem Bemeistern von Schwierigkeiten, die anfangs unübersehbar schienen, hat Paris jetzt Einiges geleistet, und wenn man mit solcher glorreichen Defensiv, die doch zugleich dem Ansturm des Binnenmarktes zu widerstehen hatte, z. B. das Zusammenklappen Wiens vergleicht, so muß man wohl oder übel dem französischen Markte die Führung der europäischen Effektenbewegung zuerkennen. Der schwerste Stein war mit den Positionen des Herrn Léon zu heben. Man nahm ihm schließlich seine 1prozentigen Türken zu dem möglichst geheim gehaltenen Kurse von 14 Prozent ab. Ferner Stehende würden Dies für Rothschild ein vorzügliches Geschäft nennen, ohne zu überlegen, daß an dunklen Börsentagen die sogenannten vorzüglichen Geschäfte sich stark anhäufen und daß Aufstands- und Kriegsmöglichkeit mit 6 Prozent Marge (heutiger Türkenkurs ca. 20) nicht übermäßig hoch versichert sind.

Die Hochfinanz rechnet jetzt mit der Jahreszeit. Im Winter befürchtet sie auf der Balkanhalbinsel keine schlimmen Ereignisse; dagegen argwöhnen die Geldmächte zum Frühling schärfere Zusammenstöße im Orient. Diejenigen, welche stark intervenirt haben, wünschen doch lieber die aufgenommenen Effekten wieder los zu sein, selbst mit einem kleinen Schaden. Neben diesen deutlich wahrnehmbaren Vorsätzen regt sich aber auch eine andere Meinung, nach der Türken heute billig seien. Eine große Beachtung wurde dem Rücktritt von Golz-Pascha geschenkt, da fremdländische Offiziere nur angesichts internationaler

Verwickelungen in ihre Heimath zurückzuführen pflegen. In diesem Falle wollte man vertraulich erfahren haben, daß es aus Rücksicht auf Rußland geschehe.

Wegen der chinesischen Emission wird jetzt in Berlin ziemlich eifrig verhandelt. Wir müssen dabei leider durch das laubische Joch gehen, nämlich der russischen Regierung eine in der deutschen Anleihegeschichte bisher unerhörte Oberhoheit einräumen. Sicher ist, daß unsere Hochfinanz dann jede Konkurrenz besiegen wird, weil — überhaupt keine Konkurrenz da ist. Denn wer außer uns soll heute noch China finanziren helfen? Frankreich leidet noch an den ersten Chinesen, die es unüberlegt den Russen zu Liebe in einem Moment schwerer Ueberladung aufnahm. Von da an datirt die Inanspruchnahme des englischen Kredites durch die französischen Banken, eines Kredites, der auf diese Weise bereits überspannt war, als man ihn beim Beginn des Sturmes besonders dringend brauchte. Hoffentlich erfüllen sich wenigstens die Erwartungen unserer Industrie in Bezug auf Ostasien, denn unsere Stahl- und Eisenwerke können es brauchen.

Die großen Montanpapiere verfügen noch immer über ein bedeutendes Interesse, obgleich die wiener Kauflust dabei wohl für lange ausgeschieden ist. Merkwürdiger Weise hat die Spekulation einen Vorgang gar nicht beachtet, der eines ihrer Lieblingspapiere berührt und Rheinland-Westfalen in Ueberraschung und Aufregung versetzte. Der hochumer Gußstahlverein, der selbst innerhalb verschiedener Kartelle steht — Schienen, Träger, Bleche —, also in solchen Dingen eine straffe Disziplin zu würdigen weiß, hat nämlich auf der letzten Submission der Eisenbahndirektion Berlin zum ersten Male auf Güterwagen ein Angebot gemacht; natürlich dann so billig, daß er der Mindestbietende blieb. Jahrzehnte lang besteuert das Waggon-Syndikat schon und niemals war es möglich, daß ein „Unberufener“ mitten unter die Geweihten trat. Jenes Syndikat kontrollirt die Fabrikation so streng, daß es auch jede Einschränkung bei seinen Mitgliedern durchsetzt, und es würde nicht schwer fallen, Etablissements zu nennen, die mehrere Jahre hindurch 20 000, auch 30 000 Mark aus der gemeinsamen Kasse erhielten, nur damit sie ihre Thätigkeit einstellen. In Manchester würde darob natürlich eine Empörung ausbrechen und man könnte auch gewiß auf so und so viele entlassene Arbeiter zeigen. Aber diese Blinden wollen nun einmal nicht die Rehrseite der Medaille beachten, nämlich die aufreibende Konkurrenz. Um diese zu verhindern, werden wir noch weit verzweifeltere Mittel erfinden sehen oder die fleißigst angebauten Gebiete erliegen eines Tages neuen Elementen, die um jeden Preis in die Höhe kommen wollen. Die Mitte, die da der Staat zwischen dem vertheuernden Ringe und der gegen Ueberproduktion sich wendenden Arbeit zu wahren hat, ist bis heute noch keineswegs fest und sicher abgesteckt. Warum bricht aber eine so mächtige Gesellschaft in eine gleichsam fremde Hürde ein? Aus keinem anderen Grunde, als um ihrem Personal, das sie eben in voller Zahl halten will, Beschäftigung zu geben. Demnach reichen die bisherigen Branchen des hochumer Vereines nicht mehr aus. Seit zehn Jahren bestehen dort Werkstätten für Kleinbahnwagen. Aber Eisenbahnwaggons wurden niemals hergestellt, bis man dann doch in Baare-Kreisen die Nothwendigkeit erkannte, diese Werkstätten zu erweitern. Ohne Schaden geht aber auch der größte Nutzen nicht ab. Sofort nach Bekanntwerden jener Submission machten sich die Vertreter anderer Gußstahlwerke zu den Waggon-Fabriken auf und ihre Erwartung wurde




nicht getäuscht: denn jetzt bestellte man bei ihnen, anstatt, wie früher, beim hochwunder Vereinen. Eisenwerthe ließen sich auch vorübergehend von der Botschaft des Präsidenten Cleveland verstimmen, obgleich die von diesem angedrohten Retorsionszölle entweder unsere Textilbranche treffen werden oder ganz überflüssig sind. Denn Deutschlands Eisenausfuhr, sieht man von Spiegeleisen aus dem Siegerlande ab, ist nach der Union nur gering; nach neuesten Berichten soll sogar die Uebersproduktion der dortigen Eisenwerke so groß sein, daß man einen Preissturz befürchtet. Gewiß ist das Staatsobershaupt der amerikanischen Republik wegen der Vieh- und Fleischeinfuhrbeschränkungen mehr erzürnt als wegen unserer Forderungen an die überseeischen Versicherungsgesellschaften, aber gerade im Interesse dieser Gesellschaften wählt die Botschaft absichtlich sehr verletzende Ausdrücke. Man mag nun gegen das Miquelsche Prinzip, unsere Konsols an fremde Compagnien zu hängen, seine kapitalistischen Bedenken haben — denn unsere Rentner sollen ihre Anlagen nicht von auswärts her vertheuert sehen —, jedenfalls wird eine schärfere Kontrolle des amerikanischen Asskurranzgeschäftes bei uns nicht abzuweisen sein. Und wer in dieses Treiben einmal hineingesehen hat, Dem wird noch Vieles der Reparatur bedürftig erscheinen, selbst nach Abzug der Uebertreibungen unserer konkurrierenden Agitation. Ein Lichtpunkt in der Botschaft war die Haltung in der Währungsfrage; denn welche Höhe im Westen der Union die von den Silbermännern betriebene Aufregung erreicht hat, Das gelangt nur in einzelnen Briefen zu unserer Kenntniß. Die dortigen Farmer sind so erhitzt, daß sie thatsächlich den Bestand der Vereinigten Staaten hinter die Currenzyfrage an Werth zurückstellen. Für sie ist New-York keine amerikanische, sondern eine europäische Stadt. Rothschild, die Juden, das absichtliche Entziehen von Gold: alle diese bekannten Beschwörungen unsichtbarer Geister und Vorgänge sind den westlichen Farmern so geläufig geworden, daß Herr Ahlwardt, wenn er dort hinkommt, sich bereits überholt sehen dürfte.

Auch Kohlenaktien können jetzt der Ruhe pflegen. Eine wirkliche Macht hat nach und nach der große Kohlenverkaufsverein entfaltet. Alles, was die stolzen Rhederfirmen an Selbstständigkeit und Widerstandskraft besaßen, ist vor dem Diktat aus Dortmund dahingeschwunden und die stillen Käufe von Gelsenkirchen, Harpener und Sibernia stützen sich durchaus auf diesen Umstand. Statt an eine blendende, glaubt man an eine gute und stetige Rente, und was das wachsende Entstehen neuer Zechen betrifft, so wird dem die Thatsache entgegengehalten, daß der Kohlenverbrauch enorm zunimmt.

Im Ganzen läßt sich keinem Börsegebiete jetzt eine besondere Lebhaftigkeit nachsagen. Kein Rückwärts zwar, aber auch kein Vorwärts, eine Versumpfung droht vielmehr, falls die Politik weiter fortfahren sollte, Alles in der Schwebe zu lassen. Von Renten werden meist nur Italiener gekauft, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß ihr eigentlicher Markt doch längst Italien selbst geworden ist, ein Markt, der bisher noch nie versagt hat. Unsere Kommissionsgeschäfte können Dies regelmäßig sehen, sobald der Kurs nur um ein paar Cents niedriger ist, denn dann laufen sofort die Ordres aus Genua, Florenz, Mailand u. s. w. ein. Nur deshalb steigt auch dort das Goldagio: zum Bezug für die Papiere ist dann eben Gold ins Ausland zu senden. Und was bedeutet Paris für Italiener? Von dort aus kann der Kurs gepetticht werden. Pluto.

## Die Judic.


 In der französischen Literatur, deren kunstvoll gethürmten Prachtbau nur ein paar volksthümliche Genies durchstollen — Rabelais, Molière und Zola sind freilich darunter — giebt's eine populäre Ecke. In den Brunnsälen geht es fast immer sehr feierlich zu: Racine, der feine und weiche Zauberer, bestimmt den Ton, Empfindungen und Gedanken erscheinen säuberlich soignirt und frisiert und Gargantua, Tartufe und Gervaise werden, wie lästige Einbringlinge, mißtrauisch von der zierfamen Gesellschaft bestaunt. Hinten aber, im ältesten Theil des Gebäudes, herrscht nicht so strenge Sitte; da hüpfen die Empfindungen ungetämmt umher und die Gedanken tummeln sich in gar nicht salonsfähiger Vermummung: in löcherigem Wams oder Koller, in verschliffenen Uniformstücken der Großen Armee, in den koketten Lumpen der Alphonse und Gigoletten. Das ist die Ecke der Chansons. Hier haben, von den Tagen der Troubadours und Jongleurs bis in die neueste Zeit der Meister des genre rosse, von Figueiras bis auf Bruand, starke Talente sich geräkelt, hier haben die Ahnen Bérangers und Mistrals gehaust und selbst die größten Lyriker der Franzosen, selbst Hugo und Lamartine, sind zu kurzer Rast hier manchmal eingelehrt. Den Sinn für Feierlichkeit wird man da hinten vergebens suchen. Aber aus dieser Ecke tönt seit manchem Jahrhundert das gallische Richern und der gallische Witz und in dieser Ecke wuchsen wild einst die Wonnen, die im café-concert, im Vaudeville, in der Operette und in der opéra-comique heute die sogenannte Kulturwelt entzünden. Und wenn man das alte Gemäuer abreißen wollte, dann ginge ein Jammern durch diese Welt, wie eines Tages durch die lustige Stadt der frommen Pariser, als Gargantua frewelnd die Glocken von Notre-Dame geraubt hatte . . .

Das Gemäuer ist noch gar nicht so alt, ist jünger als Pantagruels Vater und kaum älter als die französische Klassik, — und deshalb war das steinerne Bild vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Das Singen und Klingen währte nämlich schon recht lange, ehe die Maurer zu thun bekamen und den Literaturpalast aufbauen durften. Literaturen gedeihen nur hinter fest gefügten Mauern, mitunter auch in Glashäusern, bei künstlicher Hitze, aber eine dralle und derbe Volkskunst kommt, ohne zärtliche Sorge und wärmenenden Wetterschutz, wohl auch im Freien fort. Die Geschichte der französischen Chansons weiß davon zu erzählen: sie hat in den Meßbuden von Saint-Germain und Saint-Laurent vielleicht die vergnügtesten Tage gesehen. Da, unter den lustigen Zelten, erblühte die *gaya scienza*, da regten die Nachfahren der Menestrels munter die Kräfte, Tenzonen und Sirventen entstanden, Streitgedichte und Rügefänge, und der lose pariser Wind pfiß und legte neckend um die Wiege der gallischen Lieberkunst. Ein Volkstind lag

in der Wiege, aber es empfing hohen und höchsten Besuch. Durch das Messgewühl schlenberte Heinrich der Vierte mit seiner trauten Gabriele, der kleine Louis, der später der Fünfzehnte und der Nichtsnutzigste heißen sollte, trieb da arge Knabenkurzweil und Monsieur und die anderen Prinzen haschten unter den dicht belaubten Kastanienbäumen — Saint-Laurent war eine Sommermesse — nach galanten Abenteuern. Spielhaus und Tingeltangel, Sportplatz und Bordell: das Alles waren diese alten Messen, die frühen und primitiven Formen der heutigen Herrlichkeit von Monte Carlo. Erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wurden feste Läden und Hallen gebaut, ein stattliches Messviertel entstand, und als bald danach — 1697 — die Italiener aus ihrem Theaterprivileg vertrieben wurden, begann für die Messbuden eine neue, von lustigen Kriegen und Siegen erfüllte Epoche, aus der Auguste Font in seinem hübschen Buch über Favart sehr amüsante Geschichten erzählt. Damals hatte Paris nur zwei Theater, die Oper und die Comédie Française, und es war kein Wunder, daß ein gerissener Messgeschäftsmann auf den Gedanken kam, den beiden Mächtigen Konkurrenz zu machen. Leicht war das Unternehmen freilich nicht, denn die Beiden wehrten sich ihrer Haut und setzten Polizei und Parlament in Bewegung, um sich gegen den unlauteren Wettbewerb zu schützen. Den Messkünstlern wurde nach und nach so ziemlich Alles verboten: sie durften keine Stücke und keine Szenen auführen, weder sprechen noch singen, und nichts blieb ihnen erlaubt als die Pantomime. Aber der behende Witz triumphirt immer über die steife Dame Censur und schlägt ihr gern unter Schellengeklapper ein Schnippchen. Die gehetzten Forains wußten Rath: sie ließen die Musikanten geläufige Melodien spielen, schrieben den Text auf Pappdeckel, die an Bindfaden herabgelassen wurden, — und nun sang und johlte das liebe Publikum, während die stummen „Pantomimiker“ auf der Bühne sich streng an das Polizeiverbot hielten. Später, als in der Menge das Bedürfnis nach Ausstattung wuchs, mußten zwei kleine Mädchen in leichten Amorgewändern die Pappdeckel tragen. Es war eine gemeinsame Verschwörung von Komödianten und Publikum gegen das strenge Gesetz und gegen die Privilegirten, und da ein Strauß mit der Polizei nach alter Erfahrung die Lustigkeit erhöht, mag es bei Herrn Bertrand und seinen Nachfolgern wohl recht ausgelassen zugegangen sein, wenn die Faridondaine erklang oder wenn Pierrot über sein schlimmes Weib zu jammern begann. Vielleicht wars kein rein künstlerischer und künstlerisch reiner Genuß; aber für die Volksthümlichkeit der Chançons hat diese Epoche mit ihren Massengesängen sicher sehr viel gethan und Vaudeville und opéra-comique danken den Messvergünstlichkeiten das Leben.

Dieser Ursprünge muß man sich flüchtig wenigstens erinnern, wenn man das Gebiet überblicken will, das die Chançonnierkünste sich im Lauf der

Zeiten erobert haben. Unser Couplet ist ein künstliches — leider nur allzu selten ein kunstvolles — Produkt; die „Gigerlkönigin“ und „Ja, beim Souper erlebt man tolle Sachen“ sagen dem deutschen Volksempfinden nichts, es sind erfommene Lieder und sie klingen den Parisern, denen Anna Held sie vielleicht gesungen hat, nicht vertrauter als uns. Die französischen Chansons sind nicht nur unendlich viel feiner gearbeitet, sie sind auch ein nationaler Besitz, eine Pflanze aus gallischem Boden, die in der weiten Welt nur gewürdigt wird, weil die weite Welt von der gallischen Kunstkultur belect worden ist. Wir haben die großen und reinen Lyriker, aber die populäre Ecke der Franzosen fehlt uns. Die französische Literatur, die „schöne“ mindestens, blieb dem Leben so ziemlich fern, bis Alexandre Dumas, der Sohn, auftrat und, als der wahrscheinlich stärkste Anreger der nachklassischen Zeit, zwischen Wirklichkeit und Dichtung die Brücke zu schlagen versuchte, die dann plastischer empfindende Künstler aus aller Herren Länder, von Skien und Jasnaja Poljana bis nach Rom und Madrid, rüstig betreten. Die Nebenkünste aber, die von den Meßabenteuern her die Volksthümlichkeit geerbt hatten, ließen sich die feste Verbindung mit dem lebendigen Treiben ringsum niemals wieder rauben und wurden zur abgekürzten, geträllerten Chronik der Zeit. Aus den Chansons, den Vaudevilles und den Operetten könnte man, wenn uns nichts Anderes erhalten wäre, die französische Geschichte ablesen und brauchte dabei kaum mehr Lücken zu lassen als ein gelehrter Historiker, der in den Archiven brütet. Wie aus Favarts lächelndem Munde noch die Heiterkeit des ancien régime singt, wie Desaugiers mit plattem Spaß über den Rothen und Weißen Schrecken hinwegzutändeln versucht, wie Béranger der erste Lyriker der Demokratie wird und zugleich doch der napoleonischen Legende auf offenem Markt das Denkmal setzt und wie die Entwicklung dann weiter geht, bis zu Offenbach, Bruand und Kanroff: Das zu zeigen, wäre wohl eine verlockende Aufgabe für einen Völkerpsychologen ohne Pedanterie . . .

Aber wir haben es hier nur mit dem Theater zu thun, mit einem Theaterjahrhundert höchstens, von dem Frau Anne Judic ungefähr die Hälfte auf Schultern, die niemals schön waren, trägt. Doch auch indem ich Dieses niederschreibe, schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe. Gehören die Künste der Judic wirklich zur Theaterkunst? Sie ist mit den Jahren eine nette Theaterspielerin geworden, gewiß; aber das Beste und Eigenste, was sie zu zeigen hat, steht mit Schauspielkunst in gar keiner Verbindung. Und ich glaube, der Einfall war am Ende nicht so übel, auf dem Umwege über die alten Messen das Wesen der Judic zu suchen, — wenn auch der Reiseplan beim Rückblick wohl etwas weitläufig und verworren aussehn mag.

Kennen Sie Nana? Natürlich; wer kennt sie nicht? Dann erinnern Sie sich auch an Nanas Rivalin Rose Mignon, die in der Blonden Venus

die Diana spielt und mit drei Männern in glücklichster Ehe lebt. Sezen Sie statt Mignon: Judic, statt Fauchery: Albert Millaud, statt Steiners, des dicken Bankiers: Oppenheim, — und Sie haben die Geschichte, über die Ganzparis Jahre lang lachte. Der böse Klatsch wäre nicht der Erwähnung werth, wenn er nicht zur Erklärung des Judicerfolges nöthig werden könnte. Aber im furchtbaren Nanabuch ist auch noch Besseres zu finden: ein Urtheil Zolas über Rose Mignon, das den Hauptreiz der Judic knapp bezeichnet. Diana tritt auf. *Son air d'entrée, des paroles bêtes à pleurer, où elle se plaignait de Mars, qui était en train de la lâcher pour Vénus, fut chanté avec une réserve pudique, si pleine de sous-entendus égrillards, que le public s'échauffa.* Das ist: schämige Zurückhaltung, die doch das Aeußerste andeutet, ein Funderblick und das Lächeln der erfahrenen Frau. Dazu ein volkstümliches Genre, die sauberste Technik, ein kleines, süßes Stimmchen und, als besonders scharf getrüffelter Reiz, die bekannten Privatverhältnisse des unschuldigen Engels, der Zoten singt: unter günstigerem Gestirn ward nie ein Erfolg erstritten. Die Judic ist jetzt alt und unschön und den Rollen sogar, die sie früher spielen konnte, lange ent wachsen; sie hat es gewagt, sich in Berlin mit einem Personal zu zeigen, dessen Erbärmlichkeit nicht zu schildern ist; und sie hat trotzdem gefallen. Nicht nur, weil ein großer Name und hohe Eintrittspreise die Stimmung hoben und weil in den Liedern der dicken Dame eine ganze Volkskunsttradition mitsingt und mitlacht, — nein: weil sie die Soubrette für ihr Publikum ist. Heute noch; und als sie 1868 im Eldorado erschien, jung und schlank und hübsch, da war sie zum Abgott der Menge geschaffen und wurde geschwind deshalb auch zum Liebling der reichen demokratisirten Gesellschaft.

Sie hatte große Vorgängerinnen in der gallischen Gunst. Virginie Déjazet lebte noch, der Gassenjunge und die Grisette von Paris, die drei Generationen entzückt hatte. Sie war geistreich, hatte den kecken Ausdruck klassischer Lüderlichkeit, konnte Bérangers Lisette und Murgers Musette gleichen und von Heine als die beste Schauspielerin Frankreichs gefeiert werden. Aber die Lisetten und Musetten waren längst ausgestorben, die kleinen Modistinnen und Putzmacherinnen wollten nicht mehr mit armen Studenten in Mansarden haufen, sondern Geld verdienen und Karriere machen und die Zeit brach an, wo das Witzwort geprägt werden konnte, *que tout est pour le vieux dans le meilleur des demi-mondes.* Die Déjazet sah als Greisin in eine veränderte Welt, und als sie in ihrer Jubiläumsvorstellung, die sechzigtausend Francs brachte, die niedliche Théo auf ihrem Schoß hielt, konnte sie wehmüthige Betrachtungen über eine Zeit anstellen, die talentlose Puppenschönheiten zur Sonnenhöhe des Eintagsruhmes führte. Sie hatte in die Romanzenepoche der Restauration und in das Bürgerkönigthum gepaßt, das der rothe Regenschirm über-

spannte, aber das Kaiserreich rief andere Lieblinge auf die Bretter. Offenbach kam und brachte die blaguirende Ausstattungoperette, — und zur Ausstattung gehören, wie jeder Mann weiß, vor allen Dingen die nackten Mädchen. Sie ließen nicht auf sich warten. Cora Pearl, Blanche d'Antigny und der Troß der anderen Guldbinnen, Alle folgten der Pseife des Rattenfängers und schaarnten als Trabanten sich um den neuen Stern, um Hortense Schneider. War sie wirklich die geniale Schauspielerin, die dankbares Erinnern in ihr jetzt noch preist? Wenn man ihre Hauptrollen ansieht, die Großherzogin von Gerolstein und die Hexe Helena, merkt man mindestens, daß ihr musikalische und dramatische Aufgaben von Belang gestellt werden konnten. Ganz sicher aber war sie die Heldin ihrer Zeit, die Heldin des bacchantisch jauchzenden Imperialismus. Keine Spur von Scham; Hortense war für Jedem zu haben, der sie kaufen konnte, sie gehörte zu den Sehenswürdigkeiten der Ausstellung und erhielt den Beinamen *passage des princes*. . . Und während sie den Prinzen von Troja umschlang und mit Potentaten *soupirte*, sang Thérésa im Alcazar die derbere Zote der *victime de l'amour* und Rochefort, der damals noch ein harmloser Feuilletonist war, pries in beinahe begeisterten Worten die *cantatrice pervertie*. Gute Nacht, *Désjaret!* Eine neue, herbere Art der *Blague* kam auf; man muß Heines Briefe über die französische Bühne der Grande Bohème Rocheforts vergleichen, wenn man den ganzen Wechsel der Zeiten ermessen will.

In einem Reklameblatt, das der *Figaro* neulich ausgab, war das Bild der Judic neben dem Thérésas zu sehen. Ein lehrreicher Gegensatz: die Primadonna des Alcazar sieht wie eine Kanaille aus, mit frechem Blick und lusternen Augen, die Diva des Eldorado wie eine Dame, die im Kloster erzogen worden ist und sich nun aus Laune herbei läßt, Gassenhauer zu singen; man könnte an Pauline Metternich denken, die berühmteste Konkurrentin der Judic. Mit diesem feinen Kopf, mit diesem immer ein Wischen verschleierten und doch so ausdrucksvollen Auge, war der Erfolg nicht schwer; aber daß er ins Unermeßliche stieg, war nur möglich, weil hier ein Neues geboten wurde. Man hatte Alles gesehen und gehört, die schönsten und die frechtesten Weiber, weiche und schrille Stimmen, strogende und zierliche Körper; man war überfättigt von Fleisch und glitzernder Brillantenpracht und man fing an, sich wieder einmal auf die Ehrbarkeit zu besinnen. Thérésa hatte mit ihrem Lied Recht behalten: *Ça ne peut pas durer comme ça*. Das Kaiserreich krachte in allen Fugen, die Bourgeoisie stieg rasch stets und rascher herauf und der Geldadel, der in seinen ersten Lebensjahren immer für Korrektheit schwärmt, fand die Tagesgenüsse gar zu anstößig. Was nun? Sollte man künftig vor keuschen Ehren nicht mehr nennen, was keusche Herzen doch nicht entbehren können? Unmöglich. Also ein neuer Reiz, ein

feinerer, nie erprobter, der auch den Heuchler angenehm kitzeln konnte. Dirnenlieder mit Damenmanieren, unschuldige Mienen zu Joten, über die alte Affen erröthen würden, Jungfräulichkeit, die Kanthariden feil hält. Die Judic brachte diesen Reiz und schlug damit schnell alle Nebenbuhlerinnen. Sie wurde die unjubeelte Großfängerin der wohlhabenden bürgerlichen Gesellschaft, die kindhaft blickende Priesterin heimlicher Priapisten.

Solcher Erfolg mußte natürlich für das Theater ausgebeutet werden. Die Judic, die als Anfängerin im Gymnase nicht aufgefallen war, wurde Schülerin der unvergleichlichen Céline Chaumont und kehrte zur Bühne zurück. Man schrieb Rollen für sie, — Rollen, die eigentlich nur Vorwände zu Chansons sind, sicher die albernsten Rollen, die man im Vaudevillebereich finden kann. Wir haben sie jetzt gesehen: Niniche, Lili, La femme à Papa. Wir haben auch andere Rollen gesehen, die Frau Judic den Pariseru schwerlich vorführen würde: Sardous Cyprienne und die Sylvanie des Parfum. Das war schlimm, denn es war ärmliche Chaumont-Kopie, geistlose, sklavische Kopie, die, ohne Wahl und Urtheil, selbst die individuellen Schwächen des Vorbildes nachzuahmen versucht. Die Chaumont ist schwächlich und behend und hat hastige Bewegungen, wie ein Käpchen, das immer zum Sprunge bereit ist; die Judic ist dick und von behaglichem Temperament. Die Chaumont hat eine unschöne Stimme, der sie unsagbar komische Wirkungen entlockt; die Judic hat einen weichen und hellen Ton. Einerlei: sie hat Cyprienne und Sylvanie von der Chaumont gesehen und segt und hasset und faucht nun über die Bretter und stimmt an den einstudirten Stellen ihr Organ zu Kellerlauten herab. Sie kennt die Effekte und läßt sich nach dreißig Bühnenjahren keinen entgehen, aber eine Persönlichkeit kommt nicht heraus und man merkt auf Schritt und Tritt das mühsam Erlernte und Abgeguckte. Der spaßhafte Streit, der in Berlin über die Frage entbraunt ist, ob man Frau Judic eine große Schauspielerin nennen darf, scheint mir ganz überflüssig: sie ist gar keine Schauspielerin, sondern hat nur gerade genug Routine erworben, um mit dem Theaterpiel angenehm spielen zu können. Ihre Schauspielkunst ist nicht viel größer als die der Damen Dora und Bäckers; sie hat nur die feiner geschliffene französische Technik und, was wir nicht haben und nach den Bullen der neuen Päpste nie haben dürfen: den stützenden Stab einer Tradition. Deshalb konnten unsere Spieler und Spielerinnen, die meistens ins Blaue hinein wirthschaften und sorgfältiges Probiren für überflüssigen Luxus halten, immerhin von ihr lernen. Nur soll man sich nicht erdreisten, sie unserer Hedwig Niemann zu vergleichen, die lachen kann wie die Chaumont und weinen — wie nur sie selbst. Es lobt den Kunstgeschmack der Pariser, daß sie der alten Dame noch Beifall klatschen — bei uns gilt nur das hübsche Gesicht, der schöne Hals und die theuren Toiletten

und Hedwig Niemann feiert, während irgend ein Fräulein Groß die Bretter beherrscht —, aber wir wollen uns doch durch Uebertreibungen nicht lächerlich machen. Frau Jubic hat weder den sprühenden Witz und die derb gestaltende Kraft der Gallmehre noch die geistreiche Grazie und den klugen Takt der Geistinger. Sie ist groß auf einem ganz kleinen Gebiet und ihre Bemühungen, dieses Reich zu erweitern, sind jedesmal fruchtlos geblieben: sie konnte die imperialistischen Operetten nicht wieder lebendig werden lassen und sie hat in Chaumontrollen versagt. Ihr Reich ist das Couplet, die Solofzene; leise Nuancen, versteckte Andeutungen, wollüstige Eleganz, die mit Watte umwickelte Bote der gebildeten Gesellschaft: da ist sie, wenn man das Genre gelten läßt, zum Entzücken gar und der Kontrast zwischen dem Unschuldsblick und dem allwissenden Lächeln wirkt heute noch mit dem Reiz halb schon entblätterter Herbstrosen. Soll man sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn eine so feine Dame, um die Gäste zu unterhalten, so „ruppig“ wird?

Die Künste der Frau Jubic zeigen uns den französischen Geschmack, und da der Geschmack nur der Ausdruck des sozialen Empfindens ist, auch die französische Gesellschaft auf einer bestimmten Stufe. Die Künstlerin rüstet zum Scheiden, die Stufe ist längst überschritten. Auch der neue Reiz genügt bald nicht mehr und nun wurde das Genre Jubic vergrößert. Halbwüchsige Mädchen wurden mit der Ruthe zum Zotenfangen abgerichtet und mußten die dürftigen Aermchen und Brüstchen der vornehmen Herrenwelt präsentiren und schließlich wurden die furchtbaren Barrisonbälge erfunden, deren Leiwäsche jetzt durch die sogenannte Kulturwelt knistert. Die Wandlung ist interessant, weil sie zeigt, wie immer mehr für einen alternden Geschmack gesorgt wird. Die Jugend haschte gierig nach üppigen Formen und konnte das Nackte nicht nackt genug haben; das Alter späht nach dürren Kindergliedern und spürt den stärksten Kitzel, wenn es einen Unterhöschchenbesatz aufschimmern sieht. Inzwischen kam aber auch im Chansonreich eine „neue Richtung“ auf. Heine hatte es in sentimentaler Stimmung befeuert, daß er über die Vaudevillegrissetten nicht lachen könne, weil er immer daran denken müsse, wo solche Schwänke in der Wirklichkeit enden: in den Gassen der Prostitution, in den Hospitälern von Saint-Lazare, auf den Tischen der Anatomie. Das klang 1837 wahrscheinlich sehr komisch und Niemand hätte damals geglaubt, daß aus solchen Narrenlaunen einmal ein Genre entstehen könnte. Aber die Bourgeoisie wurde älter und trüb-sinniger und eines Tages regte sich ein neues, schwächliches, müdes und mitleidiges Geschlecht, dessen einzige Freude noch war, Werthe abzuklopfen und das Innere des Spielzeuges von gestern mit prüfendem Finger zu durchwühlen. Die sonderbaren Heiligen aus diesem Geschlecht verzichteten nicht etwa auf solches Spielzeug — durchaus nicht —, aber sie waren stets bereit,



nach der Benutzung heiße Thränen über das Schicksal des armen Lustobjektes zu vergießen. Sie nahmen die Dirnendienste willig an, sprachen dann aber also zu den Mißbrauchten: Ihr Aermsten endet in den Gassen, im Hospital oder auf den Tischen der Anatomie; und Das ist die Folge eines fluchwürdigen Gesellschaftszustandes. Es fanden sich Dichter für diese Decadencegefühle, Ekdendichter natürlich, die das große Mitleiden der Dickens und Dostojewski für den Kleinverkehr ausschölkerten, die sozialistische Weltstimmung kam hinzu, — und das Genre Yvette Guilbert wurde Mode. Gute Nacht, Judic! Die schöne Anna war namentlich der Trost der Greise gewesen, der alten Herren und der alten Gesellschaft, aber sie war nun selbst veraltet, war wirklich die femme à papa geworden, der Liebling der mählich abbankenden Generation. Eine kluge Sängerin, ganz einfach gekleidet, ohne Schmuck, manchmal auch als darbennde Proletarierin verpuppt, die mit vollendeter Kunst und mit wehmüthig nasalem Ton den Jammer der Prostituirten und ihrer Zuhälter singt: Das war neu, war gräßlich „zeitgemäß“, die liebe Zote fehlte bei Yvette auch nicht und ganz besonders prickelte noch der Gedanke, daß die schluchzende Künstlerin mit Hunderttausenden auf dem Goldminenmarkt engagirt war. Der Kapitalist, der vor Kapitalisten über die irdische Noth der Elenden und über das Weh der schwachen Geschöpfe, die er für seine Lüste doch braucht und weiter zu brauchen entschlossen ist, bitterliche Zähren vergießt: Das ist das vorläufig letzte Bild aus der populären Ecke der französischen Literatur. Es führt uns weit weg von Bertrand und seiner lustigen Bande. Wo einst die Messe von Saint-Laurent abgehalten wurde, ragen jetzt die Gebäude der Ostbahn empor. Wenn heute Heinrich der Vierte mit seiner Trauten wieder des Weges käme, würde er sich über den Dampf, die Checks und die Elektrizität vielleicht weniger wundern als über den Geschmackswechsel seiner Pariser, die Beifall brüllen, weil eine hübsche Spekulantin ihnen den ihrer Herrlichkeit drohenden Untergang singt. W. S.





Berlin, den 21. Dezember 1895.

## X Die Rückkehr zu Jesus.

Eine Weihnachtbetrachtung.

Die Bewegungen des Seelenlebens werden oft am Besten an Dem erkannt, was die Menschen nicht mehr thun. Die Menschen von heute empfinden im Allgemeinen kein Bedürfnis mehr, die Religion zu verlachen. Wenn man heute noch einen freireligiösen Wanderredner seine Reden wider alles Pfaffenwert halten hört, so hat man das Gefühl, einen Vertreter vergangenen Eifers vor sich zu haben. Es hat keinen Zweck mehr, der Kultur-menschheit, die schon wenig genug glaubt, das Wenige durch Gewalt des Angriffes zu rauben. Warum Menschen, die noch etwas Festes für wahr halten, auch in das allgemeine Nichtsglauben hineinziehen? Sie werden nicht glücklicher, wenn sie den Gott in sich töten. Vor einem halben Jahrhundert dachte man, daß der Himmel der Freiheit auf Erden sich öffnen würde, sobald die Thür des Himmels im Jenseits verschlossen sei. Der Unglaube ist gekommen und die Freiheit ist ausgeblieben. Man ist ohne Gott, mindestens im Großen und Ganzen, nicht besser vorwärts gelangt als vorher mit Gott. Wie wäre es, wenn man es wieder ein Wenig mit den Trostquellen der Väter versuchte? Es ist doch zu öde und leer, gar nichts mehr glauben zu können. Die Menschenseele hat nun einmal Augenblicke, wo sich Bedürfnisse regen, die der Verstand für überflüssig erklärt. Die Kindererinnerungen sitzen fester als Vieles, was man später gelesen und gedacht hat, und Der, dem eigene Kinder aufwachsen, hat selten den Muth, ihnen mit radikalen Negationen Ostern oder gar Weihnachten zu zerstören. Wenn im Tannengrün die Lichter brennen, dann darf auch gesungen werden: „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all', zur Krippe her, kommet nach Bethlehems Stall“, — und die Erwachsenen schauen sinnend über die Kinder

hin und fragen sich: Was werdet Ihr einmal glauben, Ihr liebes kleines Volk? Werdet Ihr nur an Kraft und Stoff glauben oder werdet Ihr Mystiker werden? Was wird die Stellung der nächsten Generation zur Religion sein?

\* \* \*

Es scheint, als sei die Neigung zum Glauben im Aufsteigen. Aber freilich: was soll der moderne Mensch glauben, wenn er sich wieder zur Religion wendet? Er hat das bestimmte Gefühl, daß er nicht alles Das glauben kann, was die Kirche glaubt. Warum Das so ist, mag er sich vielleicht erst gar nicht mehr auseinanderlegen, es versteht sich für ihn so von selbst, wie es selbstverständlich ist, daß er nicht in den Zeiten des Heiligen Athanasius oder des Albertus Magnus lebt. Ueber die Entfernung der heutigen Menschen von der Kirchenlehre besteht unter den Theologen verschiedentlich eine Täuschung. Die Entfernung wird unterschätzt. Weil wir Theologen Augustin im Urtext und Luther in seinen eigenen Schriften kennen, meinen wir, es sei nicht schwer, diese Männer des Glaubens und der Kirche der Neuzeit sympathisch zu machen. Oft aber kommt die etwa vorhandene Sympathie daher, daß man diese Männer nur oberflächlich kennt und daß moderne Nichttheologen in dem Augenblick, wo sie ihnen sich nähern, eine Empfindung haben, wie sie den Besucher eines alten, sehr würdigen und sehr steifen Schlosses überkommt. Erst ganz genaues Studium macht Augustin, Luther und Andere ihrer Art für uns lebendig; und zu solchem Studium haben unter Hundert kaum Zwei Zeit, Lust und Kraft.

Wenn man Religion sucht, will man etwas Schlichtes und Einfaches, nichts Gothisches, Romanisches, keine Renaissance, keinen Rationalismus, sondern natürliches Leben, das keiner großen und gelehrten Vermittelung bedarf. Religion soll nicht konstruirt werden, sondern wachsen. Man blickt um sich, wo sie etwa heute ohne das Drahtgitter der Menschenlehren noch ihre Zweige zum Himmel streckt. Oft findet man, daß sie da, wo sie noch wächst, am Boden kriecht, wie die Zwergkiefern am Rande der ewigen Vereisung. Man findet sie bei den Leuten, die man sonst nicht für Zukunftsführer halten kann. Ist sie vielleicht doch wirklich im Sterben, geht sie ein, wie eine Thier- oder Menschenart, deren Existenzbedingungen langsam verschwinden, wie der Hellenismus weck geworden ist und wie Wuotan und die Nafen gestorben sind?

Aber wenn die Religion, wenn unsere Religion stirbt, was dann? Werden die heutigen Menschen eine neue Religion finden können, eine „Religion der Zukunft“, eine „Religion der Humanität“ oder sonst etwas Aehnliches? Als ob dieses Geschlecht gerade in Hinsicht auf Religion

schöpferisch auftreten könnte! Wißt Ihr, was Decadence bedeutet? Es bedeutet, daß die Leute keine Gluth mehr haben. Sie leiden an geistiger Blutarmuth. Sie sind so voll von Reflexion, daß sie kaum noch wissen, ob sie selber leben. Alles zerfließt ihnen in Atome, in Kleinigkeiten und Nichtigkeiten. Fleißig sind sie, gelehrt, geschäftstüchtig, aber neben Jesaja, Jeremia und Micha sind sie so blaß und kalt wie Gipsfiguren. Diese Leute sollen der Boden sein, auf dem eine neue Religion entsteht! Zwischen allen Zeitungen, Broschüren und Telegrammen soll die gewaltige innere Sammlung möglich sein, aus der sich Seelen für Jahrhunderte speisen lassen! Wer Das denkt, Der weiß noch gar nicht recht, was Religion ist: daß nämlich ein Mensch sich verliert, um Gott in sich aufzunehmen.

Die schwachen Menschen von heute träumen gern vom Uebermenschen, der da kommen soll. Der Uebermensch steht vor ihren Augen wie ein gewaltiger Schatten von einem Körper, den Niemand gesehen hat. Ein Gutes mag dieser Uebermensch-Gedanke haben. Er tötet die kleinliche, gräuliche Selbstzufriedenheit. Jeder, den der Uebermensch lockt, ist ein Suchender, aber er ist auch ein Phantast. Gerade weil wir moderne Menschen sind, wissen wir, daß jede neue Vorstellung in unserem Kopfe sich aus lauter Material zusammensetzt, das uns die Vergangenheit geliefert hat. Der Mensch der Zukunft kann nur eine Zusammensetzung unserer Erinnerungen an Menschen der Vergangenheit sein. Auch die dichterisch und sprachlich vollendetste Darstellung kann uns darüber nicht hinwegtäuschen, daß er nicht lebt, daß er keine Wahrheit in dem Sinne der inneren Gewißheit ist, die sich auf Erfahrung gründet.

Warum aber suchen die Menschen nach einem Uebermenschen? Weil sie nach Autorität durstig sind, nicht nach Päpsten oder Synoden, nicht nach Landesbischöfen und Formeln, aber nach Seelen, die stark und rein genug sind, um uns an sich zu ziehen, wie die Sonne die Planeten zieht und erleuchtet. Ewige Seelen wollen wir finden, ungebrochene, wahre, treue Seelen, die alles Das in Fülle haben, was wir greifen möchten und nicht erreichen. Wer eine einzige solche Seele fände, Der würde zu ihr sprechen: „Dich zu lieben, ist mehr, als der Entdecker eines Erdtheiles zu sein, denn Du bist lebendig.“ Nach solcher Seele suchen wir, wie Diogenes nach Menschen suchte.

\* \* \*

Giebt es eine solche Seele?

Ihr wißt, daß ich von Jesus reden will. Ich möchte von ihm so reden, daß mich Leute verstehen, die nicht in die Kirche zu gehen pflegen. Darum muß ich andere Worte brauchen, als wenn ich eine Predigt halte.

Und doch will ich nichts Anderes, als ihn verkündigen, wie er Dem erscheint, der in den Bannkreis seiner unvergeßlichen Person eingetreten ist. Ich kann von ihm nicht reden wie ein Historiker. Wenn ich Das könnte, wäre seine Person mir nicht Religion.

Zur Person Jesu führt uns die Erwägung, daß Religionen nicht gemacht oder erdacht werden können, am Wenigsten heute. Zu ihm führt das Suchen nach der größten Seele der Weltgeschichte. Entweder in ihm ist unsere Religion oder es giebt für uns überhaupt keine Religion. Mohammed, Buddha mögen anderen Menschheitgruppen etwas Großes bedeuten, für uns kommen sie nicht in Frage, denn für uns sind sie geschichtslos. Jesus aber lebt in unserer ganzen Vorgeschichte. Er ist innerhalb der abendländischen Kulturwelt der Unvergleichliche. Paulus, Origenes, Hieronymus, Ambrosius, Augustin sind seine Trabanten, Bonifazius, Karl der Große, Anselm, Innozenz, Gregor haben in seinem Namen gewaltet, Eckhardt, Suso, Tauler, Franziskus, Willel, Huß haben ihn lieb gehabt, Luther, Zwingli, Kalvin, Knox, aber auch Ignatius von Loyola, wollten ihm dienen, Borromäus und Fenelon, Spener und Zinzendorf, John Wesley und Hans Egede, der Grönlandsapostel, waren bestrebt, ihm nachzufolgen. Pestalozzi, Wichern, Schleiermacher wollten seine Jünger sein. Ihn malten die Maler von Raphael bis zu Ullde, ihm gehörten die Töne Palästrinas, Bachs und Mendelssohns, ihn gestaltete Thorwaldsen, ihn sang Paulus Gerhardt, — wo soll ich anfangen und aufhören, um zu sagen, daß er der Einzige ist, der in unserer Kulturwelt Keinen hat, der eben so groß sei?

So verschiedenen Köpfen und Herzen war er unendlich viel werth. Vielleicht haben sie ihn, Jeder in seiner Weise, nicht ganz verstanden, ihre Phantasie hat Etwas hinzugefügt, ihre Augen waren zeitgeschichtlich gebunden. Einer sah ihn im Purpur, ein Anderer im härenen Gewand, Einer schaute ihn beim Weltgericht und ein Anderer sah ihn, wie er Kinder küßte, Einige fanden ihn schwer und ernst, Andere froh und mild; es giebt Gläubige, denen das Geheimniß seiner Entstehung, und Gläubige, denen das Verdienst seines Leidens das Wichtigste ist. Es giebt von ihm kein einheitliches Bild. So verschieden die Jahrhunderte, Völker und Lebensanschauungen sind, so verschieden sieht er aus. Den Griechen war er ein himmlischer Orpheus, den Germanen ein weltlicher Herzog, die Alpenhirten stellten sein Kreuz an die steilen Wände und die Fischer riefen „Christe Kyrie, komm zu uns auf die See!“ Nicht zwei Menschen haben ihn sich gleich gedacht und doch war er für Millionen ihr Alles. Eine solche Weite der Wirkung ist etwas fast Unbegreifliches. Der Geheimnißvolle, der so viele Menschen an sich zog, ist es, dem unsere Kinder eben anstimmen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Wer so lange ein Licht der Menschen war, hat das Recht, uns zu

fragen: Warum wollt Ihr eigentlich von mir nichts mehr wissen? Sind wir denn so ganz und gar anders als unsere Vorfäter? Daß wir anders sind als sie, ist klar, aber ob wir uns von den Deutschen der Reformationzeit mehr unterscheiden als diese von den Untertanen Karls des Großen, ist doch sehr zweifelhaft. Wenn nun der Kulturfortschritt von Karolus bis Luther möglich war, ohne das Band mit der Person Jesu zu lösen, — sollte es undenkbar sein, auch in den Wandlungen der Neuzeit an Jesus festzuhalten? Die Farben, mit denen wir sein Bild malen, werden mit anderem Oele gemischt sein, unsere Finger fassen auch den Zeichenstift anders an; soll er selbst aber nicht unser bester Gegenstand bleiben können? Ist er wirklich für uns ausgelebt, aufgebraucht, leer geworden wie ein Bergwerk, in dem man kein Silber mehr findet? Ist Jesus eine vergangene Größe für eine Zeit, wo Alles nach sozialen Persönlichkeiten sich ausstreckt? Wir wollen Jemanden, der nicht bloß Altmeister einer gewissen ästhetisch geförderten Bildungsschicht ist, wir verlangen Jemanden, der für mehr als ein Volk maßgebend ist, wir brauchen einen Charakter, der völlig selbstlos ist. Ihn aber weisen wir von uns, denn er soll, so sagt man, veraltet sein.

Veraltet sind die Schleier, die man früher für ihn gewoben hat, aber nicht er selbst. Er ist noch jugendfrisch. Einige unter meinen Lesern sind es gewohnt, von der Unsterblichkeit Homers zu reden. Ist es nicht viel sachentsprechender, die ewige Jugend Jesu Christi zu preisen? Das Evangelium hat etwas Zeitloses, für alle Jahrhunderte Lebendiges. Einige Züge davon werden uns fremd, die Hauptsache bleibt neu, so oft man auch schon von ihr gehört hat. Die Wahrheit hat nämlich von Gott die Gabe, sich gleich zu bleiben. Wahrheit aber sind nicht bloße Sätze oder Lehren, sondern Wahrheit sind wirkliche Personen. In solchem Sinne verstehen wir das Wort: Ich bin die Wahrheit.

Diese innerweltliche Ewigkeit Jesu, für uns ein Abbild seiner Ewigkeit an sich, wird nicht von Jedem leicht erkannt. Die Hindernisse liegen meines Erachtens in zwei Gegensätzen: erstens dem Gegensatz von modernem Weltbild und biblischer Naturanschauung und zweitens dem Gegensatz von dogmatischer und historischer Auffassung. Es ist nicht möglich, zu Gebildeten von Jesus zu reden, ohne auf beide Punkte einzugehen.

Jesus kann nicht ohne die Bibel gedacht werden, da er aus ihr herauswächst. Die übrigen Quellen über sein Leben sind ganz nebensächlich. Die Bibel aber ist ein Buch, das vor langer Zeit in fernem Lande geschrieben wurde. Sie trägt die Eigenart jenes Landes und jener Zeit an sich. Das merken einfache ländliche Leser weniger, weil die Entfernung ihres Denkens von dem Denken der Bibel noch nicht gar so groß geworden ist. Wo man aber die neuere Astronomie, Geologie, Biologie in sich aufgenommen hat,

weiß man mit den Hirten vom Felde und den Fischern vom See, die nach Wundern dürsteten, wenig anzufangen. Es mögen ja gute Leute gewesen sein, aber sie waren doch noch schrecklich unentwickelt, leichtgläubig und kindlich! Wie kann man verlangen, daß heute die Welt eben so naiv betrachtet wird, wie es für sie recht und billig war? In solcher Weise stößt man sich an Dingen, die einer wirklich historischen Auffassung ganz natürlich vorkommen. Es giebt unter den sozialistischen Arbeitern solche, die auch die Männer der Vergangenheit nur nach ihrem Verhältniß zum Erfurter Programm zu beurtheilen wissen. Ueber solche Kurzsichtigkeit lächelt der gebildete Bürger, aber er selbst ist nicht besser, er verlangt uns Jahr 30 in Jerusalem einen Heiland ohne Wunder! Ein solcher Heiland ist eine Unmöglichkeit. Wenn wir Schriften hätten, in denen ein Gottesbote geschildert wäre, wie ihn heute die Bildung verlangt, und dieser wunderlose, moderne Jesus würde dann in jene alten Tage versetzt, dann müßten sich gerade die wahrhaft Gebildeten gegen einen solchen Roman-Jesus verwahren. Ein wirklicher Heiland muß Fleisch und Blut seiner Zeit haben. Er lebte in den Tagen der Wunder und darum hatte er Wunder.

Man wird sagen, daß ich damit der eigentlichen Frage, ob Wunder im strengen Sinn des Wortes geschehen seien, aus dem Wege gehe. Nur um diesem Vorwurf zu begegnen, sage ich, daß ich persönlich die prinzipielle Leugnung der Wunder nicht theilen und sie keinesfalls für ein exaktes Ergebnis der Wissenschaft halten kann. Ich freue mich an den Wundern Jesu. Aber diese persönliche Stellung kann hier nicht maßgebend sein. Thatsache ist, daß der moderne Mensch im Allgemeinen vom Wunder abgestoßen wird, vielleicht eben so stark abgestoßen, wie vor 1800 Jahren die Juden davon angezogen wurden. Damals dienten die Wunder dazu, dem Volke das Verständniß für Jesus zu erleichtern; sollen nun heute die selben Wunder dazu bestimmt sein, den Zugang zu Jesus zu versperren? Ohne Zweifel ist Das nicht ihr Zweck, — und darum ist es nicht richtig, die Rückkehr zu Jesus von der vorherigen Rückkehr zum Wunderglauben abhängig zu machen. Was wir in der Bibel suchen, ist ja nicht eine Naturphilosophie oder eine Lehre vom Zusammenhang der natürlichen Kräfte, sondern in ihr suchen wir persönliches Leben, das von Gottes Geist getrieben und gefüllt ist, und dieses können wir finden, selbst wenn wir mit der heutigen Naturwissenschaft auf bestem Fuße stehen. Damit ist schon der Gegensatz zwischen dogmatischer und historischer Auffassung berührt. Dieser Gegensatz erfüllt unser Denken auf allen Gebieten. Wir sind mißtrauisch geworden gegen die großen Systeme, seien sie nun philosophischer, nationalökonomischer, juristischer oder religiöser Art. Von der Ernüchterung, die auf Hegel folgte, haben wir uns noch nicht wieder erholt. Ob Das zu beklagen oder zu loben ist, steht hier nicht in Frage, ist

auch schwer zu beantworten. Thatsache ist, daß man nur das Wort „System“ oder „Dogmatik“ zu sagen braucht, um eine große Versammlung in alle Winkel zu zerstreuen. Diesem Zuge der Zeit ist die Verkündigung des Christenthumes nicht immer gerecht geworden. Man hat so gethan, als hätte und wäre Jesus für historische Köpfe gar nichts. Die Dogmatik mag ja ganz richtig sein, aber was hilft sie, wenn die Menschen eines Zeitalters undogmatisch sind? Wir denken nicht daran, sie zu bestreiten, aber wir wollen nur nicht, daß sie wie ein Engel mit dem Schwerte den Zugang zu Jesus hindert. Wer Jesus nicht verstehen kann aus allgemeinen Begriffen von Gott, Dreieinigkeit, Menschwerdung, Doppelnatur, wenn diese Begriffe nicht Hilfe und Erleichterung sind, wie sie es Vielen noch heute sind, Der soll deshalb nicht überhaupt sein Auge von Jesus abwenden. Jesus ist größer als alle Dogmatiker, stärker als alle Systematiker, denn er ist ein Lebendiger; er wird nicht gefangen und gefaßt mit Aneignung bestimmter Worte, so wenig wie die Luft gefaßt wird, wenn man die betreffenden chemischen Zeichen an die Tafel malt. Er begegnet auch Solchen, die für ihn keinen Raum zu haben glauben. Er begegnet im Grunde Allen, die von den Wellen seiner Erscheinung irgendwie berührt werden. Wer aber gehört nicht zu dieser Zahl?

Schließlich ist es nicht Wunder und nicht Dogmatik, was für das Verhältniß eines Menschengeschlechtes zu Jesus entscheidet. Die Entscheidung liegt auf dem Gebiet des Willens. Wenn uns der Wille Jesu zur Richtung unseres Wollens wird, so bildet sich die Gemeinschaft seiner und unserer Seele. Dort liegt drum auch die Frage unserer Zeit: Wollen wir und unsere Kinder im Grunde Das, was Jesus will?

Diese Frage hat eine weltgeschichtliche Bedeutung. Wer die Weltkarte ansieht, Der weiß, daß nur drei Religiongruppen bleiben werden: Buddha, Mohammed, Jesus. Wenn nun innerhalb der Gruppe Jesus die eigene Grundidee, die Person Jesus, schwächer wird, dann verliert sie natürlich an Werbekraft und Widerstandsfähigkeit. Was giebt es aber außer der gemeinsamen Anhänglichkeit an Jesus Christus, das die Geister der abendländisch-amerikanischen Völker vereinigte? In England, wo man mehr Verührung mit Asien und Afrika hat als bei uns, ist wohl gerade darum das christliche Element in der Erstarkung begriffen. Das Christenthum ist das Selbstbewußtsein der Christenheit im Gegensatz zu den Nichtchristen. Wenn wir Jesus verlieren, dann verlieren wir uns selbst, wie etwa eine Nation verloren ist, die ihr Nationalbewußtsein aufgibt. Der Einzelne mag es fertig bringen, geschichtslos und vergangenheitslos zu werden, die Gesamtheit darf es nicht. Weil aber die Gesamtheit in den Einzelnen lebt, arbeitet, denkt, liebt und will, so wird es der Selbsterhaltungstrieb dieser Gesamtheit sein, der sich beim Einzelnen als Rückkehr zu Jesus äußert. Er wird dumpf und



dunkel beginnen und unter Schwankungen und Differenzirungen klarer und bestimmter werden, bis der Druck etlicher allgemeiner Weltereignisse genügt, um die langsam werdende Stimmung in Handlung und Begeisterung umzusetzen. Dann kann der Wille als öffentliche Meinung des Abendlandes vorhanden sein: wir wollen den Willen Jesu.

\* \* \*

Ist Das aber nicht Träumerei? Wer glaubt heute noch im Ernste daran, daß Jesus die öffentliche Meinung füllen kann? Lassen Sie mich mit einer Gegenfrage antworten: Verdient Der den Namen eines Christen, der an diesen Sieg nicht glaubt? Alle die großen Worte von der Gewalt im Himmel und auf Erden, die Jesus ausgesprochen hat, klingen wie leerer Schall, wenn nicht einmal diese Zuversicht in ihnen liegt. Und wer sagt die Meinungen der Menge voraus? Es ist noch nicht vierzig Jahre her, da nannte man den Sozialismus eine wunderliche Narrheit, die Niemand mehr hören wollte, und heute reden die Kaiser und Minister alle Tage von ihm. Eine kleine Aenderung, der Uebergang „von der Utopie zur Wissenschaft“, genügte, um die Zukunftsaussichten des Sozialismus von Grund ans zu verändern. Ist es nicht denkbar, daß in der Auffassung und Darstellung des Christenthumes Etwas vor sich geht, das fast ungeahnte Folgen haben kann? Dieses Etwas aber könnte sein: eine vertiefte Erkenntniß des Willens Jesu Christi.

Ich habe hier vor einiger Zeit einmal über konservatives und soziales Christenthum geschrieben. Ich will nicht wiederholen, was dort gesagt ist. Der Hauptgedanke war der, daß Jesus nicht als Mittel gebraucht werden soll, um willige Unterthanen und demüthige Arbeitkräfte zu haben: Jesus darf nicht Mittel zum Zweck sein. Er will ein Herr sein, Das heißt: er will sich nicht von eigennützigen Menschen benutzen lassen. Wer ihn nehmen will, um mit ihm Throne zu festigen oder zu stürzen, versündigt sich an ihm. Er gehört nicht bloß einer Klasse: alle Klassen dürfen ihn, den Mittelpunkt unseres historisch gewordenen Geisteslebens, für sich in Anspruch nehmen, so gut wie jede Partei sich vaterländisch nennen darf, wenn sie es sein will. Er ist nicht unser Werkzeug, sondern er ist der Geist, von dem wir abhängen. Wenn in dieser Weise die freie Größe Jesu richtig ins Auge gefaßt wird, so daß er nicht mehr als Bestandtheil des herrschenden Systemes unserer Staatsverwaltung angesehen werden kann, dann wird man erst wieder Ohren bekommen für diejenigen Worte von ihm, in denen er der Menschheit sagt, wie sie leben soll. Diese Worte sind von einer für Viele erschreckenden Freiheit und Weite. Man zittert vor innerer Erregung, wenn man den lebendigen Jesus verstehen lernt. Sein Kampf für die Gedrückten

und Verachteten, für das Recht der vergebenden Liebe, gegen den Mammon, gegen Priester und Pharisäer, seine Wahrhaftigkeit, sein Zorn und seine Reinheit, sein Opfertod: alles Das ist so gegenwärtig, so nöthig, so unbedingt für uns erforderlich, daß es ist, als stände er vor der Thür und klopfte an. Dieser Geist soll nicht „Privatsache“ bleiben, sondern Gemeingeist werden, und wer nur für sich Jesus erkannt hat, soll dazu mithelfen.

\* \* \*

Hier könnte nun die eigentliche Darstellung der lebendigen Wirkungen von Jesus beginnen. Wir könnten den Bestand evangelischer Ueberlieferung im Einzelnen prüfen und dann die Konsequenzen für die Gegenwart ziehen. Das aber würde über den Rahmen einer Weihnachtbetrachtung hinausgehen, die in einer Zeitschrift ihren Platz findet. Auch kann heute noch Niemand wirklich sagen, welche Züge des Bildes Jesu für die Generation am Bedeutsamsten sein werden, die sich wieder zu ihm kehrt. Wir stehen im Uebergang, wir ahnen das werdende und freuen uns dieses Ahnens, aber Andere werden es erst ganz in Händen haben.

So Gott will, sind es Solche, die jetzt unter dem Christbaum spielen und mit strahlenden Augen rufen: Licht! Licht!

Frankfurt a. M.

Pfarrer Friedrich Raumann.



## Freies Brot.

II. \*)

**G**anz abgesehen von den Hindernissen, die der Einführung des „freien Brotes“ in der fehlerhaften Organisation der Brotarbeit, der herrschenden Rechtsanschauung und dem kapitalistischen Wirtschaftssystem heute entgegenstehen, drängt sich die Frage auf, ob die Durchführung überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege. Es soll versucht werden, diese Frage an einem konkreten Beispiele, und zwar zunächst aus dem finanziellen, technischen und administrativen Gesichtspunkte, zu beantworten.

Fünfzig Millionen Einwohner eines Staates bedürfen, bei Zugrundelegung der heutigen Brotpreise und eines Verbrauches von ungefähr einem halben Kilogramm oder durchschnittlich für fünfzehn Pfennige Brot pro Kopf und Tag, täglich für 7,5 Millionen Mark Brot oder jährlich pro Kopf für 56 Mark und im Ganzen für rund 2,8 Milliarden Mark. Dies sind Zahlen von erschreckender Größe. Thatsächlich wird jedoch heute ein ähnlicher Betrag jährlich an die Bäcker eines solchen Staates gezahlt. Die Beträge sind daher nicht imaginär, sondern den Verhältnissen der bestehenden Wirtschaft entnommen. Dabei ist jetzt die Umarbeitung des Getreides in Mehl und die Umwandlung des Mehles in Brot eine im höchsten Grade irrationelle. So theilt W. Till (Kunstmühl- und Bäckereibesitzer in Bruck a. M.) in einer beachtenswerthen Schrift mit, daß von den in Oesterreich bestehenden circa 46 000 Mühlen noch 42 000 Mühlen so eingerichtet sind, wie die in Pompeji ausgegrabenen es waren. Bei Weizen wie bei Roggen beträgt der Mehlgehalt circa 85 Prozent. Nach der gegenwärtigen Mahlmethode werden jedoch im Ganzen nur 70 bis 75 Prozent Mehl aus dem Getreide gewonnen. Bei Weizen sind darunter im besten Falle 40 Prozent reines Mehl, 30 bis 35 Prozent sind verunreinigt; bei Roggen wird überhaupt gar kein reines Mehl gewonnen. Noch viel fehlerhafter ist die gegenwärtige Brotbereitung; in Folge ihrer Mängel, deren Anführung und Erklärung hier übergangen werden soll, betragen nach Till bei großen Broten (Hausbrot) für 100 Kilogramm Mehl die Backspesen 12,20 Gulden, die Kosten des Mehles 11 Gulden, und die Gesamtkosten 23,20 Gulden; bei kleinen Broten, Semmeln, Ripfeln und Dergleichen die Backspesen 35,80 Gulden, das Mehl 14,20 Gulden, die Gesamtkosten 50 Gulden. Diese enorm hohen Backspesen sind eine Folge der in dem Bäckereigewerbe bestehenden außerordentlichen und vielfachen Mißstände. Wenn die Broterzeugung ein rationelles Gewerbe, eine kultivirte Industrie würde, so ließen sich, dem genannten Fachmanne zufolge, die Backspesen bei den großen Broten — und

\*) S. „Zukunft“ vom 14. Dezember 1895.

diese kommen beim „freien Brot“ naturgemäß in Frage — ganz leicht, und zwar schon bei dem heutigen Stande und den Mitteln der Technik dieses Gewerbes, von 12,20 Gulden auf 3 Gulden, also um 9 Gulden pro 100 Kilogramm Mehl ermäßigen. Der Gesamtpreis von Brot aus 100 Kilogramm Mehl würde sich daher von 23 Gulden auf 14 Gulden vermindern und die Kosten des von 50 Millionen Menschen im Jahre benötigten Brotes, die bei der heutigen Preislage des Brotes mit 2,8 Milliarden Mark berechnet wurden, würden sich auf 1,7 Milliarden Mark belaufen. Scheidet man nun noch die in den Backspeisen enthaltene Gewinnquote aus, die pro 100 Kilogramm Mehl mindestens 1 Gulden beträgt, so ermäßigen sich die Kosten des erforderlichen Brotes auf 1,6 Milliarden Mark jährlich. Hierbei wurde außer Betracht gelassen, daß bei einer rationellen Mälerei bereits heute bis zu 82 Prozent Mehl aus dem Getreide gewonnen werden kann, was abermals zur Ermäßigung der Brotkosten beitragen würde.

Das tägliche halbe Kilogramm Brot pro Kopf erscheint genügend zur Ernährung, da man in Betracht ziehen muß, daß unter diesen 50 Millionen Menschen zahlreiche Kinder, Greise und Kranke sind, die weniger bedürfen, endlich zahlreiche Personen, bei denen das Brot eine untergeordnete Bedeutung in der Ernährung hat. Unter Annahme der angegebenen rationellen Broterzeugung würden demnach 32 Mark jährlich pro Person an Ausgabe für Brot entfallen. Schon darin läge ein Vortheil, denn jetzt beträgt die durchschnittliche Jahresausgabe für Brot 56 Mark. Diese Leistung von 32 Mark könnte für die unteren Volksklassen, die Mindestbemittelten, noch wesentlich verringert und für die zur Arbeit und zum Erwerb Unfähigen ganz aufgehoben werden, wenn das Erforderniß von 1,6 Milliarden Mark theilweise durch eine progressive Brotsteuer hereingebracht würde.

Die Durchführung dieser Brotsteuer ist ungefähr so gedacht:

für die 10 Millionen meistbemittelten Menschen wird die jährliche Ausgabe für Brot mit 56 Mark pro Kopf beibehalten. Diese Menschen erleiden also keinerlei Nachtheil gegen heute. Ihre Gesamtausgabe pro Jahr beträgt . . . . .	560 000 000 Mark;
für die 10 Millionen der nächstbemittelten Klasse sei die jährliche Ausgabe für Brot mit 44 Mark pro Kopf bemessen; daher die Gesamtausgabe dieser Klasse . . . . .	440 000 000 Mark.
Weitere 10 Millionen würden eine Ausgabe von 32 Mark pro Kopf jährlich oder im Ganzen . . . . .	320 000 000 Mark

zu leisten haben. Diese beiden letzten Klassen würden bereits ganz wesentlich verringerte Ausgaben für Brot haben, sich daher gegen heute im Vortheile befinden.

Für 15 Millionen Menschen ist der jährliche Brotantheil mit 20 Mark

pro Kopf gedacht, was für sie eine Ausgabe von 300 000 000 Mark ergibt. 45 Millionen Menschen würden demnach jährlich für Brot 1 620 000 000 Mk. ausgeben, womit die Kosten der Broterzeugung, die früher für 50 Millionen Menschen mit 1,6 Milliarden berechnet wurden, gedeckt erscheinen; und 5 Millionen Menschen, unter denen die zur Arbeit und zum Erwerben Unfähigen gedacht sind, würden unentgeltlich ihr tägliches Brot erhalten können.

Wird nun der Brotpreis allgemein so gestellt, daß bei Konsum von einem halben Kilogramm täglich pro Kopf die Jahresausgabe des Einzelnen für gekauftes Brot 20 Mark beträgt, so werden durch den Brotverkauf an 45 Millionen Menschen 900 Millionen Mark hereingebracht. Außerdem hätten nach der vorgenommenen Schichtung der Bevölkerung nach Vermögens- und Einkommensverhältnissen an Brotsteuer zu entrichten:

die erste Klasse 56 bis 20 Mk. = 36 Mk. pro Kopf oder 360 Millionen Mk.,

die zweite Klasse 44 bis 20 Mk. = 24 Mk. pro Kopf oder 240 Millionen Mk.,

die dritte Klasse 32 bis 20 Mk. = 12 Mk. pro Kopf oder 120 Millionen Mk.,

demnach die drei Klassen zusammen 720 Millionen Mark Brotsteuer, die mit dem Erlöse für verkauftes Brot wieder die erforderlichen 1,6 Milliarden ergeben. Die vierte Klasse der Arbeitsfähigen würde von der Brotsteuer befreit sein. Natürlich wird nach den tatsächlichen Vermögens- und Einkommensverhältnissen jeder Bevölkerung die Klasseneinteilung und der Klassenumfang eine entsprechende Aenderung und Verschiebung erleiden müssen.

Bei 20 Mark jährlicher Ausgabe für Brotankauf würde sich, da ein täglicher Verbrauch von einem halben Kilogramm pro Kopf angenommen worden ist, der Brotpreis mit etwas weniger als elf Pfennigen pro Kilogramm ergeben, also auf den dritten Theil der heutigen Brotpreise herabgesetzt werden!

Die Hereinbringung der Brotsteuer von 720 Millionen Mark erscheint wohl vollkommen gesichert, wenn man bedenkt, daß die betroffenen 30 Millionen Menschen bisher 1,680 Millionen Mark für Brot ausgaben und dann, nach Abzug von 600 Millionen Mark für gekauftes Brot, statt 1,080 Millionen nur 720 Millionen Mark zu leisten haben werden. Diese Leistung bedeutet also noch eine ganz wesentliche Verminderung der heutigen Ausgabe für Brot. Die Uebertragung dieser Leistung auf die vermögendere Hälfte der Bevölkerung kann daher in keinem Falle als unbillig bezeichnet werden. Sie liegt ganz im Rahmen der Aufgaben einer organisierten gesellschaftlichen Arbeit und läßt sich auch unschwer aus den Pflichten des Besitzes in der Gesellschaft und für die Gesellschaft ableiten. In dem Augenblick, wo die Gesellschaft dafür sorgt, daß die Gesellschaft sich das ihr nothwendige Brot auch wirklich erwerben könne, gewinnt die Brotversorgung den ihr ohnehin zugehörigen öffentlichrechtlichen Charakter; und es ist klar, daß die

heutige fehlerhafte Organisation der Brotarbeit ein Ende haben, die gewerbliche, auf Gewinn abzielende Brotarbeit in ihrer letzten Phase, der Bäckerei, wenigstens für das „freie Brot“ aufhören müsse. Gleichwohl erscheint es kaum empfehlenswerth, dem Staat, wie Dies z. B. auch von Till vorge schlagen wird, die Broterzeugung zu übertragen. Abgesehen davon, daß der schwerfällige staatliche Apparat mit seinen bürokratischen Formen kaum die Fähigkeit besitzen würde, die zahlreichen decentralisirten Betriebe, die hier in Frage kommen, in wünschenswerther Weise zu führen, muß man sich hüten, bei jeder Gelegenheit, wie es heute so häufig geschieht, den omnipotenten Staat als Retter und Helfer anzurufen. Das ist billige Weisheit. Zudem liegt eine Gefahr darin. So ganz unvermerkt und langsam gleitet man auf diese Weise in sozialistisches Fahrwasser. Und heute, wo es sich um den Kampf gegen die Sozialdemokratie handelt, muß man sehr behutsam sein, die Grenze zu wahren zwischen Dem, was der Sozialdemokratie den Boden entzieht, und Dem, was ihr in die Hände arbeitet. Und endlich lockt das schwarze, geschmacklose, unverdauliche und ungesunde Soldatenbrot, das der Staat heute bereitet, wahrlich gar nicht dazu, dem Staate auch die Bereitung des „freien Brotes“ zu überlassen.

Die Broterzeugung müßte den Gemeinden übergeben werden, bezw. diese müßten vom Staate zur Broterzeugung gewissermaßen im übertragenen Wirkungskreise beauftragt werden. Das entspricht schon der Natur und dem Wesen der Brotarbeit und der Beschaffenheit des Brotes viel besser. Das Brot, das nicht lange aufbewahrt und transportirt werden kann, läßt sich in rationeller Weise nur für eine beschränkte Zahl von Menschen bereiten. Die Anlage der nach den modernsten Prinzipien und mit technischer Vollendung auszurüstenden, ohne Gegenleistung in den Gemeindebesitz übergehenden Bäckereien sowie die billige Ablösung der bestehenden Bäckereigebäude hätte im Wege einer staatlichen Anleihe mit möglichst kurzgestellter Tilgungsfrist zu erfolgen. Das Erforderniß für die Tilgung ist bereits in die „Bäckspesen“ und somit auch in den Betrag eingerechnet, der durch die Steuerleistung hereingebracht wird. Um das Zinsforderniß für diese Anleihe thunlichst gering zu gestalten, könnte, wenigstens theilweise, die Form einer Prämienanleihe gewählt werden, was einerseits die Vergabung al pari und die Vermeidung der „Beschaffungskosten“, andererseits die Annahme eines niederen Zinsfußes gestatten würde. Hereingebracht würde das Zinsforderniß wohl ohne Schwierigkeit. Einerseits durch den Verkauf des kleinen Feingebäckes, der Semmeln, Kipfel u. s. w., für das die Bestimmungen des „freien Brotes“ nicht gelten würden. Durch die Billigkeit des großen Brotes dürfte zwar, besonders im Anfange, der Konsum der kleinen Brote erheblich zurückgehen, da jedoch die Herstellungskosten nach Angabe von Till sich pro 100 Kilogramm Mehl

von den heutigen 50 Gulden auf 26 Gulden vermindern lassen, so wäre trotzdem durch Verkauf dieser Brote ein Gewinn zu erzielen, der das Zinsforderniß wenigstens zum großen Theile decken dürfte und von den Besitzenden, den Konsumenten dieses Brotes, getragen würde. Andererseits entfielen die heutigen bedeutenden Kosten, welche die Bereitung des Militärbrotes erfordert; der betreffende Mehrbetrag könnte zur Deckung des Zinsfordernisses mit herangezogen werden. Zum Bau der Bäckereianlagen selbst könnten Sträflinge verwendet werden. Auch wäre es nicht unbillig, zu verlangen, daß die Gemeinden die erforderlichen Grundstücke und wenigstens einen Theil des Baumaterials unentgeltlich hergeben.

Die Aufgaben des Staates wären im Allgemeinen folgende: Auftheilung der erhobenen Brotsteuersumme auf die einzelnen Betriebe zur Deckung der Broterzeugungskosten, Abgrenzung der Broterzeugungbezirke, oberste Ueberwachung der Betriebe, Ausschreibung von Prämien für Erfindungen und Verbesserungen in der Broterzeugung u. s. w.

Aber selbst die Durchführung des geschilderten Systemes der Broterzeugung und Brotversorgung würde für sich allein nicht genügen, um den beabsichtigten Zweck, der ehrlichen Arbeit das unentbehrliche tägliche Brot zu sichern, zu erfüllen. „Billiges Brot“ hat man auch im kapitalistischen System erfunden und damit freihändlerisches Humanitätsgelunker getrieben. Dieses billige Brot hat sich jedoch als das schlechteste Brot erwiesen; es richtete den Bauern zu Grunde und drückte auf die Löhne. Da ist theueres Brot noch besser, dabei kann der Bauer bestehen und die Löhne steigen. Nur muß bemerkt werden, daß unter dem „billigen Brot“, das so verderbliche Wirkungen hatte, nicht das zum Verbrauchen bereite gebackene Brot zu verstehen ist, sondern gemeinhin darunter die Brotfrucht, das billige Getreide, verstanden wird. Das Sinken der Getreidepreise war und ist es, das den Bauern ruinirte, die Landflucht beschleunigte, das Heer der Industriearbeiter rasch vergrößerte, die Arme der Arbeitslosen schuf und auf diese Weise, wie schon früher gezeigt wurde, das Niederhalten der Löhne durch vermehrtes Arbeitsangebot bewirkte. Keineswegs aber waren die niederen Brotpreise die Ursache; schon aus dem einfachen Grunde konnten sie es nicht sein, weil sie überhaupt nicht niedrig und billig wurden. Das Steigen der Getreidepreise wurde zwar oft, und zwar gewöhnlich in ganz ungerechtfertigter Weise, zur Steigerung der Brotpreise benützt; niemals, oder nur in ganz unwesentlicher Weise, hat dagegen das Sinken der Getreidepreise auch ein Sinken der Brotpreise zur Folge gehabt. Eine Gegenüberstellung der Getreidepreis- und der Brotpreisbewegungen einerseits, der Industriearbeiterlöhne andererseits in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten würde Dies schlagend darthun.

Die Erklärung für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß einer-

seits bei der heutigen Methode der Broterzeugung die Kosten des Mehles keine ausschlaggebende Bedeutung haben und andererseits die Getreideverbilligung als vermehrter Gewinn in den Händen der Spekulanten, Händler, Müller und Bäcker zurückblieb und nie bis an den Brotkonsumenten gelangte. Wenn sich daher eine solche Einrichtung schaffen läßt, daß die Preise des Getreides so weit steigen, daß der Bauer bestehen, gut bestehen kann und auch die Erhaltung dieser Preishöhe gesichert wird, so kann billiges Brot keine Bedenken mehr erregen. Das billige Getreide bei theurem Brote war verderblich; billiges Brot bei steigendem Getreidepreise kann unmöglich die gleiche Wirkung haben.

Jene Einrichtung jedoch, die sich ergänzend an die geschilderte Erzeugung billigen Brotes schließen müßte, besteht in Folgendem. Der Staat müßte an den freien Uebergang der Bäckereianlagen in den Gemeindebesitz die Bedingung knüpfen, daß nachweislich nur Mehl zur Verwendung gelange, das aus inländischem Getreide erzeugt wurde. Diese Bedingung könnte gestellt und erfüllt werden ohne Verletzung der bestehenden Handelsverträge, in denen ja eine solche Eventualität nicht vorgesehen wurde; denn es würde weder ein Verbot auf Einfuhr von Mehl und Getreide noch eine Erhöhung der Zölle darauf eintreten; die Einfuhr würde sich in der Hauptsache einfach von selbst verbieten. Es käme daher noch als staatliche Funktion hinzu, zu überwachen, daß die in den Händen der Privatindustrie verbleibenden Mühlen nachweislich wirklich so viel inländisches Getreide aufkaufen, wie sie entsprechende Mengen Mehl an die staatlichen bezw. Gemeindebäckereien abgeben, und andererseits darüber zu wachen, daß die Preise des Mehles keine willkürliche Steigerung erfahren. Die Bedingung der Verwendung von Mehl nur aus inländischem Getreide ließe sich bei Belassung der gewerblichen Bäckereien wohl nicht stellen; darum schon ist es nothwendig, daß die Brotbereitung dem staatlichen bezw. gesellschaftlichen Einfluß untersteht.

Was zunächst nothwendig ist und zunächst angestrebt und erreicht werden muß, ist die Besserung der europäischen Getreidepreise, ihre Hebung auf ein Niveau, das es dem Bauer möglich macht, zu bestehen, und das stets ein Zeichen wahrer Gessittung und normaler Kulturentwicklung ist. Dies Ziel kann nur erreicht werden, wenn der heimische Getreidemarkt von dem Getreideweltmarkt unabhängig gemacht wird. Durch die hier angeregte, höchst einfache Maßregel der ausschließlichen Verwendung einheimischen Getreides zur Ernährung des Volkes würde sich diese Frage lösen lassen. Der heimische Getreidemarkt würde mit einem Male aus dem Weltmarke herausgehoben werden, die Preisbildung für Getreide würde innerhalb des staatlichen Gebietes und ohne äußeren Einfluß und Wettbewerb erfolgen, und was am Wichtigsten und prinzipiell von größter Bedeutung ist: die Frage



würde auf diese Weise nicht aus dem Gesichtswinkel einseitig agrarischer Interessen heraus, sondern als Frage der ganzen Gesellschaft gelöst worden sein.

Welche hauptsächlichsten Bedenken könnten nun gegen die vorgeschlagenen Reformen vorgebracht werden?

Zunächst ließe sich vielleicht die Befürchtung aussprechen, es werde doch auch das so billige Brot zur Bewucherung der Arbeit, zur Niederhaltung der Löhne benutzt werden. In einzelnen, verschwiegenen Fällen wird Das vorkommen können; aber dagegen hilft nicht billiges und nicht theueres Brot, da muß dann eine entsprechende Arbeiterschutzesgesetzgebung eingreifen. Im Großen und Ganzen würden sich jedoch die Verhältnisse ganz wesentlich zu Gunsten der arbeitenden Bevölkerung ändern müssen. Wenn für sie der Brotpreis auf den dritten Theil herabgesetzt wird, so wird es gewissermaßen dreimal leichter als heute, sich das tägliche Brot zu erwerben. Die Ausgabe für Brot würde sich pro Kopf monatlich auf 1,6 Mark belaufen, also mit dem Verdienste eines einzigen Arbeitstages wäre der monatliche Bedarf gedeckt. Die Ausgabe für Brot würde demnach selbst im Budget eines Arbeiters nur eine geringfügige Rolle spielen und hinter zahlreichen viel unwichtigeren Ausgaben zurückstehen. Es liegt daher keinerlei Grund zur Annahme vor, warum gerade diese kleine Ausgabe für Brot als Handhabe zum Lohndruck sollte benutzt werden können. Im Gegentheil: das Bewußtsein, sich mit dem Verdienste eines Tages einen Monat lang ernähren zu können, müßte wesentlich festigend auf die Stellung des Arbeiters zurückwirken.

Man stelle sich nur vor, auf welcher gefunden und natürlichen Grundlage die Lohnverträge dann geschlossen werden würden. Dem Arbeitgeber tritt nicht mehr der Arbeiter gegenüber, der zu wählen hat zwischen Annahme der gestellten Bedingungen und dem Hunger, sondern es sind der gesättigte Arbeitgeber und der gesättigte Arbeiter, die einander suchen und brauchen und schließlich einen Lohnvertrag eingehen, bei dem Beide ihre gute Rechnung finden, d. h. der Arbeiter wird Das begehren und auch erhalten, was er nicht allein für das trockene Brot, sondern noch über dieses hinaus für sich und die Seinen zu einem menschenwürdigen Dasein nöthig hat. Keine Strikes und keine Lockouts mehr! Der ganze Ratten Schwanz von Fragen, die als Lohnfrage bezeichnet werden, würde durch das derart „freie Brot“, das wucherfreie Brot, einfach und natürlich gelöst werden. Im Anfange würde der Arbeiter wahrscheinlich unnütze Forderungen stellen; er wird häufig glauben, mehr ertrogen zu können, als ihm zusteht. Auf die Dauer ist Dies jedoch undenkbar, weil er dadurch die Konkurrenzfähigkeit seines Industriezweiges oder eines einzelnen Betriebes und damit seine eigene Existenz bezw. Arbeitgelegenheit gefährdet und untergräbt, und endlich würde ja auch dann noch ein gewisser Wettbewerb unter den Arbeitssuchenden bestehen, der mäßigend

auf ungerathfertigte Ansprüche einwirken würde. Wie müßte jedoch die vom Hungern und Verhungern ziemlich unabhängige Stellung des Arbeiters nicht nur auf den Lohnvertrag bestimmenden Einfluß üben, sondern überhaupt die Bewucherung der Arbeit verhindern und z. B. auf die Fabrikordnungen zurückwirken! Regelung der Arbeitszeit, Sonntagsruhe, Kinder- und Frauenarbeit u. s. w.: das Alles würde sich dann spielend und ganz glatt und ohne polizeiliche Unterstützung abwickeln. Es würde sich dann auf einmal erweisen, daß diese Forderungen ganz berechtigt sind und sich ohne Schwierigkeit erfüllen lassen. Man würde dann auf unsere Zeit als auf ein unbegreifliches und barbarisches Zeitalter zurückblicken. Es könnte dann nicht mehr vorkommen, daß, wie Gerichtsverhandlungen es kürzlich zu Tage brachten, wiener Konfektionäre für die Anfertigung von einem Duzend Kravatten 12 Kreuzer, einem Duzend Hemden 60 Kreuzer, einer Hose 35 Kreuzer u. s. w. bezahlen. Es würden dann nicht mehr Verbrechen und Vergehen begangen werden, um nur im Nothfalle für einige Zeit vor dem Verhungern gesichert zu sein. Nothstandsarbeiten, um Arbeitgelegenheit zu schaffen, würden überflüssig werden.

Es entsteht nur die ernste Frage, ob die wahrscheinliche durchgängige Erhöhung der Löhne nicht die Folge haben müßte, daß die Industrie wettbewerbsunfähig wird und ihr heutiges Absatzgebiet verliert, daß Betriebs-einstellungen und verderbliche Krisen eintreten und schließlich, wie die große Drohung lautet, das Kapital auswandert.

Diese Befürchtungen sind vollkommen ungerathfertigt. Unter dem Einfluß der Konkurrenz würde eine Erhöhung der Preise der Industrieprodukte in der Regel nicht stattfinden können. Bei den wirklich lebensfähigen Unternehmungen würde demnach der Betrag für die höheren Lohnkosten auf das Konto des Unternehmergewinnes wirken, diesen verkürzen und auf ein vernünftiges und gerechtes Maß herabsetzen. Es würde dadurch auch bewirkt, daß man nicht mehr gar so schnell gar so furchtbar reich werden kann und der von den Arbeitern mitgeschaffene Mehrwerth nicht mehr ausschließlich in die Taschen der Unternehmer fließt. Es würde dadurch ermöglicht, den Lohn der Arbeit mit dem Werthe der Arbeit in bessere Uebereinstimmung zu bringen, als Dies heute thunlich ist. Unternehmungen dagegen, die sich ohnehin nur durch Ausbeutung der Arbeiter am Leben erhalten, die Schundindustrie, — die könnte man ruhig zu Grunde gehen lassen. Die gesättigten, arbeitsfreudigen Arbeiter werden bessere Waaren erzeugen, der Markt für die Industrie wird daher kaum verloren gehen. Aber selbst angenommen, die Industrie würde durch nothwendig werdende Preissteigerungen eine Beeinträchtigung auf dem Weltmarkte erfahren; was liegt daran? Sie gewinnt ja dafür den lokalen, den heimischen Markt, der dann ganz andere Bedeutung besitzen wird, weil nun Pauer und Arbeiter wieder kauf-

kräftig geworden sind. Die Industrie würde demnach einen unsicheren Markt mit stets wechselnden Chancen und Konjunkturen gegen einen sicheren und übersehbaren Markt eintauschen. Schon aus diesem Grunde scheint es ganz billig, wenn sich die Unternehmer mit einem bescheidenerem Gewinne, einer kleineren Gefahrprämie, begnügen.

Dann bedenke man die unabhängige Stellung jenes Staates beim Abschluß von Handelsverträgen. Da ist es dann nicht mehr nöthig, landwirthschaftliche Interessen gegen industrielle Interessen und umgekehrt auszuspielen. Die auch bei freier Einfuhr von Getreide und Mehl im Voraus gegebene Sicherheit der heimischen landwirthschaftlichen Produktion gestattet, die Interessen der Industrie in ganz anderer Weise mit Nachdruck wahrzunehmen und vor fremder Konkurrenz zu schützen, als Das heute möglich ist. Dieses Moment scheint von ganz besonderer Bedeutung in einem Augenblicke, wo die Gefahr einer Ueberschwemmung der europäischen Märkte durch chinesische und japanische Industrieerzeugnisse nahe bevorsteht. Endlich kann mit aller Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß, wenn ein Staat das „freie Brot“ einführt, eine durch nichts einzudämmende und aufzuhaltende Bewegung die Einführung des freien Brotes auch in allen anderen Staaten erzwingen würde. Und dann arbeiten alle Staaten wieder auf gleicher Grundlage. Und die Eventualität der Kapitalkauswanderung, — die lasse man ruhig herankommen.

Mit dem Ende der industriellen Ueberproduktion und dem Aufhören der Schlanderpreise würden Kleingewerbe und Handwerk, nunmehr auch unter allen Umständen vor dem Verhungern geschützt, von Neuem dort zum Leben erstehen und wieder den verlorenen goldenen Boden gewinnen, wo sie heute selbst bei kluger Benugung moderner Arbeitsmittel kaum existenzfähig sind.

Es könnte die Befürchtung ausgesprochen werden, daß durch das „freie Brot“ Faulenzertbum und Müßiggang großgezogen werden und daß das von den Moralisten mit solchem Nachdruck vertheidigte Wort „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ zu Schanden würde. Ganz recht: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“! Wie aber dann, wenn, wie heute, Millionen im Schweiß ihres Angesichtes harte Arbeit verrichten und doch nicht genügend erwerben, um sich und die Ihren vor Hunger zu schützen? Wie dann, wenn, wie heute, Millionen, die Arbeit wollen und suchen, keine finden? Wie dann, wenn, wie heute, zahlreiche Personen nichts arbeiten und doch essen, ja, in üppigem Reichthum schwelgen, der von dem Schweiß Anderer geschaffen wird? Heute ist dies gute alte Wort zur Unwahrheit geworden, — und erst das „freie Brot“ wird es wieder zu Ehren bringen. Denn wer nichts zu essen hat, Der kann nicht arbeiten. Ein von den dringendsten Nahrungsjorgen befreiter Mensch, ein dann wohl unter allen

Umständen gesättigter Körper eignet sich ganz anders zur Leistung von Arbeit als ein kummervolles, abgehärmtes Gemüth, ein geschwächter, ausgemergelter Körper. Auch ist im Menschenleben, im Menschenstreben, immer das relative und nie, vielleicht nur im hohen Alter, das absolute Moment maßgebend. Ich will mich eines, den Lesern vielleicht verständlicheren Beispiels bedienen. Für den kleinen Beamten ist es das höchste Ziel, Regierungsrath zu werden. Erreicht er Dies, so ist er damit in keinem Falle zufrieden, er will nun Hofrath, Geheimrath werden. Wird er es, so guckt er schon auf den Ministerfessel hin. Der heutige Arbeiter erstrebt, sich das Nothwendigste zum Leben, das tägliche Brot, zu erwerben; zu mehr bringt er es nur in seltenen Ausnahmefällen. Hat er jedoch einmal dieses tägliche Brot unter allen Umständen gesichert, warum sollte er dann aufhören, zu arbeiten? Dies zu glauben, wäre ein großer psychologischer Trugschluß. Dann tritt erst das relative Moment in Geltung und der Arbeiter wird bei gleichzeitig vermehrter Erwerbsgelegenheit erst recht gut und fleißig arbeiten, um sich zum sichern Brot noch Fett, Fleisch und Gemüse zu erwerben und um eine bessere Befriedigung des Kleidungs- und Wohnungsbedürfnisses zu erreichen, — um überhaupt ein menschenwürdiges Dasein möglich zu machen. In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist. Der gesunde Geist kann jedoch ohne Arbeit nicht wohl gedacht werden. Das „freie Brot“ schafft den gesättigten Körper, der die Voraussetzung für den gesunden Körper bildet; darum ist „freies Brot“ auch das sicherste Mittel gegen Müßiggang.

Von den Anhängern des Getreide-Weltmarktes wird vorgebracht werden, daß die Gefahr von Hungersnöthen durch Aufhören des Weltmarktes und Beschränkung der nationalen Ernährung auf die nationale Produktion wieder näher gerückt würde. Das ist nur ein Schreckschuß. Wohl hat dieser Weltmarkt den Eintritt von Hungersnöthen einigermaßen erschwert, wenn auch nicht ausgeschlossen. Aber Das würde unter dem Zeichen des „freien Brotes“ noch viel besser werden. Denn von einem Staate, dessen Regierung und Parlament die Einsicht besitzen, das „freie Brot“ zu verwirklichen, läßt sich doch auch so viel Voraussicht erwarten, daß nicht alljährlich bis zum letzten Körnchen aufgeessen wird, was der heimische Boden in einem Jahre hervorgebracht hat. Man würde auch für eine geeignete Ansammlung von Vorräthen, die, wie die eigentliche Brotarbeit, mit zur ganzen Organisation der Brotversorgung gehört, Sorge tragen. Im Anfange, bis man den richtigen Bedarf kennt und bis die heimische Produktion ihm nachgekommen ist, wird man sich ja immerhin aus dem Auslande ergänzen können. Dann wird auch bei Hungersnöthen und Missernten durch ein Nothstandsgesetz die Vermahlung ausländischen Getreides gestattet werden.

Wie mannichfach wären dagegen die sich ergebenden Vortheile! Man

würde unter der Herrschaft des „freien Brotes“ in einer höchst erfreulichen Weise die Bestätigung der statistisch längst erhobenen Thatsache erhalten, daß die Zahl der Verbrechen parallel läuft mit der Schwierigkeit der Beschaffung des Lebensunterhaltes. Da es dann keinen Hunger giebt, so ist die wichtigste Ursache zu Verbrechen und Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens und Eigenthumes beseitigt. Da die Brotfrage eigentlich aus der Welt geschafft ist, würden Eheschließungen viel häufiger und in jüngeren Jahren erfolgen. Die Familie würde ihre Vorrangstellung, ihre große Bedeutung in der Gesellschaft, wieder erlangen, Sittlichkeit und Eitte würden wieder einkehren, die gesundheitlichen Verhältnisse müßten sich ganz allgemein und wesentlich bessern und die kommenden Geschlechter, von gesättigten, nicht überarbeiteten Eltern in die Welt gesetzt, würden auch körperlich kräftiger, tüchtiger und arbeitsfähiger werden. Zahlreiche im Volke schlummernde und durch die Noth gebundene geistige Kräfte würden frei; der unbemittelte und befähigte Sohn des Bauern, des Arbeiters könnte sorglos um das tägliche Brot ein Jünger der Kunst und der Wissenschaft werden. Vielleicht auch würde es weniger gekrümmte Rücken und Bedientenseelen geben.

Nur in Andeutungen lassen sich hier aus der Fülle der Erscheinungen und Segnungen, die wie das Morgenroth eines neuen Tages aus dem Gedanken des „freien Brotes“ emporsteigen, die leuchtendsten Bilder hervorheben. Aber es sind keine Bilder aus Utopien, keine Bilder nach dem Muster von Thomas More, Bellamy und Adepten, sondern es ist Faßbares, Greifbares, Natürliches, zu dessen Verwirklichung es nicht eines Umsturzes der Gesellschaftsordnung und einer Verfehrung der Menschennatur bedarf, sondern nur einer verstärkten Neigung zu ganzen Maßregeln und wahrer werththätiger Nächstenliebe. Es bedarf dazu in einem konstitutionell regirten Staate nur einer wahrhaft bauern- und volksfreundlich geünnten — aber ganz und gar nicht einer sozialdemokratischen — Parlamentsmehrheit.

Gewiß würden damit nicht alle Schäden beseitigt werden können: denn die Mißstände unserer Zeit sind ja auch nicht die Wirkung einer einzigen Ursache. Im Anschluß an das „freie Brot“ und an die es ermöglichenden Einrichtungen müßte noch eine ganze Reihe von Reformen und Maßnahmen folgen, so insbesondere und allen voran die Reform des Rechtes auf Grund und Boden. Aber viel Schlimmes und Schlimmstes würde damit behoben: der Hunger, dieses schreckliche Gespenst, diese Geißel der Menschheit, würde gebannt; redliche Arbeit erhielte ihren sicheren Lohn; es würde damit ein Stoß ins Herz des kapitalistischen Systemes geführt werden; es wäre der Anfang vom Ende der sozialdemokratischen Gesellschaftsbewegung.

Darum: „Freies Brot!“

Junsbrud.

Friedrich Freiherr zu Weichs-Glon.

## Ober-Reichsanwalt Tessenborff.

Die Figur, von der ich hier ein paar Umriffe zu skizziren versuchen will, trug eigentlich nicht die Züge einer bedeutenden oder auch nur interessanten Menschengestalt an sich. Doch waren ihr immerhin mancherlei Zeichen unruhiger und verworrener Zeiten charakteristisch aufgeprägt. Und da der Verstorbene, so lange er noch unter uns wandelte — mindestens während der letzten beiden Jahrzehnte — in der Entwicklung deutschen Rechtslebens einen nicht unbeträchtlichen Platz eingenommen hat, mag es nicht unnütz sein, dem Dahingegangenen einen Augenblick rückwärtswandend nachzuschauen.

Als der Staatsanwalt Tessenborff im Beginn der siebziger Jahre vom Stadtgericht in Magdeburg an das Stadtgericht in Berlin versetzt wurde, war er selbst in den Kreisen seiner Fachgenossen noch ein recht unbedeutender Mann. Ein in seinem Handwerk tüchtiger und dienstfertiger Beamter, in allem Uebrigen das liebe Mittelmaß bürokratischer Brauchbarkeit nicht wesentlich überragend: so ungefähr wurde über ihn vorgeurtheilt. Der Anfang seiner berliner Amtsthätigkeit schien das ungünstige Vorurtheil nicht Lügen strafen zu wollen. Unerfreulich und unsympathisch auf seine nächsten Kollegen wirkte schon der erste Eindruck seines einfüßlerischen, ungeselligen, den bis dahin innerhalb der berliner Staatsanwaltschaft üblichen kollegialen Verkehr scheu meidenden Wesens. Von Hause aus unbeholfen und befangen angelegt, in seinen Umgangsformen von den Grazien arg vernachlässigt, dazu ein habituelles Junggeselle: so konnte er weder anziehend auf Andere wirken, noch von Anderen angezogen werden. Das Bureau und seine Schreibstube, darin ging für ihn die Welt auf. Was außerhalb seiner Altan noch im Leben gährte und drängte, existirte für ihn nicht und hierfür existirte auch er nicht. In dieser Weise hätte Tessenborff, die Staffeln der staatsanwaltschaftlichen Hierarchie langsam weiter hinaufkletternd, wahrscheinlich die normale Amtslaufbahn klanglos vollendet, wären ihm nicht zwei Dinge zu Hilfe gekommen, die ihm über die Grenzen des berliner Weichbildes hinaus eine politische Notorietät sicherten: die strafrechtliche Bekämpfung der Sozialdemokratie und die kriminelle Verfolgung des Grafen Arnim.

Tessenborff besaß weder als Mensch noch als Staatsanwalt Leidenschaft oder auch nur Temperament. Wo ihm aber die Pflicht seines Amtes ein kräftiges Zupacken und ein energisches Drauflosgehen zu gebieten schien, kannte er auch weder Furcht noch Rücksicht. Die Sozialdemokraten waren für ihn offensichtlich nichts als eine höchst staatsgefährliche Rotte von Rebellen und Umstürzern, die man ferro et igni austilgen müsse. Ob unter den revolutionären Schaumsprißen in der sozialdemokratischen Bewegung noch irgend welche tieferen Kräfte wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Um-

bildung verborgen sein könnten, war eine gänzlich außerhalb seines Horizontes liegende Frage. Wohl aber erkannte er, daß das berliner Polizei-Präsidium in der Repression der Sozialdemokratie durchaus schlaff und ungeschickt verfuhr. Also beschloß der Erste Staatsanwalt in Berlin, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, sich nicht mehr, wie Dies seit Hindelbey die Regel geworden war, vom Polizei-Präsidium gängeln zu lassen, sondern umgekehrt den Organen der politischen Polizei die erforderliche Direktive zu geben. Aus solcher überwachenden, leitenden, verfolgenden Thätigkeit wurde ihm eine Spezialität und eine Lebensaufgabe, der er sich immer ausschließlicher hingab. Die sozialdemokratische Partei empfand es bald, daß ihre Tagespresse, ihre Vereine und Versammlungen fortan unmittelbar einer staatsanwaltschaftlichen Beaufsichtigung der unermüdlichsten und schonungslosesten Art unterlagen. Auf Ordre des Ersten Staatsanwaltes erfolgten ohne Unterlaß Verhaftungen, Beschlagnahmen, Durchsuchungen, und die Zahl der Anklagen wuchs zusehends. Die Amtsvorgänger Tessendorffs, Graf zur Lippe, von Schelling, Pahndorf u. A. hatten es grundsätzlich vermieden, persönlich als Ankläger in der Hauptverhandlung aufzutreten. Tessendorff liebte es, die von ihm ausgegangenen politischen Verfolgungen auch in eigener Person vor den Gerichtsschranken zu betreiben. Nun war er in rednerischer Begabung von der Natur nur stiefmütterlich bedacht worden. Wie fein Denken ein langsames war, war es auch sein Sprechen. Die Zunge bewegte sich schwer, oft anstoßend, die Klangfarbe des Tones war rau und hart, die Worte quälten sich mühsam aus dem Gehege der Zähne heraus. Waren sie aber einmal diesem Gehege glücklich entronnen, dann fielen sie auch wie Peulenschläge auf Den nieder, den sie treffen sollten. Die holden Gaben des Geistes und Wises in der Redeform, die schönen Eigenschaften gelassenen Gleichmuthes und vornehmer Ruhe waren diesem öffentlichen Ankläger versagt. Seine politischen Verfolgungen mußten daher weiter aufregend und erbitternd auf die verfolgte Partei zurückwirken. Von jenen Tagen ab ist der Name Tessendorff für die deutsche Sozialdemokratie ungefähr Das gewesen, was der rothe Lappen für gewisse Thiere ist; schon sein Anblick versetzte in Wuth. Daß der Rath der Stadt Leipzig bei Gelegenheit der Schlußsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes einen derartig bestgehaften Mann zum Ehrenbürger ernennen konnte, wurde noch jüngst in sozialdemokratischen Flugblättern unter den Missethaten der leipziger Bourgeoisie als eines ihrer sündhaftesten Verbrechen namhaft gemacht.

Während der Staatsanwalt Tessendorff auf diesen sozialdemokratischen Jagdgründen ganz seinen eigenen Impulsen nachging, erwies er sich in der Verfolgung des Grafen Arnim lediglich als das bereitwillige Werkzeug der persönlichen Politik des Fürsten Bismarck. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieses unseligen Prozesses zu schreiben. Auch die enthusiastischsten

Verherr des ersten Reichskanzlers würden dieses dunkle Blatt aus den Annalen seiner glorreichen Laufbahn gern fortwünschen. \*) Daß Graf Arnim bei allem Geist und aller Gewandtheit seiner Feder ein intriguanter, doppelzüngiger, eitler und unzuverlässiger Beamter war, den aus dem diplomatischen Dienst zu entfernen das Staatsinteresse gebot, darüber wird heute Niemand mehr mit dem Fürsten Bismarck rechten wollen. Wäre damals der spätere fogenannte Arnim-Paragraph (§ 353 a Str.-G.-B.) schon erfunden gewesen, so hätte auch die strafrechtliche Schuld des deutschen Botschafters in Paris keine schwerwiegenden Zweifel hervorgerufen. Da man sich jedoch mit dem damals noch geltenden Recht behelfen mußte, bedurfte es des „Hindurchleuchtens“ diplomatischer Papiere durch die Wände arnimscher Reisekoffer und ähnlicher kriminalistischer Phänomene, um zu einer Verurtheilung des renitenten Botschafters zu gelangen. An dieser ersten Verurtheilung hätte man es unter allen Umständen genug sein lassen können. Statt Dessen dauerte die Verfolgung fort und nahm einen immer gewaltsameren Charakter an. Dieweil Graf Arnim seine Fehde gegen den Reichskanzler mittels weiterer Publikationen fortzusetzen wagte, steigerte sich die Anschuldigung der Urkundenunterdrückung zu derjenigen des Landesverrathes. Steckbriefe, Vermögensbeschlagnahmen, Zuchthausstrafen überboten sich, um den flüchtig gewordenen, durch unheilbare Krankheit längst dem Tode verfallenen Mann zur Strecke zu bringen. Ich glaube nicht, daß während all dieser langwierigen und peinvollen Prozeduren den sie betreibenden Staatsanwalt Tessenborff auch nur einen Moment ein Skrupel angefochten hat, wie es um die juristische Haltbarkeit seiner Inkriminationen stehe, ob vernünftiger Weise dem Grafen Arnim wirklich landesverrätherische Absichten im ernsthaften Sinne des Wortes zuzutrauen seien, ob das Maß gerechter Sühne nicht längst überschritten sei, und was dergleichen einfach menschliche Bedenken mehr sind. Er hatte die Ordres des Fürsten Bismarck hinter sich, Das genügte!

Die politischen Erfolge, die Tessenborff hier wie dort errungen und die Verdienste, die er sich hierdurch um das Regiment erworben hatte, gestatteten

\*) Vielleicht gestattet der Herr Verfasser mir, meine abweichende Ansicht wenigstens anzudeuten. Ich glaube, daß in den Fällen Arnim und Gessden das harte Verfahren Bismarcks vielfach ungerecht beurtheilt wird, weil der politische Hintergrund beider Angelegenheiten noch nicht hinreichend beleuchtet ist. Es handelte sich im Fall Arnim um eine Existenzfrage der bismarckischen Reichspolitik, im Fall Gessden um die werthvollsten Gefühlsregungen deutscher Bundesfürsten. Später wird man einsehen, daß der Politiker Bismarck nicht anders handeln konnte, wenn er die mächtigen Protektoren der beiden Verfolgten mit einem Schlage vernichten wollte. Ob freilich der Jurist Tessenborff nicht verpflichtet gewesen wäre, dem Politiker die feste Rechtsgrenze deutlich zu bezeichnen: Das ist eine Frage, die der Herr Verfasser besser beantworten kann als irgend ein Anderer. M. G.



seinem Selbstgefühl, sich alsbald kräftiger zu entwickeln. Die Annahme eines gewöhnlichen Oberstaatsanwaltspostens lehnte er, als seinen berechtigten Ansprüchen nicht genügend, ab. Dagegen fand er sich bei der Justizreorganisation des Jahres 1879 bereit, in die höhere Präsidialkarriere an den Oberlandesgerichten einzutreten. Königsberg, Naumburg, Berlin sahen ihn als Vorsitzenden von Civil- und Straffenaten. Die Würde eines Chefpräsidenten an einem der Oberlandesgerichte winkte bereits in unmittelbarer Nähe, als im Jahre 1886 der Tod des Ober-Reichsanwaltes von Sedendorf ablenkend dazwischen trat. Es stand in den Sternen geschrieben, daß Tessenborff als Ober-Reichsanwalt in Leipzig seine Tage beschließen sollte.

Wie Das in verworrenen Zeitläuften oft geschieht, war auch hier wieder einmal der unrechte Mann an die unrechte Stelle gerathen. Das Amt des Ober-Reichsanwaltes birgt seiner ganzen Veranlagung nach wenig Aktualität in sich, ist überwiegend repräsentativer Qualität. Die regelmäßigen Geschäfte in den Straffenaten erledigen die Reichsanwälte, durchgehend ältere, in ihrem Fach vorzugsweise erfahrene und geschulte staatsanwaltschaftliche Beamte, vollkommen befähigt, selbständig zu funktionieren. Von irgend welchen Justizverwaltungsgeschäften, irgend welcher Dienstaufsicht nach unten hin ist im ganzen Amt nicht die Rede. Jahr aus, Jahr ein wandern vier- bis fünftausend Kriminalfachen in die leipziger Revision-Justanz, finden hier in den vier Straffenaten nach Anhörung der Reichsanwälte ihre Bescheidung und wandern folchergestalt wieder an die Landgerichte zurück. Dazwischen ereignet sich dann und wann als Haupt- und Staatsaktion ein Prozeß wegen Hoch- und Landesverrathes. Von diesen ganz exceptionellen Obliegenheiten abgesehen, erschöpft sich die normale Thätigkeit der Staatsanwaltschaft am Reichsgericht in den Plaidoyers der Reichsanwälte vor den Straffenaten. Was dem Ober-Reichsanwalt hiernach für seine Person als Aufgabe zufällt, beschränkt sich darauf, einen gewissen Zusammenhang in der reichsanwaltschaftlichen Thätigkeit aufrecht zu erhalten, die Einheit der Rechtspredung zu wahren, für die wechselnden Bedürfnisse der Strafrechtspflege ein aufmerksames Auge zu besitzen, in all diesen Dingen der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches als kundiger Berather gewissenhaft zur Seite zu stehen. So hatten vordem die General-Staatsanwälte am preussischen Obertribunal ihres Amtes gewaltet und so hatte auch der erste Ober-Reichsanwalt von Sedendorf seinen Beruf aufgefaßt. Für eine derartige Amtsstellung paßte die ganze Persönlichkeit Tessenborffs so wenig wie möglich. Alles, was seine Stärke ausmachte: sein rastloser Fleiß, sein doktrinär gar nicht angekränkelter Menschenverstand, das furchtlose Zugreifen des Praktikers, fand keinerlei naturgemäße Verwendung. Alles aber, worin offenkundig seine Schwäche bestand: der Mangel

einer abgeklärten, vornehm in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, das Fehlen aller eigentlich repräsentativen Fähigkeiten: gerade Das sollte er jetzt in erster Reihe hervorkehren. Auch hat deshalb einem berliner on dit zufolge der damalige Staatssekretär der Reichsjustiz, Herr von Schelling, sich nur mit Widerstreben in diese verkehrte Kandidatur hineingefunden. Indessen Tessenborff galt nun einmal als persona gratissima bei Bismarck und mit solcher Glorione versehen, war er allen Mitbewerbern weit überlegen. Wer hätte auch in jenen Tagen bismärckischer Allmacht es wagen sollen, irgend einer Belleitüt des großen Mannes entgegenzustreben! Also erging auf den entsprechenden Bericht des Staatssekretärs aus Friedrichsruh die Weisung, Tessenborff dem Bundesrathe für den vakanten Posten vorzuschlagen, und also wurde Tessenborff Ober-Reichsanwalt in Leipzig.

Daß es dem neuen Ober-Reichsanwalt leicht geworden ist, sich in die Ehren und Würden des leipziger Amtsdaseins hineinzuleben, ist mir nicht wahrscheinlich. Das Mißverhältniß zwischen der äußerlichen Bedeutung der Charge und ihrem geringfügigen Inhalt konnte der noch in der Vollkraft der Jahre stehende, an angespannte Thätigkeit gewöhnte Mann nur drückend empfinden. Und eben so wenig konnte das oberächsische Wesen mit seinen verälschten Höflichkeitformen, seinem stets ersterbenden Devotiongefühl vor Allem, was in der Rangabstufung durch mehrere Pfauenfedern ausgezeichnet ist, das derbe pommerische Naturell Tessenborffs behaglich anmuthen. Allmählich akklimatisirt man sich jedoch an alle Breitengrade und gewöhnt sich an alle Luftschichten. Wie man mir berichtete, brachte es nach einigen Jahren auch Tessenborff fertig, sich die Ober-Reichsanwaltschaft dem eigenen Leibe entsprechend zuzuschneiden und sich darin wohlig einzurichten. Indem er die bisherige Selbständigkeit seiner reichsanwaltlichen Substituten einschränkte und jede halbwegs wichtigere Revisionsache in die eigenen Hände nahm, schuf er sich zunächst wieder einen mindestens quantitativ umfangreichen Wirkungskreis. Es mehrte sich die Zahl der erstinstanzlichen Sachen wegen Hoch- und Landesverrathes und dem Ober-Reichsanwalt wurde wieder die Gelegenheit, wie in den alten guten Tagen seiner berliner Staatsanwaltschaft, Sozialdemokraten und Anarchisten und Landesverrätther seine kräftige Faust fühlen zu lassen. Damit war für den eigentlichen Schwerpunkt in Tessenborffs Leben schon viel zurückgewonnen. Nach und nach soll er sich auch in die repräsentative Seite seiner Amtsstellung hineingefunden haben. Die große Kleinstadt Leipzig ist so recht der Ort, einen nicht gerade gefährlichen, aber doch ungesunden Großmannsdünkel still emporwuchern zu lassen. Hier kann es am Wenigsten Wunder nehmen, wenn ein fortgesetzt auf Markt und Straße als „Spitze“ verehrter Mann schließlich diese Verehrung ernsthaft zu nehmen sich gewöhnt. Daneben bedingten Pflicht und Neigung, in

Berlin und Dresden am Hofe aufzuwarten, auch die Nothwendigkeit, dem Hofkleide Geschmack abzugewinnen, sich an dem Empfang Allerhöchster Herrschaften auf Bahnhöfen zu betheiligen und, derartig höfischen Lebensgewohnheiten entsprechend, die gesammte übrige gesellschaftliche Position in die Höhe zu schrauben. Wie es in dem menschlichen Getriebe so geht: erst wird man von Anderen überschätzt, dann überschätzt man die Anderen, — und bald sich selbst. Doch kann ich mir nicht denken, daß solch gespreiztes Wesen Lessendorff gut zu Gesicht gestanden hat. Wenn irgend Jemand durch steife, eckige Gliedmaßen und schwerflüssige Form für den Tanz in Malvoliostrümpfen ungeeignet war, so war er es.

Den Glanzpunkt in Lessendorffs Thätigkeit als Ober-Reichsanwalt hat zweifellos die Affaire Geyßen abgegeben. Auf Schritt und Tritt begegnen Einem hierbei die Reminiszenzen an den Prozeß Arnim. Wiederum Fürst Bismarck im leidenschaftlichsten Affekt gegen wirkliche oder vermeintliche persönliche Widersacher, wieder als Verfolger ein ehemaliger Diplomat, zwar erheblich geringerer Statur als der ehemalige pariser Botschafter, aber doch immer von anscheinend hoch hinausgehenden Einflüssen umgeben, wiederum intime Publikationen aus den obersten Kreisen, im thatsächlichen Gehalt weniger bedeutsam als durch ihre scharfen Pointen gegen Bismarck bemerkenswerth, wiederum alle Gewalt einer rückhaltlos zupackenden Strafjustiz aufgeboden, um den politischen Gegner zu zermalmen. Und auch darin erinnerte der neue Sensationprozeß an den alten, daß eigentlich kein unbefangener Mensch mit dem Verfolgten ehrlich zu sympathisiren im Stande war und doch die Verfolgung selbst Jedermanns Widerwillen hervorrief. Der grobe Vertrauensbruch, die schmählische Judikretion des Herausgebers des kronprinzlichen Tagebuches lagen auf der platten Hand. Landesverrath und landesverrätherische Absichten in der Publikation zu unterstellen, dazu gehörte die souveraine Gleichgiltigkeit Bismarcks gegen Alles, was ihm als strafrechtlicher Formalismus erschien, und die unbedingte Gefügigkeit des Ober-Reichsanwalts allen bismärckischen Weisungen gegenüber. Auch gegen den Reichskanzler einmal rechtliche Bedenken geltend zu machen, ob eine im Jahre 1888 erfolgte Veröffentlichung von Aufzeichnungen, Gedanken, Gesprächen, Anekdoten aus dem Jahre 1870, die zum besten Theil historisches Gemeingut, mindestens doch jedem kundigeren Politiker längst bekannte Dinge geworden waren, noch ernsthaft als Verrath von Staatsgeheimnissen gelten könnten, war wohl das Letzte, worauf Lessendorffs Dienstreifer verfiel. Da der Reichskanzler erklärt hatte, Das sei Landesverrath, und da ein Herr aus dem Auswärtigen Amt bereit war, diese Erklärung seines hohen Chefs als Sachverständiger vor Gericht zu bestätigen, so war die Frage für den Ober-Reichsanwalt strafrechtlich erledigt. Die Erhebung der Anklage nach

Abchluß der Voruntersuchung erschien ihm selbstverständliche Pflicht. Und eben so wird er die Einleitung der Anklage und die Verurtheilung des Angeklagten als selbstverständliche Folge seines Vergehens vorausgesehen haben. Daß es anders kam, daß ihm, wie geschehen, der erste Straffenat des Reichsgerichtes durch einen keinem Rechtsmittel unterliegenden Einstellungsbeschuß das Konzept noch in letzter Stunde verdarb, wird er als höchst unentschuldbaren Akt richterlicher Unbotmäßigkeit schmerzlich beklagt haben. Bekanntlich entschädigte er sich für diesen Mißerfolg durch den Abdruck der gesammten Anklageschrift im „Reichsanzeiger“, — eine Prozedur, eben so unerhört in den Annalen moderner Strafrechtswissenschaft wie kompromittirend für den Urheber dieser seltsamen Publikation. Eine als unbegründet von der Schwelle des Gerichtssaales zurückgewiesene, eine Reihe der schwersten unerwiesenen und unerweisbaren Beschuldigungen enthaltende Anklageschrift fällt, sobald sie für außerhalb ihrer ursprünglichen Bestimmung liegende Zwecke weiter verbreitet wird, zweifellos unter die gemeinen Strafnormen gegen Diffamation. Doch werden solche Bedenken Tessenborff kaum irgend welche Sorgen bereitet haben. Was er gethan, hatte er zweifellos mit der Autorisation der ihm vorgesetzten Dienststelle unternommen, und danach wußte er, daß unter allen Umständen schützende Hände bereit waren, seine Verantwortlichkeit zu decken. Der ihm nach Beendigung des Prozesses Gefferten verliehene Hohenzollernsche Hausorden bekundete denn auch mit genügender Deutlichkeit, daß Tessenborff fortan als ein um die Dynastie und den Staat besonders verdienter, Allerhöchster Gunst sich vorzugsweise erfreuender Beamter zu gelten habe.

Als daher im Herbst 1894 Herr von Schelling veranlaßt worden war, sein Amt als preußischer Justizminister niederzulegen, ergab sich Tessenborffs Kandidatur für das vakante Amt als eine fast natürliche Folge der in Berlin herrschenden Anschauungen und Bewerthungen. Die damals noch frische und siegesgewisse Stimmung des gegen den „Umsturz“ begonnenen Feldzuges mußte zudem gerade Tessenborff als eine für den Kampf gegen alle destruktiven Tendenzen besonders bewährte Kraft erscheinen lassen. Gerade aber an dieser Stelle versagte die gewohnte Energie und Tessenborff erwies sich, wohl das erste und letzte Mal, als ein nicht unbedingt königlichen Wünschen gegenüber gefälliger Staatsdiener. Nach Dem, was er gelegentlich an Andeutungen über die Gründe seines ablehnenden Verhaltens fallen ließ, hat er seine Mißliebigkeit sowohl in sozialdemokratischen wie in ultramontanen Kreisen und die von daher drohenden Erschwernisse ministerieller Amtsthätigkeit vorgeschützt. Wie Dem auch sei: daß er den Muth gehabt hat, an diesem vielleicht entscheidendsten Wendepunkte seiner amtlichen Laufbahn nach oben hin auf einmal Nein zu sagen, muß ihm als Beweis vernünftiger Selbsterkenntniß

und als eine kluge, patriotische That hoch angerechnet werden. Er ist dadurch der Versuchung aus dem Wege gegangen, sich und Andere über sein geistiges Vermögen zu täuschen, und er hat die Monarchie vor einer neuen, höchst unerwünschten Erfahrung behütet. Wir sind es ja längst gewohnt, Minister kommen und gehen zu sehen, ohne uns viel die Köpfe darüber zu zerbrechen, woher sie so plötzlich auftauchen und wohin sie so eilig wieder verschwinden. Insofern würde das Reich wohl im Stande gewesen sein, auch einen Tessendorff als Minister zu überleben. Doch wird man es als eine günstige Schicksalsfügung preisen dürfen, daß es uns erspart geblieben ist, Tessendorff als preussischen Justizminister die Umsturzvorlage vor dem Reichstage vertheidigen zu sehen. Das Fiasko würde trotz Alledem zu den ungewöhnlicheren gehört haben. Etwa ein halbes Jahr nach dieser verfehlten Ministerkandidatur bereitete ein erster Schlaganfall allen weiteren Aspirationen ein jähes Ende: am ersten Dezember 1895 erlosch, was vom Leben noch übrig war.

Als eine im Kern des Wesens einfach und schlicht angelegte Menschennatur von engem Gesichtskreis und gebundenem Geiste, aber in der bestimmt begrenzten Wirkungssphäre tüchtig, gewissenhaft, geradsinning, gehörte Tessendorff eigentlich mehr jenem altpreussischen, durch Königstreue, Dienstfeier und Beschränktheit ausgezeichneten Beamtenstamm an, wie er unter Friedrich Wilhelm dem Dritten in Blüthe stand, als der mehr problematischen Richtung moderner Bureaucratie. Daß ihm Aemter zufielen und er Aufgaben zu lösen berufen wurde, für die seine Fähigkeiten nicht mehr zureichten, dafür trifft die Schuld nicht ihn — denn er war im Grunde nicht, was man einen Streber nennt —, sondern Zufall und Schickung, die ihn in einigen kritischen Momenten deutscher Staatsentwicklung auf ihren dunklen Bahnen antrafen. Deshalb kann es ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, daß er nichts dazu beigetragen hat, die Wissenschaft oder die Praxis des Strafrechtes durch irgend einen neuen Gedanken zu befruchten, daß er es niemals verstand, die Rechtspflege in Schutz zu nehmen gegen die immer petulanteren Zumuthungen der Politik und daß er als oberster Anwalt des Reiches die nothwendige unitarische Entwicklung der Reichsjustizgewalt nicht gefördert hat. Schwerer schon könnte zu seinen Ungunsten ins Gewicht fallen, daß ihm den im Besitz der staatlichen Gewalt und Herrschaft befindlichen Potenzen gegenüber der Nerv der Unabhängigkeit, die Selbständigkeit eigenen Willens und eigenster Ueberzeugungen gefehlt haben. Wie aber Gebrechen und Schwächen oft nur die unvermeidlichen Ergänzungen unserer Tugenden sein sollen, so wird man auch diesen Defekt dem starken Royalismus Tessendorffs zu Gute halten dürfen. Mindestens zur Zeit wird ja wohl in unserem alten monarchischen Deutschland solcher Royalismus noch den Tugenden zugezählt? \* \*



## Arbeitervertretung in England.

Die Ansprüche der Arbeiter auf volle und direkte Vertretung im Parlament, in den Grafschaftsräthen, den Stadtverwaltungen, Ortsbehörden, Schulkommissionen, Kirchenvorständen und Vormundschaftämtern drängen sich jetzt in England machtvoller als jemals in den Vordergrund. Alle Minister, Politiker und Männer des öffentlichen Lebens haben ihrem Anspruch zu lauschen und mit der Arbeitmacht zu rechnen, die dahinter steht, denn aller wahre Ruhm und alles wahre Gedeihen, deren sich die britischen Inseln rühmen können, ist durch den Fleiß der Hände erreicht worden. Und die Arbeiter, welche die große Mehrheit des Volkes bilden, werden sich Dessen bewußt und unterscheiden immer mehr, so wie sie aus dem Dunkel der Unwissenheit sich erheben, zwischen den heuchlerischen Masken, in denen die Klassenregierungen ihre Mißverwaltung, Mißvertretung und Tyrannei verstecken, und Dem, was einem Volke Größe und seinem Volksstand Gedeihen giebt. Sie schreien nach einer gleicheren Vertheilung von Bildung, Behaglichkeit, Ruhe, Erholung und Freiheit. Aber das Schreien an sich wird niemals jenes Ziel erreichen; die Arbeit muß ihre eigene Schulter gegen die Räder stemmen, wenn der politische Karren aus der tiefen Spur herausgebracht werden soll, in der er jetzt steckt. Und diese Ueberzeugung ist es, die die wachsende Entschlossenheit der arbeitenden Klassen schafft, sich im Parlament und in den regirenden Körperschaften direkt von Männern ihrer eigenen Klasse vertreten zu lassen. Noch niemals sind sie in einer der öffentlichen Körperschaften Englands in Wirklichkeit direkt oder indirekt vertreten gewesen. Ihre Vertretung ist eine Vertretung des Arbeiters durch den Arbeitgeber, der Armuth durch den Kapitalisten und Menschenfreund, des ländlichen Arbeiters durch den Lord, Grundbesitzer und Landbedelmann gewesen, und ihre allgemeine Wohlfahrt an Leib und Seele war der Kirche anvertraut. Das Alles zusammen hat „England zum Paradies der Reichen, zum Fegefeuer der Weisen und zur Hölle der Armen“ gemacht.

Die liberale und die konservative Partei Englands sind, da sie die Klasse vertreten, die von Grundrente, Zins und Unternehmergewinn lebt, von dem Gesichtspunkt der arbeitenden Klasse aus in Wirklichkeit überhaupt nicht zwei politische Parteien, sondern ein organisirter geschlossener Ring, der Alles vertritt, — mit Ausnahme der Arbeit oder der Klasse, die von Löhnen lebt. Sie kennen nicht den Hunger, nicht die Nothwendigkeit, die Sonntagskleider zu versehen, um die Miete zu bezahlen, keine feuerlosen Kamine, keine nackten Fußböden und leeren Bettstellen, keine Furcht vor Arbeitslosigkeit und keine Armenfürge, die ihrer wohlgenährten Leiber warteten. Ihr einziges wirkliches Bedürfniß im Parlamente ist, ihre eigenen Einkommen zu beschützen, und Das ist nur zu bewirken, wenn man die Dinge in der Hauptsache läßt, wie sie sind. Daher die Forderung direkter unabhängiger Arbeitervertretung, d. h. einer solchen, die von den vorhandenen politischen Parteien vollkommen unabhängig ist.

Die Erziehung der Massen in dem letzten Jahrzehnt — in der Richtung auf direkte Vertretung der Arbeit im Parlament und Kollektivbesitz und Kollektivaufsicht über die Industrie — ist theilweise durch den Anschauungsunterricht der Erfahrung zu Stande gekommen, theilweise aber auch durch die Agitation, die sozialistische und demokratische politische Gesellschaften betrieben haben. Unter

den Gewalten, die in dieser Weise an der Arbeit sind, verdienen die folgenden eine besondere Hervorhebung:

- a) Obligatorische (und nunmehr auch freie) Schulbildung,
- b) Gewervereinsthum und Gewerforganisation,
- c) Strikes und Boykotts,
- d) Arbeitslosigkeit,
- e) der Sozialdemokratische Bund,
- f) die Fabische Gesellschaft,
- g) Arbeiter-Wahlvereine, nationale und lokale,
- h) die Unabhängige Arbeit-Partei,
- i) die Champion-Barry Tory Unabhängige Arbeit-Partei,
- k) die rothen Karren des englischen Bodenverstaatlichungsbundes,

a) Die obligatorische Schulbildung giebt der arbeitenden Bevölkerung, wie es von ihren weitsichtigen Gegnern 1860 vorausgesagt worden war, eine Waffe in die Hand, die schließlich ihre vollständige Emanzipation bewirken wird. So lange die Bildung auf der Seite der bevorzugten Klassen und die Unwissenheit auf der der Massen war, konnte der Kampf zwischen ihnen nur einen einzigen Ausgang haben. Und die oberen und mittleren Klassen wußten Das gut genug, um den Vortheil, den sie aus der Unwissenheit der Massen zogen, sich zu wahren, bis es offenbar wurde, daß ein moderner Staat seine Stelle auf den Industriemärkten der Welt nur dann behaupten könne, wenn seine Arbeiter gebildet wären.

b) Der Gewerk-Vereins-Kongreß ist das anerkannte Sprachrohr der Gewerk-Organisationen in ganz Großbritannien. Dieser Kongreß, der jährlich in verschiedenen Theilen des Vereinigten Königreiches abgehalten wird, giebt eine Kollektivmeinung ab über alle Fragen, welche die organisirte Arbeit betreffen, da die Mitglieder jeder Gewerk-Organisation ihre Meinung durch die Stimme ihres Gewerk-Abgeordneten zum Ausdruck bringen. Viele Jahre hindurch ist die politische Vertretung der Arbeit vernachlässigt und von vielen der älteren Gewerkevereiner sogar absichtlich ignorirt worden, da sie keine Hoffnung darauf hatten, jemals eine unabhängige Arbeit-Partei zu gründen, oder vielleicht auch vorzogen, ein paar bereits vorhandene politische Parteien zu unterstützen, als einfachstes Mittel, aus einer schwachen Stellung das höchste Kapital zu schlagen. Neuerdings hat sich dies Alles jedoch geändert. Die Abgeordneten der verschiedenen Gewerkegesellschaften, gelehrter und ungelerner, drücken fast einstimmig den Wunsch nach direkter Arbeit-Vertretung aus. An der Spitze aller dieser Körperschaften, die bereits Maßnahmen getroffen haben, steht die Vereinigte Gesellschaft der Maschinenbauer, die im Juni 1893 entschied: „Wenn es den Geschäftsleitern jemals wünschenswerth erscheinen sollte, einen Beitrag zur Bestreitung der Ausgaben eines Mitgliedes der Gesellschaft als Wahlkandidaten für das House of Commons zu entrichten, so sollen sie, nachdem sie den Mitgliedern die Frage zur Abstimmung unterbreitet haben, die Macht haben, eine Steuer zur Zahlung eines solchen Beitrages und eines Jahresgehältes für das betreffende Mitglied, wenn es gewählt werden sollte, zu erheben. Diese Steuer soll aber 25 Pfennige von jedem Mitglied für jedes Jahr nicht überschreiten.“ Wenn diese kleine Steuer 74000 Mitgliedern auferlegt wird, so wird sie einen Jahres-

ertrag von 18000 Mark haben, genug, um mindestens zwei Mitglieder im Parlament zu erhalten bis zu der Zeit, wo die Bezahlung der Mitglieder seitens des Staates und der Wahlkosten aus den Steuern Wirklichkeit geworden ist. Der wichtige Punkt in diesem Beschlusse ist derjenige, der den Geschäftsausschuß ermächtigte, „einen Beitrag zur Bestreitung der Ausgaben eines Mitgliedes der Gesellschaft als Wahlkandidaten für das House of Commons zu entrichten“. Dies bedeutet das Einschlagen einer Politik des Versuches, einen Sitz für direkte Arbeitervertretung durch Schaffung eines Fonds für die Beförderung einer Kandidatur vor dem Eintritt ins Parlament zu gewinnen. Diejenigen, welche für diesen Entschluß gestimmt haben, haben vorausgesehen, daß direkte unabhängige Arbeiter-Sitze in der Zukunft durch Kampf und nicht durch Bitten gewonnen werden müssen. Der Allgemeine Eisenbahn-Arbeiter-Verein hat schon 1890 sich für direkte Arbeitervertretung entschieden und seitdem seinen Entschluß wiederholt. Viele andere Verbände, zu viele, um einzeln ausführbar zu sein, gehen in der selben Richtung vorwärts. Und auf dem jährlichen Gewerk-Vereins-Kongreß, der im September 1893 in Belfast abgehalten und von 380 Abgeordneten besucht wurde, die 900000 Gewerkevereiner vertraten, wurde für endgiltiges Handeln für die Aufstellung und die finanzielle Ausrüstung von Parlamentskandidaten entschieden.

c) Die zahlreichen Strikes und Boykotts seit dem Strike der londoner Gasarbeiter 1888 haben der Arbeiterfrage einen starken politischen Anstoß gegeben. Um zwei hervorragende Fälle zu nennen: der manninghamer Strike führte zu einer Arbeiterkandidatur in Bradford gegen Alfred Tillingworth, und der huller Strike zwang den huller Dockarbeitern und Arbeitern im Allgemeinen den Schluß auf, daß sie nicht länger für ihre Parlamentsvertretung von einem Dockbesitzer abhängig bleiben könnten. In dem Jahre 1894 haben der Baumwollensstrike und der Bergarbeiterboykott, obgleich sie den Arbeiter außer vielen Opfern, Leiden und Verlusten an Menschenleben mehr als zehn Millionen Mark gekostet haben, mehr für die unabhängige Arbeit-Bewegung gethan, als man von fünf Jahren thatkräftiger, erzieherischer Propaganda hätte erwarten können. Das Elend und das Leiden, das Frauen und Kinder in dem barbarischen Kampfe hilflos haben auf sich nehmen müssen, hat das Herz des Vaters gegen die Waffe des Strikes so verhärtet, daß es jetzt nur noch weniger Begründung bedarf, um ihn zu überreden, in einer anderen Richtung nach Hilfe auszuschaun.

d) Arbeitslosigkeit mit ihren Begleiterscheinungen, Hunger und Entbehrung, ist der natürliche Nährboden für Unzufriedenheit, Verbrechen, Gewaltthat und Anarchie. Der arbeitslose Arbeiter ohne Beistand, ohne Hoffnung, prüft düster seine Stellung und vergleicht sie mit der Anderer, von denen es bei uns heißt, „sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.“ Er mag politisch ein Tory oder ein Liberaler sein: bald genug findet er den gewaltthätigen Anarchismus vernünftiger, als er ihm erschien, da er noch Beschäftigung hatte; und mit der Zeit, wo er entdeckt hat, daß der Anarchismus ihn einzig und allein ins Unglück zu bringen vermag, ist er mindestens des politischen Kinderbreies gründlich entwöhnt, der ihm vormals genügte. Wenn die Geschäfte wieder besser gehen, dann nimmt er seine Arbeit wieder auf mit Anschauungen, die reif sind für eine unabhängige Arbeiterpolitik.

e) Der Sozialdemokratische Bund Englands hält sich consequent fern



von allen anderen Körperschaften. Er erkennt keinen Kandidaten als Sozialisten oder auch nur als echten Vertreter der arbeitenden Klassen an, der nicht in seine Reihen tritt. Bei Wahlen stellen seine Mitglieder, wenn sie genug Geld zur Verfügung haben, um sich einen eigenen Kandidaten zu leisten, einen solchen auf, ohne die übrigen Wähler des Bezirkes zu Rathe zu ziehen, und bringen ihn auf die Kandidatenliste, um zu gewinnen oder zu verlieren, ob man ihn mag oder nicht, und unterstützen ihn durch nachdrückliche Beschimpfung aller Anschauungen und Organisationen mit Ausnahme ihrer eigenen. Das nennen sie eine „Nicht-Kompromiß-Politik“. Und sie führen sie so gründlich durch, daß ihr Kandidat selten auch nur so viele Stimmen gewinnt, wie sie ihn als Vertreter der Gesellschaft in einer Dorfneipe legitimiren würden. Trotz Alledem ist der Sozialdemokratische Bund eine Macht, die sich für unabhängige Arbeitvertretung entfaltet. So drastisch seine Versuche bei Wahlmandatern auch fehlgeschlagen sind, so hat seine sozialistische Agitation, die er mit außerordentlicher Thatkraft und Beharrlichkeit betreibt, wenn man die Geringsfügigkeit seiner Mitgliederzahl in Betracht zieht, doch Einfluß und dauernde Wirkung auf die Köpfe der Arbeiter gehabt.

f) Was die Fabische Gesellschaft betrifft, so muß ich sehr um Verzeihung bitten, daß mich meine Stellung als Mitglied des ausführenden Ausschusses dieser Körperschaft ungeeignet macht, einen vorurtheilsfreien Bericht über sie zu geben. Ich will jedoch die Meinung keiner geringeren Autorität als des officiellen Organes der Gladstonianer darüber anführen. Die „Fabische Gesellschaft,“ sagte der Speaker vom vierten November 1893, „besteht aus ein paar Nullen, die sich zu einer Gesellschaft vereinigt haben . . . Die Mischung der individuellen Besonderheiten, die so entsteht, ist eine genügende Grundlage für den Kollektivtypus, mit dem Interessenten bekannt sind unter dem Namen Fabianismus, — einer Mischung von traurigem, aufbrausendem Dogmatismus und wahnsinniger Possenreiherei, ausgeziert mit einer schrecklichen Unwissenheit und einem faseligen Egoismus, der außerhalb eines Irrenhauses gar nicht wieder zu erreichen ist.“ Das genügt völlig für den Nachweis, daß die Fabische Gesellschaft in der Richtung, die die älteren Whigs am Meisten fürchten, ziemlich thätig und einflußreich ist. Die Besonderheit der Fabischen Gesellschaft ist, daß sie eine rein agitatorische Körperschaft ist, die in ihrem eigenen Namen keinerlei politische Aktion unternimmt, keine Kandidaten aufstellt, keinen Versuch macht, ihre neugewonnenen Anhänger in ihre Reihen aufzunehmen, sondern alle vorhandenen politischen und sozialen Organisationen mit sozialistischen und demokratischen Behren durchdringt, zum Handeln aufstachelt, ihnen die besten Gelegenheiten nachweist und sie mit Information, Urkunden, einer Politik und, wenn nöthig, mit denkenden Köpfen versieht. Die Fabianer sind thatsächlich die Jesuiten der Arbeiterbewegung und sie haben ihre Finger in mehr Schüsseln, als man vermuthet. In der Wahltaktik haben sie stets gegen die Politik der Stimmenenthaltung gekochten. Wo es keine Möglichkeit gab, einen Arbeiterkandidaten durchzubringen, haben sie sich den liberalen Vereinigungen angeschlossen, um die Aufstellung eines möglichst liberalen Kandidaten durchzubringen. Gelang ihnen Das, so traten sie bei der Wahl energisch für den Kandidaten ein.

g) Arbeiter-Wahlvereine, nationale und lokale, sind gebildet worden, manche dem unabhängigen Handeln geneigt, andere als Unterstützungstruppen für

die liberale Partei. Die Mitglieder des Arbeiter-Wahlvereines haben sich lange auf die Neigung und die Versprechungen der großmüthigen liberalen Partei verlassen und haben die liberale Partei unterstützt bei der Erreichung von Geld, Stellung und Macht. So lange sie gewillt waren, die liberale Partei zu unterstützen, lächelte man ihnen zu und schmeichelte ihnen, und um sie zu eifrigerer Hilfe zu verleiten, wurden sogar ein paar ihrer Mitglieder befördert und weitere Belohnungen versprochen. Der Verein ist jetzt jedoch dahinter gekommen, daß er unter dem liberalen Fittich bleiben darf, so lange er sich mit einer untergeordneten Stellung begnügt und thut, was ihn die liberale Pflegemutter thun heißt, aber daß, sobald er sagt: „wir wünschen einen sicheren Kandidaten für das Parlament durchzubringen, einen Mann unserer eigenen Wahl und von unabhängigen Grundsätzen und unabhängiger Politik,“ die liberale Partei ihm die Freundschaft kündigte. Was wir hoffen und erkämpfen wollen, ist, daß Diejenigen, die mehr Liberale als Arbeiter sind, in das liberale Lager getrieben werden, und Diejenigen, die mehr Arbeiter als Liberale sind, sich von ihrem gesunden Menschenverstande auf die unabhängige Seite treiben lassen werden.

h) Die unabhängige Arbeit-Partei ist im Januar 1893 gegründet worden, wo 125 Abgeordnete von Unabhängigen Arbeitervereinen, Arbeiterbänden, Gewerksvereinen, Gewerkschaftsräthen, dem Arbeit-Bund, der Arbeiter-Kirche, der Schottischen Arbeit-Partei, dem Sozialdemokratischen Bunde, der Fabischen Gesellschaft, dem Achtstundenbund und anderen Körperschaften aus dem ganzen Lande eine Versammlung in Bradford abhielten unter dem Vorsitz des früheren Parlamentsmitgliedes Keir Hardie und ihre bisher getheilte Macht in eine Organisation verschmolzen, die seitdem als die Unabhängige Arbeit-Partei bekannt ist, unter der Kontrolle eines Nationalen Verwaltungsrathes. Die zweite allgemeine Jahresversammlung wurde 1893 in Manchester abgehalten, wo Tom Mann das Sekretariat übernahm und wichtige Veränderungen in dem Personal des Verwaltungsrathes vorgenommen wurden. Es ist noch nicht die Zeit, die volle Wirkung dieser Veränderungen abzuschätzen, aber Jeder, der kürzlich im Norden Englands im Interesse der Arbeit politisch thätig war, muß zugeben, daß die Unabhängige Arbeit-Partei sehr günstige Aussichten hat.

i) Die Champion-Barry Tory Unabhängige Arbeit-Partei hat aus zwei Männern bestanden, den Herren Champion und Maltman Barry, die eine Monatschrift unter dem Titel „The Labour Elector“ veröffentlichten. Die Zeitschrift war natürlich einfach das Organ der beiden Männer, die sie herausgaben. Vor einigen Jahren hat sie unter der Redaktion von Champion Treffliches geleistet, um die Achtstundenfrage vorwärts zu bringen. Aber selbst damals war der „Labour Elector“ nicht das Organ, das wirklich die Arbeit repräsentirte. Neurebings ist es eingegangen, aber so lange es allein von Maltman Barry herausgegeben wurde, hat es jede bedeutende Persönlichkeit in der Arbeit-Bewegung in gemeiner Weise angegriffen, sobald sie sich nicht dazu bestimmen ließ, gegen Home Rule und für Schutzzölle, für einen Zollbund des britischen Reiches und für alles Das einzutreten, was im Allgemeinen unter der Bezeichnung Tory-Demokratie bekannt ist. Die Unabhängige Arbeit-Partei hat sich ausdrücklich von dieser Partei losgesagt.

k) Ich habe die rothen Karren des Englischen Todenerstaatlüchungsbandes

unter den Körperschaften genannt, die die Arbeiter in den letzten Jahren politisch erzogen haben. Diese Karren gehen von Dorf zu Dorf, bilden Grafschaftvereine unter den ländlichen Arbeitern und ihre Führer predigen die Lehren der Bodenverstaatlichung und das Arbeit-Programm. Wenn ich hinzufüge, daß der Vortragende, der in dem Wagen zu leben und ihn im Stand zu halten hat und umsonst viel harte Arbeit thut, fast immer ein begeistertes Mitglied der Fabischen oder einer anderen sozialistischen Gesellschaft ist, so wird man glauben, daß die Arbeiter nicht viel Parteipolitik nach der alten Schablone von ihm hören.

Es ist als sicher anzunehmen, daß die Arbeit künftig ihre Stimme in der politischen Welt viel lauter erheben wird als bisher. Wie wenig Aussicht auf Erfolg sie bisher gehabt hat, kann man nach der folgenden Analyse des vorigen englischen Parlamentes beurtheilen:

Landbesitzende Parlamentsmitglieder (mit Einfluß der Söhne oder Erben von Großgrundbesitzern) . . . . .	130
Juristen-Interessen . . . . .	148
Schiffseigentümer . . . . .	25
Spirituosen-Interessen . . . . .	24
Geld-Interessen . . . . .	30
Eisenbahn-Interessen . . . . .	22
Kohlenwerksbesitzer . . . . .	21
Eisenherren . . . . .	24
Arbeitgeber- und Fabrikanten-Interessen (mit Ausschluß der Schiffseigentümer) . . . . .	116
Arbeiter-Interessen . . . . .	15

England steht in direkter Arbeitervertretung weit hinter anderen Ländern zurück. In Deutschland z. B. haben sich die Versuche der deutschen Regierung seit 1878, den Fortschritt der sozialdemokratischen Bewegung aufzuhalten, als vergeblich erwiesen. Nach Durchbringung des Sozialistengesetzes hat die deutsche Regierung vom einundzwanzigsten Oktober bis zum siebenzehnten Dezember 1878 174 Gesellschaften, 44 Zeitungen und 157 Zeitschriften unterdrückt. Sie hat 375 Erlasse ausgegeben und über 1000 Hausdurchsuchungen veranstaltet. Trotz dieser — später fortgesetzten — Verfolgung ist die sozialdemokratische Vertretung im Reichstag von 9 (1878) auf 44 (1894) gestiegen.

Ich glaube, daß der Arbeit nur Hilfe kommen wird von der Arbeit. Daß die Arbeit sich auf sich selbst besinnt, daß die Arbeit im Parlament direkt und unabhängig vertreten werden wird, ist nur eine Frage der Zeit. Die unabhängige Partei, die neue Partei, die buntscheckige Partei, die sich aus Kopparbeitern und körperlichen Arbeitern zusammensetzt, verstärkt sich, konzentriert ihre Energie und Macht zur Vorbereitung der einstimmigen Forderung nach Abstellung der sozialen Nebel, die uns auf allen Seiten umgeben. Das ist keine Privatanschauung eines Einzelnen mehr, sondern zahlreiche englische Staatsmänner sehen gerade so gut wie wir, was sich vorbereitet. Lord Rosebery hat in einer Rede gesagt: „Meiner innersten Ueberzeugung nach giebt es in Großbritannien eine Partei, die noch keinen Namen hat und mit keiner politischen Organisation in Verbindung steht, eine Partei, die sagen möchte: ‚Die Pest über beide Kammern, die Pest über all Euer unendliches Geschwätz, das so wenig Frucht trägt.‘“ Das sind genau

unsere Worte. Lord Salisbury hat sich ähnlich ausgesprochen: „Sie schauten um sich und sahen die zunehmende Masse der Armuth und Arbeitslosigkeit und außerdem natürlich auch das eine Ziel, das jeder Staatsmann, der sein Land lieb hat, zu erreichen wünschen sollte, daß es das denkbar größte Maß gewinnbringender Arbeit für die Masse des Volkes geben möchte. Ich sage nicht, ich besitze ein Patent oder sicheres Heilmittel für diese schrecklichen Uebel, die uns auf allen Seiten umlagern, aber ich sage, es ist nun an der Zeit, die Ausflüchtung der Parlamentsverfassung auf sich beruhen zu lassen und alle Weisheit und Thakraft, die das Parlament zu bieten vermag, zur Heilung der Leiden aufzuwenden, unter denen so viele Briten seufzen.“

Zum Schluß will ich hier noch ein paar Stellen aus einem Mark-Heft „Glückliches England“ von Nunquam anführen. Der Verfasser sagt: „Die Bedingungen, unter denen in Großbritannien die arbeitenden Klassen leben, sind vollständig ungeheuerlich. In ihren engen Straßen und vollgepfropften Häusern sind Schamhaftigkeit, Gesundheit und Reinlichkeit nahezu unmöglich. Nicht nur das Unrecht, das darin liegt, schmerzt mich, sondern eben so die Verschwendung. Ich will Euch zeigen, wo Männer arbeiten in Schmutz und Hitze, die Kraft von Thieren hergebend, zwölf Stunden täglich, und nachts in Ställen schlafen, bis Hirn und Muskeln erschöpft sind und dem goldenen Wagen des Handels neue Sklaven vorgespannt werden und die armen Lastthiere sich durch das Armenhaus oder das Gefängniß zum Verbrecher- oder Armen-Grabe durchstickern! Und ich will Euch zeigen, wie Männer und Frauen zu arbeiten und leiden, ohnmächtig werden und sterben, Generation für Generation; und ich will Euch zeigen, wie das Loos dieser Kerle um so schlechter wird, je länger und härter sie arbeiten. Und ich will Euch die Gräber von tapferen, edlen und fleißigen Armen zeigen, deren Leben ein Leben der Armuth und Mühe und deren Tod eine Tragödie war. An Alledem ist die Sünde schuld; und zwar die Sünde der gepuzten Heuchler, die durch die Veraubung und die Vernichtung ihrer Nuzgeschöpfe reich werden.“

Hier haben wir das Ergebnis eines Systems des selbstüchtigen Individualismus, des zermalnenden Wettbewerbes, der Grundrente, des Zinses, des Unternehmergewinnes, unterstützt von einer unglaublichen Fliedgesetzgebung; und für jeden aufmerksamen Beobachter oder verständigen Forscher ist die Lage in der nächsten Zukunft doppelt schrecklich. Daß diese Frage eine rein menschliche Frage ist, daß sie von Liberalen, Konservativen, Whigs und Sozialisten bedacht werden sollte, ist nicht zu leugnen. Die Klugen, die Selbstlosen kümmern sich darum, bedenken sie und streben nach einer Neuordnung der Verhältnisse. Die beiden britischen politischen Parteien, die liberale wie die konservative, kümmern sich als Parteien nicht darum, bedenken nicht und streben nicht nach einer Neuordnung der Verhältnisse, sondern ziehen die alte Ordnung des wehmüthigen Fortschrittes vor, nicht zu unserm, sondern zu ihrem Vortheil. Weil wir nicht die Macht haben, uns ehrlich, ernstlich und uninteressirt außerhalb der alten Tretmühle des Parlamentes vertreten zu lassen, deshalb wünsche ich, mit dem Ausgange des neunzehnten und dem Dämmern des zwanzigsten Jahrhunderts, eine wirklich repräsentative Arbeit-Partei in das britische Parlament einzuziehen zu sehen.

London.

Fred Hamill.



## Die Proletarierfibel.

Der die Jugend hat, Der hat die Zukunft. Im Sinne dieses Satzes hat dem sozialdemokratischen Parteitag zu Breslau ein Antrag vorgelegen, der es dem Parteivorstand zur Pflicht macht, „durch Herausgabe und eventuell unentgeltliche Verbreitung einer volksthümlich und gemeinverständlich geschriebenen Erziehungslehre für Arbeiter“ den Eltern Anregung zu planmäßiger sozialdemokratischer Erziehung zu geben. Auch der Vorschlag tauchte auf, die sozialistische Prinzipien der Kindererziehung oder die „Kindererziehung in der Arbeiterfamilie“ als Referendum auf die Tagesordnung des nächsten Parteitages zu setzen. Zwar wurde Beides abgelehnt, doch erkannte ein Redner die Bedeutung der Frage an und wies darauf hin, wie schlecht es auf diesem Gebiet um die sozialistische Literatur bestellt sei. Immerhin ist die Partei auch auf diesem Felde eifrig um die Ausaat bemüht, eifrig bemüht, im Kampf ums Volk Seelen zu gewinnen. Das beweist das kürzlich im Verlag der Buchhandlung des „Vorwärts“ erschienene „Buch der Jugend“, das Emma Adler für die Kinder des Proletariates herausgegeben hat. Es hieße, die Einwirkung der Literatur allzu gering anschlagen, wollte man diese Bestrebungen unbeachtet lassen; und Parteiführer wie Nebel und Liebknecht haben durch ihre Mitarbeit bekundet, daß sie die Tragweite des Unternehmens nicht unterschätzen und dem Vorhaben der Herausgeberin sympathisch gegenüberstehen.

Mannichfache Schwierigkeiten mußten überwunden werden. Das Buch der Jugend soll sich durch geschmackvolle Ausstattung als Weihnachtsgabe empfehlen; es soll viel, es soll nur Gutes bringen, zugleich aber auch recht billig sein. Und in der That kostet es im Prachtband (fünfzehn Bogen, groß Lexikonformat) nur zwei Mark und das Außere ist recht ansprechend. Die rothe Jackelfarbe der Revolution ist in ein freundlich bürgerliches Bräunlichroth gemilbert. Auf dem Umschlag zeigt eine Illustration ein dralles Mädel mit sinnigem Gesicht, wohl Aschenbrödel, mit nackten Armen und prinzeßlich zierlichen Füßen; auf dem Schoß hält die Kleine eine leere Schüssel, an der Erde steht eine zweite Schüssel, aus der einige Tauben allerhand Schmachhaftes zu picken scheinen. Kurz, wir sind mitten in der traulichsten, der wundervollsten Märchenwelt, und wie ich das freundliche Bildchen ansehe, da summt es in mir: Die schlechten ins Kröpfchen, die guten ins Töpfchen. Allerhand andere unvergeßliche Verschen mit Knusper, Knusper, Knäuschen und ähnlichen lockenden Reimen summen mit und wie Pfefferkuchenduft steigt es empor, denn Märchenbücher und Pfefferkuchen und Weihnachtlichte gehören unzertrennlich zusammen. Das Bildchen stimmt mich idyllisch und ich freue mich für die Proletarierkinder mit, denn wirklich, der Gedanke ist entseßlich, daß die planmäßige Agitation in das glückliche Traumleben des Kindes hineingetragen und solch armes Würmchen von Kindesbeinen an mit „zielbewußter“ Lektüre aufgepäppelt werden soll. Wie schön war es, wenn ich mir als Knabe auf dem duftenden Heuboden oder mitten im grünen Wipfel eines Obstbaumes ein Versteck suchte und dann mit Sigismund Rüstig die wüste Insel kolonisierte oder mit Chingachgook, der großen Schlange, wider die feigen Frotosen auszog! Wie war man da schon nach wenigen Zeilen so weltvergeffen verschmökert! Es war wirklich eine köstliche Zeit; und von diesem Glück des

frischen Empfangens gönne ich jedem jungen Menschen am Liebsten ein recht volles Maß. Aber freilich weiß ich, daß sich auf diese bürgerliche Anschauung gar viel und manches Bittere erwidern läßt.

Die zweite Schwierigkeit bestand darin, daß das Buch sich nicht nur an die reifere Jugend wendet, sondern auch zu dem Kinde sprechen soll und nicht nur für die Knaben, sondern auch für die Mädchen bestimmt ist. Hier galt es also, Vieles bringen, um nur Jedem Etwas zu gewähren, und so ist der Inhalt zwar „ungemein reichhaltig“, wie es in der Ankündigung des Werkes heißt, aber je nach dem Alter und Geschlecht des Lesenden wird ein Theil der Beiträge für ihn verloren sein. Der fünfzehnjährige Proletarier, der im Erwerbsleben steht und sich schon weit mehr Mann fühlt als sein Altersgenosse in den höheren Ständen, wird an den Sagen und Märchen, die ungefähr den vierten Theil des Buches einnehmen, kein Gefallen finden. Für ein zehnjähriges Mädchen aber ist die Mehrzahl der Beiträge nach Form und Inhalt unverständlich. So vermißt man in der Zusammenstellung das „Zielbewußte“; man wird freilich der Herausgeberin mildernde Umstände nicht versagen können. *A l'impossible nul n'est tenu*. Es müßten eben verschiedene Bücher sein, die dem verschiedenen Lebensalter und verschiedenen Geschlechtern schmackhafte und bekömmliche Nahrung brächten. Aber wahrscheinlich tritt hier außer der Preisfrage auch der sozialdemokratische Doktrinarismus, der auf dem Prinzip der Gleichberechtigung der Geschlechter fußt, einer unterscheidenden Auswahl hemmend entgegen.

Nun zu dem Inhalt des Buches im Einzelnen. Zunächst bringt die Vorrede, die in allzu eifrigem Bestreben nach Klarheit unklar wird, vielleicht aber auch mit stilistischer Vernachlässigung ein Bißchen kokettirt, die interessante Mittheilung, daß fünf der Mitarbeiter des Buches dem Arbeiterstande angehören. Die Herausgeberin erklärt, daß die Beiträge gerade dieser Leute, die von frühester Kindheit an den Kampf ums Dasein gekämpft haben und denen nicht einmal die geringe Schulbildung der heutigen Proletarierjugend zu Theil geworden sei, unter die besten des Buches gezählt werden müßten. Und es ist ein erfreulicher Gedanke, daß es doch wenigstens Einzelnen der Mühsälligen und Beladenen auch in der heutigen Gesellschaftordnung gelingt, trotz harter Berufsarbeit ihre Begabung zu pflegen und die Wohlthat des erlösenden Wortes an sich selbst zu erfahren. Aber leider muß ich es gestehen: die Beiträge sind, literarisch betrachtet, völlig reizlos. Drei von ihnen behandeln Lebenserinnerungen und die Darstellung weiß dem Alltagsstoff nichts abzugewinnen; ein vierter Beitrag, ein Gedicht (ein Vater an seinen scheidenden Sohn), ist gut gemeint und jeder Vater könnte so zu seinem Sohne sprechen, — aber es ist gereimte Prosa. Den fünften Beitrag werde ich noch kennzeichnen.

Dann interessieren uns die literarischen Gaben der Parteiführer und nach meiner Ansicht sind diese die besten des Buches. Lebendig und humoristisch (Humor ist bei der Sozialdemokratie eine seltene Waare) berichtet Liebknecht von zwei Erlebnissen aus dem „tollen Jahre“ und Nebel spricht über Handwerksburschen und Vagabunden in halb plauderndem, halb belehrendem Ton, wie es dem Zweck des Buches und dem Verständniß der jugendlichen Leser angemessen erscheint.

Von berühmten Schriftsteller-Namen finden wir Marie von Ebner-Eschenbach mit einem sinnigen Gedichtchen aus dem Böhmischn und Leo Tolstoi mit

einem Aufsatz „Die Bettler von Moskau“. Ich weiß nicht, welchem seiner Werke der Beitrag entnommen ist. Er ragt durch die Anschaulichkeit der Schilderung und die Kraft der Empfindung gewaltig hervor. Niemand versteht es wie der große russische Dichter, dem Leser mächtig in die Seele zu greifen.

Es sind ferner belehrende Aufsätze in dem Buch enthalten; nichts Religiöses, nichts Politisch-Historisches, aber einiges Kulturgeschichtliche. Aus dem modernen Erwerbaleben berichten uns „Bilder aus der Hausindustrie in Thüringen“ in etwas grellen Farben, doch ich habe dagegen nichts einzuwenden; es würde auch der reiferen Jugend der besitzenden Klassen nicht schaden, wenn sie von so Manchem erführe; was nun einmal Wirklichkeit ist und als solche sich nicht spotten läßt.

Die Ankündigung besagte, daß das Buch Biographien „wirklich großer Männer“ bringen würde, und ich war begierig auf das Ergebnis dieser Auslese. Es sind Raphael und Goethe. Goethe hat bei der sozialdemokratischen Partei, so wenig sie eine Partei des Personenkultus ist, einen Stein im Brett. Die Herausgeberin hat denn auch seine Jugend liebevoll geschildert und verfehlt nicht, darauf hinzuweisen, daß er, wie Schiller, aus dem Volke stamme. Einzelheiten in ihrer Darstellung sind irrtümlich, so z. B., wenn sie die Herren von Dörfenstein mehrfach als „junge Leute“ bezeichnet und die, nach Goethes Worten, „sonsternsten und einsamen Männer“ für übermüthige Spaßvögel zu halten scheint. Auch der renommitische Freund des Knaben Wolfgang hieß nicht Derones (erst recht nicht Deronne), sondern Goethe bemerkt ausdrücklich, daß er ihn so nennen wolle. Nicht wunderbar und irreführend ist der Satz, mit dem die Verfasserin den Schlüssel zu Goethes Wesen geben will: „Er machte ein Studium daraus, die rebellischen Triebe, die unaufhörlich die Oberherrschaft seiner Vernunft bedrohten, zu unterdrücken. Das war sein Hauptcharakterzug, von dem aus man ihn betrachten und beurtheilen soll.“ Sie erzählt einige menschlich schöne Züge des Dichters und versucht, den Reiz, den die mächtige Persönlichkeit ausübt, zu rationalisiren; aber die Bevorzugung Goethes, die sich häufig in der Partei bekundet, bleibt unerklärt, denn Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn und Persönlichkeitsgefühl haben auch andere große Dichter und Künstler besessen.

Von den Parteihelden Marx, Lassalle und Engels spricht das „Buch der Jugend“ nicht. Augenscheinlich hat man mit Vorbedacht davon Abstand genommen, ihre Biographien zu geben, — vielleicht weil diese Darstellungen Probleme berührt hätten, die den jugendlichen Lesern unzugänglich sein mußten, oder auch, weil die lebendige Schilderung leicht einen agitatorischen Charakter angenommen hätte. Denn im Allgemeinen kam mir das Buch merkwürdig harmlos vor als Fibel einer Partei, die erst kürzlich „mit anhaltendem stürmischen Beifall“ die Erklärung der Genossin Zetkin begleitet hatte: „Aber seien und bleiben wir zum ersten Male revolutionär, zum zweiten Male revolutionär, zum dritten Male revolutionär!“

Da half mir ein kleines Gedicht auf den Weg zu den „zielbewußten“ Beiträgen. Es heißt „Die Erbbeere“ (von Ferdinand von Saar) und lautet:

Bei heißen Sonnenbränden,  
Du Beere, duftig roth,  
Mit nimmermüden Händen  
Pflückt Dich das Kind der Noth.

Es sieht die Fülle prangen  
Und unterdrückt dabei  
Das eigene Verlangen,  
Wie mächtig es auch sei.

Gehäuften Topf und Keller  
Trägt es zum Händler dann:  
Der geizt noch mit dem Heller —  
Er ist ein kluger Mann.

Doch nicht bei seines Gleichen  
Rollendet sich der Kreis:  
Erst auf dem Tisch des Reichen,  
Der zu bezahlen weiß.

So wird zur Menschenhabe  
Und dient dem Wucher nur  
Selbst Deine freiste Gabe,  
O liebende Natur.

Ein anderer Beitrag: „Der uninteressante Fall. Eine Szene aus dem Epitale,“ geißelt die Herzlosigkeit der Ärzte. „Ach was, ein ganz uninteressanter Fall, eine ganz gemeine Hirnblutung, langweiliges Zeug. Ist übrigens schon heute früh gestorben.“ Und der Knabe steht dabei und sie sprechen von seiner Mutter.

Ich blätterte weiter und fand einen Arbeiterbeitrag: „Die Brüder“, eine Erzählung in zwei Theilen. Der erste heißt: „Ins Auge,“ der zweite: „Ins Herz“. Zwei Brüder, der eine passiv und brav, der andere aktiv und böse. Im ersten Theil spielen die Brüder die Apfelszene aus dem Tell und der Böse schießt dem Braven ein Auge aus. Zweiter Theil: der Brave wird Sozialdemokrat, der Böse wird Gendarm und erschießt seinen Bruder. (Ins Herz!) Der Gendarm erhält eine Auszeichnung und kommt nach Hause, um die Mutter zu besuchen, die krank darnieder liegt. Prahlend berichtet er, er habe die Auszeichnung erhalten, weil er Einen von dem rebellischen Arbeitergesindel niedergeschlagen habe. Da reißt ihm der Vater das Kreuz von der Brust und wirft es ihm ins Gesicht; „Brudermörder!“ leucht er, dann bricht er tot zusammen, und als der Sohn an das dürftige Bett tritt, ist auch die Mutter gestorben. Die Darstellung ist nicht ungewandt, aber grell und plump; skrupellos schaltet sie mit äußerer Wahrscheinlichkeit und innerer Wahrheit.

Aber Das ist noch nicht der Trumpf. Diesen hat die Herausgeberin gleich mit der ersten Karte ausgespielt. „Wer zuerst zornig wird“ (aus dem Dänischen übersezt von J. C. Boestion) heißt der Beitrag, der das Buch eröffnet, und besonders dieses ersten Beitrages wegen schreibe ich diese Zeilen. Es ist eine Art Märchen. Nun weiß ich wohl, daß uns im Märchen häufig Roheiten des Empfindens begegnen, die dem Kinde, das nur mit dem Stoff beschäftigt ist, nicht auffallen, den Erwachsenen aber auf das Peinlichste berühren. Hier jedoch ist jede Grenze überschritten. Niemals habe ich etwas so Unsinniges, so Empfindendes gelesen, wie dieses Stücklein, das der Proletarierjugend auf den Weihnachtstisch gelegt wird. Ich halte es für unmöglich, daß einer der Führer dieses Buch, das doch als eine Art Parteibuch gelten muß, einmal vor der Veröffentlichung einer Prüfung unterzogen hat, denn ich glaube nicht, daß sie mit diesem Literaturprobbchen einverstanden sein können. Ich will den Inhalt kurz angeben.

Eine arme Familie hat drei Löhne. Der Älteste ist herangewachsen und zieht aus, einen Dienst zu suchen. Er begegnet einem Bergtroll, der einen gar spaßhaften Kontrakt mit ihm schließt, des Wortlauts: Wer von Beiden zuerst zornig wird, Dem soll ein Riemen aus seinem Bauch und ein Riemen aus seinem Rücken geschnitten und auf die Wunden Salz und Pfeffer gestreut werden. Ist ein halbes Jahr fleißiger Arbeit vorbei, so soll der Knecht einen Schffel



Silbergeld erhalten. Durch den hohen Lohn verlockt, geht der Jüngling auf das Anerbieten ein. Er bekommt aber nichts zu essen und der Troll weist den Hungerigen täglich mit teuflischem Hohn auf eine Inschrift hin: Heute giebt's kein Essen, dafür aber morgen. Gar bald wird der Betrogene zornig, vergift die Abrede und der grausame Arbeitgeber vollzieht den spakhhaften Kontrakt. Der Mißhandelte kehrt zu den Eltern zurück, die ihn, da Stellung und Lohn verloren sind, mit Vorwürfen empfangen. Der zweite Bruder aber denkt in seinem Jugendmuth, ihm werde es schon besser gehen; auch er verdingt sich bei dem Bergtroll und auch er kehrt nach wenigen Tagen wund und krank zu den Eltern zurück. Jetzt tritt der Dritte, der dumme Hans, in den Dienst des Bauern; er verlangt kein Essen, aber er spielt ihm jeglichen Schabernack, er verkauft den Roggen und die Schweine, er zerstört Hausrath und Habe, er tötet und zerstückelt das Vieh und der Troll darf nicht böse werden. Und als ihm der Herr aufträgt: „Und den Kleinen mußt Du recht trocken halten und ihn auswendig und inwendig gut rein machen,“ — da erzählt die Geschichte mit dämonischer Behaglichkeit: „Ja, er sollte nun das kleinste Trollkind auswendig und inwendig reinigen und recht trocken halten. Hans trug es zum Brunnentrog und puzte es tüchtig mit einem Scheuerbesen ab; hierauf schnitt er ihm den Bauch auf und machte es auch inwendig ordentlich rein; dann hängte er, was vom Kinde noch übrig war, im Rauchfang zum Trocknen auf. Nun war ja dies Alles recht gut besorgt.“ Der Bauer will den grimmen Gast gern los werden und bietet ihm vollen Lohn, wenn er das Haus verlasse. Der dumme Hans aber geht nicht, er tötet noch das Trollweib, und als der Bauer nun doch zornig wird, vollzieht Hans an ihm den spakhhaften Kontrakt. Er schneidet einen „breiten“ Streifen aus Bauch und Rücken des Besiegten, „dann ging er hinein in die Stube, nahm den Scheffel Silbergeld, den er zu bekommen hatte, und kehrte dann heim zu seinem Vater und zu seiner Mutter und zu seinen beiden Brüdern, und sie wurden nun Alle reiche Leute und hörten nie Etwas von dem Troll, so lange sie lebten“.

Ich kann nicht glauben, daß es den Führern der Partei erwünscht ist, wenn die Proletarierjugend mit so widerlicher Kost gefüttert wird. Ich will ganz davon absehen, das Märchen zu deuten und die aufbringliche Tendenz darzulegen; aber welche Verrohung gehört dazu, um an solchen Fragen Geschmack zu finden. Es ist ja sehr wahrscheinlich, daß dem Beitrag ein altes Märchen zu Grunde liegt, aber dann muß man eben einfach bekennen, daß, was grau vor Alter ist, deswegen noch lange nicht göttlich zu sein braucht und daß für unsere Zeit so finsterner Blödsinn nicht mehr taugt. Mit den Grundsätzen, welche die Antifäbigung des Buches ausspricht, steht die Aufnahme dieses Beitrages in unlösbarem Widerspruch. Nach ihr will das „Buch der Jugend“ ein Werk sein, „das nicht nur den Durst nach Wissen und Unterhaltung stillen soll, sondern nach seinem ganzen Inhalt auch vom Geiste der Liebe und der Freiheit durchtränkt ist, zu der wir unsere Jugend erziehen wollen“. Wären alle Beiträge des Buches im Geiste jenes Märchens gehalten, so würde ich kurzer Hand zu einer Feuerbestattung rathen, denn auch für die Proletarierjugend scheint mir das Beste gerade gut genug.

Eduard Goldbed.



## Berlin-Paris-Petersburg.

**A**ls Berlin neulich wieder mit Abgaben hervortrat und politische Gründe dafür nicht zu erblicken waren, blieben Berichte über Zahlungsverlegenheiten nicht aus. In Wirklichkeit ist aber Berlin als Börse weniger geschädigt als London, Paris und Wien. Denn wenn auch die Kundschaft unserer Reichshauptstadt sehr stark geblutet hat, so konnte sich doch die lokale Spekulation selbst einigermaßen — für die plöthlich gegebenen Verhältnisse sogar gut — aufrecht halten. Das, was man Börse nennt, hängt mehr von der Spekulation im Markte ab als von der Durchlaufsziffer der Bankkundschaft. Ob es volkwirtschaftlich besser ist, wenn der Makler Meyer aus Berlin oder der Rentier Schulze aus der Provinz sein Geld verliert: diese Frage steht auf einem anderen Blatte geschrieben; für die Kraft des Tagesgeschäftes ist das Unterliegen des Herrn Schulze jedenfalls leichter erträglich. Außerdem büßen ja jene Kunden (ein solider Name für etwas ziemlich Unsolides!) nichts durch die Makler ein, sondern durch die Kommissionfirmen, die sich in Wien förmlich aufgebrängt haben, zu denen aber unsere Provinz als Unschuld vom Lande aus Eigenem zu kommen pflegt. Die Verkäufe vom Schwarzen Sonnabend, deren plöthlicher Ursache noch immer vergebens nachgeforscht wird, erfolgten sicher zumeist nur für die Kundschaft. Da nun die lokale Spekulation Berlins für solche Hochfluthen kein hinreichendes Bassin zu bilden vermochte, wurde wohl ein düsterer Anschein erweckt; nach und nach stellte es sich jedoch auf diesem schwer zu übersehenden Felde heraus, daß die berliner Börse nicht allzu viel gelitten hatte. Es liegt auch keineswegs im Wesen Berlins, nach einer Richtung bis ins Neueste zu gehen, wie es z. B. Paris mit seinen ohne Vergleich reicheren Mitteln und seiner deshalb übertriebenen Zuversicht wieder einmal gethan hatte.

An der pariser Börse sind offiziell nur wenige Coulißenhäuser ausgeldscht worden; aber wenn die übrigen noch etwas Licht von sich geben, so ist es das von faulendem Holz. Wer Paris kennt, spricht fast von der ganzen Couliße wie von einer Trümmerstätte; das Schlimmste ist dabei: die Leute trauen einander selbst nicht mehr. Die Engagements in Minenaktien sind in folgerechter Auflösung, Nutzen stecken nur noch die zahlreichen Truistgesellschaften ein, während die „Großen“ die ihnen genehmen Shares später langsam und billig aufzukaufen belieben. Natürlich darf man dann aus solchen Dingen nicht einfache Rechengempel machen und z. B. den Rückgang der Randmines von 45 auf 24 Pfund Sterling ruhig mit dem Aktienkapital multiplizieren. Das wären Verluste aus Wollenkukusheim. In Wirklichkeit brücken die Kurse doch immer nur die Spitzen einer Preisbewegung aus und zeigen, zu welchen Notirungen nicht allzu große Posten regelmäßig zu kaufen und zu verkaufen wären. Das ist bei preußischen Konsols wie bei Randmines der Fall. Dabei ist es nur gut, daß nicht, wie immer ausgesprengt wurde, das reiche Frankreich hinter seiner Börse stand, sondern, wie sich jetzt immer mehr und mehr herausstellt, nur das sogenannte Tout Paris, die Armenier in Konstantinopel, die Belgier, die mit ihrer

Richtzahlung diesmal förmlich einen Sport treiben, und endlich die bekannte Spekulation selbst. Was gehalten wurde, ist so nicht auf einmal gestorben, sondern wird sich langsam verbluten. Zuerst prolongiren die Betroffenen; nach zwei oder drei Liquidationen, die ihre Hoffnung auf eine Wiederkehr besserer Zustände unerfüllt ließen, geht ihnen die Baarschaft zu Zuschüssen aus: dann müssen sie, um in ihrer Art ehrlich zu bleiben, endlich realisiren, — und diese Verkäufe drücken dann auf den Kurs. So ist der Faden beschaffen, der jetzt am Minenmarkte beständig abgesponnen wird, und man nimmt daher neuerdings noch weitere Rückgänge in Aussicht. Denn es ist nie dabei zu vergessen, daß Türken und Russen halbjährlich einen Coupon bezahlen, aber sehr viele Goldminen Dies noch unterlassen. Sind jene Rückgänge dann abgeschlossen, so tritt Versumpfung ein. Unterdessen arbeitet und studirt man im Transvaal weiter und in dem Maße, wie die Goldresultate sich mehren, kaufen auch die „Großen“, die natürlich ihren alten Besitz keinen Augenblick verringert hatten. Nach ein oder zwei Jahren kann dann ein neuer boom losgehen, aber nicht als „reiner“ Schwindel, sondern als die arge oder vielleicht nur zu frühe Uebertreibung der sicheren Gewähr eines aussichtsvollen Geschäftes.

Die Pariser haben eben früher keine Zeichen beachtet. Als die französisch-chinesische Anleihe, die ja wie eine russische behandelt wurde, zwei Prozent Prämie stand, verhinderte diese Heuchelei keineswegs, daß die Obligationen nicht anzubringen waren. Von diesem Augenblick an begann man in Berlin, und zwar an der Börse, stutzig zu werden; man war bestrebt, aus seinen Cassenpositionen herauszukommen oder womöglich sich zu „drehen“. In Paris aber, wo das Memento am Nächsten zu lesen war, stürmte man weiter nach oben. Den Ausschlag mußten natürlich die türkischen Papiere geben, die von der pariser Coullisse so hoch getrieben wurden, daß aus Deutschland gleichsam das letzte Stück hinüberwanderte. Auf diese Weise bestand bald, genau wie bei Russen, auch für Turbanwerthe nur ein einziger Markt, — und in einem Binnenmeer rast bekanntlich ein Orkan ärger als auf offenem Ozean. Außerdem ist der Minenmarkt schließlich etwas Gefundes, während, wenn die Türken einmal auf fünf Prozent fallen sollten, sie nicht leicht wieder aufkommen. Dann wäre aber auch der kleine Mann in Frankreich wirklich schwer geschädigt und man könnte die pariser Börse für ein paar Jahre so ziemlich austreichen. Für eine ottomanische Finanzreorganisation zu wirken, hätte England gar kein Interesse, Deutschland ein nur sehr geringes und ein einzelner Staat könnte da überhaupt nur sehr schwer interveniren. Bleibt aber dieses Ungemach der französischen Kapitalistenwelt erspart, so wird die pariser Börse eine führende Rolle spielen, trotz ihrer inneren Schwäche. Sie hat dazu die Organisation, die Kraft und das Talent. Uebrigens hat heute, wo die Türken wieder heruntergehen, bereits London Kaufneigungen offenbart, und wenn die Russen noch ein paar Prozent fallen, werden auch unsere Kapitalisten wieder an neue Käufe zu denken anfangen.

In Berlin werden von französischer Seite  $3\frac{1}{2}$  procentige Russen seit Wochen angeboten, natürlich nur den Banken, in großen Posten und zu billigen Kursen; und bei uns spielt die Zinsfrage eine sehr bedeutende Rolle. Wenn also unsere großen Institute ein Publikum für diese Papiere sehen, werden sie schon gehörige Posten davon rechtzeitig einkaufen. Man bedenke nur, wie sich

unsere Geldverhältnisse seit der Austreibung der Russen im Jahre 1887 verändert haben. Wie niedrig standen damals noch unsere Konsols und welche unerwartete Entwicklung haben sie seitdem genommen. Sobald nun der deutsche Sparer vor seinen hohen Staatspapieren zaubernd stehen bleibt, wird er vielleicht beweglich, falls ehemals von ihm verlassene Werthe wieder niedriger werden. Herr Witte sieht es natürlich lieber, daß wir ihm seine neuen Anleihen abnehmen, und seine Absicht, uns Lust zu machen, wird durch die Ueberführung eines Theiles der russischen Guthaben von London nach Berlin genugsam illustriert. Ungeheure Summen sind schließlich an der Börse gar nicht nöthig, so daß Geld wohl dadurch bei uns billiger werden kann. Lange genug konnte man in London Ultimogeld zu  $\frac{1}{2}$  Prozent haben, das in Berlin 5 Prozent kostete. Dieser große Unterschied hatte wohl mit russischen Guthaben kaum Etwas zu thun; allein Herr Witte ist doch in der Lage, den Satz bei uns flüssiger zu gestalten. Am Besten wäre es freilich, wenn Deutschlands Anlagemarkt bei seinen bisherigen politischen Gesichtspunkten bliebe. In diesem Sinne ist es bei Weitem weniger wichtig, daß wir keine russischen Papiere haben, als daß die Franzosen sie sämmtlich haben, also für den Ernstfall mit ihnen eingeschlossen sind. Auf Jahre hinaus ist die wichtigste Aufgabe der Zarenpolitik die sibirische Bahn, deren wirthschaftliche und militärische Vortheile so ungeheuer sind, daß die nöthigen Milliarden aufgebracht werden müssen, und man kommt daher von Petersburg aus jedem Staate entgegen, mit dessen Kapital sich in dieser Beziehung reben läßt. Der französische Geldmarkt kann nicht mehr; jetzt bleibt nur der deutsche übrig. Es scheint aber, als ob unsere Regierung diese Verlegenheit des Herrn Witte, die für schärfere Blicke bereits seit Monaten zu bemerken war, nicht klar erkennt; denn der thatächlich Verlegene spielt noch immer den Herrn der Situation, während unsere Haltung — bitte nur auf Ostasien zu achten — auf ein eifriges Entgegenkommen hindeutet. Man soll sich aber auch vor Einseitigkeit hüten und zugeben, daß wir unserer Industrie neue weite Arbeitsfelder schaffen könnten. Allerdings bleibt zu erwägen, daß man bei einem so riesenhaften Bahnunternehmen ohne unsere Industrie kaum auskommen kann und daß wir deshalb für die Betheiligung nicht mit Kapitalanlagen unseren Dank abzustatten brauchen. So weit die Dinge bisher übersehbar sind, sucht Herr Witte zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: er bezieht nicht allein unser Geld, sondern erweitert auch wieder seinen bisher engumgrenzten Markt. Es wäre also unter allen Umständen wichtig, zu erfahren, welche Stellung unsere Regierung zu dieser Verschmelzung von Politik und Finanz einnimmt und ob sie den chinesischen Hafen, den sie wünscht, nur durch Rußlands Freundschaft zu erlangen glaubt. Dieses neue Helgoland könnte dann eines Tages eine Rolle spielen, von der sich bisher unser Volk nichts träumen ließ. Gewiß kommt die chinesische Anleihe nicht so rasch, wie unsere Banken erwartet hatten. Von Berlin nach Peking verhandelt es sich schwer, besonders wenn die Couriere dabei über die gefrorene Rewa müssen.

Pluto.



## Mädchenlektüre.

Die wunderlichsten Sachen sind in neuerer Zeit vor Gericht gebracht worden: von Darwinismus und Haecelismus bis zur naturalistischen Dichtung. Ganz kürzlich waren es dann die Geheimnisse unserer Mädchenlektüre, die herhalten mußten. Ein Mädchenschulmeister aus Ostpreußen, Albrecht Goerth, hatte in einem Buche über „Erziehung und Ausbildung der Mädchen“ die ganze Schale seines Zornes über eine Anzahl moderner Mädchenschriftstellerinnen ausgegossen. Alles denkbar Böse wurde ihnen nachgesagt. Sie trügen eine Hauptschuld an der Verbildung unserer heranreisenden Weiblichkeit. Die also Begossenen aber fanden gewisse Aussprüche des zornigen Direktors denn doch zu unparlamentarisch und klagten. Den Verlauf der Tragödie brauche ich hier nicht zu erzählen. Aber die Sache giebt doch zu mancherlei Gedanken Anlaß. Goerths Buch ist trotz seiner überflüssigen Grobheit des Ausdrucks im Ganzen jedenfalls eine ernst gemeinte und ehrliche Arbeit. An vielen Stellen begegnet man gern einem Pädagogen, der durch die Praxis nicht verändert ist, sondern versucht hat, fortzuschreiten, und der sich in wichtigen Dingen thatsächlich zur gesunden Auffassung durchgearbeitet hat. In anderen Punkten ist der selbe Mann allerdings noch rettungslos im alten Sumpf stecken geblieben, so daß seine Arbeit einen Januskopf aus Freiheit und Philisterei zeigt, der einen völlig reinen Genuß nicht aufkommen läßt. Doch liegt es nicht in meiner Absicht, hier eine Kritik des ganzen Buches zu liefern. Ich möchte anknüpfen an den inkriminirten Exkurs über Mädchenlektüre, in dem allerdings gerade die Schwächen und Unvollkommenheiten des Ganzen besonders scharf hervortreten, während die bedeutenden Vorzüge anderer Kapitel nicht sichtbar werden. Daß die Erzählungen für Mädchen, die Goerth angreift, in der That zum größten Theil äußerst mäßige Waare sind, kann ich nicht bestreiten und ich glaube, daß die meisten erwachsenen Leserinnen zwar den persönlichen Vorwurf, als seien diese Jugendbücher mala fide zur Verbreitung unmoralischer Lebensanschauungen geschrieben, zurückweisen, mir im Uebrigen aber Recht geben werden.

Wenn man zugiebt, daß unter den Büchern — und zwar den in erster Linie in Betracht kommenden zahllosen Romanen —, die heute als Mädchenlektüre auf den Markt gebracht und fast durchweg von Frauen geschrieben werden, eine Menge minderwerthiger Waare sich befindet, so darf man zunächst Eins wohl nicht unterschätzen. Der schwerste Vorwurf, der gegen diese Erzählungen erhoben wird, bleibt immer der, daß der böse Schlenbrian in der konventionellen Ausbildung und in den konventionellen Hoffnungen und Erwartungen unserer Dugendmädchen hier noch künstlich durch ideales Luftfarben unterstützt und verherrlicht werde. An sich ist Das richtig. Eine große Menge dieser Bücher wird nicht „über den Parteien“ geschrieben, sondern mitten im dicksten Staub. Die Verschrobenheiten und jammervollen Gefinnungen, die unsere Gesellschaft in der unglücklichen Konfusion der Dinge, wie sie nun einmal noch besteht, auf diesem Gebiete täglich unter unseren Augen groß zieht, werden slavisch treu wiedergegeben, ohne daß ihre Verkehrtheit durchschaut wäre. In der Art, wie das Bestehende nach der schlechtesten Seite „idealisiert“, d. h. übertrieben wird, äußert sich diese traurige Ohnmacht vollends in ihrer ganzen Schwäche. Aber man

darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß nun die schlechten und konventionellen Mädchenromane die Schuld an dem Fortdauern oder gar an der Existenz der gesellschaftlichen Verfehrtheiten trügen. Die selben verrotteten Zustände, die täglich so und so viele prächtig veranlagte Mädchen zu koketten, sentimentalcn und geistig unbrauchbaren Geschöpfen gewaltsam umformen — durch systematische Versperrung aller höheren Entwicklungsmöglichkeiten —, die selben Zustände schaffen auch die typischen Vertreterinnen jener Romanfabrikation als eine ganz nothwendige Folgeerscheinung. Daß von diesen aus — eben durch ihre Produktion — wieder eine geistige Rückwirkung ausgeht, ist klar, aber Das ist eben im alten Sinne der „Lohn der bösen That“. Mindestens läßt sich zu ihrer Entschuldigung noch vorbringen, daß sie ja nichts Neues oder doch so gut wie nichts hinzuthun. Ob Das, was die Gesellschaft täglich und stündlich predigt, ja sogar mit Machtmitteln dem armen Mädchen unmittelbar aufdrängt, auch noch durch die papierene Stimme von ein paar hundert Romanen gepredigt wird, macht wahrhaftig nicht allzu viel aus. So wenig es helfen würde, ein einzelnes Modeopfer moderner Frauenerziehung als Scheusal, das „angefangen hat“, an den Pranger zu stellen, so wenig hilft die einzelne Philippika gegen die schlechten Frauenromane, da sie nicht die wirkliche Ursache, sondern auch eben nur eine unglückliche Folgeerscheinung trifft. Ich bin wahrlich der Letzte, der die große, überaus ernste und beherzigenswerthe Rolle leugnen möchte, die die Dichtung im Leben spielt, — selbst die relativ mittelmäßige Dichtung, die doch oft für große Kreise noch als reine Dichtung wirkt. Aber so liegen die Sachen denn doch nicht, daß die Dichtung die Wirklichkeit schafft, in jenem groben Sinne schafft. In großen Uebergangszeiten scheint es zwar bisweilen, als sei es die Dichtung, die direkt das Signal zum Umschwung giebt. Das äußere „Signal“ mag sie auch wirklich dabei geben. Aber sobald man das Wort tiefer faßt, ist keine Rede mehr davon und immer wird man die „Dinge“ als das Treibende finden und die Dichtung als eine Blüthe erst des schwellenden Aftes.

Ich sehe an sich gar nicht ein, weshalb so und so viele Frauen, die Lust zum Fabuliren verspüren und eine wirthschaftliche Versorgung brauchen, nicht ihre Romane schreiben und unterbringen sollen. Daß ihre dichterische Begabung vielfach verzweifelt mäßig ist, ist sehr mißlich. Aber daß allgemein ihr Grundstandpunkt ein so kornirter, ja gefährlicher ist, daran sind sie am Wenigsten schuld, — denn ihr Bildungsgang war eben auch der moderne, konventionelle, ihre Schule war das „Leben“, d. h. das Leben innerhalb unserer konventionellen Gesellschaft. An diese Art von Bildung, dieses „Leben“, müssen wir die Art anlegen, nur dann kommen wir vorwärts.

Schwerlich allerdings werden wir im praktischen Leben zu segensreichen Fortschritten gelangen, wenn wir als eine der schlimmsten und bekämpfenswerthesten Kinderkrankheiten junger Mädchen die „Lesewuth“ ansehen. Es giebt wenige Worte auf pädagogischem Gebiet, mit denen so viel Unfug getrieben wird wie mit diesem. Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, mich an spätere Gespräche mit Schulmännern erinnere: immer klingt mir die „Lesewuth“ in den Ohren. Immer wieder ist es da gepredigt worden: so und so viele Schüler und Schülerinnen gehen an „angeborener Trägheit“, an „Unsittheit“ — und was sonst noch Alles geglaubt wird — zu Grunde; aber ein großer Prozentsatz Solcher kommt

auch hinzu, die durch „Lesen“ verkommen und so den „Schulzweck nicht erreichen“. Auf der anderen Seite weiß ich von mir und einer ganzen Reihe Anderer, die mehr oder minder ähnliche Entwicklungsgänge durchgemacht haben, daß sie den eigentlichen Grund intellektueller Bildung, auf dem sie im späteren Leben stehen konnten, nicht dem Iebernen, zum Theil völlig werthlosen Material der Schule, sondern fast ausschließlich dem „Lesen“, der freiwilligen Lektüre zu Hause verdanken. Bei Mitschülern und Altersgenossen, die wir beobachten konnten, fiel die Scheidegrenze zwischen den blöden Elementen und den entwicklungsfähigen ausnahmslos mit der Trennung in „lesende“ und „nicht lesende“ zusammen. Die stärkere Befähigung für den deutschen Aufsatz war durchaus ein Produkt dieses häuslichen Lesens, niemals etwa der „deutschen Stunden“ auf der Schule. Das gesteigerte, wirklich von innen herauskommende Interesse an Geschichte, Länder- und Völkerkunde und Naturgeschichte, das sich bei Vielen von uns allmählich einstellte, um nachher eine der werthvollsten Glücksquellen des Lebens zu werden, verdankten wir der „Lesewuth“, — geradezu im schärfsten Kampfe mit der absolut geisttödenden Behandlung dieser Gebiete auf der Schule. Dabei ist natürlich nicht an die Lektüre wissenschaftlicher Werke zu denken.

Die Bücher waren, wenn ich sie jetzt wieder anschau, zum Theil hochgradig mittelmäßig und vielfach mußte die Masse des Gelesenen, die auf vieles ganz Minderwerthige doch immer wieder einen Treffer setzte, retten. Und doch, — welcher Gewinn! Dichterisch ganz schwachen und selbst im Geschichtlichen bedenklich aufgefärbten historischen Romanen danke ich noch heute nachhaltige Bilder, während ich die im Schulunterricht eingebrannten Jahreszahlen meist ganz vergessen habe; und damals, wo es galt, überhaupt den ersten Sinn für das Leben der Vergangenheit zu wecken, war der Gewinn, den diese Bücher brachten, sogar ein ganz unberechenbar großer. Wenn für diese „freie“ Lektüre die Mußstunden jenseits der Schule benützt werden mußten, die (bei dem leidigen ungesundem Sitzzwang der Schulstunden) an sich gewiß besser zum Turnen und zu körperlichen Spielen angewendet worden wären, so war Das allerdings mißlich. Die Lösung wäre, entweder die Schulstunden einzuschränken zu Gunsten des als voll berechtigt anerkannten privaten Lesens oder ein gut Theil des Lesens in die Schule hinüberzunehmen. Ich bin, obwohl sich die Details in unsere heutigen vertrackten Schulpläne natürlich nicht hineinbuchstabiren lassen, persönlich der Meinung, daß große Gebiete des Schulunterrichtes, z. B. nahezu die ganze Geschichte und Geographie, Haupttheile der Naturkunde und manches Andere, so gut wie vollkommen auf Lesen oder Vorlesen spannender geschichtlicher Erzählungen, Reisebeschreibungen u. s. w. aufgebaut werden könnten. Der mnemotechnische Werth des „Spannenden“, der logisch ineinander greifenden Handlung, durch den wir einen Roman oft selbst nach einmaligem flüchtigen Lesen für den ganzen Rest des Lebens in allen wichtigen Umrißzügen im Gedächtniß behalten, während wir ganz wörtlich auswendig gelernte Geschichtstabellen schon nach relativ kurzer Zeit zu vergessen pflegen, — dieser unschätzbare Faktor ist den meisten Pädagogen vollkommen unbekannt und Alles, was über die leberne Tabelle hinausgeht und jenen glücklichen Boden berührt, ist ihnen einfach „Mortua“.

Es ist nicht ein Unglück, sondern eine äußerst erfreuliche und bedeutame Thatfache, daß die „Lesewuth“ sich bei heranblühenden Mädchen fast noch stärker

einstellt als bei den Knaben. Ein gewisses Unglück liegt heutzutage höchstens in einem Begleitumstande, der schon bei der Knabenlektüre hervortritt, bei der Mädchenlektüre aber noch viel sichtbarer sich in den Vordergrund drängt. An Jugendschriften brauchbarer Art für Knaben ist heute bereits ein ziemlich solider Stamm da, wobei ich hauptsächlich an Alles denke, was geschichtliche, geographische, naturgeschichtliche Kenntnisse und Anregungen in mehr oder minder dichterischer, erzählender Einkleidung vermittelt, während ich eine starke Skepsis empfinde gegenüber allen jenen schärfer nach Schule schmedenden „Charakterbildern“, „Bildern aus Länder- und Völkerkunde“, „Naturstudien“ u. s. w., deren Philisterei mir wenigstens in jungen Jahren durchweg ein Gräuvel war, obwohl solche Sachen noch am Ehesten von der Schule selbst geduldet und zum Lesen ausgeliehen wurden. Eine ganze Fülle unbedingte ausgezeichnete Bücher jener guten Art sind in den großen Jugendverlagen, von denen man ja nur Spamer zu nennen braucht, erschienen und haben allmählich wenigstens auf dem Gebiet der Knabenlektüre einen vortrefflichen Ersatz für gewisse ältere, nicht belehrende und belebende, sondern blos greisenhaft moralisirende Produkte angebahnt. Aber diese Bücher kommen leider aus äußeren Gründen lange noch nicht genug in Umlauf. Der Vater meint selbst in unseren wohlhabenderen Durchschnittsfamilien reichlich sein Theil geleistet zu haben, wenn er zu Weihnachten zwei oder drei Bücher der Art für relativ viel Geld (zu theuer sind die Sachen ja, wie alle unsere Bücher, immer noch!) in die Familie bringt. Das genügt aber dem Leseseifer wie ein Tropfen dem heißen Stein. Auf der Suche nach mehr Stoff wird durch Leihen alles Mögliche von den Jungen selbst herangeholt, — und hier nun oft genug allerdings sehr Werthloses, das billige und schlechte Verlegerspekulation haufenweise herumstreut oder das seiner ganzen Schreibart nach nie für die Jugend berechnet war. So lange nun die Schule grundsätzlich Opposition gegen die „Lesewuth“ macht, kann sie hier gar nicht helfen. Die meisten Eltern aber sind entweder materiell nicht in der Lage, einzugreifen, oder (was nahezu die Regel ist) sie wissen auf dem literarischen Gebiet eben so wenig Bescheid über Jugenblektüre wie über die Wahl ihrer eigenen Lektüre: sie halten Weihnachten für die vorausbestimmte Literaturzeit, wo man ein Buch kauft, d. h. vom Sortimentler sich gläubig zu stecken läßt, während für den Rest des Jahres die Leihbibliothek mit ihren problematischen Sachen herhält. Bei den Mädchen aber liegen die Dinge noch viel schlimmer. Brauchbare Mädchenlektüre giebt es noch so gut wie gar nicht. Das Bessere, was vorhanden ist, richtet sich zwar pro forma meist an die Jugend „beiderlei Geschlechtes“. In Wahrheit genügt die oberflächlichste Statistik, um aus der Masse der Mord- und Blutgeschichten, der Kampfjagen, Ueberfälle, Hinrichtungen, der Jagdabenteuer u. s. w. zu zeigen, wie wenig dabei an Mädchen und ihre berechnete Eigenart gedacht ist. Nahezu die ganze Jugendliteratur auch der besseren Sorte müßte für Mädchen mindestens umgeschrieben werden. Ich gestehe dabei übrigens gern, daß ein solches Umschreiben zu Ungunsten der Säbeleffekte und des allgemeinen Blutwagens rückwirkend das ganze Niveau der Jugenblektüre noch energischer heben könnte. Denn wenn ich behaupte, daß die Spannung durch dichterisch belebte Handlung ein sehr wichtiges Hilfsmoment der Bildung in jungen Jahren sei, so glaube ich



doch, daß solche Spannung erreicht werden kann mit einem sehr viel geringeren Maß kriegerischen Lärmes und Kugelhauers, als es in neun Zehnteln selbst der besseren Jugendliteratur von heute geschieht. Auf alle Fälle aber kann man, so lange auf dem ganzen Gebiet der Mädchensektüre überhaupt der schreiendste Mangel herrscht, nicht einfach gegen jene schwache Pseudoliteratur lospoltern, als wenn hier die Ursache des Uebels läge. Daß auf einem Felde, für das schlechterdings nichts geschieht, Unkraut wuchert, ist klar. Die Gewaltherrschaft eines Schulmeisters aber, der das Lesen in den Reihen seiner Zöglinge mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte, sobald es irgendwie als „Bergnügen“ getrieben wird und nicht als saure „Arbeit“, — sie scheint mir hundertmal bedrohlicher als die ganze Perzentücke selbst unserer unfähigsten modernen Schriftstellerinnen.

Wilhelm Bölsche.

## Bücherliste.

Die Bitte, die Leser der „Zukunft“ möchten zu Weihnachten Bücher empfehlen, die sie für lesenswerth halten, hat Gehör gefunden. Hier die Liste: Udenbergs „Buddha“; Kingsleys „Römer und Germanen“; Cornills „Israelitischer Prophetismus“; Renans „Geschichte Israels“ und „Marc Aurel“; Zur Bäueralichen Glaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landgeistlichen; Rindfleischs „Feldbriefe“; Eternes „Werben und Vernehen“; Haedels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“; Schaeffles „Deutsche Kern- und Zeitfragen“; Hagels „Völkertunde; Ricarda Buch: „Erinnerungen von Ludolf Ursken dem Jüngeren“; die Gesammelten Werke von Gottfried Keller und Friedrich Nießsche; Langes „Geschichte des Materialismus“; „Volksdienst“ von einem Sozialaristokraten; zwei sorgfältig redigirte und billige Ausgaben der Akten Bismarcks: eine von Philipp Stein (bei Reclam), die andere von Hans Kraemer (bei Otto Hendel); „Unser Bismarck“, das Prachtwerk von Allers und Kraemer; Paulsens „System der Ethik“; Wundts „Grundzüge der Physiologischen Psychologie“; Laines „Entstehung des modernen Frankreich“; Bälows „Drei Jahre im Lande des Hendrik Witboi“; Jacobsens „Reise in die Inselwelt des Bando-Meeress“; Jordans „Erfüllung des Christenthumes“; Heinemanns „Goethe“; Meyers „Hundert Jahre konservativer Politik und Literatur“; Mühlbachers „Deutsche Geschichte unter den Karolingern“; „Goethes Sonettenkranz“ von Runo Fischer; „Das edle Blut“ und „Claudias Garten“ von Wildenbruch; „Im blauen Hecht“ von Georg Ebers; drei kleine Gedichtbücher: Woermanns „Deutsche Herzen“, „Lieder“ von Tin von Zedlitz, „Wegerich“, Lose Blätter von Josef Grünstein; Bergs „Zwischen zwei Jahrhunderten“; Mauthners „Xanthippe“ und „Kraft“; Wilhings „Metternich und Bismarck“; Albertis „Fahrende Frau“; Roseggers „Waldbogel“. Ich nenne noch: „Zur Beleuchtung der sozialen Lage“ von Hobbertus; Treichsches „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“; Fontanes drei Meisterromane „Irrungen, Wirrungen“, „Frau Jenny Treibel“ und „Effi Briest“ und abermals die nie genug zu rühmende „Deutsche Geschichte“ von Karl Lamprecht. Nun haben die Leser die Wahl: und wenn sie mit einem der gewählten Bücher unzufrieden sein sollten, mögen sie nicht vergessen, daß die Empfehlung bestimmt war, ihnen eine fröhliche Weihnacht zu schaffen.



Berlin, den 28. Dezember 1895.

1896.

In einer felsigen Höhle des Kreuzberges haust eine weise Sibylle. Sie ist alt, beinahe alt genug, um in den Staatsdienst eintreten und die Geschicke eines bedrängten Volkes mit starker Hand leiten zu können. Sie hat lange unter dem Apollotempel bei Kumae gewohnt und den beförmlichen Ubanerwein getrunken und ist dann, als Marses ihre Felsenwohnung zerstört hatte, in die Mark Brandenburg ausgewandert, weil sie mit ahnendem Sinn in der Sandbüchse früh die providentielle Heilstätte erkannte. Im Kreuzberg hat sie sich recht nett eingerichtet und sich so gut in die Zeit geschickt, wie mans kaum von einer Dame erwarten sollte, die noch mit Tarquinius Superbus verkehrt und im acherusischen See gebadet hat. Ihre Wohnung ist im Sommer angenehm kühl, denn der Wasserfall des Victoriaparkes rauscht darüber hin, und im Winter mit ein paar Prestkohlen rasch behaglich erwärmt. Hübsche Möbel, die in Ausverkäufen billig erstanden wurden, Zimmerschmuck von Wertheim, unter Glas Autographen von Sueton und Dio Cassius, daneben Photographien der berühmtesten Imperatoren. Die Fenster vermisst man zuerst, bald aber gewöhnt man sich an das milde Leuchten der zierlichen Auerstrümpfchen. Vom Geschäft hat die weise Frau, die natürlich mit Gas kocht, mit Lust wäscht und Kneippkaffee trinkt, sich längst zurückgezogen, weil sies nicht mehr nöthig hat, und sie denkt mit bangem Entsetzen der Zeit, wo sie verdammt war, in endlosen Sprechstunden jedem albernen Wanderer die Zukunft zu künden. Einmal aber in jedem Jahr kommt die alte Prophetenstimmung doch über sie: wenn die Weihnacht dämmert. Ist's noch

immer das beklemmende Vorgefühl der Schicksalsstunde, da in Nazara der römischen Herrlichkeit der Vernichter geboren ward? Ist's, wie du Prel behauptet, die odische Ausströmung der Tannenbäume, die bis ins Innerste des Kreuzberges dringt und die alte Dame wieder hellfichtig macht? Ich weiß es nicht; wer aber das Lösungswort kennt, Der kann in der stillen Nacht Weissagungen hören, ohne dabei Kaffeesatz riechen zu müssen. Und weil die gefälschten Depeschen über die Stimmung in England und Amerika mir keine Freude bereiteten, weil die Erörterung der angeblichen Feigheit des deutschen Bürgerthumes gar zu verfänglich ist und weil ich wenigstens in der Weihnacht nicht der leidigen Wahrheit gedenken mochte, daß Herr Bebel abermals alle Vertreter und Hüter des deutschen Volkes mausetot geschlagen hatte: deshalb machte ich mich, während ringsum aus den Fenstern die brennenden Bäumchen grüßten, auf den Weg nach dem Kreuzberg und will nun berichten, was die weise Sibylle über das kommende Jahr zu raunen und räthseln wußte.

\* \* \*

Das Jahr 1896 wird von dem Jahr 1895 sich nicht wesentlich unterscheiden. Es wird politisch unfruchtbar sein, aber mit Festen, Prozessen und Pleiten die Schaulust und die Slandalsucht der Menge wonnesam figeln. Sehr viele Feste, mit Toasten, Tischreden und lautem Hurrahrufen. Dazwischen ein ganz besonders großartiges Fest, ein Höhepunkt der Geburtstagsstimmung. Dieses Fest wird vielleicht die Einführung des grauen Mantels oder des Bürgerlichen Gesetzbuches verherrlichen, vielleicht auch die berliner Gewerbeausstellung oder das zehnjährige Jubiläum der Rettung des Herrn von Voetticher. Einerlei: es wird wundervoll sein und mindestens sechs Wochen lang die deutsche Welt mit frohem Getöse erfüllen. Das Spreebett wird dazu so vertieft werden, daß große Gefechtskörper bis nach Treptow fahren können. Die gesammte Mannschaft wird in Cheruskertocht erscheinen und an der Stelle des Eierhäuschens wird sich ein römisches Kastell erheben, wo die Vertreter der Presse auf Staatskosten einen ganzen Monat getränkt und gefüttert werden, auf daß die patriotische Begeisterung nicht ermatte. Der letzte Tag wird einen Sturm auf Alt-Berlin und auf die Straße von Kairo bringen, die versammelten Bundesfürsten und Würdenträger werden von hängenden Gärten auf das schöne Schauspiel

herniederblicken, der bunte Wechsel von altgermanischen, arabischen und mittelalterlichen Trachten wird sehr anregend sein und zum Schluß wird ein internationales Ballet der Schmierfinken, die eine tanzende Riesenseltflasche vergebens umbuhlen, die Betrachter entzücken. Ein paar Tage später werden den würdigsten Schwarzkünstlern rothe Orden verliehen werden und der gute Bürger wird freudig lesen, daß wir endlich eine Regierung haben, die den Werth der Volkserziehung durch Morgen- und Abendausgaben zu schätzen weiß, und daß nur neidische Mörgler noch behaupten können, das Ansehen des Deutschen Reiches habe jemals in hellerem Glanz als heute gestrahlt. Bis man merkt, daß der graue Mantel unpraktisch und das Bürgerliche Gesetzbuch antisozial ist, daß die Gewerbeausstellung mit einem Defizit abschließt und die Rettung des Herrn von Voetticher kaum eine nationale Wohlthat war, werden die Vorbereitungen zu einem neuen Fest — Kostümeisball zwischen eingefrorenen Panzerkreuzern — glücklich beendet sein.

Die Pausen werden durch Prozesse ausgefüllt werden: Prozesse gegen sozialdemokratische Vertrauensmänner, Parteiführer und Zeitungsschreiber. Die Strafen werden den wegen schweren Diebstahls und fahrlässiger Tötung verhängten nahe und näher kommen und jede Verurtheilung wird im trauten Kreise der Ordnungsfreunde mit Triumphgeheul begrüßt werden, weil es die Liebe zum Vaterlande mächtig steigern muß, wenn ein paar Duzend Leute ein paar Monate lang ihre Zelle scheuern und Kumpfutsch essen müssen. Herr Liebknecht wird aus Plöyensee die Kunde nach Berlin gelangen lassen, daß er starkes Nasenbluten gehabt hat, und der Vorwärts wird die gute Gelegenheit benutzen, um zu einer Nationalspende für das siebenzigjährige Opfer des Septemberkurses aufzurufen. Schließlich wird der Redakteur eines christlich-sozialen Blattes mit Hilfe des dolus eventualis zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt werden, weil er ohne Zusatz die Septemberansprache des Kurfürsten von Hessen aus dem Jahre 1819 abgedruckt hat: „Ich erkläre hiermit Denjenigen meiner Unterthanen, welcher der Theilnahme an jenen aufrührerischen Verbindungen schuldig erklärt werden sollte, des Namens eines Hessen für unwürdig, mit hin für immer ausgestoßen aus der Mitte meines biedereren Volkes und der bürgerlichen Rechte in seinem Vaterlande verlustig.“ Vergebens wird der Angeklagte geltend machen, daß es sich damals um die Karlsbader Beschlüsse gehandelt habe und daß der Wortlaut der Ansprache

in Treitschkes drittem Bande zu lesen ist: sein Hilferuf wird verhallen. Nur die Annoncentante Boß wird schmallend ihr greises Haupt schütteln und männiglich zum zehntausendsten Male verkünden, daß die soziale Gefahr nur beschworen werden kann, wenn die Oeffentlichkeit des Militärstrafverfahrens und die Entschädigung unschuldig Verurtheilter eingeführt wird und wenn freisinnige Männer Landrätthe und Oberpräsidenten werden. Unterdessen werden die deutschen Schriftsteller den Verein All-Brauweiler gründen; in dem Augenblick aber, wo die erste Nummer des Verbandsorgans „Die Mundbinde“ erscheinen soll, wird die Weisung ergehen, die Gesetze fürderhin weniger straff anzuwenden, damit das Gefühl einer stetigen Rechtsicherheit im Volk Wurzeln schlage.

Von Zeit zu Zeit wird es einen Börsenkrach geben. Das wird jedesmal geschehen, wenn die Engländer, um ihren asiatischen Schmerz zu betäuben, irgendwo in Europa Unruhen anzetteln und dann die Civilisation und die Humanität für bedroht erklären. Die furchtbarste Panik wird durch die offiziöse Meldung entstehen, der berühmte Maler Knic-keb-ein habe im Auftrage des Kaisers von China ein Bild entworfen, auf dem der gemeinsame Kampf der gelben Rasse gegen die unter dem Galiläerzeichen vereinten weißen Horden dargestellt wird; ein Kurssturz bis zu zwanzig Prozent wird die Folge sein. Im Uebrigen wird es auch jedesmal krachen, wenn Großkapitalisten billig Goldsbares einhandeln wollen. Immer aber, bei lauten und leisen Krachen, wird es heißen, der legitime Börsenverkehr, das werthvollste Kulturmittel, habe mit solchen Ausschreitungen nichts zu thun und der Staat müsse sich hüten, in das feine Gefüge der Jobberwelt gewaltthätig einzugreifen.

Im Reichstag wird das alte Repertoire weitergespielt. Bei der Berathung des bimetallistischen Antrages erklärt der Reichskanzler, er habe Untersuchungen angeordnet, die vielleicht zu Erwägungen führen könnten, in deren Folge bei den verbündeten Regierungen angefragt werden würde, ob sie eine erneute Umfrage bei den übrigen Mächten für angebracht hielten. Diese Antwort wird von der ganzen Zwischenhändlerpresse als ein verhängnißvolles Zugeständniß an die Geldverschlechterer ausposaunt und die Bimetallisten gehen noch einmal auf den von einem schlaunen Kleber erfundenen Leim. Vor der Debatte über den Antrag Kanitz verliest der Kanzler eine Erklärung, in der gesagt wird, die Regierung sei unaufhörlich mit der Nothlage der Landwirthschaft beschäftigt, aber der Antrag Kanitz bringe kein anwendbares

und kein wirksames Mittel, man müsse auf bessere Preisverhältnisse hoffen und dürfe erwarten, daß die Verbreitung der Spiritusglühlampe, die von der Regierung mit rastlosem Eifer gefördert werde, die deutsche Landwirthschaft vor dem Ruin zu bewahren vermöge. In der selben Sitzung kommt es zu einem Zanf zwischen Konservativen und Sozialdemokraten; Die um Mirbach sprechen von einer vaterlandslosen Rotte, Die um Bebel von dem Treiben der Junker und Brotwucherer; als der Präsident endlich versteht, was gesagt worden ist, erinnert er daran, daß es den Traditionen des Hohen Hauses nicht entspricht, Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers in die Debatte zu ziehen. Herr Liebknecht verkündet, die konservative Partei werde nächstens unter den Hammersteinbriefen begraben werden, und zeigt, als er stürmisch aufgefordert wird, damit herauszurücken, ein Couvert mit den Schriftzügen des Freiherrn von Manteuffel. Am Morgen danach meldet die liberale Presse, es sei eine große Sitzung gewesen und die agrarische Begehrlichkeit, die frech für Sonderinteressen den Staatsfädel leeren wolle, sei kräftig in ihre Schranken gewiesen worden; zugleich werden Diäten für Reichstagsabgeordnete verlangt. Drei Wochen später folgt die Interpellation wegen der Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes. Der Interpellant, Freiherr von Stumm, beweist haarscharf, daß im Lande Alles ruhig sei, daß es keinen Putsch, keinen großen Strife, keine irgendwie gefährliche Regung gegeben habe und daß man deshalb ernstlich daran denken müsse, das Wahlrecht einzuschränken; er schließt, unter lautem Beifall, mit der Versicherung, daß nur hirnverbrannte Narren und niederträchtige Professoren von Klassengegensätzen faseln können, während doch zwischen ihm und seinem Ersten Ingenieur kein Klassenunterschied bestehe und er so gut wie sein letzter Arbeiter zur alten Familie der Hammerschmiede gehöre. Als ein Sozialdemokrat an die allgemeine Wehrpflicht erinnert, die auch ein allgemeines Wahlrecht bedinge, ergreift der Kriegsminister und Ehrendoktor Bonart von Schellendorff das Wort und sagt: „Da ich auf Ihre im Kinnstein aufgelesenen Argumente leider eingehen muß und mir dabei nicht einmal die Nase zuhalten darf, so will ich Ihnen wenigstens sagen, daß unbotmäßige Burschen Ihres Kalibers eines Tages mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden könnten, wenn sie nicht rechtzeitig von uns lernen, wie man sich im öffentlichen Verkehr würdig und vornehm auszudrücken hat.“ Nach dieser Sitzung nimmt der Reichskanzler einen längeren Urlaub und

zieht sich nach Werki zurück. Seine Reden, die mitunter fast eine ganze Postkarte füllen — der Zar bewilligt bis zur Grenze Portofreiheit —, werden abwechselnd von den Staatssekretären des Innern und des Auswärtigen verlesen und betonen stets nachdrücklich, daß die Regierung stark und einmütig ist. Der von der freikonservativen Partei eingebrachte und von den Polen unterstützte Antrag, die Reichsverfassung so zu ändern, daß die Ämter des Reichskanzlers und des Oberhofmarschalls vereinigt werden können, findet im Hohen Hause keine Mehrheit.

Dem preußischen Landtag wird ein Gesetzentwurf vorgelegt, der das Dienstverhältniß der Hochschullehrer regeln soll und im Paragraphen 1 bestimmt, daß jeder Professor und Privatdozent in jedem Augenblick vom Kultusminister aus dem Amt gejagt werden kann. Die glänzende Begründung des Entwurfes stammt vom Professor Hinschius. Bald danach läßt dieser berühmte Gelehrte sich pensioniren. Für seinen Lehrstuhl kommt zunächst Herr von Schirp in Betracht, der Alles macht.

„Und werden wir keinen Ministerwechsel erleben,“ fragte ich schüchtern, als die alte Dame berichtet hatte, Graf Philo Eulenburg werde neue Skaldensänge unter dem Titel „Der Nordlandsfahrer“ herausgeben; „wen wird Herr von Lucanus . .“

„Unmögliches forderst Du, keder Fremdling, von mir,“ sprach drauf, fast wüthend, die weise Sibylle. „Wie kann ich künden, was den Unsterblichen selbst bis zum letzten Augenblick ein Geheimniß ist? Wohl kenne ich den Lucanus, der um den Junimond aus dem Saft der Eichen zu kriechen pflegt, und ich habe den Römern empfohlen, ihn den Kindern als Heilmittel um den Hals zu hängen. Seine Wege aber sind unerforschlich und ich kann Euch, da Ihr doch wieder an Walhall glaubt, nur rathen, immer daran zu denken, daß er dem Thor heilig war und in kein Germanenhaus gebracht werden durfte, weil er den Blitz anzieht. Und nun: gute Nacht, denn mein Karpfen ist fertig.“

Ich erbat mir noch ein paar Schuppen, die sichereren Gewinn bringen sollen als Goldminenaktien, und schritt, hoher Hoffnungen voll und freudig bewegt, durch die Möckernstraße nach Hause.



## Pasteur als Chemiker.\*)

Einiger der größten Entdecker aller Zeiten ist uns vor Kurzem entrissen worden. Was Louis Pasteur als biologischer Forscher und als Ueberwinder gewaltthätiger Seuchen geleistet hat, ist in Aller Mund und bedarf keiner Beleuchtung an dieser Stelle. Aber nicht Jedermann weiß, daß der Begründer der physiologischen Theorie der Gährung, der wissenschaftliche Reformator des Brauerei-Gewerbes, der Schöpfer der modernen Antisepsis\*\*), der Entdecker der Schutzimpfung gegen die Wuthkrankheit, auch auf dem Gebiete der rein chemischen Forschung, welche mit praktischen Anwendungen keinerlei Beziehung sucht, als ein Bahnbrecher und Umgestalter gewirkt hat. Ueber diese weniger bekannte Seite seiner Thätigkeit hier einige Worte zu sagen, möge einem Chemiker erlaubt sein, der selbst — wenngleich an den Anwendungen seiner Wissenschaft mit gespanntem Interesse theilnehmend — doch als Forscher nur auf rein wissenschaftlichem Gebiete thätig ist.

\*) Dieser Aufsatz verdankt sein Entstehen der Initiative des Herausgebers, der es für angemessen hielt, daß auch die rein theoretischen und daher nur Fachmännern bekannt gewordenen Arbeiten Pasteurs in der „Zukunft“ ihre Würdigung fänden. Der Aufforderung, diese Aufgabe zu übernehmen, bin ich gern, wenn auch nicht ganz ohne Bedenken, nachgekommen. Denn der Gegenstand, der hier zu behandeln sein wird, ist ein rein idealer, der direkt keinerlei praktischen Nutzen gewährt und bisher nur den Chemikern und Krystallographen Interesse einflößte. Daß eine Zeitschrift, die sich an alle Gebildeten wendet, auch solchen Dingen ihre Theilnahme schenken will, ist von Seite der reinen Wissenschaft mit Freude zu begrüßen. Allein die Schwierigkeit der Darstellung ist um so größer, je abstrakter die Materie, und, falls es nicht gelingen sollte, alle Einzelheiten des Gegenstandes einem Leserkreise völlig klar zu machen, dem die fachlichen Vorkenntnisse naturgemäß abgehen, so möge Herr Harden mir freundlichst erlauben, einen Theil der Verantwortlichkeit dafür auf seine Schultern abzumälzen.  
B. Meyer.

\*\*) Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß Sir Joseph Lister, der Begründer der aseptischen Wundbehandlung, zu seiner umgestaltenden Entdeckung durch Pasteurs Arbeiten über die Ursache der Fäulniß angeregt worden ist.



Wer heute einen Blick auf die neueste Entwicklungsphase der organischen Chemie wirft, Der wird wieder und wieder auf den Namen eines großen zeitgenössischen Forschers stoßen — des genialen Theoretikers J. H. van't Hoff's, der, gleichzeitig mit J. A. Le Bel, die Lehre vom asymmetrischen Kohlenstoffatom schuf und damit eine neue Epoche der theoretischen Chemie inaugurierte. Wenn vor einem Menschenalter die Begründer der jetzt die Chemie beherrschenden Valenztheorie — unter der Führung Edward Franklands und namentlich August Kekulé's — zu enträthseln lehrten, in welcher Art und Weise die Atome der Elemente in den chemischen Molekülen verkettet sind, so haben van't Hoff und Le Bel einen neuen, nicht weniger kühnen Schritt ins Unbekannte erfolgreich gewagt: sie schufen die „Stereochemie“, die Lehre von der örtlichen Lagerung der Atome im Moleküle — und vor den bewundernden Augen der Chemiker entstanden räumliche Bilder, denjenigen ähnlich, welche wir aus den Lehren der Stereometrie und Krystallographie kennen, Bilder, die nicht nur die Bindungsart der Atome, sondern auch ihre Lage im Raum auf Grund exakter Forschung zur Anschauung zu bringen vermögen.

Mit Recht werden van't Hoff und Le Bel als die Begründer dieser neuen Lehre gepriesen. Waren sie es doch, die, im Besitze der durch die Valenzlehre geschaffenen Theorien, den nothwendigen Fortschritt vom ebenen Formelbilde zum körperlichen Symbol zum ersten Male mit sicherem Griff verwirklichten. Allein lange vor ihnen wurden von einem Andern die experimentellen Daten gesammelt, die der neuen Lehre zur thatsächlichen Grundlage dienen, wurden von ihm die praktischen Methoden geschaffen, mit deren Hilfe das wissenschaftliche Experiment im Stande war, das neue Gebiet rasch und sicher zu erobern. Dieser Andere war Louis Pasteur. Wenn er die theoretischen Früchte der ungeheuren Entdeckungen, die ihm auch auf diesem Gebiete beschieden waren, nicht selbst ganz zu pflücken vermochte, so trifft ihn doch deshalb kein Vorwurf. Zur Zeit seiner Arbeiten wäre Das eine thatsächliche Unmöglichkeit gewesen. Erst die Entwicklung der Valenzlehre oder Struktur-Chemie, die damals nur in Andeutungen existirte, machte es möglich, zu ernten, was sein Scharfsinn und seine unerreichte Beobachtungsgabe gesät hatten. Und doch hat er auch damals schon, seiner Zeit vorausseilend, weitschauenden Blickes über die Grenzen hinausgesehen, welche die Ergebnisse seiner Experimente ihm zu stecken schienen. Die Grundlehren der Stereochemie, wenn auch erst von Späteren klar und unzweideutig formulirt, wurden schon von ihm mit demjenigen Maße von Bestimmtheit ausgesprochen, welches bei dem damaligen Stande der theoretischen Chemie überhaupt möglich und erreichbar war. Denn schon 1860 — vierzehn Jahre vor den Arbeiten Le Bel's und van't Hoff's — hat er in klaren Worten auf diejenige Deutung seiner Beobachtungen hingewiesen, welche die Zukunft als die richtige und einzig mögliche unzweideutig hat erkennen lassen.

Wer es versuchen will, diese schwierigen und auf Kenntniß der feinsten chemischen Untersuchungsmethoden beruhenden Arbeiten in einer allen Gebildeten verständlichen Weise zu schildern, Der wird gut thun, seine Darstellung nicht mit den Arbeiten Pasteurs selbst zu beginnen, sondern vielmehr zunächst an die einfacher liegenden Beziehungen anzuknüpfen, die den Untersuchungen seiner Nachfolger zu Grunde liegen. Es sei daher gestattet, in Kürze zuerst das Ergebnis der Arbeiten von Le Bel und van't Hoff zu schildern, aus denen sich, unter den Händen des zuletzt Genannten, die neue Disziplin der Stereochemie — la chimie dans l'espace, wie er sie anfangs witzig bezeichnete — entwickelt hat.

Die durch Kekulé und Cooper begründete Lehre von der Vierwerthigkeit des Kohlenstoffes bildet seit einem Menschenalter die Grundlage der theoretischen organischen Chemie. Sie sagt aus, daß ein Kohlenstoffatom vier und immer nur vier andere einwerthige Atome oder Gruppen binden kann. Verbindet es sich mit Wasserstoff, so nimmt es von diesem Elemente vier Atome auf, niemals weniger, niemals mehr; ebenso vier Atome Chlor, vier Methylgruppen u. s. w. Nimmt es verschiedenartige einwerthige Elemente oder Gruppen auf, so ist deren Summe wiederum gleich vier. Der Chemiker drückt Dies durch Formeln aus, in denen die Atome durch die Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen oder griechischen Namen bezeichnet werden. C bedeutet ein Atom Kohlenstoff (carbo), H ein Atom Wasserstoff (Hydrogenium); Cl, Br, J bedeuten in gleichem Sinne je ein Atom von Chlor, Brom und Jod. Entsprechend der Valenzlehre sind daher die Verbindungen eines Kohlenstoffatoms mit den genannten Elementen nur durch die folgenden Formeln auszudrücken:

$\text{CH}_4$ ,  $\text{CCl}_4$ ,  $\text{CH}_3\text{Cl}$ ,  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$ ,  $\text{CHCl}_3$  u. s. w. — Verbindungen der Formel  $\text{CH}_3$  oder  $\text{CH}_5$  sind unmöglich und existiren thatsächlich nicht.

Der befruchtende Einfluß, den diese so einfache Erkenntniß auf die organische Chemie geübt hat, die staunenswerthe Entwicklung, welche diese Disziplin nun in raschestem Fluge erfuhr, können an dieser Stelle nicht geschildert werden. Das so Geschaffene gehört der Wissenschaft schon seit Jahrzehnten als unbestrittener Besitz an und bildet den Inhalt der, unter der alleinigen Herrschaft der Valenztheorie geschaffenen neueren organischen Chemie.

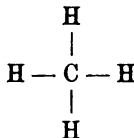
Heute haben wir es mit der weiteren Ausbildung dieser Lehre nach der sterischen Seite zu thun, — mit der Frage, wie denn nun die in so einfacher Art gebundenen Atome im Raum angeordnet und vertheilt sein mögen. Wer eine solche Frage vor fünf und zwanzig Jahren überhaupt aufzuwerfen wagte, wurde selbst von den am Weitersten vorgeschrittenen Theoretikern in Acht und Bann gethan. Selbst Kekulé unterließ nicht, bei seinen grundlegenden Spekulationen ausdrücklich zu erklären, daß er die Vorstellung, seine

Formeln sollten irgend welche räumlichen Beziehungen zum Ausdruck bringen, weit von sich weisen müsse. Um so größer war die Ueberraschung, als im Jahre 1874, gleichzeitig und unabhängig von einander, Le Bel und van't Hoff mit räumlichen Vorstellungen hervortraten, welche die beiden Forscher im Wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen führten. Daß ihre Lehre, die anfangs herbem Tadel und vernichtendem Spotte\*) ausgefetzt war, rasch zur Anerkennung gelangte, verdankte sie in erster Linie ihrer überzeugenden Klarheit; in zweiter aber dem Umstande, daß bereits andere Forscher bei ihren Experimental-Arbeiten Resultate erlangt hatten, welche die ältere Valenztheorie allein nicht mehr zu erklären im Stande war. So verkündete J. Wislicenus schon 1869, daß gewisse von ihm aufgefundene organische Körper nur durch eine sterische Theorie zu erklären seien, die er selbst damals freilich noch nicht zu geben vermochte. Mit um so größerer Freude begrüßte er die bald darauf erscheinende neue Lehre, und sein Einfluß war es nicht zum geringsten Theile, der ihr zu rascher Anerkennung verholfen hat.

Die vorhin entwickelten Formeln stellen den weiter spekulierenden Forscher mit zwingender Nothwendigkeit vor die Frage, wie denn die vier mit einem Kohlenstoffatom verbundenen Elemente räumlich angeordnet seien. Eingehende Untersuchungen hatten gelehrt, daß zwischen den vier Wasserstoffatomen des Körpers  $\text{CH}_4$  ein Unterschied nicht bestehe, daß sie unter einander „gleichwerthig“ seien, wie der Ausdruck des Chemikers lautet. Eben so zeigte es sich, daß in den Verbindungen  $\text{CCl}_4$ ,  $\text{CBr}_4$  u. s. w. die vier mit dem Kohlenstoff verbundenen Atome gleichwerthig sind. Drückt man die „Valenzen“, d. h. die vier ausgezeichneten Punkte des Kohlenstoffatoms, an welche die neu hinzutretenden Elemente sich lagern, durch Striche aus, so darf hiernach dem Körper  $\text{CH}_4$  keineswegs die Formel

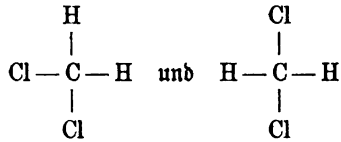


ertheilt werden. Denn eine solche würde aussagen, daß es zwei äußere und zwei innere Wasserstoffatome giebt, daß also die vier Wasserstoffatome, und eben so die vier Valenzen des Kohlenstoffatoms unter einander nicht gleichwerthig seien. Berechtigter erscheint die Formel:



\*) van't Hoff war in jener Zeit Professor an einer holländischen Thierarzneischule. Hierauf bezugnehmend, bezeichnete einer der hervorragenden deutschen Chemiker seine Lehre als ein Gedicht, das er auf einem der Thierarzneischule entliegenden Pegasus verfaßt haben müsse!

die der Bedingung der Gleichwerthigkeit vollauf Rechnung trägt. In der That wurde diese Formel von den Chemikern mit Vorliebe gebraucht, bis die stereochemische Forschung ihre Unzulänglichkeit nachwies. Ersetzt man nämlich in der Formel  $\text{CH}_4$  zwei Wasserstoffatome durch Chlor, so resultirt ein neuer Körper von der Zusammensetzung  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$ , für den es, wenn die zuletzt betrachtete Formel richtig wäre, nothwendiger Weise zwei verschiedene Formelbilder geben müßte, nämlich:



Wäre die Annahme dieser zwei Formeln berechtigt, so sollten aber auch zwei verschiedene Körper von der gleichen Zusammensetzung  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$  existiren, oder — wie der technische Ausdruck lautet — die Verbindung  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$  müßte in zwei „isomeren“ (d. h. gleich zusammengesetzten) Modifikationen existiren. Dies ist aber thatsächlich nicht der Fall. Auf welche Art man auch immer den Körper  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$  darstellt, man erhält ihn stets in der selben, der einzig möglichen Modifikation; und Dies gilt nicht nur für  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$ , sondern für alle ihm analogen Substanzen, also für alle Körper der Formel  $\text{CH}_2\text{R}_2$ , (in welcher „R“ irgend einen beliebigen einwerthigen Stoff ausdrücken soll).

Die sichere Erfahrung, daß alle Substanzen der Formel  $\text{CH}_2\text{R}_2$  nur in einer einzigen Modifikation bestehen, führt zur Beseitigung des vorhin gebrauchten Schemas, das die Existenz zweier isomerer Formen für solche Körper mit Nothwendigkeit verlangt.

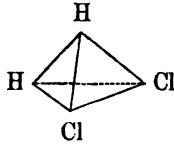
Wie aber müssen, wenn Dem so ist, thatsächlich die vier Valenzen des Kohlenstoffatoms gelagert sein? Die Antwort ist eindeutig: sie dürfen nicht in der Ebene, sondern sie müssen im Raum gedacht werden. Sie erstrecken sich nach vier Punkten des Raums, welche untereinander gleichwerthig sind, d. h. in Bezug auf das Kohlenstoffatom die selbe Lage haben. Dieser Bedingung aber genügt einzig das reguläre Tetraëder, ein Körper, welchen man perspektivisch durch das Schema:



ausdrückt. Die Valenzen des Kohlenstoffatoms erstrecken sich nach den Ecken eines regulären Tetraëders, in dessen Mittelpunkt das Kohlenstoffatom selbst gedacht werden muß.

Dieser Satz, der sich aus den gegebenen Darlegungen mit zwingender Nothwendigkeit ergibt, bildet den Ausgangspunkt und festen Grund der neuen Lehre von der „Chemie im Raum“ oder — wie ich sie um die Mitte der achtziger Jahre kürzer benannt habe — der „Stereochemie“.

Die Vortheile der neuen Auffassung sind in die Augen springend und zeigen sich deutlich schon an dem zuvor gewählten Beispiele. Die Nichtexistenz zweier Körper der Formel  $\text{CH}_2\text{Cl}_2$  ergibt sich nämlich jetzt als eine selbstverständliche Folgerung der Theorie. Das Formelbild dieses Körpers wird:



und eine eingehende Betrachtung dieses Bildes, die sich noch leichter und sicherer gestaltet, wenn man sich statt der Zeichnung eines kleinen körperlichen Modells aus Pappe bedient, ergibt, daß nunmehr unter allen Umständen die selbe Figur zu Stande kommt, an welche Ecken des Tetraeders wir auch die Zeichen H und Cl setzen.

Allein, eine gänzlich andere Art der Isomerie wird durch die neue Lehre angedeutet, welche sich zeigt, sobald wir das Kohlenstoffatom mit vier Elementen oder Gruppen verbinden, die sämmtlich untereinander verschieden sind.

Das allgemeine Formelbild für einen derartig gebauten Körper ist: C a b c d (in dem C das Kohlenstoffatom, a, b, c und d irgend welche einwerthigen Gruppen oder Elemente bedeuten). Die ältere Valenzlehre proklamirte auch für einen solchen Körper die Existenzmöglichkeit nur einer einzigen Form, während thatsächlich Wislicenus bei der Milchsäure, die in ihrer Zusammensetzung diesem Schema entspricht, zwei isomere Formen beobachtet hatte. Dieser Fund war es, der ihn schon 1869 zu der Fortdauer einer räumlichen Erweiterung der Valenztheorie geführt hatte.

Le Bel und van't Hoff zögerten nicht, die nothwendigen Konsequenzen aus ihren Ueberlegungen zu ziehen. Stellt man sich einen Körper der Formel C a b c d an einem tetraedrischen Modell dar, so erkennt selbst das ungeübte Auge sofort, daß für diesen Körper zwei Formen möglich sind, die sich in der Zeichnung folgendermaßen darstellen:



Diese beiden Figuren sind, trotz ihrer großen Aehnlichkeit, durchaus nicht identisch, sondern verhalten sich zu einander genau wie die rechte Hand zur

linken, wie die Schrift zur Spiegelschrift oder, allgemein ausgedrückt: wie ein Gegenstand zu seinem Spiegelbilde. Es ist unmöglich, sie, wie zwei wirklich identische Körper, mit einander zur Deckung zu bringen, was man freilich nur erkennen kann, wenn man sich die Mühe giebt, den Versuch mit einem kleinen körperlichen Modell anzustellen.

Diese eigenthümliche Erscheinung zeigt sich bei allen Körpern, die — gleich dem Tetraëder mit vier verschiedenen Ecken — keine Symmetrieebene haben oder, wie man sich kürzer ausdrückt, asymmetrisch gebaut sind.

Hiernach erscheint die Existenz der zwei von Wislicenus beobachteten Milchsäuren nicht nur erklärlich, sondern im Gegentheil als ein nothwendiges Postulat der Theorie. Denn die Milchsäure besteht thatsächlich aus einem Kohlenstoffatom, das mit vier verschiedenen Gruppen in Verbindung steht, sie ist also ein Körper der allgemeinen Formel  $C a b c d$ .

Welcher Art aber ist die Verschiedenheit, die zwei in diesem Sinne isomere Körper zeigen werden? Offenbar muß sie viel subtilerer Natur sein als die groben Unterschiede, die zwei Isomere von wirklich verschiedener Atombindung zeigen. Thatsächlich sind die beiden Milchsäuren einander zum Verwechseln ähnlich und man würde ihre Verschiedenheit überhaupt kaum entdeckt haben, wenn man nicht auf eine verborgene physikalische Eigenschaft geachtet hätte. Genaue Forschungen lehrten nämlich, daß die beiden Milchsäuren — bei aller sonstigen Ähnlichkeit ihrer Eigenschaften — in ihrem Verhalten zum polarisirten Lichte einen vollkommenen Gegensatz zeigen: die eine dreht die Schwingungsebene des polarisirten Lichtes nach links, die andere dreht sie um genau eben so viele Grade nach rechts.\*)

Diese Erkenntniß mußte den krystallographisch geschulten Forscher an ein längst bekanntes Phänomen der Krystallographie erinnern. Ein dem Auge sichtbarer, symmetrischer Krystall von der Gestalt eines regulären Tetraëders, wie er uns in der Natur und im Laboratorium häufig begegnet, übt keine Wirkung auf das polarisirte Licht, ist also optisch inaktiv. Allein man weiß seit langer Zeit, daß ein solches Krystalltetraëder die Eigenschaft der optischen Aktivität dann besitzen kann, wenn es asymmetrisch ist, d. h. wenn es krystallographisch so gebaut ist, daß es — ganz wie ein Molekül der Formel  $C a b c d$  —, keine Symmetrieebene besitzt. Es unterlag daher kaum noch einem Zweifel, daß die Moleküle der Milchsäure ihre optische Aktivität der gleichen Ursache verdanken, welche diese Erscheinung auch beim körperlich sichtbaren Tetraëder hervorzurufen vermag: dem asymmetrischen Bau.

Allein die Theorie stellte sogleich eine neue, viel weiter gehende Forderung.

\*) Die Reindarstellung der beiden einander entgegen gesetzt wirkenden Milchsäuren gelang freilich erst später, während Wislicenus anfänglich nur eine optisch aktive und eine inaktive Milchsäure beobachtet hatte.

## Die Zukunft.

Nicht nur die Milchsäure, sondern alle Körper, welche die Gruppe C a b c d — ein sogenanntes asymmetrisches Kohlenstoffatom — enthalten, können nicht nur, sondern sie müssen in zwei Formen bestehen, von denen die eine die Ebene des polarisirten Lichtes nach rechts, die andere sie in gleichem Maße nach links zu drehen vermag. Hier nun schien sich der neuen Lehre die erste unüberwindliche Schwierigkeit entgegenzustellen. Thatsächlich gab es eine sehr große Anzahl organischer Körper mit asymmetrischem Kohlenstoffatom, aber die meisten waren nur in einer Form bekannt und erwiesen sich unfähig, die Ebene des polarisirten Lichtes zu drehen. Diese Schwierigkeit wäre vermuthlich niemals überwunden worden, wenn nicht die grundlegenden Arbeiten Pasteurs vorausgegangen wären, von denen ich schon eingangs gesprochen habe. Und so ist denn jetzt der Moment gekommen, um, nach dem weiten Umwege über die neueren Forschungen, zu den unsterblichen Verdiensten zu gelangen, die sich Pasteur um die Begründung der Stereochemie erworben hat.

Le Bel und van't Hoff — wie jeder Pfadfinder — wurden durch die sich aufthürmenden Schwierigkeiten nur in ihrem Eifer, sie zu überwinden, bestärkt. Wenn die optische Aktivität\*) bei vielen Körpern, welche sie nach ihrem molekularen Bau zeigen sollten, thatsächlich fehlt, so ist sie nach Le Bel und van't Hoff in Wirklichkeit dennoch vorhanden, aber durch eine, dem Verständnis leicht zugängliche Ursache unserer sinnlichen Wahrnehmungen verborgen. Solche Körper sind in Wahrheit nicht einheitlicher Natur, sondern Gemenge; sie bestehen aus einer gleichen Anzahl von Molekülen der rechts und der links drehenden Form. Da sonach die eine Hälfte der Substanz die Polarisationsenebene des Lichtes nach rechts, — die andere sie um genau den gleichen Betrag nach links drehen muß, so ist die natürliche Folge, daß das Auge überhaupt gar keine Drehung wahrzunehmen im Stande ist.

Dieser Satz war es, der bei den Chemikern, als er zuerst verkündet wurde, die schwersten Bedenken hervorrief. Der ungezügeltsten Phantasie schienen plötzlich Thür und Thor geöffnet zu werden, wenn man zu behaupten wagte, daß in einem Körper, der sich der Beobachtung als ein völlig einheitlicher darzubieten schien, in Wirklichkeit ein Gemisch zweier Substanzen vorliege. Allein die experimentellen Methoden Pasteurs hatten Le Bel und van't Hoff in den Stand gesetzt, diese Bedenken mit einem Schlage zu zerstreuen, indem sie die optisch inaktiven Körper in solche umwandelten, welche die vorausgesetzte Drehung der Polarisationsenebene nun wirklich in deutlicher Weise zeigten. Die zu diesem Ziele führenden, von Pasteur mit bewunderungswürdigem Scharfblick erfundenen Methoden sind zweierlei Art. Die eine beruht auf der

---

\*) Mit dem Namen „optische Aktivität“ bezeichnet man etwas kürzer die Fähigkeit, die Schwingungsebene des polarisirten Lichtes zu drehen.

Krystallisation der zu aktivirenden Substanz mit bereits optisch aktiven Verbindungen (und ist von solcher Art, daß sie einem nicht chemisch gebildeten Leser nicht leicht erklärt werden kann. Um so leichter verständlich ist aber das durch seine Originalität staunenswerthe zweite Verfahren Pasteurs. Der Leser wolle mir gestatten, mich auf die Beschreibung dieser einen der beiden Methoden zu beschränken.

Jedermann weiß, daß viele organische Flüssigkeiten, z. B. Fruchtsäfte und Wein, die Neigung haben, „zu schimmeln“, oder — wissenschaftlich ausgedrückt — der Entwicklung von Schimmelpilzen dadurch günstig zu sein, daß sie ihnen als Nahrung dienen. Diese Erscheinung zeigen nicht nur die genannten Getränke, die Mischungen von chemisch sehr komplizirter Natur darstellen, sondern auch deren einfachere Bestandtheile, so z. B. die Weinsäure, die einen Bestandtheil des Weins bildet. Es ist längst bekannt, daß in einer Lösung von Weinsäure sich mit Vorliebe dichte Pilzkulturen entwickeln. Diese Pilze ernähren sich, indem sie die in Wasser gelöste Säure verzehren, und sie zeigen dabei die wunderbare Eigenthümlichkeit, daß ihnen die rechts und links drehende Form der als Nahrung dienenden Säure keineswegs gleich verlockend erscheint. Im Gegentheil bevorzugen sie unter allen Umständen die eine der beiden Formen, und so ist es denn natürlich, daß eine Lösung, die anfangs gleiche Theile von rechts und von links drehender Säure enthielt und daher anscheinend völlig inaktiv war, nachdem sie eine Zeit lang der Entwicklung von Pilzkulturen gedient hat, eine deutliche optische Aktivität zeigt. Denn nachdem ein Theil von den Molekülen der einen Form von den Pilzen verbraucht worden, bilden naturgemäß diejenigen der anderen Form die Majorität und vermögen daher ihre optische Drehkraft dem Auge zu verrathen. So ist man denn, wie Pasteur als Erster erkannte, im Stande, gewisse optisch inaktive Substanzen durch Pilzkulturen künstlich aktiv zu machen. Die von Pasteur gefundenen Mittel wurden von Le Bel und van't Hoff erfolgreich angewandt, um den von ihnen aufgestellten Satz zu beweisen, daß wirklich jeder Körper mit einem asymmetrischen Kohlenstoffatom optisch aktiv sei, und, wenn er Das nicht von selbst verräth, dazu gezwungen werden könne.

Wie die Weinsäure, so tritt auch die Milchsäure oftmals in optisch inaktiver Form auf, allein es genügt alsdann, gewisse Pilzkulturen in systematischer Weise auf der Säure zu züchten, um sie in die optisch aktive Form überzuführen.

In gleicher Weise wurde noch eine große Anzahl solcher Substanzen untersucht, die sich thatsächlich bisher optisch inaktiv gezeigt hatten, obgleich die Theorie das Gegentheil forderte. Und in der That, es gelang, unter Benutzung der Pasteurschen Methoden, die vorausgesagte Aktivität in glänzender Weise zu bestätigen.



In nicht minder überraschender Art wurde auch das gegentheilige Postulat der neuen Lehre durch den Versuch bestätigt. Die Theorie verlangt nicht nur, daß alle organischen Substanzen mit asymmetrischem Kohlenstoffatom optisch aktiv seien, sondern sie proklamirt mit gleicher Bestimmtheit, daß es nur diese Substanzen seien, denen jene Eigenthümlichkeit zukomme, daß also organische Körper ohne asymmetrisches Kohlenstoffatom niemals die Erscheinung der optischen Aktivität zeigen können. Nun wies aber die ältere chemische Literatur einige Fälle auf, in denen Körper als optisch aktiv beschrieben wurden, die thatsächlich kein asymmetrisches Kohlenstoffatom enthalten. Van't Hoff zögerte — mit der großen Entdeckern eigenen Sicherheit der Prognose — keinen Augenblick, diese Angaben der Literatur als falsch zu bezeichnen. Er wiederholte die beschriebenen Versuche und es ergab sich, daß die früheren Autoren im Irrthum befangen gewesen waren. Sie hatten Substanzen untersucht, die mit fremden, optisch aktiven Körpern verunreinigt waren; nachdem es van't Hoff gelungen war, diese Beimengungen durch sorgfältige Reinigungsmethoden zu beseitigen, verschwand alsbald jede Spur einer Einwirkung auf das polarisirte Licht. Und so war denn auf dem Wege des exakten Versuches ein neuer glänzender Beweis für die Richtigkeit der Theorie erbracht.

Ich muß es mir versagen, weiter auf die großen Dienste einzugehen, welche die Stereochemie in der kurzen Zeit ihres Bestehens unserer Wissenschaft geleistet hat. Doch möchte ich zum Schlusse noch etwas eingehender von den älteren Arbeiten Pasteurs sprechen, deren Früchte zu genießen der heutigen Chemie in so reichem Maße vergönnt ist.

Pasteur hatte — Dessen wurde schon zuvor gedacht — seine Untersuchungen mit dem Studium der Weinsäure begonnen. Die hierüber von ihm veröffentlichten Arbeiten gehören zu den schönsten und abgerundetesten Leistungen, deren sich die exakten Wissenschaften in unseren Tagen rühmen dürfen. Ein Theil dieser Arbeiten kann, wie ich glaube, ohne Voraussetzung chemischer Fachkenntnisse allgemein verständlich dargelegt werden; ich will versuchen, diesen Theil hier kurz zu schildern.

Die Weinsäure, welche die Natur uns liefert, ist ein optisch aktiver Körper und hat die Eigenschaft, die Polarisationsenebene des Lichtes nach rechts zu drehen. Neben ihr findet sich in dem Traubensaft eine zweite Säure von anderen Eigenschaften, aber gleicher Zusammensetzung, die den Namen Traubensäure führt und keine Einwirkung auf das polarisirte Licht zeigt. Beide Säuren waren schon früher vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen und zumal Gilhard Mitscherlich in Berlin hatte sie wiederholt in chemischer, optischer und krystallographischer Hinsicht studirt. Nach Mitscherlich zeigen gewisse Salze, die man aus der Traubensäure einerseits, der Wein-

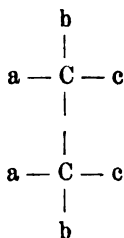
säure andererseits darstellen kann, völlig die gleichen Eigenschaften, mit alleiniger Ausnahme ihres optischen Verhaltens. Es zeigte sich, daß die einen optisch aktiv sind, die anderen aber nicht. Diese räthselhafte Erscheinung wurde von Pasteur in erschöpfender Weise studirt und mit glänzendem Erfolge dem Verständnisse erschlossen. Er fand, daß die Krystalle der genannten Salze nicht, wie man früher annahm, absolut gleichartige seien, vielmehr zeigten sie einen verborgenen, nur durch sorgsamste Untersuchung zu entdeckenden Unterschied: sie enthalten gewisse Flächen, die bei den verschiedenen Krystallen nicht an der gleichen Stelle stehen und deren verschiedene Anordnung bewirkt, daß diese Krystalle sich zu einander verhalten wie ein Gegenstand zu seinem Spiegelbild. Nicht zufrieden mit diesem Funde, bemühte sich Pasteur alsbald, auf dieser Grundlage die Ursache aufzuklären, welche die Verschiedenheit der Weinsäure von der Traubensäure bedingt. Er bereitete eine größere Menge der erwähnten Krystalle allein aus reiner Traubensäure, untersuchte jeden einzelnen dieser Krystalle aufs Sorgfältigste und fand, daß sie wiederum unter einander nicht völlig identisch seien, sondern daß eine der an ihnen vorkommenden Flächen bei einem Theile der Krystalle auf der rechten, bei dem anderen auf der linken Seite des Körpers auftritt. Er trennte die verschiedenartigen Krystalle durch sorgfältiges Auslesen, verwandelte die Salze durch Abscheidung der darin enthaltenen basischen Bestandtheile in die freien Säuren und erhielt nunmehr zwei Säuren, die von der Traubensäure gänzlich verschieden waren, dagegen in allen äußeren Eigenschaften volle Uebereinstimmung mit der natürlichen Weinsäure zeigten. Es konnte nicht fehlen, daß Pasteur alsbald die optischen Eigenschaften dieser Säuren untersuchte, und da ergab sich denn das denkwürdige Resultat, daß die Säuren, die aus dem einen oder dem anderen der Krystalle erhalten waren, sich optisch entgegengesetzt verhielten. Die eine Weinsäure drehte die Polarisationsenebene des Lichtes nach rechts, sie erwies sich identisch mit der natürlichen Weinsäure; die andere drehte die Polarisationsenebene um eben so viel nach links und wurde als Links-Weinsäure bezeichnet. Als Pasteur diese beiden Säuren in Wasser löste und die Lösungen mit einander vermischte, bildete sich alsbald, unter wahrnehmbarer spontaner Erwärmung der Flüssigkeit, eine Lösung, die nunmehr reine Traubensäure enthielt.

Durch diese bewundernswerthe Arbeit war es somit gelungen, die Natur der Traubensäure — als einer Verbindung von Rechts- und Links-Weinsäure — mit völliger Sicherheit aufzuklären, ja, noch mehr, die Synthese der Traubensäure aus ihren beiden optisch entgegengesetzten Komponenten zu bewirken.

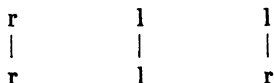
So wurde Pasteur der Schöpfer der Methode, optisch inaktive Substanzen durch Krystallisation in aktive zu verwandeln, von welcher vorhin schon gesprochen wurde. Wie er das gleiche Ziel auch auf physiologischem Wege erreichte, habe ich zuvor in eingehender Weise dargelegt.

Diese Ergebnisse eröffneten der wissenschaftlichen Forschung einen Ausblick in neue Gebiete, die auf Jahrzehnte hinaus unerschöpflich erschienen. Allein sie gewährten außerdem neue Errungenschaften, deren Bedeutung eine noch allgemeinere und weiter tragende genannt werden muß.

Die Weinsäure enthält in ihren Molekülen nicht nur 1, sondern vielmehr 2 asymmetrische Kohlenstoffatome. Der Bau ihrer Moleküle ist ein derartiger, daß wir sie durch das Schema:



ausdrücken können, in welchem durch „C“ die beiden asymmetrischen Kohlenstoffatome, durch a, b, c die übrigen Bestandtheile ihres Moleküls ausgedrückt werden. Nun sind, wie zuvor gezeigt worden, für ein asymmetrisches Kohlenstoffatom stets zwei Formen möglich, von denen die eine die Polarisationsebene des Lichtes nach rechts, die andere sie nach links dreht. Bezeichnen wir diese beiden Formen des asymmetrischen Kohlenstoffatoms mit r und l, so ergibt sich, daß die Weinsäure selbst — ganz abgesehen von der komplizirter gebauten Traubensäure — in drei Formen auftreten muß, die wir so formuliren können:



Diese Formeln sagen aus, daß die beiden asymmetrischen Kohlenstoffatome der Weinsäure entweder beide rechts drehend oder beide links drehend sind, oder aber, daß das eine der beiden rechts, das andere links drehend ist. Der

ersten Formel  $\begin{array}{c} r \\ | \\ r \end{array}$  entspricht offenbar die Rechts-Weinsäure, der Formel  $\begin{array}{c} l \\ | \\ l \end{array}$  die Links-Weinsäure. Welcher Körper aber ist es, der durch die dritte dieser Formeln ausgedrückt wird? Ist es die Traubensäure? Ganz gewiß nicht denn diese besteht ja, wie wir vorhin sahen, aus einer Verbindung ganzer Moleküle von Rechts- und von Links-Weinsäure.

Die Formel  $\begin{array}{c} l \\ | \\ r \end{array}$  deutet wiederum einen neuen Körper an, der denn wirklich existirt und als „inaktive Weinsäure“ von allen übrigen bisher

sprochenen Modifikationen unterschieden wird. Er ist naturgemäß inaktiv, denn sein Molekül besteht zur einen Hälfte aus links drehenden, zur anderen Hälfte aus eben so stark rechts drehenden Bestandtheilen. Aber von der Traubensäure ist er gänzlich verschieden, da bei ihr die Inaktivität durch Zusammenfügen zweier fertiger Weinsäure-Moleküle bedingt ist. Diese neue Form der Weinsäure ist durch Synthese künstlich hergestellt worden und eine große Anzahl ihr analoger Substanzen, welche die organische Chemie geliefert hat, giebt bereites Zeugniß von der außerordentlichen Fruchtbarkeit, die auch diesem Zweige der stereochemischen Forschung eigen ist.

Jene Untersuchungen brachten in die am Schwersten verständlichen und feinsten Isomerie-Verhältnisse, welche die organische Chemie kennt, einen Grad von Klarheit, zu dem die neueren Forschungen kaum etwas hinzuzufügen vermocht haben; und Der, dem sich das Verständniß dieser früher so geheimnißvollen Erscheinungen erschlossen hat, wird nicht ohne Bewegung eine Anekdote vernehmen, die an die Veröffentlichung der Pasteurschen Arbeiten über diese Gebiete anknüpft\*):

Pasteurs Arbeiten — heute dem Chemiker so leicht verständlich und glaubhaft — erregten zur Zeit ihrer Veröffentlichung eine solche Ueberraschung, daß selbst die berufensten Forscher sich nicht ohne eingehende Prüfung entschließen konnten, an ihre Wahrheit zu glauben. Der greise Physiker Biot, einer der erfolgreichsten Erforscher der optischen Drehungerscheinungen, war deshalb von der pariser Academie aufgefordert worden, die Pasteurschen Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Er veranlaßte den jungen Forscher, seine Versuche unter seinen Augen zu wiederholen, und als nun jeder Zweifel an der Richtigkeit seiner Angaben schwinden mußte, da drückte Biot seinem jungen Kollegen die Hand, zugleich in die Worte ausbrechend: „Mon enfant, j'ai tant aimé les sciences dans ma vie, que ça me fait battre le coeur.“

Ich komme zum Schluß. — Die rein chemischen Arbeiten Pasteurs beschränken sich nicht auf das hier Mitgetheilte, sondern umfassen noch andere, weiter abliegende Gebiete; so das der Alkaloide, der Amylalkohole, der Zuckerarten. Allein, es genüge hier, die Namen dieser Arbeiten zu nennen, ohne auf ihren Inhalt einzugehen. Seine später folgenden Forschungen, die nicht mehr der reinen Chemie gelten, bedürfen an dieser Stelle noch weniger einer Schilderung. Sie sind von so allgemeiner Bedeutung und übten einen so umgestaltenden Einfluß auf das öffentliche und private Leben unserer Zeit, daß sie allen Gebildeten bekannt geworden, ja, über deren Kreise hinaus in

\*) Ich entnehme sie dem schönen Nekrologe auf Pasteur, den Professor Emil Fischer in Berlin in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft“ (Jahrgang 28, 2336 ff.) veröffentlicht hat.

die weitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen sind. Heute hatten wir es nur mit seinen rein wissenschaftlich-chemischen Bestrebungen zu thun. Welches aber ist das Fazit, zu dem die Betrachtung dieser Arbeiten uns führt? Anfangs geleitet von theoretischen, keiner praktischen Nutzenanwendung zugewandten Bestrebungen, erhebt sich der Gelehrte, der als ein Idealist im besten Sinne zu bezeichnen ist, alsbald zu einem der größten Wohlthäter der Menschheit, zu einem wissenschaftlichen Reformator des zeitgenössischen Lebens im großartigsten Stil.

Und so giebt uns denn das Wirken des außerordentlichen Mannes eine Lehre, die, zumal heute, in den Schlußtagen des Jahrhunderts, nicht oft und nicht eindringlich genug verkündet werden kann: der wissenschaftliche Forscher suche vor Allem den Zusammenhang der Erscheinungen zu ergründen, unbekümmert um jedes Nebenziel, um Gewinn oder äußeren Erfolg. Das ist es, was der dem Irrthume unterworfenen Mensch, freilich mit nur relativer Berechtigung, als „die wissenschaftliche Wahrheit“ bezeichnet, nach welcher zu streben die einzige Pflicht des Gelehrten ist. Wer sein Leben diesem idealen Zwecke gewidmet hat, Der darf zufrieden darauf zurückblicken, auch wenn ihm nicht vergönnt gewesen ist, selbst die Früchte zu schauen, die er für das Wohl der Menschheit gesäet hat. Auch diejenigen Ergebnisse, welche scheinbar der Verwerthung für das Leben ganz unzugänglich sind, erweisen sich später als ein Quell des Fortschrittes, ja oftmals als unbegrenzte Förderung des menschlichen Wohlergehens. Diese aber ist es, der wir Alle, sei es direkt, sei es auf weiten Umwegen, zustreben. Pasteur war das seltene Glück beschieden, bewußt auf beiden Gebieten — in der reinen wie der angewandten Wissenschaft — als ein Bahnbrecher zu wirken, dessen umgestaltende Arbeiten der Epoche den Stempel seines Geistes für alle Zeiten aufgedrückt haben.

Heidelberg.

Professor Dr. Victor Meyer.



## Ein Blick auf Europa.\*)

**S**ieht es in Europa besser aus als bei uns? Sind auch da die angeblich erhaltenen Kräfte nicht längst zu traurigen Uebeln geworden, jene Kräfte, auf die auch wir einst gerechnet haben? Macht sich die allgemeine Zerfetzung dort nicht noch deutlicher fühlbar als bei uns? Diese Fragen drängen sich jedem Russen auf; denn welcher Russe denkt nicht eifrig stets an Europa?

Man muß gestehen, daß es dort wirklich noch trauriger aussieht als bei uns, mit dem Unterschiede aber, daß die Ursachen der Zerfetzung dort viel leichter zu erkennen sind, — was die Hoffnungslosigkeit allerdings noch steigert. Gerade darin, daß wir für unsere Zerfahrenheit keinen vernünftigen Grund finden können, liegt ein gewisser Trost. Denn am Ende wird man doch erkennen müssen, daß wir auf diese Art unsere Kräfte ganz albern und sinnlos verschwenden, und schließlich wird man, in dem Wunsch, sich zu vertragen und die alten, zerrissenen Fäden wieder zusammenzuknüpfen, einander die Hände reichen. Bei uns lebt wenigstens die Hoffnung, das Reißigbündel vielleicht doch noch einmal zusammen zu bekommen. In Europa dagegen wird sich kein Bündel mehr fest binden lassen, denn dort ist die Scheidung der Volksklassen nicht nach unserer naiven Art vor sich gegangen, sondern klar und deutlich, nach reiflicher Ueberlegung.

Es wird jetzt sehr viel vom Frieden gesprochen. Alle Welt prophezeit den Frieden, alle Welt sieht „den Himmel voll neuer Bündnisse hängen“. Selbst die Begründung der französischen Republik erscheint als ein Friedenssymptom. Es ist doch wirklich seltsam: warum bleibt Frankreich immer noch im Vordergrund des europäischen Lebens, trotz seinen Niederlagen? Der geringste Zwischenfall in Paris erweckt in Europa immer noch mehr Sympathien als das wichtigste Ereigniß in Berlin. Ich glaube, es geschieht nur, weil Frankreich das Land des ewigen ersten Schrittes ist, das Land der ersten Versuche und des ersten Ausprobirens aller neuer Ideen. Darum erwarten Alle, daß auch „der Anfang vom Ende“ bestimmt in Frankreich beginnen wird. Denn wer soll den verhängnißvollen letzten Schritt zuerst machen, wenn nicht wiederum Frankreich? Dort ist dauernde Ruhe unmöglich, ganz und gar unmöglich! Als Europa die Republik willkommen hieß, behauptete alle Welt, diese Regierungform sei für Frankreich und Europa schon darum unentbehrlich, weil sie die einzige ist, die einen „Nachkrieg“ mit Deutschland verhindern werde. Und doch ist diese Hoffnung nur ein Trugbild; die Republik ist gerade zu Kriegszwecken proklamirt worden, wenn auch nicht direkt, um einen Krieg gegen Deutschland vorzubereiten, so doch gewiß, um den Krieg gegen einen viel gefährlicheren Feind zu führen, gegen den Feind Europas: den Sozialismus, Kommunismus oder Anarchismus —

\*) Diese Betrachtungen, die der große Dichter des Rasolnikow bald nach dem deutsch-französischen Kriege flüchtig und kunstlos niederschrieb, sind in Deutschland unbekannt geblieben. Vielleicht wird es Manchem, der bisher nur den mächtigen und mitleidigen Seelenerheller liebte, erwünscht sein, auch den Politiker Dostojewski kennen zu lernen, dessen Ansichten uns noch heute zwar seltsam, aber nicht mehr ganz so wunderbar klingen wie vor fast fünfundsiebenzig Jahren den schwärmend für den europäischen Liberalismus begeisterten Russen.

die Namen ändern sich, die Sache bleibt die selbe —, der unter dem Schutze der Republik doch viel schneller wachsen und gedeihen dürfte als unter jeder anderen Regierungform. Warum? Ganz einfach, weil jede andere Regierungform mit der neuen Strömung irgend ein Abkommen abgeschlossen und somit das Ende wenigstens aufgeschoben hätte. Die Republik dagegen wird dem Sozialismus nicht einen Schritt entgegenkommen, ihn vielmehr zum Kampfe herausfordern. Und schon darum sollte man wirklich nicht so laut schreien: „Die Republik ist der Friede.“ Wer hat denn diese Republik gemacht? Lauter „Bourgeois und kleinere Besitzer“. Seit wann aber sind diese Herren so feurige Republikaner geworden? Die selben Herren, die vorgestern noch die Republik wie ein reißendes Thier fürchteten und sie einstimmig für die Brutstätte der organisierten Unordnung erklärten und für den ersten Schritt zur kommunistischen Anarchie oder zum anarchistischen Kommunismus! Zur Zeit der ersten Revolution hat der Nationalkonvent die großen Güter der Emigranten und der Kirche parzelliert und verkauft, um die durch die Maitressenwirtschaft der Ludwige chronisch gewordene Finanzkrisis aufzuhalten. Diese Maßregel hat die Mehrzahl der Franzosen reich gemacht und es achtzig Jahre später dem Land ermöglicht, die fünf Milliarden zu bezahlen, ohne nur „Uff!“ zu sagen. Doch die selbe Politik, die den nationalen Reichtum vermehrte, hat die demokratischen Bewegungen auf lange Zeit hinaus vollständig lahm gelegt, da sie die Besitzerklasse ins Unendliche vergrößerte und Frankreich der Bourgeoisie, dieser größten Feindin des Demos, auslieferte. Ohne die finanzielle Operation des Konvents wäre die Bourgeoisie in Frankreich sicher nicht so lange maßgebend geblieben; sie hätte die Herren von früher, den Adel, nicht ersetzen können. Daß eine solche Schiebung dem Demos nicht gerade gefallen hat, ist wohl nur natürlich. Er begann die Bourgeoisie, die von ihren natürlichen Bahnen sich abgewendet hatte, unverzüglich zu hassen und nach Rache, nach Revanche, zu dürsten. Und wo Haß gesät wird, da erntet man keine Liebe. Die beiden von Rechts wegen zusammengehörenden Parteien sind so weit auseinander gekommen, daß der ganze Organismus des Landes in sich zusammenzubrechen droht. Wenn Frankreich heute immer noch das Aussehen eines aufrecht stehenden Staates zeigt, so geschieht es nur nach dem Naturgesetz, daß selbst ein Schneehaufen an der Sonne nicht schmelzen kann, bevor nicht eine gewisse Zeit verstrichen ist. Dieses Gespenst eines Staates hält nur die unglückliche französische Bourgeoisie und mit ihr eine ganze Menge naiver Europäer für einen lebenden, kraftvollen Organismus und ergiebt sich abwechselnd trügerischer Hoffnung und ängstlichem Mißtrauen. In Wirklichkeit kollert Alles auseinander, wie die Erbsen, die aus einem durchlöchernten Saß herausgefallen sind. Die Bourgeois denken nur an das Wohl der Reichen, die Demokratie sorgt nur für die Armen; um den allgemeinen Nutzen aber, um das Wohl Frankreichs, kümmert sich nur noch ein Häufchen Phantasten, Sozialisten, Reaktionäre oder Positivisten — auch hier thut der Name nichts zur Sache —, kurz, ein paar Duzend Schwärmer, die überall der Wissenschaft vorreiten und von der Entwicklung der Wissenschaft Wunder erwarten, d. h. eine neue Vereinbarung und neue Grundlagen, diesmal aber feste und unerschütterliche Grundlagen, für das gesellschaftliche Leben. Doch ich glaube, daß die Wissenschaft kaum in der Lage sein wird, alle an sie ge-

setzen Hoffnungen zu erfüllen. Ich kann es mir nicht denken, daß die Gelehrten die Menschennatur gründlich genug kennen, um so ohne Weiteres unfehlbare neue Gesetze für den gesellschaftlichen Organismus verschreiben zu können. Da aber unmöglich noch lange gewartet werden kann, so drängt sich die Frage von selbst auf, ob die Wissenschaft jetzt gleich für die Bewältigung dieser Aufgabe vorbereitet ist, selbst vorausgesetzt, daß ihre Kräfte dieser Aufgabe in der Zukunft vielleicht wirklich gewachsen sein könnten. Da nun vorläufig die Wissenschaft selbst für eine solche Zumuthung sich gewiß höchlich bedanken würde, so bleibt es ziemlich zweifellos, daß die berühmte demokratische Bewegung in Frankreich — wie in der ganzen Welt übrigens — von Phantasten beherrscht wird, die — wie alle Phantasten — selbstverständlich die unsichersten Kantonten sind.

Aber die Phantastik ist nicht einmal das Schrecklichste. Neben ihr läuft eine andere Strömung, die dem Wort entspricht: *Ote-toi de là, pour que je m'y mette*. Bei Millionen Besitzloser, mit nur sehr seltenen Ausnahmen, nimmt der Wunsch, die Besitzer auszuplündern, die Stelle aller Prinzipien ein, — und wer darf Bettler um der Begehrlichkeit willen schelten? Die Oligarchen haben sie so lange im Dunkel gehalten, bis die Unglücklichen blind geworden sind und auf die naivste Art zu glauben beginnen, daß die große Plünderung sie wirklich bereichern wird und daß gerade in dieser Plünderung der Kern aller sozialistischen Ideen liegt, von denen ihnen die Führer so viel vorschwärmen. Wie sollten die Aermsten auch die Phantasien ihrer Führer und ihre Prophezeihungen von den allmächtigen Wissenschaftswundern verstehen können? „Weh Denen, die dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn,“ — sagte Schiller gelegentlich der großen Revolution, — und diesmal wird die Fackel erst recht nicht „strahlen“, erst recht „zünden und äschen Städte und Länder ein“. Trotzdem werden die „ewig Blinden“ den Sieg sicher gewinnen, und wenn die Reichen ihnen nicht noch rechtzeitig nachzugeben sich entschließen, so könnten eines Tages entsetzliche Dinge geschehen. An Nachgeben aber denkt natürlich Keiner; vielleicht, weil es zum Nachgeben wirklich schon zu spät ist. Ja, ich glaube, daß auch die Bettler auf keine Verständigung mehr eingehen werden, selbst wenn man ihnen wirklich Alles geben möchte, was sie zunächst wünschen. Aus Furcht, betrogen zu werden, wollen sie ihre Rechnungen allein aufschreiben, präsentiren und einkassiren. . . .

Die Bonapartes haben sich gerade dadurch gehalten, daß sie die Möglichkeit einer Verständigung mit dem Demos in Aussicht stellten und sogar von Zeit zu Zeit mikroskopische Versuche zur Erreichung dieses Zieles machten. Natürlich waren solche Versuche nur falsche und hinterlistige Manöver; aber sie schmeichelten dem Proletarierstolz. Die Könige der älteren Linie können dem Volke höchstens den römischen Katholizismus als Allheilmittel zurückbringen, den nicht nur der Demos, sondern überhaupt drei Viertel der französischen Nation nicht mehr kennen und nicht mehr kennen wollen. Was die jüngere Linie des Königs Hauses betrifft, so ist sie selbst der Bourgeoisie verhaßt geworden, obgleich die Orleans eine Zeit lang, bis ihre Unfähigkeit augenscheinlich wurde, als die natürlichen Vertreter der besitzenden Klassen Frankreichs gegolten haben. Was sollte nun die Bourgeoisie anfangen, um den Versuch einer Rettung zu wagen; wo sollte sie einen Feldherrn finden für die letzte Schlacht mit dem furchtbaren Gegner?



Der Instinkt offenbarte ihr die Lösung dieses gefährlichen Räthsels und ließ sie die Republik wählen.

Es giebt ein politisches — und vielleicht auch ein natürliches — Gesetz, nach dem zwei mächtige Nachbarn, trotz aller gegenseitigen Freundschaft, schließlich bei dem Wunsche anlangen müssen, einander ein Bißchen zu vernichten. Die rothe Republik ist der erste Schritt zum Kommunismus! Dieser Gedanke hat die französischen Besizer immer in Angst veretzt und es vergingen lange Jahre, bis die große Masse plötzlich begriff, daß die beiden nächsten Nachbarn naturgemäß — und sei es nur aus dem Trieb der Selbsterhaltung — gewöhnlich die wüthendsten Feinde sind. Und wirklich, bei aller Verwandtschaft der rothen Republik mit der Kommune, was könnte dem Kommunismus schroffer entgegen gesetzt sein als eine Republik, — und sei es auch die blutige von Anno 93? Die Republik will vor Allem sich selbst erhalten. Da gilt die Zauberformel: „La république avant tout!“ selbst „avant la France.“ Das ist ja eben das charakteristische Zeichen der jetzigen französischen Republikaner, daß sie nur von der Form, nicht von dem Wesen der Regierung alle Rettung erhoffen. Der Kommunismus dagegen kümmert sich den Teufel um die Republik. Im Grunde verwirft er doch nicht nur jede Staatsform, sondern auch den Staat selbst und die ganze moderne Gesellschaftsrichtung. Als die Mehrzahl der Franzosen diesen Gegensatz der beiden Prinzipien erkannt hatte, richtete sie sich sofort republikanisch ein und stellte somit dem gefährlichsten Feinde dessen natürlichen Nebenbuhler gegenüber. Die Republik wird dem Kommunismus niemals entgegenkommen wollen, denn Das wäre ihre Vernichtung. In Wirklichkeit war sie ja immer die natürlichste Form und der echteste Ausdruck der bürgerlichen Idee.

Man wird mir sagen, daß das Alles die Nähe des Bürgerkrieges noch immer nicht beweist. Ich denke aber, daß dafür gar kein anderer Beweis nöthig sein wird und daß der Krieg vielleicht näher ist, als man denkt. Und wer weiß? Vielleicht wäre es sogar besser, wenn die Entscheidung nicht zu lange auf sich warten ließe. Schon jetzt hat der Sozialismus ganz Europa angefressen. Will man etwa warten, bis er Alles verschluckt und vielleicht gar verdaut hat? Fürst Bismarck sieht die drohende Gefahr sehr gut, allein er ist ein Deutscher und rechnet viel zu viel auf die Macht des Blutes und des Eisens. Es giebt aber Dinge, wo selbst Blut und Eisen machtlos bleiben!

Ich höre schon sagen: Was will der Mann mit seiner Zukunftsmusik? Vorläufig giebt es durchaus keinen Grund, sich irgendwie aufzuregen. Alles ist hell und klar und lustig. In Frankreich regiren die Mac-Mahonianer, im Osten verbrüdern sich die großen Mächte, die Militärbudgets schwellen überall gleich systematisch an, — sollte das Alles noch nicht genug sein, um den Frieden der Völker und der Volksklassen zu verbürgen?

Nun: und der Papst? der heute oder morgen sterben kann? — was wird dann werden? Glaubt man wirklich, daß der römische Katholizismus ihm zur Gesellschaft auch mitzusterben sich entschließen wird? Das selbe Römerthum, das noch niemals so heißen Lebensdurst fühlte und . . . zeigte? Freilich, unsere politischen Propheten können über den Papst ohne ein mitleidig-spöttisches Nächeln nicht mehr sprechen. Die Papstfrage gilt bei uns — und nicht nur bei uns — für ein Nichts, für eine längst erlebte Sache, und wird am Liebsten

gar nicht mehr gestellt, geschweige denn erdörtet. Und doch lebt im Vatikan eine Kraft von so ungeheueren Dimensionen und so unerfättlichem Appetit, daß sie sich den schönen Augen des allgemeinen Friedens zu Liebe kaum beseitigen lassen wird. Aus welchem Grunde sollte auch das Papstthum jemals und auf irgend Etwas verzichten? Etwas der Menschheit zu Gefallen? Aber es betrachtet sich ja schon längst als über der Menschheit stehend. Bis jetzt hat das Papstthum nur mit den Machthabern gebuhlt und auf sie bis zu den allerletzten Tagen fest gebaut. Doch damit hat es nun ein Ende und das Römerthum wird die Machthaber zweifellos verlassen, die ihm untreu wurden und ruhig zusahen, wie es die weltliche Herrschaft verlor. Nachdem der Papst seine königlichen Verbündeten verloren hat, wird er sicherlich zu dem Demos übergehen.

Ich habe schon einmal — freilich nur en passant — in einem Roman darüber gesprochen und glaube wirklich, daß so Etwas in Westeuropa in der Luft liegt. Ich bin fest überzeugt, daß das Papstthum die Könige, die es verleugnet haben, verlassen und sich mit dem Demos verbrüdernd wird. Bismarck würde es sicherlich nicht so rastlos verfolgen, wenn er nicht einen mächtigen Feind in ihm ahnte: denn Bismarck ist viel zu stolz, um seine Kräfte im Kampfe gegen Windmühlen zu verschwenden. Aber vielleicht merkt man bald: der Papst ist noch stärker als Bismarck . . .

„Aber das Alles geschieht ja nur in Europa! Was geht Das uns an!“ So höre ich sagen. Na, erlauben Sie, verehrte Landsgenossen. Uns geht es schon an, weil Europa vermuthlich bald an unsere Thür pochen und uns zur Mithilfe aufrufen wird, wenn das letzte Stündlein der jetzigen europäischen „Gesellschaftsordnung“ geschlagen haben wird. Europa wird unsere Hilfe als ein Recht heischen, es wird uns vorhalten, daß wir schließlich auch zu Europa gehören und also der selben „Gesellschaftsordnung“ uns erfreuen; daß wir uns nicht umsonst volle zweihundert Jahre mit unserem Europäerthum gebrüstet haben und folglich uns selbst retten müssen, indem wir Europa retten. Werden wir der Vermittleraufgabe dann auch gewachsen sein? Sind wir dem Nachdenken darüber, was eigentlich unsere Rolle in Europa sein sollte und inwiefern wir nur „für uns selbst und aus uns selbst“ leben dürfen, nicht längst entfremdet? Heutzutage haben wir diese Dinge nicht nur zu begreifen verlernt, sondern wir erkennen die Existenz solcher Fragen einfach nicht an und halten die Neben darüber für eine Aeußerung unserer Dummheit und unseres Barbarenthumes. Doch wenn Europa wirklich an unsere Thür pochen wird mit der Bitte, die „Ordnung“ zu retten, so werden wir vielleicht dann erst plötzlich zum ersten Male fühlen, wie wenig wir diesem Europa eigentlich ähnlich sind, trotz dem zweihundertjährigen Bestreben, uns zu europäisiren, das uns oft zu so leidenschaftlichen und hitzigen Sprüngen verleitet hat. Und wer weiß, ob es dann zum Begreifen nicht schon zu spät sein wird? Wer weiß, ob wir in unserem europäisirenden Dusei nicht am Ende wirklich gegen den Feind Europas und seines famosen „ordre social“ zu Felde ziehen und diesen Feind mit dem selben Blut und Eisen zur Ruhe zu bringen versuchen werden, von dem auch Fürst Bismarck, wie man sagt, Alles erwartet.

Doch das Alles ist ja Zukunftsmusik, ruft man, die Gegenwart aber ist hell und klar, klar wie ein Maieumorgen. . . Fedor Dostojewski.

## Nietzsches Lehrjahre.

Nach neuen Dokumenten.

**N**ur einem Jahre ungefähr erschien, unbeachtet von der Mehrzahl der Zeitungen produzierenden und Zeitungen konsumirenden Volkes der Dichter und Denker, der achte Band der Gesamtausgabe der Werke Friedrichs Nietzsches. Im Mai dieses Jahres erschien der erste Band der Biographie des Philosophen, ignoriert von den meisten Redaktionen, die sich beeilt hatten, Frau Lou Andreas-Salomés präziöses und von Thatfachen ziemlich wenig beschwertes Buch über Nietzsche als psychologisches Meisterwerk anzukündigen. Nun liegen die ersten zwei Bände des Nachlasses fertig vor: sie vor dem selben Schicksale zu bewahren, sie an einer Stelle zu besprechen, wo sie gesehen werden müssen, — Das war Anlaß und Abicht der folgenden Zeilen.

Das Buch der Schwester Nietzsches\*) besitzt einen vielleicht nicht ganz unwesentlichen Vorzug: es bringt Thatfachen. Und einen zweiten: es bringt nur Thatfachen. Die Dokumente allein reden. Kein überflüssiges Raisonnement. Es ist von jenem echt vornehmen Grundgefühl durchdrungen, das sich verbietet, dem Leser fixe und fertige Urtheile zu präsentiren. Es setzt Leser voraus, nicht oberflächliche penny-a-liners. Hiermit soll beileibe nicht gesagt sein, daß es des ordnenden Geistes entbehre. Man mache, um sich vom Gegentheil zu überzeugen, einmal den Versuch, sich selbst die Aufgabe dieser Biographie übertragen zu denken —: dann wird man erst die feine, vorichtige, sorgfältige, liebenswürdige Arbeit bewundern. Denn es ist ein in hohem Grade liebenswürdiges Buch: es klingt, wie von einer ruhigen, herzlichen, tiefen Altstimme vorgelesen, zur Dämmerstunde, an einem Vorfrühlingstage. Dieses „livre d'enfance“ ist ein hohes und bedeutendes Kunstwerk: denn es versteht zu erzählen, das Milieu lebendig zu machen, die Dinge in ihrer eigenen Lust und ihrem persönlichsten Dufte zu malen.

Das alte Pfarrhaus in Röcken, die Wohnung in Raumburg, die alte Schulpforte —: wir sehen diese Orte; wir hören die alte Mitternachtglocke der Wenzelkirche, deren tiefes Läuten noch so oft in Nietzsches Werken nachklingt; wie er vor uns lebt, der Vierzehnjährige, wie er seine erste Autobiographie schreibt und seine „drei Perioden“ mit der kritischen Gelassenheit ein

\*) Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches. Erste Band. Leipzig, C. G. Naumann.

Gödeke konstatirt. Nun ist er in Schulpforta, und schon sind seine Neigungen präzisirt, schon versucht er, jenes gemeinsamen Fonds bewußt und Herr zu werden, aus dem seine philologischen, philosophischen und musikalischen Triebe hervorgehen. Eine Zeit lang scheint die Wissenschaft zu triumphiren: mit der Berufung des Vierundzwanzigjährigen nach Basel schließt die Biographie; der erste Nachlaßband jedoch bringt gleich in seinem ersten Stück, der baseler Antrittsrede, das bedeutsame Wort: „Philosophia facta est, quae philologia fuit.“ „Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde,“ schreibt er Ende Januar 1870. Die „Geburt der Tragödie“ ist der erste, „Zarathustra“ der mächtigste dieser Centauren.

Und die Legende ist zerstört! Ganz fertig, ganz abgethan! Die thörichte Legende von dem aus einem Extrem ins andere springenden, sich in intellektuellen Martern genießenden, nur im Rastnirten und Exaltirten zufriedenen Décadent à la Dostojewski, wie er von einer angeblichen Freundin Nietzsches mit der artistischen Leitmotivrepetition Zolas und dem psychologischen Gesamtaspekt turgenjewischer „Helden“ gläubigen Gemüthern suggerirt worden war. Das ist das Merkwürdige, Das ist auch das Beweisende an dem Buche der Frau Förster, daß es so eindringlich zeigt, wie Abstammung, Erziehung, Umgebung, frühzeitige Karriere, kurz alle Umstände darauf hinarbeiteten, Nietzsche zu einem Normalprofessor, zur „Zierde“ irgend einer Hochschule, zum zeitgemäßen, unschädlichen Gelehrten zu machen. Daß ers nicht ward, Das beweist seinen angeborenen Trieb zur Philosophie als zur königlichen Kunst, wie Herakleitos ihr vornehmster Repräsentant in der griechischen Philosophiegeschichte ist. Schon in einem Notizbuch, das aus dem Jahre 1866 stammt, findet sich die vorahnende Aufzeichnung: „Vor einer vagen Zerflossenheit in die vielen Richtungen meiner Talente bewahrte mich ein gewisser philosophischer Ernst, der nie zufrieden war als im Angesichte der nackten Wahrheit, und eine Unerblichkeit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen.“ Oder klingt es nicht wie eine Prophezeiung seiner selbst, wenn er in dem ungedruckten, an Wagner gerichteten Vorwort zur „Geburt der Tragödie“ „ein Wesen von zürnender Hoheit“ ersieht, von „stolzestem Blick, kühnstem Wollen; Kämpfer, Dichter, Philosoph zugleich, mit einem Schritte, als ob es gälte, über Schlangen und Ungethüme wegzuschreiten. Dieser zukünftige Held der tragischen Erkenntniß wird es sein, auf dessen Stirn der Abglanz jener griechischen Heiterkeit liegt, jener Heiligenschein, mit dem eine noch bevorstehende Wiedergeburt des Alterthumes inaugurirt wird, die deutsche Wiedergeburt der hellenischen Welt.“

Und der Uebermensch, jenes angebliche Postulat krankhafter Selbstvergottung, ist er nicht schon zu jener frühen Zeit der Mittelpunkt des nietz-

schischen Philosophirens? „Sie wissen, wie ich mit Abscheu jenen Irrwahn zurückweise, daß das Volk oder gar der Staat ‚Selbstzweck‘ sein solle: aber eben so sehr widerstrebt es mir, den Zweck der Menschheit in der Zukunft der Menschheit zu suchen. Weder der Staat, noch das Volk, noch die Menschheit sind ihrer selbst wegen da, sondern in ihren Spitzen, in den großen ‚Einzelnen‘, den Heiligen und den Künstlern, liegt das Ziel, also weder vor, noch hinter uns, sondern außerhalb der Zeit. Dieses Ziel aber weist durchaus über die Menschheit hinaus.“ „Meine Religion, wenn ich irgend Etwas noch so nennen darf, liegt in der Arbeit für die Erzeugung des Genius; Erziehung ist alles zu Hoffende, alles Tröstende heißt Kunst. Erziehung ist Liebe zum Erzeugten, ein Ueberschuß von Liebe über die Selbstliebe hinaus. Religion ist Lieben über uns hinaus.“

Ist es nicht eine ganz klare, energische Antizipirung der Grundinstinkte der sogenannten „dritten Periode“, wenn es im selben Aufsatze weiter heißt: „Die Matten, geistig Armen dürfen über das Leben nicht urtheilen. Höchstes Urtheil über das Leben nur aus der höchsten Energie des Lebens, der Geist muß am Meisten von der Matttheit entfernt sein.“

Die größte Ueberraschung und Bestürzung wird dieser zehnte Band bei all Denen hervorrufen, die Nietsche als kritiklosen Wagnerianer darstellten und auf diese Hypothese Schlüsse aufbauten. Es hat in der That niemals ein „Abfall“ Nietsches von Wagner stattgefunden, sondern so gut Nietsche zu einer bestimmten Zeit seines Lebens Wagnern nöthig hatte, um er selbst zu werden, eben so nothwendig mußte er sich von Wagner befreien, um er selbst zu bleiben. Das Selbe gilt für seine Stellung zu Schopenhauer. Die dritte „Unzeitgemäße Betrachtung“ ist gewissermaßen eine Abrechnung über die Frage: „Was kann uns Schopenhauer noch sein?“ Antwort: Erzieher. Die selbe Antwort, die 1884 in epigrammatischer Form kondensirt wird (zuerst gedruckt in der „Zukunft“ vom 31. März 1894):

„Was er lehrte ist abgethan,  
Was er lebte, wird bleiben stahn:  
Seht ihn nur an!  
Niemandem war er unterthan!“

Nun wird es für Jeden, der sehen will, sichtbar, daß die vierte Unzeitgemäße ein wehmüthiger, bewußter Abschied von Wagner ist. Die „Gedanken über Wagner“ sind niedergeschrieben im Frühjahr 1874, bevor „Richard Wagner in Bayreuth“ geplant war. Man höre: „Wie Goethe ein versetzter Maler, Schiller ein versetzter Redner ist, so ist Wagner ein versetzter Schpieler. . . . Die Gefahr der Affektmalerei ist für den Künstler außerordentlich. Das Veranschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plöglir das Bewegtsein um jeden Preis — schreckliche Tendenzen!“ „Der schon

hauerische „Wille zum Leben“ bekommt hier seinen Kunstausdruck: dieses dumpfe Treiben ohne Zweck, diese Ekstase, diese Verzweiflung, dieser Ton des Leidens und Begehrens, dieser Accent der Liebe und Inbrunst. Selten ein heiterrer Sonnenstrahl, aber viel magische Zaubereien der Beleuchtung.“ „Also die Musik gilt ihm als Mittel des Ausdruckes — sehr charakteristisch für den Schauspieler.“ „Jetzt ist wirklich die Musik ein Mittel des Ausdruckes geworden: steht deshalb künstlerisch auf einer niederen Stufe, denn sie ist nicht mehr organisch in sich.“ „Im Dienste Hans Sachs'scher Gebärden muß die Musik entarten. (Bekmesser).“ „Sein Zurückfliehen zur Natur, Das heißt zum Affekt, ist deshalb verdächtig, weil der Affekt am Wirkungsreichsten ist.“ „Er erregt Mißtrauen durch sein Lob wie durch seinen Tadel. Das Bierliche und Anmuthige sowie die reine Schönheit, der Widerglanz einer völlig gleichschwebenden Seele geht ihm ab: aber er sucht sie zu diskreditiren.“ „Wie erwarb sich Wagner die Anhänger? Sänger, ~~er~~ als Dramatiker interessant wurden und eine ganz neue Möglichkeit, zu wirken, bekamen, vielleicht bei geringerer Stimme... Orchestermusiker im Theater, die sich früher langweilten.“

Nun begreift man den stellenweise merkwürdig fremden und gezwungenen Ton der vierten Unzeitgemäßen: Nietzsche zwang sich einen Enthusiasmus ab, den er nur als dankbar Scheidender haben konnte. Was seit Jahren verborgen in ihm an Kritik der wagnerischen Kunst sich angesammelt hatte, aber aus Ehrfurcht still blieb, Das mußte nach „Parasol“ ausbrechen. Ich bemerkte zugleich, daß der zweite Band der Biographie und die folgenden Nachlaßbände für Freund und Feind noch manche große Ueberraschung in dieser Beziehung bringen werden.

Was von allem Anfang an bei bescheideneren und sorgfältiger lesenden, nicht geistreichend kritisiren wollenen Kennern Nietzsche als Ueberzeugung feststand: daß seine Entwicklung eine so nothwendige, harmonische, einheitliche ist wie bei wenigen Philosophen, daß sie ruhig, ohne Sprünge, ohne Krämpfe, ohne Selbstzerfleischung vor sich ging; daß die Anschauungen sehr später Jahre bereits in den ersten Aufzeichnungen im Reime vorhanden sind (intellektuelle Rebligkeit, Uebermensch, der biologische Gesichtspunkt als Prinzip —: alles Das findet seine absolut unumstößliche Bestätigung durch diese neuen Dokumente. Und noch einmal: die Legende ist zerstört!

Freising.

Josef Hofmiller.



## Mélie.

„Angebetet?“ sagte die Gräfin Christiane, — „einmal in meinem Leben bin ich es wirklich gewesen. Nicht von Ihnen, meine Herren, wie Viele mitz auch betheuert: ich weiß ja, es ist nur eine Lebensart; hübsch genug ist's schon, wird man nur geliebt. Aber als Kind noch betete mich eine Altersgenossin an, die das ärmlichste und schmutzigste Mädchen war, das man sich nur denken konnte, und Mélie hieß. Ja, sie betete mich an; und ich bitte Sie, nehmen Sie das Wort in seiner ganzen Bedeutung; kein anderes kann das Gefühl erschöpfen, das ich Mélie einflößte. Erst jetzt begreife ich, daß ich ihr einziger Gedanke, ihre einzige Freude war, ihr einziger Daseinsgrund; daß außer mir für sie nichts existirte; daß sie wirklich meine ‚Sache‘ war und mir mit Haut und Haar gehörte.“

Wo sich Das zutrug? Dort unten in dem alten Provinzhaus, wo ich geboren bin. Stellen Sie sich eine öde, helle, von grauen Fassaden und langen Klostermauern eingefäumte Straße mit spitzigem Pflaster vor. Ein großes, geräumiges, hochfenstriges Haus mit einem weiten Garten, den seiner ganzen Länge nach eine weinumrannte Laube durchzog. Hier war es frisch und kühl wie in einer Kirche. Zu beiden Seiten standen sehr alte Obstbäume. Am Gartenende öffnete sich eine durchbrochene Holzthür auf die Felder. Da sah man die Sonne untergehen, und wandte man sich um, so zeigte sich, vom Abendganz vergoldet, der Thurm der Kathedrale mit seinen letzten Säulen. Mélies demüthiges Bild ist für mich mit der Erinnerung an dieses Stück Erde mit seinem tiefen, fast feierlichen Frieden für immer fest verknüpft.

So oft ich an Mélie denke, sehe ich ein zehn- bis zwölfjähriges, häßliches, ziemlich großes, mageres, sommerprossiges Mädchen vor mir, dessen Augen durch wirres Lockendickicht glänzen; die Füße stecken in alten, ausgetretenen Stiefeletten mit zerrissenem Gummizug; die Lumpen sind farblos, das Nieder ist verkehrt geknüpft und durch den Schluß des Rockes guckt stets eine Hemdfalte. Kurz, ein vollendeter Fez. Ihr Bestes war noch ein großer Mund mit jungen Wolfszähnen, die sie beständig zeigte, — mir wenigstens, da sie mich niemals ansehen konnte, ohne glücklich zu lachen.

Was mich betrifft, so soll ich damals ein ganz hübsches, vor Allem aber sehr blaßes, sehr zartes Mädchen gewesen sein, mit langen Locken von der Farbe indischer Kastanien. Mein Bruder — er war etwas älter als ich und neckte sich gern — nannte es, um mich wüthend zu machen, nie anders als Mohrrübenhaar. Nebenfalls aber waren es Haare, die mein Vater sehr liebte und die man mit großer Sorgfalt pflegte. Dazu grüne, sehr besondere Augen, und in meinem ganzen Wesen etwas Krankes und Exaltirtes. Ich hatte sozusagen etwas Unirdisches an mir. Natürlich berichte ich, was man mir sagte. — viel ist klar, daß ich für Mélie einer höheren Welt angehörte, etwa wie die buchtigen Engel- und Heiligengestalten, die sie in den Scheiben der Kirche

Wie ich Mélies Bekanntschaft machte? Ich weiß es nicht mehr. Ich Eltern waren wohl arme Leute aus der Nachbarschaft. Gewiß ist, daß sie sich ihre Tochter fast nicht bekümmerten, daß ich mich daran gewöhnt hatte, sie über auf meinem Wege zu sehen und daß sie ganz in meinem Schatten lebte.

Ich zweifle nicht, daß mein Vater zuerst versuchte, diese kleine Per-

mir zu entfernen. Denn es war wirklich keine Gesellschaft für ein reiches Bürgerkind wie ich. Durch Mélies Hartnäckigkeit, durch die schlangenartige Geschmeidigkeit, mit der sie erschien und wieder verschwand, und, wie ich glaube, auch durch meine Bitten, wurde er allmählich besiegt. Ich fühlte wahrscheinlich sehr genau, daß ich für Mélie eine Art Madonna war, — und die Madonna grämt sich niemals, wenn ihr in der Kapelle die Bettler ihre Verehrung beweisen.

Sie war so wenig zu spüren, die arme Mélie! Sie verlangte nur, daß ich sie dulde, aber nicht etwa an meiner Seite, sondern nur hinter mir. Wenn meine Bonne mich am Vormittag ins Kloster brachte, lauerte Mélie in einem Winkel des Thores auf meinen Ausgang. Sie nahm die Tasche, die meine Bücher enthielt, und folgte uns in einiger Entfernung. Danke, Mélie!, sagte ich ihr. Das genügte. Sie wußte sehr gut, mein Vater hätte es nicht geduldet, daß sie an meiner Seite gehe, und es nicht passend gefunden, daß ich auf dem Wege mit ihr rede; und sie war darin ganz seiner Ansicht.

Im Uebrigen hatte sie ihre Würde, jene Würde, die uninteressirte und tiefe Liebe absichtlos und unbewußt bewahrt. So gab ich ihr, obwohl sie arm war, nie einen Heller. Als ich ihr einmal Etwas schenken wollte, wies sie mit sehr energischem Kopfschütteln zurück. Nur wenn ich manchmal Süßigkeiten hatte, Schokoladepflätzchen, Makronen, bot ich der hinter uns schleichenden Kleinen davon an, während ich dabei immer neben meiner Bonne trippelte; und sie beeilte sich dann, zuzugreifen. Bonbons —: Das nimmt man gern!

Ich frage mich oft, weshalb Mélie so zerlumpt war. Man mußte ihr, damit sie doch etwas anständiger aussehe, bei uns zu Hause alte Kleider geben . . . Ich beschämte sie manchmal wegen ihrer nie gekämmten Haare, ihrer abgerissenen Ändpfe, ihrer Flecken und Risse . . . Dann senkte sie verwirrt den Kopf und sagte nichts. Aber am nächsten Morgen erschien sie gerade so lumpig wie am Tage vorher. Doch muß ich sagen, daß es ihr bei dem Leben, das sie führte, sehr schwer sein mochte, geschmiegelt und gestriegelt aufzutreten. Die ganze Zeit, die sie nicht mit mir verbrachte, benützte sie dazu, sich mit den Gassenjungen zu balgen, auf die Felder hinauszulaufen, Bäume zu erklettern, Blumen zu pflücken, im Heu zu schlafen. Sie konnte nicht lesen, da sie nie eine Schule besucht hatte, aber sie kannte sehr genau alle Kräuter, die gegen Katarrh gut sind, die erfrischen, Schmerzen lindern, Wunden heilen . . . Sie brachte deren oft in die Küche, auch Kresse, Löwenzahn und riesige Stränke aus Veilchen, Schneeglöckchen, Erdbeerblüthen, Katschrojen, Kornblumen. Das waren eben so viele Vorwände, sich in das Haus zu schleichen. Oft strich sie auch um die Küche und lauerte auf die Gelegenheit zu einem Gange: um Brot, das zum Frühstück fehlte, oder zum Fleischer, der das Fleisch nicht schickte. Mélie lief hin, war im Moment zurück und ging dann nicht mehr fort, sondern drückte sich in die Ecken, schlüpfte durch halbgeöffnete Thüren, suchte und — fand mich schließlich auch.

Meist war es im Garten. Anfangs zeigte sie sich furchtsam nur von Weitem. Ich gab ihr ein Zeichen, sie solle näher kommen und mit leuchtenden Augen lief sie herbei: „Oh, Fräulein! Fräulein!“

Wir setzten uns auf eine Bank in der Laube und plauderten uns hier im Versteck aus. Was wir sprachen, weiß ich nicht mehr; aber was wir thaten, daran erinnere ich mich noch ganz genau. Mélie war sehr erfunderisch. Sie lehrte



mich, aus Weidenruthen Pfeifen machen, Kanonen aus Flieber, Kronen aus allen möglichen Blumenarten, Pumpen aus Strohhalmen, die in die Löcher eines Aprikosenfernes gezogen waren. Hatte sie für ihre Gänge einige Sous bekommen, so kaufte sie bei einer Näherin in der Stadt „Muster“, d. h. Stoffschneideln und Bandenden und fabrizirte daraus, indem sie diese bunten Lappen um eine Handvoll Heu und vier kleinen Hölzer wand, merkwürdige Puppen, die mir ganz herrlich erschienen, auffallende, phantastische Puppen, mit Köpfen aus Roja-Satin und mit überraschenden Gesten, Puppen, die lebendiger waren — Bourget würde ohne Bedenken ‚suggestiver‘ sagen — als jene, die man bei den Händlern kauft.

Mélie war auch höchst freigebig. Eines Tages erwartete sie, an einen Brellstein gelehnt, meinen Ausgang; ihre Hand hielt eine riesige Schnitte, auf der eine Schicht geschälter, mit Zwiebeln und anderen Kräutern reich gewürzter Kartoffeln dampfte. Und Das duftete gut, ach, wie gut! Ich konnte mich nicht halten: „Das muß nicht schlecht schmecken, Mélie? Wie?“

Sofort reichte sie mir die Schnitte, in die ihre scharfen Wolfszähne kleine, wie mit Lochseisen ausgeschlagene Kreise gebissen hatten. Und ich krankes Geschöpf, das man stets auszunahmte, weil es nicht aß, ich verschlang diese Schnitte gierig. Mélie aber besah mich mit einer drolligen Miene, in der Freude und Stolz darüber war, daß ich ihre Küche so gut zu würdigen verstand, und ganz auf dem Grunde auch etwas Bedauern . . . So oft man bei ihr seit diesem Tage irgend ein Ragout machte, brachte sie mir davon in einem Stück Papier. Sie zog es mit geheimnißvoller Miene aus der Tasche . . . Aber Das war nicht mehr die Kartoffelschnitte! Es war der Fraß armer Leute, dem man die Herkunft gar zu stark anmerkte. Ich versuchte, daran Geschmack zu finden, doch es war mir nicht möglich. So sagte ich ihr, ich hätte keinen Hunger, und sie wurde darüber dann ganz traurig.

Im Großen und Ganzen flöhte mir Mélie durch bestimmte Züge eine gewisse Hochachtung ein. Ihre Kraft, ihre Beweglichkeit, ihre Kühnheit setzten mich gebrechliches, überwachtes, eingeschlossenes Mädchen in ängstliches Erstaunen. Ich beneidete sie, weil sie überall hin laufen konnte und nichts fürchten mußte. Manchmal duftete sie nach Heu, in dem sie sich gewälzt hatte, und es steckten noch Halme in ihren Locken. Sie war die Ursache meiner Träume von einem freien, robinsonartigen Leben in den Feldern. Wenn wir ganz sicher waren, allein zu sein, kletterte sie auf die Bäume des Obstgartens, schüttelte die Zweige, ließ die reifen Früchte hinabregnen und riß die anderen mit den Fäusten ab. Einmal sagte ich Mélie, es sei doch langweilig, noch keine Kirschchen zu haben. Am nächsten Tage brachte sie mir ihren ganzen Korb voll. Sie hatte sie in irgend einem Garten geplündert. Sie stahl für mich, sie hätte für mich getötet.

Und sobald sie Jemand aus unserem Hause kommen sah — außer der Bonne oder der Köchin, mit denen sie ziemlich gut stand —, verschwand sie, ich weiß nicht wie, durch irgend ein Loch im Zaune.

Die schlimmsten Tage waren für Mélie die, an denen mich meine kleine Freundinnen besuchten. Mélie schlich sich dann ununterbrochen um mich herum, aber ich ging vor ihr, ohne sie nur anzusprechen, ohne sie scheinbar zu kennen. Dan zog sie sich zurück, trat in den Schatten, machte sich klein. Sie grollte mir deshalb nicht, sie sah ein, daß diese hübschen, eleganten Mädchen nicht wisse-

durften, auch sie sei meine Freundin. Sie sagte sich nicht, daß ich mich ihrer schämte, oder wenn sie sichs sagte, fand sie Das ganz natürlich; aber ich fühlte doch, daß es ihr großen Kummer machte. Ein anderer Schmerz war es für sie, wenn mich mein Vater mit meinem Bruder in unser Landhaus führte, das von der Stadt nur eine halbe Stunde entfernt war. Sie versuchte zwar, uns von Weitem zu folgen, aber mein Vater litt es nicht und schickte sie zornig zurück. Als wir uns eines Tages der Meierei schon näherten, sah ich Mélie plötzlich aus einem Graben ragen, in dem sie sich versteckte, um mich vorbeigehen zu sehen. Zitternd stand sie da, bereit, bei der geringsten feindlichen Bewegung meines Vaters zu entfliehen. Das stimmte mich weich. „Papa,“ sagte ich sehr sanft, „laß sie doch hinter uns gehen, was kann Dir Das schaden?“ Mein Vater stimmte zu; und strahlend folgte mir Mélie, wie ein treuer Hund; von Zeit zu Zeit reichte ich ihr rückwärts, ohne ein Wort, meine Hand; sie nahm sie in die ihre und legte für einen Augenblick ihre andere Hand darauf. Sonst nichts. Gegen Ende des Frühstücks ging ich dann unter einem Vorwande allein hinaus und brachte Mélie, die an der Thür kauerte, Brot, etwas Fleisch und Käse, — was ich im Augenblick eben erhaschen konnte. „O, Fräulein! Fräulein!“ Dann spielte ich mit meinem Bruder unter den großen Bäumen, die die Meierei umschlossen; und ohne Mélie zu sehen, ahnte ich sie in der Nähe, wie sie mich, durch einen Strauch verborgen, ansah und wie sie Das schon auftrieb machte. Da, plötzlich, verließ mich mein Bruder, und bald darauf vernahm ich von der Meierei her laute Schreie. Ich lief rasch hin und sah vor dem Stall die arme Mélie bis an die Knie durchnäßt, mit triefendem Kleid, mit in den ausgetretenen Schuhen förmlich schwimmenden Füßen. Der schlimme Junge hatte sie unversehens angepackt und in den mit Wasser gefüllten Steintrog, aus dem die Pferde tranken, tief hineingetunkt. Mélie weinte. Doch sobald sie mich bemerkte, unterdrückte sie die Thränen jäh, weil sie wußte, daß ich meinem Bruder böse sein und daß Dies eine Klage herbeiführen würde. Um mir die Mühe, sie zu bemitleiden, oder die Anstrengung, sie zu vertheidigen, ganz zu ersparen, lächelte sie mir mit ihrem großen Munde leise zu und sagte: „Es ist nichts, Fräulein. Es war nur Spaß . . .“

Als die Zeit meiner Einsegnung kam, zeigte ich eine glänzende Frömmigkeit, die auf Mélie den tiefsten Eindruck machte. Sie wollte am selben Tage wie ich eingeseget sein, war aber nicht fertig, da sie dem Unterricht in der Glaubenslehre nie folgte. Ich unterwies sie, sprach ihr von Gott. Aber während meine Frömmigkeit voll Liebe und Hoffnung war, mischten sich in ihrer vor Allem Erstaunen und Furcht. Am Tage der Feierlichkeit hatte ich solches Fieber, daß die Kerze in meiner Hand zitterte und die Schleier meiner Nachbarinnen betropfte. Man mußte sie mir nehmen. Mélie, die ausnahmsweise fast rein war und in ihrem weiten, vom Waschen schon bläulichen Mouffelinleid prunkte, stand in der letzten Reihe und ließ mich nicht aus den Augen. Sie bat für ihre kleine Kranke; denn für sich verlangte sie nie Etwas, weil sie sich in den Augen Gottes für ganz und gar nicht beachtenswerth hielt und weil sie nicht glaubte, es könne ihm das geringste Vergnügen machen, mit ihr sich zu beschäftigen. Nachmittags konfirmirte mich mein Pathe, der Kardinal, als Erste, und meine Eltern führten mich nach unserem Landhaus. . . In ihrem Graben, am Rande eines Haserfeldes, erwartete mich Mélie. Ich wurde ganz weich und warf ihr eine Kußhand zu.

Man brachte mich zu Bette. Ich hörte von hier aus Lärm und Lachen fröhlicher Stimmen, denn die ganze Familie war zur Feier des Tages zum Diner geladen. Ich war von der Traurigkeit der Dämmerung erfaßt, von diesen in den weiten Ebenen der Champagne so melancholischen, so nebelgrauen Stunden, und dachte an nichts. Da roch ich frische Blumen in meinen Händen. Mèlie war da, auf den Knien lag sie neben mir, die Stirn an den Rand meines Bettes gedrückt. Ich wollte sprechen, sie flehte mich an, zu schweigen, ruhig zu bleiben, zu schlafen, — damit man sie nicht vertreibe . . . Mein Vater sah nach mir und fand mich eingeschlafen, von ihr gehalten, ihren Arm unter meinem Kopf. Er hatte nicht den Muth, sie heute wegzuschicken, und ließ ihr sogar zu essen bringen.

Einige Zeit danach verlangte meine Mutter, daß ich all Das erlerne, was eine gute Hausfrau wissen muß. Félicie, eine kleine, bucklige und sehr zarte Arbeiterin, die mehrmals in der Woche kam (ich sehe ihre demüthige und komische Silhouette noch auf den weißen Fenstervorhängen) hatte den Auftrag, mich nähern zu lehren. Andere sollten mir die Beforgung der Wäsche sowie das Bügeln beibringen; auch mußte ich mein Zimmer selbst aufräumen. Mich langweilte das Alles furchtbar; denn ich hatte eine Leidenschaft: Lesen. Zum Glück war meine Mutter häufig fort und Mèlie hatte es schließlich dahin gebracht, daß man sie doch im Hause duldet. Sie nahm an meinen Lektionen theil und lernte, in dem Wunsche, mich zu unterstützen, viel schneller als ich. Die längste Zeit über machte sie die kleinen Beforgungen, die man mir auftrug: Säume, Fliedereien, Falten der Wäsche; auch mein Zimmer brachte sie in Ordnung.

Während sie arbeitete, saß ich in einem Winkel und hielt mir die Ohren mit den Daumen zu, um nur nicht abgelenkt zu werden. Ich las das 'Leben der Heiligen', die 'Römische Geschichte' von Rollin, Reisebeschreibungen und irgend ein altes, kleines, rothgerändertes Buch, das Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhundert enthielt. War Mèlie fertig, so erzählte ich ihr meine Lektüre; Das war ihr Lohn. Zu meinen Füßen ruhend, kugelartig zusammengekauert, die Augen unbeweglich auf mich gerichtet, hörte sie mich mit Ekstase an, wie man dem lieben Gott lauschen würde. Ich erzählte, glaube ich, sehr gut, mit einem großen Ernst, mit ausdrucksvollen Gesten, mit der Gluth äußerster Ueberzeugung. Ich erinnere mich, eine dieser Geschichten begann mit dem Satze: 'Zur Zeit, wo Madame von Pompadour Frankreich regirte.' Ich weiß nicht mehr, was Madame von Pompadour für Mèlie und für mich bedeutete. Aber so viel weiß ich, es war eine wunderhübsche Geschichte . . .

Nun ist ein großes Loch in meinem Gedächtniß . . . eine lange Krankheit, Windpocken, Fieber, Delirien. Von Alledem blieb mir ein einziges Bild: Mèlie; — Mèlie, wie sie an meiner Seite Arzneien rührt; Mèlie, wie sie auf dem Boden kauert; Mèlie, wie sie mir auf meinem Bette sanft und doch mit aller Kraft die Hände hält und es nicht zuläßt, daß ich mich kranke. Man hatte ihr gesagt, ich würde häßlich, wenn ich mich kranke; und sie machte über meine Schönheit wie ein Gnom über seinen Schatz.

Wie litt man sie um mich und setzte sie der großen Ansteckungsgefahr aus? Man hatte Alles gethan, um ihren Eintritt zu verhindern; aber eines Tages hatte man sie in einem Winkel meines Zimmers hinter einem Fauteuil überrascht, wo sie die Nacht über verborgen gewesen war. Nun war es zu

spät, sie fortzuschicken; im Uebrigen hätte sie gewiß das Mittel gefunden, zurückzukommen, weil die Thüren in diesem großen Provinzhaus nie fest verschlossen waren.

Am dem Tage, wo es mir endlich besser ging (es war April und Sonne glitzerte auf meiner Decke), brachte mir Mélie Blumen und Erdbeerbüthen. Wir warfen sie uns fröhlich zu. Ich war so ungeschickt und noch so schwach, daß ich sie manchmal fallen ließ. Mit einer tapenartigen Geschicklichkeit, oft auch auf allen Vieren, raffte sie Mélie in den Winkeln, unter den Möbeln, zusammen; und mich amüsirte Das.

Ich trieb alle Kindereien der Reconvalescenz, Kindereien, die jünger waren als ich, obwohl ich nur ein kleines Mädchen war. Mein Verstand kehrte nach dieser so langen und rauhen Erschütterung nur sehr allmählich wieder. Ich fand mich Mélie viel näher, fast gerade so einfältig wie sie; und wenn ich mich mühte, die Vergangenheit zurückzurufen (o, wie schien sie mir weit!), sah ich mich jedesmal mit Mélie, bald unter der Weinlaube, bald in dem Garten. Und wir tauschten höchst ernsthaft unsere Erinnerungen aus.

„Erinnerst Du Dich, Mélie?“

„O ja, Fräulein!“

Und nun war sie, die jene schönen Geschichten, die ich ihr erzählt hatte, am Besten wußte, und ich fragte sie darum und lauschte ihr.

„Und die andere, Mélie, kennst Du sie noch? Wo von Madame von Pompadour die Rede war . . .?“

„Warten Sie, Fräulein, ich werde sie schon finden.“ Und Mélie begann: „Zur Zeit, wo Madame von Pompadour Frankreich regirte . . .“

Eines Tages kam Mélie nicht. Es war der Tag, an dem ich zum ersten Male das Bett verlassen durfte. Ich fragte hartnäckig nach ihr. Meine Mutter sagte mir, Mélie sei krank, werde aber bald wiederkommen.

Am nächsten Morgen schaffte man mich aufs Land. Alle mühten sich um mich, suchten mich zu zerstreuen, spielten mit mir. Mein Vater verbrachte lange Stunden in meiner Gesellschaft und führte mich, als es heiß wurde, auf Wegen, die von Weißbörn ganz schneeig waren, unter die zart und ganz neu belaubten Bäume. Dennoch vergaß ich Mélie nicht und verlangte von Zeit zu Zeit nach ihr. Schließlich verrieth es mein Vater: „Mélie ist sehr krank. Aber sei still, ich habe ihr den Arzt geschickt und Alles, was sie braucht. Sie wird sehr gut gepflegt. Du wirst sie sehen, wenn sie wieder gesund ist.“

Nach und nach kehrten meine Kräfte zurück. Ich hatte großen Hunger. Ich freute mich an Allem: an der guten Luft, an der guten Wärme, an den guten, leichten Speisen, die man mir machte, an Blumen, an Bäumen, an Wiesen und Gängen, — wie Jemand, der das Leben noch einmal entdeckt hat. Im Egoismus der Genesung amüsirte ich mich köstlich. Aber einmal fragte ich doch: „Und Mélie?“

„Mélie ist tot,“ antwortete meine Mutter traurig.

„Arme Mélie!“ seufzte ich träumerisch, als erinnerte ich mich an etwas ganz Unbestimmtes und Fernes . . . Ich dachte damals nicht weiter daran . . . Später allerdings habe ich noch sehr oft daran gedacht . . .

Paris.

Jules Lemaitre.



## Soll die Religion erhalten werden?

Häufiger als in früheren Jahrzehnten und in allen möglichen Tonarten trifft das Schlagwort: „Die Religion muß dem Volke erhalten werden“ heute unser Ohr. Fragt man aber nach dem „Warum?“, so sind sehr oft die Beweggründe für die Empfehlung der Religion wenig günstig. Aus der zunehmenden Erstarkung der sozialistischen Bewegung wird auf eine Abnahme der religiösen Kräfte im Volksleben geschlossen und durch eine Wiederbelebung dieser Kräfte hofft man, den Sozialismus zurückdämmen zu können. Es ist aber ein gründlicher Irrthum, wenn man ein solches gegenseitiges Bedingthein annimmt, ein Irrthum, der sich leicht erklärt aus der Bequemlichkeit des menschlichen Geistes, die Ursache alles Unangenehmen da zu suchen, wo Anderen die Schuld und Verantwortung aufgebürdet werden kann. Wenn man freilich Begleitererscheinungen für das Wesentliche und Auswüchse für den Kern ansieht, dann kann man auch von der Religion eine Bekämpfung des Sozialismus erwarten. Die sozialistischen Ideen wären gekommen auch ohne die atheïstischen Führer. Daß aber diese Bewegung im Jahrwasser des Unglaubens und der Religionlosigkeit segelt, giebt ihr allerdings ein ganz anderes Aussehen und mag wohl ein größeres Unbehagen erwecken, als wenn sie von religiösem Geiste erfüllt wäre. Verkehrt ist es, die Kirche oder die Religion einer mangelnden Pflichterfüllung zu zeihen; die Schuld daran, daß es so gekommen ist, liegt in dem ganzen Zeitgeist, der Jahrzehnte hindurch das allgemeine Denken bestimmte.

Schien es doch wirklich eine Zeit lang, als ob wir drauf und dran wären, uns von den religiösen Vorstellungen der Vergangenheit loszulösen und einer neuen Weltanschauung die Herrschaft einzuräumen: die Arbeiter völlig entkirchlicht, der Mittelstand religiös indifferent, die Gebildeten über Religion völlig erhaben, die Wissenschaft in ausgesprochenem Gegensatz zum Glauben, — was blieb da noch? Der Bauernstand, der zwar noch fest am Alten hielt, aber im Wesentlichen doch nur, weil das Neue noch nicht zu ihm gedrungen und von ihm ergriffen war. Schon stimmte man die Instrumente, um die Religion mit Musik zu Grabe zu geleiten, — und nun! Wir stehen in einer ganz neuen Ära: die Religion muß erhalten werden.

Es ist anders geworden. Das Recht der religiösen Weltanschauung wird wieder anerkannt. Giebt es doch nunmehr eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Autoritäten, die gerade vom Standpunkte der Evolutionstheorie die Bedeutung des religiösen Elementes für die Entwicklung der Menschen erkennen und von der Zukunft noch deren Wachsthum erwarten. Wohl wird es noch lange dauern, bis die Verkehrtheiten der naturwissenschaftlichen Einseitigkeit wieder aus den Köpfen verschwunden sind, aber der Bann ist doch gebrochen und es wird nun an der evangelischen Kirche liegen, die günstige Zeit auszunutzen, um wieder Besitz von den Herzen auch der wissenschaftlich Gebildeten unserer Generation zu ergreifen und überhaupt das verlorene Gebiet zurückzuerobern.

Wie der Name „Raumann“ auf religiös-sozialem Gebiete ein Programm bedeutet, das Programm der thätigen Mitarbeit und des lebendigen Verständnisses für die sozialen Nothe der Arbeiterschaft, so brauchen wir auch auf religiös-wissenschaftlichem Gebiete eine hervorragende Persönlichkeit, die hier Aehnliches

leistet wie dort Raumann. Es wird freilich sehr schwer halten, solche Persönlichkeiten zu finden, die das weite Gebiet der Naturwissenschaft völlig beherrschen, sich dabei die Naivität des Glaubens bewahrt haben und zugleich im Stande sind, bestimmenden Einfluß auf den ganzen Zeitgeist auszuüben. Aber noch hat jede Zeit die Männer hervorgebracht, die sie nötig hatte. Hielt man es nicht auch vor wenigen Jahren noch für ganz undenkbar, daß in kirchlichen Kreisen der Sozialdemokratie gegenüber eine solche Stellung eingenommen werde, wie sie Raumann vertritt? Und doch hat Raumann diese Stimmung keineswegs erst schaffen müssen, sondern die Tendenz lag, wenn auch nicht offenkundig, so doch latent in weiten Kreisen vor, so daß es nur des Auftretens dieser Persönlichkeit hier, in der „Zukunft“, bedurfte, um ihr sofort sinnenfälligen Ausdruck zu verleihen.

Eine ähnliche Erscheinung erwarten wir auf wissenschaftlichem Gebiete. Ausbleiben kann sie nicht, wenn sich die Kirche nicht selbst aufgeben will. Hat der christliche Glaube nicht die Kraft, sich die Resultate wissenschaftlicher Forschung auf jedem Gebiete dienstbar zu machen, so verzichtet er auf den Anspruch und die Bedeutung der Weltreligion. Paßt unser religiöses System nur für Ungebildete und für die Einsamkeit des Landlebens, aber nicht für die Gebildeten und das Treiben der Großstadt, muß man die Gläubigen vor Wissenschaft und Kultur warnen, dann ist es das jämmerlichste von allen Systemen. Müßten wir die besten Kreise unseres Volkes aufgeben, weil der Glaube nichts über sie vermag, oder wollten wir uns bei ihnen mit einer bloß äußeren Zugehörigkeit begnügen, dann wäre die christliche Kirche werth, unterzugehen. Aber wir halten unbedingt daran fest, daß der evangelische Glaube genau so gut für den schlichten Landmann wie für den gelehrten Professor paßt; es kann auch nicht von einem besonderen Evangelium für die einzelnen Stände die Rede sein; für Alle ist nur ein Grund: Jesus von Nazareth. Etwas Anderes ist es jedoch mit der Form, in welcher Jesus an die einzelnen Individuen und Kreise herangebracht wird.

Das religiöse Bedürfnis ist ja so unendlich verschieden. Leider ist auf die Verschiedenartigkeit des Bedürfnisses zu wenig Rücksicht genommen und in Folge Dessen ist dieses selbst immer geringer geworden. Die Naturtriebe, die nicht gepflegt werden, müssen verkümmern. Dadurch, daß man sich in kirchlichen Kreisen daran gewöhnt hatte, die Gebildeten für unempänglich und außer dem Bereich der religiösen Einwirkung stehend anzusehen, sind die Verhältnisse entstanden, die wir heute so beklagen. Immer mehr bildet sich in den „gläubigen“ und in den „gebildeten“ Kreisen eine völlig verschiedene Denkweise heraus, so daß man sich gegenseitig nicht mehr versteht und ungerecht gegen einander wird. Es ist durchaus kein Zufall, daß sich immer weniger junge Leute aus den besseren Gesellschaftskreisen zum Studium der Theologie bereit finden. In den Augen der Gebildeten haftet dem Theologen eine gewisse Inferiorität in Bezug auf geistige Fähigkeit an. Schon auf der Universität wird er in gewisser Weise verächtlich von seinen Kommilitonen behandelt. Verstärkt wird diese Nichtachtung noch dadurch, daß sich die stud. theol. mehr und mehr auf den Verkehr unter einander angewiesen sehen. Ihre Zugehörigkeit zu einer schlagenden Korporation erregt „oben“ entschieden Anstoß, während früher ganz andere Anschauungen und Verhältnisse auf der Universität herrschten. Daß aber die Eindrücke und die Denkweise während der Studentenzzeit in das Amtsleben und Philisterium mit

hinübergenommen werden, ist eine oft beklagte, aber leider wirkliche Thatsache. Mit Thatsachen muß aber gerechnet werden. Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß das Studentenleben der Gegenwart, besonders in den Korporationen, eine Menge Auswüchse an sich hat, die unter Umständen für den künftigen Geistlichen verderblich wirken können. Aber in jenen Jahren soll sich doch gerade der Charakter bilden und sollen bleibende Eindrücke für das spätere Leben gesammelt werden. Gerade der evangelische Theologe muß mit allerlei Geisteskindern und allerlei Weltanschauungen in Berührung kommen, damit er fühlt, welche Gedanken die Gemüther beherrschen, damit er versteht, gerecht zu denken und sich vor Einseitigkeit zu bewahren. Andererseits, wenn die Theologen als sittliches Element in der Studentenschaft wirkten, anstatt sich im Ringkampf, theologischen Vereinen und allerlei Blasen zu isoliren, würde doch mancher Anstoß beseitigt werden und unsere Aerzte und Beamten würden den Geistlichen von vorn herein mit anderen Augen betrachten. Als eine Volkskirche muß sich die evangelische Kirche in ihren Trägern wirklich mit dem Volksleben verbunden fühlen. An solchen Geistlichen, die sich um die Arbeiter mit Hingebung kümmern, die als treue Seelsorger jedes alte Mütterchen, das des Trostes bedarf, ihrer Fürsorge werth achten, die mit bewunderungswürdiger Selbsthingabe des Gläubigen sich erbarmen und dem Gesunkenen die Hand zur Rettung bieten, fehlt es Gottlob nicht, aber die geistigen Führer des Volkes erfahren keinerlei Einwirkung, wenigstens bewußte, von der Kirche, und die Tendenz, ohne Kirche und religiöse Beeinflussung zu leben, verstärkt sich immer mehr in den besseren Kreisen. Diese Kluft zwischen Glauben und Bildung, Religion und Wissenschaft muß überbrückt werden.

Das Evangelium wird stets den Widerspruch vieler Menschen herausfordern. Es mag aber verkündigt werden, wie und wo es wolle: die Ueberzeugung muß sich immer Bahn brechen, daß der Verkündiger von der Wahrheit durchdrungen ist und das Heil persönlich an sich erfahren hat. Soll er aber Erfolg haben, so muß sein amtliches und außeramtliches Leben in vollstem Einklange sein und Jedem, auch dem fern Stehenden, Achtung abnöthigen. Daß sittlich anstößige Persönlichkeiten noch Jahre lang unangefochten ein Pfarramt bekleiden können, dürfte allerdings nicht vorkommen. Aber ein tüchtiger Geistlicher muß auch gerade diejenigen Geistesgaben besitzen, welche für die Gemeinde, in der er sein Arbeitsfeld hat, zu erfolgreicher Wirksamkeit nothwendig sind. Die katholische Kirche kennt bei der Auswahl der Geistlichen nur die Rücksicht auf die Gemeinde. In der evangelischen Kirche ist es leider anders. Wenn es durch Klagen besser werden könnte, wäre schon viel geholfen.

Verlorenes Gebiet zurückzuerobern, ist immer schwer, aber nie unmöglich. Es bedarf aber eines entschlossenen und rücksichtlosen Vorgehens; es muß damit gebrochen werden, nach einer bestimmten Schablone zu arbeiten; es muß Raum geschaffen werden, daß die besondere Gaben des Einzelnen zu ihrer vollen Auswirkung gelangen. Daß Einer alle Gebiete des Wissens völlig beherrscht, geht ja nicht an, darum muß unbeirrt darauf hingearbeitet werden, daß die individuelle Begabung der Gesamtheit zum Segen wird. Die Kirche muß sich schämen, wenn sie beobachtet, welche unermüdlige und vielseitige Thätigkeit von der Sozialdemokratie daran gewandt wird, ihre Anschauung zum Gemeingut des Volkes zu machen, und welche Erfolge thatsächlich in der verhältnißmäßig kurzen Zeit erzielt

sind, direkt zur Schädigung des kirchlichen und Glaubenslebens, — und wenn sie damit vergleicht, wie wenig sie davon gelernt hat. Sie läßt sich ruhig Schritt um Schritt zurückdrängen und klagt dann, daß die Menschen immer unkirchlicher werden. Wenn wir die christlichen Ideen nicht auf allen nur gangbaren Wegen wieder in das Volksleben hineintragen, wird auch die blasse Erinnerung noch verschwinden, die sich trotz Alledem erhalten hat und noch wieder belebt werden kann.

Hierbei rächt es sich bitter, daß unsere Gebildeten der Kirche und Religion entfremdet sind. Denn sie geben doch den Ton an, stellen ihre Bildung in den Dienst des Unglaubens und vergiften durch Beispiel, Einfluß und schriftstellerische Thätigkeit das noch vorhandene Glaubensleben. Welche Mengen von Zeitungspapier werden täglich bedruckt und wie winzig klein ist der Gehalt an religiöser und sittlicher Kraft darin. Das Wenige aber, — wie ungeschickt, wie wenig geeignet, zu werben und zu gewinnen! Wir fürchten, uns zu „verweltlichen“. Wenn aber doch das Evangelium von der Kanzel aus nicht mehr an die Herzen bringen kann, weil ein gewaltiger Prozentsatz unserer Mitbürger das Gotteshaus nicht mehr betritt, versteht es sich da nicht von selbst, daß wir dann andere Kanäle suchen müssen, um die Menschen erst nur wieder für kirchliche und religiöse Fragen zu interessieren und dann auch wieder in die Kirche zu ziehen? Neben der geordneten Wortverkündigung, die ja auf keinen Fall entbehrt werden kann, weil sie den Sammelplatz für die Gemeinde bildet, muß eine umfangreiche und umfassende Thätigkeit hergehen, die darauf abzielt, das religiöse Bedürfnis da wieder zu wecken, wo es erloschen und erstarren ist. Große Ideen wollen auch gewaltig angepackt werden, daß sie sich durchsetzen können. Der christliche Glaube ist eine revolutionäre Kraft, aber nur dann, wenn er innerlich verarbeitet ist. Je mehr sich die Religion in Konventikel zurückzieht, desto mehr büßt sie von ihrer umgestaltenden und erneuernden Kraft ein. Sie muß deshalb wieder offen und frei auf den Markt des Lebens treten und ihren Antheil an der Hebung und Förderung des menschlichen Geistes heischen. Wo heute den Menschen unchristliche und unsittliche Gedanken entgegentreten, soll ihnen wieder der warme Hauch religiöser Lebens begegnen und sie zu sittlicher That fortreißen. Vor Alledem handelt es sich darum, daß die heranwachsende Generation eine gerechtere und freundlichere Stellung zu der Religion einnimmt. Dazu ist eine völlige Umgestaltung des Religionunterrichtes auf den höheren Lehranstalten zu erstreben. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist es ein Wunder, wenn überhaupt noch ein Abiturient einen Rest von Glauben sich bewahrt. Tüchtige Religionlehrer sind sehr selten; und doch wären nur die besten eben gerade gut genug. Wer die Jugend gewinnen will, muß ihr imponiren, Der besonders, dem ihre religiöse Bildung anvertraut ist. Die Fehler und Versäumnisse, die während der eigentlichen Bildungszeit begangen werden, können nie wieder eingeholt und gutgemacht werden. Wird hier wieder fester Boden gewonnen, so wird ein doppelter Gewinn erzielt werden: die religiöse Bildung wird sich allgemein heben und die begabtesten Schüler werden sich dem Studium der Theologie wieder zuwenden. Es wird unserem Volke dann auch nicht an solchen Schriftstellern fehlen, die aus warmem religiösen Leben heraus schöpferisch gestaltend wirken, und die Religion wird unserem Volke erhalten werden, — nicht durch äußere Machtmittel, sondern durch die sieghafte Ueberzeugung, daß die Wurzeln unserer Kraft in ihr ruhen.





## Ein Prozeß.

Einigen Tagen, wo sich die Italienerkurse auch ohne die schlechte Allgemein Stimmung abschwächen würden — denn in Rom ist die Kolonialdebatte zu unbefriedigend verlaufen —, dürfte ein arg verwickelter Prozeß interessieren, der Rententitres dieses Staates betrifft. Die Akten des äußerst merkwürdigen Streites sind mir durch eine dankenswerthe Gelegenheit zugänglich worden. Am fünften September 1891 zeigte die Genossenschaftsbank einem süddeutschen Bankhause an, daß sie von ihm ultimo September 1889 (!) ein Stück italienischer Rente à 20 000 Lire Kapital erhalten habe, das bei der Couponerneuerung als gefälscht erkannt worden sei. Ursprünglich waren es 10 Lire Rente gewesen, die Fälscher hatten daraus 1000 gemacht und auch den Text entsprechend verändert. Nach und nach folgten an die selbe Adresse nicht weniger als vier deraartige Reklamationen und erst bei Erneuerung der Titres war die häßliche Ueberraschung zu Tage getreten. Nach weitläufiger Durchsicht der Bücher und Vergleichen der Nummern konnte man ersehen, daß an jenem Ultimo September 1889 zehn Stück italienischer Rente à 20 000 Lire von der Internationalen Bank in Berlin bezogen worden und daß unter diesen 200 000 Lire die Hälfte gefälscht war. Die Firma Breesst & Gelpcke als Rechtsnachfolgerin der Internationalen Bank wollte keinen Ersatz leisten und so wurde denn der weite, sehr weite Klageweg beschritten.

Als Lieferantin wurde jene süddeutsche Firma von der Genossenschaftsbank eingeklagt. Diese hatte wieder den Vorbesitzer vor Gericht citirt, dieser wieder den seinigen, bis endlich die Internationale Bank bezw. Breesst & Gelpcke übrig blieben. Hier wurde kein Vorbesitzer angegeben; wahrscheinlich war also die Adresse, die hinter der Internationalen stand — denn irgend woher müssen doch die Stücke gekommen sein — inzwischen zweifelhaft geworden; die Vermuthungen sprachen von London. Um den Rattenkönig von Prozeßes auch nur einigermaßen anzudeuten, genügt es, zu erzählen, daß allein über das eine gefälschte Stück von 20 000 Lire drei Klagen in Berlin anhängig gemacht wurden, drei in Frankfurt, eine in Mailand; alle diese Klagen richteten sich schließlich gegen Breesst & Gelpcke. Zunächst spielte sich eine der berliner Streitfachen zwischen der mit hereingezogenen Banca Generale in Mailand und Markus & Volkmar ab. Nach langen Beweisaufnahmen, die wiederum klageweise auf die Rechtsnachfolgerin der Internationalen Bank zurückgeführt wurden, erscheint aber ein findiger berliner Anwalt auf dem Plane und verlangt, daß die ausländische Klägerin für jeden Beklagten, der noch einbezogen werde, 5 Prozent des Streitobjectes, gleich 680 Mark, bei Gericht hinterlege. Das wären bei sieben Parteien schon über 4 700 Mark gewesen, bei einem Papier zum Werth von ca. 13 000 Mark. Das Gericht lehnte diesen Antrag ab. Inzwischen nahte das Ende des Jahres 1892. Im folgenden Jahre zog dann die Banca Generale ihre Klage zurück, — aus Angst vor den Kosten.

In Berlin hatte man aber zu früh triumphirt, denn im Februar 1894 verklagte die selbe Bank Markus & Volkmar in Mailand. Dort hätte das Verkaufsgeschäft stattgefunden, — dort sei also auch der Ort der Erfüllung. Die berliner Beklagte geht nothgedrungen darauf ein, da keine bedeutende Firma sich doch im Auslande einer Beschlagnahme ihrer Guthaben aussetzen kann, wenn

sie überhaupt in einem fremden Lande Geschäfte machen will. Also der ganze berliner Prozeß mit seinen sieben Verschlingungen wird jetzt in Mailand von Neuem aufgerollt. Man zählt bereits das Jahr 1895 und die Verhandlungen dauerten noch fort. Inzwischen hatte die italienische Regierung das Stück ebenfalls für gefälscht erklärt. Die erste Instanz verurtheilte schließlich die Internationale Bank bezw. Breesst & Gelpcke zum Umtausch. Nunmehr erfolgte die Berufung und auf den betreffenden Einwand hin erklärte sich das höhere Gericht in der Frage, wohin die Klage überhaupt gehöre, für inkompetent. Die Banca Generale geht an den Kassationhof nach Turin und dessen Entscheidung steht noch aus. Wie stellen sich aber bisher die Kosten? Zwei Instanzen in Italien: 1600 Lire = 1300 Mark. Diese Summe für jede der neun Parteien macht zusammen 11700 Mark über ein Papier von 20000 Lire, das zu dem damaligen Kurse von 80 Prozent 12800 Mark werth war. Die Kassationkosten fehlen da noch.

Eine Klage der Dresdener Bank gegen die gleiche berliner Firma hat sechs Rücklagen zur Folge gehabt. Berlin wurde als Ort der Erfüllung angesehen. Nunmehr werden die Unterschiede in den technischen Gutachten betont. Die Verwaltung der öffentlichen Schuld in Rom hatte die Umfärbung des braunen Randes in blau konstatiert (die Farbe der größeren Stücke); berliner Chemiker und die Reichsdruckerei hatten anders ausgesagt. Dieser Prozeß währte „nur“ vom sechszwanzigsten November 1891 bis zum neunzehnten Oktober 1895 und nach den verschiedenen Instanzen ließ die Beklagte das Urtheil über sich ergehen.

Ein dritter Prozeß spielt in Frankfurt. Dort verurtheilte eine endgiltige Entscheidung die Internationale Bank bezw. deren Rechtsnachfolgerin in den Umtausch der Titres sowie in die Kosten. Dieses Urtheil wurde rechtskräftig, aber die anderen Klagen läßt man dabei ruhig weitergehen.

Eine vierte Verhandlung war ebenfalls wieder in Frankfurt anhängig gemacht; hier war besonders das Gutachten einer lithographischen Anstalt interessant, deren Inhaber die großartige Kunst der Fälschung gar nicht genug bewundern konnte. Das Urtheil wurde bis zur Verhandlung einer parallelen Sache aufgeschoben.

Ein fünfter Prozeß spielte in Straßburg. Die Klage mußte aber zurückgezogen werden, weil der Kläger gestorben war. Jetzt haben die Erben von Neuem das Gericht angerufen und die Verhandlung wird wahrscheinlich nach Frankfurt kommen. Dies ist übrigens der einzige Fall, wo Breesst & Gelpcke wenigstens einen Vergleich vorgeschlagen haben, und zwar zum Umtausch gegen ein echtes Stück, wenn der andere Theil seine Kosten selbst tragen und auf die Zinsen verzichten wolle (circa fünf Prozent für vier Jahre, also circa zwanzig Prozent).

Es erscheint nun räthselhaft, weshalb Breesst & Gelpcke nach zwei so klaren Entscheidungen noch die zahlreichen anderen Klagen abwarten und in deren Verhandlungen eintreten; der Endausgang steht doch unwiderrüßlich fest. Lebten wir noch in der guten alten Zeit, so würde man sagen: die Internationale Bank habe bei ihrer Liquidation eine stattliche Summe für unvorhergesehene Fälle ausgelegt und die betreffenden Advokaten wollen dieses Geld klein machen. Aber heute ist doch an einen derartigen Beweggrund schlechterdings nicht zu denken; woher also diese Halsstarrigkeit? Es ist interessant, zu beobachten, was die Anwälte der Beklagten an Einwänden vorzubringen verstehen. Danach sei das Verschulden von der italienischen Regierung ausgegangen, diese sei für ihre

Beamten haſtbar, es ſtehe aber ganz feſt, daß Beamte der Schaßämter an dem ganzen Fälfchungskomplot theilhaftig geweſen ſeien. Eine Vertragserfüllung ſeitens der berliner Firma habe alſo erſt einzutreten, wenn die italieniſche Regierung erfolglos verklagt worden ſei. Ferner: die italieniſche Rente ſei ſchon ihren Zahlſtellen nach ein internationales Werthpapier; falls alſo eine Ziffer künftlich im Text erhöht worden ſei, ſo geſchehe Dies auf Koſten des Ausſtellers, eben des Staates, da die Faſſung der Titres den Betrug erleichtere; die Rückſeite ſei echt, nur der Vordertheil ſei in einigen Punkten gefälfcht, nur aus Dieci (10) ſei Mille (1000) gemacht worden. Wenn die Beklagten zum Umtauſch verurtheilt würden, müßten ſie wenigſtens das Faſſifikat zurückerhalten, das doch ein anerkanntes Kapital von 200 Lire wirklich repräſentire. Jenes Stück ſei aber in Rom konfiſkirt worden, es fehle alſo das eigentliche Objekt des Umtauſches. Weiter: ein Verſchulden des Lieferanten liege nicht vor, wenn das Stück lediglich „mangelhaft“ ſei. Endlich ſei die ganze Tranſaktion ein Plaßgeſchäft geweſen, alſo nach § 349 des Handelsgeſetzbuches bereits verjährt.

Allen dieſen Gründen kann man etwas Blendendes gewiß nicht abſprechen: aber für die Beſitzer der Stücke bedeuten ſie nichts. Die furchtbare Lehre des hier vorliegenden Falles läßt ſich in eine einzige Frage zuſammenfaſſen: Was wird aus einem mittleren Kapitaliſten, der ſich ſeine ganze Erſparniß in einem italieniſchen Rententitre von 20000 Lire Kapital angelegt hat, falls nachträglich die Fälfchung entdeckt wird? Das Stück iſt ihm genommen, er muß Jahre lang prozeſſiren, vorausgeſetzt, daß er die Mittel und den Muth zu den, wie wir geſehen haben, ſehr hohen Koſten hat. Hier iſt der Punkt, wo das bloße Recht einer weit höheren Ertrügung Plaß zu machen hätte und wo der Staat ſich ſeiner Pflicht bewußt werden müßte, das ihm vertrauende Publikum zu ſchützen. Hier ſehen wir die ausgebehnteſte Benutzung aller gerichtlichen Handhaben; Drt ſie benutzt, kann große Summen branwenden, die Gegenpartei hat zufällig ein eben ſo großes Portemonnaie; wenn aber nur der Beklagte groß, der Kläger dagegen klein wäre? In dieſem Augenblick iſt das Ende jener Prozeſſe noch gar nicht abzusehen, während der ſchließliche Ausgang zu Ungunſten der Beklagten einem Juristen ſo wenig zweifelhaft erſcheint, wie den zwei Gerichten, die bereits auf Umtauſch und Koſtenerſatz erkannt haben. Vielleicht glauben Breeſt & Gelpde immer noch, daß die klagenden Firmen der Sache überdrüſſig werden. Aber welcher Vermögende wird müde, wenn es ſich darum handelt, 20000 Lire zurückzuerhalten?

Die italieniſche Regierung ſelbſt hat zur Beilegung dieſer unerquicklichen Sache noch keinen Finger gerührt. Sie verliert ihren Uebermuth nicht, da ſie den heimlichen Rentenmarkt ſtark ſieht, und zeigt Dies ja unter Anderem auch bei der verzögerten Ausgabe der neuen vierprozentigen Titres. Bekanntlich wurde der Couponabzug von 13 $\frac{1}{3}$  auf 20 Prozent erhöht, ſo daß die Zinſen ſtatt fünf nur noch vier Prozent in Gold betragen. Die alten Stücke haben keine formelle Zufaße gegen weitere Abzüge; in den neuen vierprozentigen dagegen verzichtet der Staat ausdrücklich auf jede weitere Steuerbelaftung. Die deutſchen Beſitzer haben das größte Intereſſe daran, dieſe vierprozentigen Papiere zu nehmen, aber die italieniſche Regierung zögert auffallender Weiſe damit, die neuen Titres an den ausländiſchen Börfen offiziell notiren zu laſſen. Sollte ſie am Ende gar ihre bündige Verſicherung bereits wieder bedauern?

Pluto.

## Elise Sanke.

Ein Student, der bei schlechten Büchern und schlechteren Zeitungen aufgewachsen ist, trifft in einem Nachtkaffeehause eine Prostituirte. Er ist, unter dem lockenden — oder, gebildeter ausgedrückt: suggestiven — Druck der Geheimnißthuerei, die in unserer sittigen Gesellschaft das ganze Gebiet des Geschlechterverkehrs beherrscht, längst zum Konsumenten der Prostitution geworden und hat sich schon früh gewöhnt, seinem Sinnentrieb bei Dirnen die Sättigung zu suchen. Warum? Weil es bequem ist, weil man die Kosten im Voraus berechnen kann und lästige Verpflichtungen nicht zu befürchten sind. Er weiß, an welchen Börsen wohlfeile Waare stets zu erhandeln ist, und lenkt von der Kneipe gern die Schritte dorthin. Wer „das wahrhaft weltstädtische Treiben“, das auf Reklamezetteln verheißen wird, kennen lernen und des gewaltigen Nachtlebens froh werden will, das der wackere Oberbürgermeister Zelle in berechtigtem Stolz der Reichshauptstadt nachrühmt, mag ihn folgen. Da sitzen, an fleckigen Marmortischen, deren Fußvergoldung vom Tritt schmutziger Stiefel gelitten hat, geschminkte Weiber in buntem Anzug, mit wippendem Federhut. Kleid und Mantel sind aus dem billigen Laden, der an Prostituirte mit hohem Preiszuschlag auf Abzahlung verkauft; Perlenbesatz und Federchenpuß. Der Hut, der haar bezahlt werden muß, ist gewöhnlich das Prachtstück. Das Gesicht ist mit Kältemilch kalkweiß getüncht, Backen, Ohren und Kinn hat die Hasenpfote geröthet, die Lippen strogen in fettem Karminglanz, um die Augen hat der schwarze Schminkeftift dicke Ränder gezeichnet. Wenn der lange Raupenhandschuh ausgezogen wird, zeigt sich unter den klimpernden Armbändern, an denen allerlei „Souvenirs“ hängen, eine harte, rissige, ungepflegte Hand mit schlechten Nägeln, eine Hand, die daran denken läßt, daß diese Weiber, ehe sie sich an den Besitzenden und Gebildeten rieben und Etwas vom Firniß der Oberschicht annahmen, in Höhlen hausten und, als Dienstmädchen, Näherinnen, Büglerinnen oder Fabrikarbeiterinnen, mühsam des Lebens Nothdurft gewannen. Eines Tages wurde ihnen dieses Dasein zu langweilig; ein Arbeitgenosse, ein Mann oder sogar ein Herr, führte sie aus und verführte sie nach dem Ausgang. Schwangerschaft, Arbeitslosigkeit, Gewöhnung an trübes Dämmern: Prostitution. Jetzt sind sie fein, wohnen möblirt, schlafen bis Mittag, machen dann eine Streife und verbringen die Nächte zwischen der Wohnung — oder dem Absteigequartier — und dem Kaffeehause. Da sitzen sie, trinken das Theuerste und harren des Herrn, der ihre Zecher bezahlen und sie geleiten wird; der Zahlkellner kennt seine Kundinnen, die ihm in stillen Stunden auch wohl gefällig sind, und giebt, wenns einmal nöthig ist, gern bis morgen Kredit. Grüße und Joten flattern von einem

zum anderen Tisch, heisere Stimmen necken hinüber, herüber und die Konsumenten können in gemächlicher Muße wählen. Unser Student hat Geschmack: er wählt ein achtzehnjähriges schlankes Mädchen und die also Beglückte verläßt an seiner Seite stolz das Lokal. Der Nachtwächter sieht das Paar vorüberflehndern und denkt bei sich: Das Mädchel versteht's; so früh findet die rothe Marie von drüben nie Einen; die Elise hat Glück.

Sie hat wirklich Glück. Der Student bleibt an ihr kleben. Zwar: zahlen kann er nicht, denn das Geld ist ihm knapp; aber er ist doch ein Mensch, der ihr wärmende Theilnahme zeigt, mit ihr am hellen Tage über die Straße geht, sie mit seinen Freunden bekannt macht und dafür sorgt, daß sie von den Qualen der Polizeikontrolle erlöst wird. Zwei Menschen blicken jetzt wohlwollend und liebevoll auf das Dirnengewerbe: die Mama, die aus Lucians Hetärengesprächen zu stammen scheint und an Philinnas schlaue Mutter erinnert, und der gute Freund, der so sacht sich bei Seite schiebt, wenn ernsthafte Kunden klopfen. Das ist ein ganz neues, ein sehr angenehmes Gefühl, an dem das Mädchen sich eine Weile behaglich röstet. Bis jetzt hat jeder Mann sie wie ein festes Stück Vieh behandelt, das man streichelt oder auch brutalisirt; nun spielt ein wirklicher Herr den zart sinnigen Liebsten, nimmt Rücksicht und spricht sehr gebildet. Ein wirklicher Herr, ein Mediziner, der nächstens Doktor sein wird. Es klingt gut, wenn man den Besuchern beiläufig sagen kann: „Mein Bräutigam, der Doktor...“ Natürlich ist's mit dem Bräutigam nicht so ernst gemeint, an Heirathen denkt das Paar nicht, aber man richtet sich doch häuslich ein, macht sich in der Solmsstraße gemüthlich und findet, zwischen Jammer und Schmach, ein verruchtes Glück, wie es in Hintertreppenromanen steht. Der Student arbeitet bei der Liebsten, er lehrt sie bessere Sitte und läßt sich mitunter von ihr ein Taschengeld zusteden, ohne die Fünfmärkstücke mißtrauisch zu beschnüffeln; später, wenn er erst eine Praxis hat, wird er Alles zehnfach zurückerstatten, — und schließlich: wir sind doch keine Philister, sind über „so Etwas“ lange hinaus. Nach und nach aber komplizieren sich die Gefühle des Fräuleins Sante; mit der Praxis geht's nicht so rasch, wie man hoffte, und als sie endlich erlistet ist, zeigt der Herr Doktor sich als einen zähen Knauser. Jede Prostituirte verachtet den Mann, der sich mit ihrem Gewerbe gelassen abfindet, wohl gar daraus Vortheil zieht; sie braucht ihn, als Halt und Hort in einem verhexten Dasein, und möchte den Einzigen, der ihr nichts vorwerfen darf, um keinen Preis missen; aber sie sieht ihn über die Achsel an und schätzt den rüdesten Kunden höher als den allzu bequemen Lagergenossen, für den der Tisch erst gedeckt wird, wenn die Herrschaft abgesselt hat. Diese Regung spürt auch Elise und sie verschärft sich bei dem Gedanken, daß ihr Julius kein gemeiner Zuhälter ist, sondern ein Herr aus den höheren Ständen, der von ihr selbst immer ein

feineres Fühlen gefordert hat. Ist Das die gute Gesellschaft? Die Prostituirte hat kein Proletarierbewußtsein, ihr ist die bürgerliche Gesellschaft ein Gartenlaubenbegriff, — etwas sehr Anständiges, sehr Ehrbares, worauf ein armes Lustbirnchen nur in scheuer Andacht schielen darf. Und nun kann ein Herr aus dieser Gesellschaft sich so erniedern! In manchem Gespräch mag Elise der Mama ihre Enttäuschung ausgestöhnt haben. Die Mutter wird dann wohl gesprochen haben wie Philinnas Erzeugerin: Vergiß nie, mein Kind, daß die Liebhaber Verachtung nicht ertragen, von Zornausbrüchen aber wonnig gekitzelt werden; zeige Deinem Julius ja keine Verachtung, aber tobe Dich nach Herzenslust an ihm aus. Wischen lauscht dem mütterlichen Rath und das Solmsstrafenglück tritt in das Zeichen der Schläge.

Auf den Doktor wirkt diese Wandlung wie getrüffeltes Speise auf den ermüdeten Gaumen. Er ist in das Verhältniß hineingekommen, er weiß selbst nicht mehr, wie. Ein sinnlicher Bengel, der auf der Schulbank schon von der Alma Venus träumte, der Wonne der Götter und Menschen, und den keine strenge Zucht in gesunde und reinliche Sitte zwang. Von dem Sexualgeheimniß wird in guten Bürgerhäusern niemals der Schleier gelüftet; die Kinder wachsen in den Vorstellungen der Klapperstorchphysiologie heran, erhaschen aus Zeitungen nur oder aus dem Geflüster der Klassenkammeraden manchmal einen Lichtschein und werden, wenn die brennende Gier nach dem Inhalt des sorglich gehütteten Mysteriums sie in eine Treibhaushitze gejagt hat, auf die Straße oder ins Ehebett entlassen. Schopenhauer kicherte boshaft über diesen Zustand und meinte: „Das aber ist das Pitante und der Spaß der Welt, daß die Hauptangelegenheit aller Menschen heimlich betrieben und ostensibel möglichst ignoriert wird.“ Der Arzt und der Soziologe wird die Folgen solcher Erziehung vielleicht weniger komisch finden. Unseren Julius hatte sie in den Bereich geschleucht, wo er die lange verhaltene Lust nach Belieben und Raune sättigen konnte. Und als er ein nettes, noch junges Mädchen gefunden hatte, daß keine Ansprüche machte und ihm Etwas wie ein Heim bot, da rollte er sich behaglich zusammen und fühlte sich im Dunstkreis seiner hysterischen Dirne so wohl wie ein schnurrendes Kätzchen am Feuer. Heraus aus dem Einerlei! Sich gehen lassen können! Ein Herr sein, dessen höhere Art man bestaunt! Alle schlechten Romane klingen bei dem Gedanken nach, daß man der begünstigte Liebhaber eines Weibes ist, dessen Besitz die Anderen bezahlen müssen. Die Anderen? Die Dummen! Herr Julius sagt sich, er dürfe nie von seiner Höhe heruntersteigen, es nie wie die Andern machen, wenn er sein schwüles Glück nicht gefährden wolle. Und er ist wirklich beinahe glücklich. Er gestattet sich da oder dort ein flüchtiges Verhältniß und spart dann auch die kleinen Geschenke nicht; aber Elise ist doch stets das Dauernde — und das Billige — und zu ihr kehrt er gern immer wieder

zurück. Auf die Länge wird Das freilich ein Wischen eintönig; Familien-sitten entstehen, man führt ernsthafte, nüchterne Gespräche, Mama erzählt von Marktpreisen und Haushaltsorgen und der Herr Doktor wird nicht mehr ganz so ehrerbietig wie früher behandelt. Er hatte starke Sensationen erhofft, aufstüttelnde Erregungen, ein buntes, irreguläres Zigeunerleben, — und findet nun eine fast bürgerlich wohlstandige Regelmäßigkeit. Ist Das der zischelnd gepriesene Reiz des Dirnenbafens? Der Doktor stellt die Frage ungefähr um die selbe Zeit, wo Elise seufzt: Ist Das die gute Gesellschaft? Beide sind enttäuscht; sie, weil sie mehr Würde erwartet hatte und den Abstand zwischen sich selbst und dem feinen Duhlen täglich verringert sieht; er, weil es ihm in der Prostituirtenhäuslichkeit gar zu korrekt zugeht und von Wildgeruch in dem Panthertafig nichts zu ermitteln ist. Beide sehnen sich nach Abwechslung und sind froh, als sie merken, wie das Kratzen und Beißen die Kuffe wollüstig wärzt. Elise tobt ihre Verachtung aus und Julius grinst brünstig, da Nägel, Messer und Zähne ihm endlich die ersehnten irregulären Bonnen bescheeren.

Er hat, als Mediziner, natürlich Krafft-Ebing gelesen. Psychopathia Sexualis: ein lockender Titel; wer doch auch ein interessanter Fall werden könnte! Sehr viele bedeutende Menschen haben im geschlechtlichen Verkehr perverse Triebe gezeigt, — und man mag nicht zu den Heerdentrabern gerechnet werden. Da ist Rousseau, der sich so gern von der Hand des Fräuleins Lambertier züchtigen ließ und in seinen Bekenntnissen offen aussprach: *Etre aux genoux d'une maitresse impérieuse, obéir à ses ordres, avoir des pardons à lui demander, étaient pour moi de très-douces jouissances.* Da ist Baudelaire, der Ahnherr der decadenten Lyrik, der Riesinnen und Zwerginnen liebte und danach lechzte, nackte Frauensüße zu küssen. Da ist . . . doch die Liste ist unerschöpflich. Wer auf sich hält, wer als ein „differenzirtes“ Wesen gelten will, Der muß heutzutage mindestens Sadist oder Masochist sein. Die Spuren des Marquis de Sade schrecken und könnten leicht ins Zuchthaus führen. Aber Masochist: Das ist, wie Taxil gelehrt hat, höchst modern und fast ganz gefahrlos. Und Krafft-Ebing giebt eine so anschauliche Erklärung des Vorganges; man höre und staune: „Es findet gewissermaßen eine Ueberkompensation des physischen Schmerzes durch die psychische Lust statt und nur die Differenz bleibt als restliche psychische Lust im Bewußtsein. Diese erfährt überdies einen Zuwachs, indem, sei es durch reflektorisch spinalen Einfluß, sei es durch eigenartige Betonung der sensiblen Eindrücke im Sensorium, eine Art Halluzination körperlicher Wollust entsteht, mit ganz vager Lokalisation der hinaus projizierten Empfindung.“ Allerliebst, nicht wahr? Und als unser Doktor weiterliest und vernimmt, daß diese Erscheinung an heulende Derwische, Fakire, religiöse Flagellanten erinnert, da hat er sich selbst gefunden und als Masochisten erkannt. Der